
COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
1002692597

Aeltere Geschichte

des

Herzogthums Bremen

von

F. W. Wiedemann.

Stade 1864.

Verlag der A. Pockwitz'schen Buchhandlung.

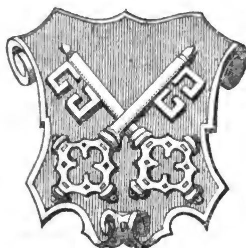
Geschichte

des

Herzogthums Bremen

von

F. W. Wiedemann.



(Erster Band: Aeltere Geschichte.)

Stade 1864.

Verlag der A. Pockwitz'schen Buchhandlung.

Vorwort.

Die Grundlage der folgenden Darstellung ist das Stader Archiv. Es enthält die Kanzlei des bremischen Erzbischofs und Domkapitels in großer Vollständigkeit. Diese Schriftsammlung war ganz in Vergessenheit gerathen und konnte bei der großen Vorsicht und Aengstlichkeit, womit früher die Regierungen alte Archive verschlossen, nicht leicht an das Licht gezogen werden. Man meinte, das Archiv sei durch den Untergang eines damit befrachteten Schiffes auf der Fahrt nach Schweden verloren gegangen; Andere vermutheten es noch in Stockholm. Unsere neueren Geschichtschreiber, Pratje, Schlichthorst u. A., wußten nichts von dem Dasein dieses Archivs, obgleich sie selbst in der Stadt lebten, wo es sich befand. Es ist sonderbar, daß selbst der Landdrost von Wersabe, welcher durch mehre gründliche Werke seinen Eifer für die vaterländische Geschichte bekundete, es nicht entdeckt hat. Er hatte als erster Beamter der betreffenden Behörde die Schlüssel dazu in Händen, er brauchte von seinem Arbeitszimmer nur durch einige Säle zu gehen, um es zu treffen, aber er hat die Schränke nie geöffnet.

Als der Archivar Lappenberg in Hamburg das Urkundenbuch dieser Stadt herausgeben wollte, lag ihm viel daran, das erzbischöfliche Archiv wieder aufzufinden. Seine Bemühungen in Bremen, Hamburg und Hannover waren vergeblich, eben so vergeblich seine zu diesem Zweck unternommenen Reisen nach Kopenhagen und Stockholm. Er fand nichts. Durch eine zufällige Nachricht aus Hannover aufmerksam gemacht, begab er sich zuletzt nach Stade, erlangte die Erlaubniß der Nachforschung und fand,

was er suchte, wohlbehalten und gut geordnet, trocken und sicher aufbewahrt.

Es ist dabei nur eines zu bedauern. Schon in älterer Zeit ist eine namhafte Anzahl von Urkunden in das Königliche Archiv zu Hannover geschickt worden, ich weiß nicht, zu welchem Zweck. Es ist zwar an sich ziemlich gleichgültig, ob diese Sachen in Stade oder Hannover liegen, aber es ist für den Geschichtsforscher sehr unangenehm, denn durch jene Aussonderung, welche ohne einen leitenden Grundsatz ausgeführt ist, sind manche Schriftfolgen unterbrochen und zerstückelt. Es wäre sehr wünschenswerth, daß der frühere Zustand wieder hergestellt würde, denn es wird voraussichtlich die Beschäftigung mit der Geschichte der Provinz hier immer fortdauern, während in der Stadt Hannover sehr selten Jemand sich damit befassen wird.

Das Stader Archiv ist die werthvollste und ergiebigste Quelle für die Geschichte unserer Provinz. Auch dies Buch würde nicht geschrieben sein, wenn das Archiv nicht entdeckt wäre. Es giebt schon viele Schriften über die Geschichte unseres Landes, zum Theil bändereiche Werke. Wenn sie ungenügend sind, so liegt der Grund davon nicht in einem Mangel an Fleiß oder Sorgfalt von Seiten der Verfasser. Sie haben gegeben, was sie hatten. Aber sie besaßen nicht die Hülfsmittel unserer Zeit. Ihnen fehlten für die allgemeine Geschichte die großen Werke von Pertz, de Smet u. A. und für die besondere unserer Provinz das obige Archiv.

Es wäre wohl ohne Schwierigkeit die Erlaubniß der Regierung zu erlangen gewesen, einige Urkunden des Stader Archivs abdrucken zu lassen, aber ich habe mich nicht dazu entschließen können. Es ist in dieser Beziehung schon mehr als nöthig geschehen. Unsere geschichtlichen Sammelwerke haben deren unzählige gebracht. Man hat Alles drucken lassen, was alt war, Wichtiges und Ueberflüssiges bunt durch einander. Das ist nicht gut, die äußerste Beschränkung sollte hier Grundsatz sein. Denn die gelehrte Gründlichkeit und mikrologische Pedanterie schreckt ab

und verleidet auch Wohlgesinnten die Lust an der vaterländischen Geschichte.

Ein wichtiges Hülfsmittel hat allen früheren Geschichtsschreibern und auch mir gefehlt. Es sind die Urkunden des päpstlichen Archivs in Rom. Dies wird mit so großer Sorgfalt fremder Forschung entzogen, daß der Zugang nur in äußerst seltenen Fällen und nur durch einflußreiche diplomatische Verwendung einzelnen Gelehrten gestattet worden ist. Und selbst dann unter erschwerenden Bedingungen und lästiger Aufsicht. Mir haben alle Mittel dazu gefehlt. Die dortigen Urkunden werden freilich wenig neue Thatsachen bringen können, aber sie würden manches begründen und ergänzen. Da liegen, wie nicht zu zweifeln, die Privatbriefe der ersten Bischöfe, des Willehad, Ansgar und der übrigen; da liegen die vertraulichen Berichte der Legaten, welche der Papst schon früh nach Norddeutschland sandte. Dies soll nicht unerwähnt bleiben, denn es mögen einmal andere Zeiten kommen, wo größere Freiheit in Rom gewährt sein könnte und auch einzelne Geschichtsforscher die dortigen archivarischen Schätze zu benutzen im Stande sind. Mögen unseren Nachfolgern in dieser Beziehung günstigere Sterne leuchten!

Dies Werk ist auf drei Bände angelegt. Der zweite Theil wird die Periode von 1511 bis 1648 umfassen, der dritte die neuere Zeit.

Zum Schluß kann ich nicht umhin, der Königlichen Landdrostei in Stade öffentlich meinen tiefsten Dank für die große Artigkeit und freundliche Gunst auszusprechen, welche ich von ihr bei der Benutzung ihres Archivs in jeder Beziehung erfahren habe. Auf gleiche Weise würde ich die Pflicht der Erkenntlichkeit zu verletzen glauben, wenn ich nicht Allen dankte, welche mich bei meinen Bemühungen zur Herausgabe des vorliegenden Werks unterstützt haben, namentlich den Verwaltungen der Bibliotheken zu Oldenburg und Hamburg, welche mit der größten Bereitwilligkeit mir alle Hülfsmittel zu Gebote stellten, die ihre reichen Büchersammlungen enthielten.

Erstes Hauptstück.

1. Die Zeit vor dem Christenthum.

Die erste Kunde von dem Zustande unsers Landes haben wir durch römische Schriftsteller erhalten. Sie nennen als Bewohner desselben die Chauken. Es bleibt ungewiß, welchen Theil dieses Volksstammes die Eingesessenen unserer Provinz ausmachten. Sie werden als angesehen geschildert, tapfer und verläßlich, den Eroberungen und Raubzügen abgeneigt, aber im Stande gegen etwaige Feinde ein zahlreiches Heer aufzustellen. Der Kaiser Tiberius, welcher mit einer Flotte in der Nordsee erschien, brachte sie vorübergehend in ein gewisses Abhängigkeitsverhältniß und zwang sie, Bundesgenossen der Römer gegen die Cherusker zu werden. Wie ungern sie es waren, zeigten sie dadurch, daß sie in der Schlacht bei Idistavisus den Arminius, den Cheruskerfürsten, entwischen ließen. — Von den Küstenbewohnern unseres Landes ist eine kurze Nachricht überliefert, welche den kläglichen Zustand und die Armseligkeit ihres Daseins schildert. „Man wisse nicht, ob dies Land Erde oder Meer zu nennen sei, das arme Volk der Chauken wohne auf selbstgebauten Hügeln in Hütten, welche jede Fluth zu Inseln mache, Schiffbrüchigen vergleichbar. Sie hätten weder Vieh noch Milch, weder Wild noch Gebüsch, und lebten von Fischen, welche sie mit Schilfnetzen dem rücklaufenden Wasser abgewönnen. Ihr Getränk sei Regenwasser, ihre Feuerung eine getrocknete Erde. Dennoch meine dies Volk in Knechtschaft zu gerathen, wenn es den Römern unterthan werde.“ Diese Nachricht hat eine besondere Bedeutung, weil der Schriftsteller nicht von Hörensagen, sondern aus persönlicher Anschauung redet, da er mit der Flotte des Tiberius weit in die Elbe hinauf kam.

Später verschwindet der Name der Chauken und geht in den der Sachsen über. Sie beunruhigen mit ihren Schiffen die Küsten der Nordsee und machen feindliche Einfälle in Belgien, Frankreich und England.

Das ist Alles, was wir an unmittelbarer Kunde über die älteste Zeit unsers Landes wissen.

Wir sind aber im Stande, durch spätere Nachrichten und natürliche Rückschlüsse diese Kunde zu ergänzen und zu berichtigen; wir können uns ein Bild des Landes vorstellen, wie es zuerst in die geschichtliche Zeit eintrat.

Das Hochland, welches die Mitte der Provinz einnimmt, war damals, wie jetzt, schwach bevölkert und ohne Städte. Die Dörfer waren klein, einzelne Gehöfte weit umher gestreut in der Heide, die Waldungen schwerlich größer als sie jetzt sind. Aber die stehenden Gewässer, die Sümpfe und bruchigen Weiden waren umfassender, denn das Moor hat sich in den Niederungen erst allmählig ausgebreitet und sie verschlungen. Dies geht aus den zahlreichen Ueberbleibseln hervor, welche unter dem Moore gefunden werden. Wir meinen damit nicht die Reste von Schiffen und häuslichen Geräthschaften, welche man zuweilen antrifft — sie können versunken sein, wie jeder schwere Körper nach und nach im Moore untersinkt, bis er auf den Sandgrund kommt — aber man hat Brücken entdeckt, welche vom Moor überwuchert sind, Grundlagen von Wohnungen und Wagengleise unter mannshohen Torfschichten. Wir finden in den Urkunden einzelne Nachrichten, daß Ortschaften, besonders am und im Teufelsmoor, zu Roggenzehnten und ähnlichen Leistungen verpflichtet werden, Ortschaften, welche seit langen Jahrhunderten weder pflügen noch säen konnten, sondern nur von Torfstich, Graswuchs und Viehzucht leben.

Damals hatte noch keine Einwanderung fremder Volksstämme stattgefunden. Die Sprachforschung lehrt, daß die Provinz von einer gleichartigen Bevölkerung bewohnt war; die Friesen und Flamländer, welche nachher einen namhaften Theil des Landes einnehmen, waren noch nicht gekommen. Man hatte die Marschen nicht eingedeicht, wie aus der obigen wichtigen Nachricht des Plinius hervorgeht, aber sie erstreckten sich viel weiter in's Meer als jetzt. Sie nahmen mehr als den doppelten Theil des heutigen Umfanges ein, zu einer Zeit, wo es noch keine Deiche gab und man noch keine brauchte. Auf den Untiefen der Elbe und Weser,

welche sich Meilen weit in's Meer erstrecken, findet man noch jetzt große Flächen Marschland, welche eine mehr oder weniger dicke Lage Sand über sich haben. Nach großen Stürmen werden solche Strecken zur Ebbezeit Wochen lang sichtbar, bis ein neuer Orkan sie mit Dünensand bedeckt. Man hat in der Zeit ihres Bloßliegens Fundamente von Häusern auf ihnen gefunden und Brunnen von Torfsoden aufgemauert, sichere Merkmale einstiger Bebauung. Es ist die unbezweifelte Aussage von Schiffern, Muschelfängern und Fischern, welche noch immer bestätigt wird. Was wir jetzt an Marschland haben, sind die kostbaren mit Mühe geretteten Trümmer einer großen Verwüstung. Die weiten Flächen sind in die Tiefe gesunken; das Meer bemächtigte sich ihrer, weil sie nicht geschützt wurden. Einige glauben, es sei geschehen, als der Canal zwischen England und Frankreich sich bildete oder so sehr erweiterte, daß die Fluthen des Atlantischen Oceans mit einem Ungestüm in die Nordsee brechen konnten, welcher alles Entgegenstehende vernichtete. Die alte weit verbreitete Sage an den Küsten der genannten Reiche, daß England in einer Zeit, wo es schon bewohnt war, mit dem Festlande zusammenhing, mag nicht ohne Grund sein.

Es ist wahrscheinlich und natürlich, daß die Bewohner des bremischen Hochlandes ihren Ueberschuß an Bevölkerung allmählig zur Bebauung des Marschlandes abgaben, bis eine Einwanderung im Großen stattfand, von welcher wir später reden werden.

Ueber die Lebensart und Sitten der Einwohner Deutschlands geben uns die römischen Schriftsteller, besonders Tacitus, ziemlich umfassende Nachrichten. Wir sind jedoch nicht im Stande, die Treue und Wahrheit des Bildes zu beurtheilen, welches sie uns hinterlassen haben. Daß sie das Leben und Wesen Anderer sehr einseitig und oberflächlich auffassen konnten, lehren uns ihre von Unrichtigkeiten wimmelnden Schilderungen fremder Völker, z. B. der Juden in Palästina, deren Eigenthümlichkeiten wir weit genauer kennen. Aber wir haben kein Mittel, die Darstellung der römischen Schriftsteller zu ergänzen und zu verbessern. Was sie sagen, müssen wir einfach annehmen, so zweifelhaft es uns auch scheint. Wie viel von ihren Erzählungen auf unsere Gegend, als den äußersten Norden des Landes, zutrifft, wissen wir noch viel weniger. Deshalb wiederholen wir sie nicht, denn wir müßten fürchten, ein Bild zu zeichnen, dem die örtliche Grundlage des Daseins fehlt.

Die Schilderungen der Römer über deutsches Land und Leute umfassen nur einen sehr kleinen Zeitraum. Nach diesem hellen aber vielleicht trügerischen Lichtblick versinkt wieder alles in Dunkelheit. Während eines Zeitraums von beinahe 700 Jahren fehlt uns jegliche Nachricht von dem Zustande unseres Vaterlandes. Sind die Dinge sich gleich geblieben, haben Entwicklungen stattgefunden, sind Rückschritte gemacht — wir wissen es nicht. Erst mit dem Beginn der fränkischen Herrschaft und mit dem Auftreten des Christenthums fängt das geschichtliche Dunkel an sich aufzuhellen.

Jene Zeiten und Menschen sind nun lange dahin. Sie haben, wie alle Todten, nichts hinterlassen, als ihre Asche und ihren Kirchhof. Beide finden wir in den zahlreichen Hünenbetten, welche in der Heide zerstreut liegen. Sie reden nicht, sonst würden sie uns eine Geschichte erzählen, von der die geschriebene Historie nichts weiß. Die letzten Zeugen des Heidenthums. Aber auch ihre Stunden sind gezählt. Immer emsiger arbeitet der Pflug, immer weiter breiten sich die grünen Saatfelder aus und die Heide verschwindet und die Grabhügel werden geebnet. Wir sehen sie noch bei Hunderten, aber es wird eine Zeit kommen, wo auch die letzten verschwunden sind, eine Zeit, die näher liegt, als viele glauben.

2. Karl der Große.

Als das Zeitalter Karls d. Gr. begann, gehörten die Bewohner unserer Provinz dem Sachsenbunde an, einem Völkervereine, deren es damals mehre in Deutschland gab. Der Bund hatte kein Oberhaupt und kein System der Verfassung; es war ein sehr loses Band, welches die einzelnen Stämme umschloß und nur in Zeiten gemeinsamer Gefahr straffer angezogen wurde. Abgeordnete traten dann zusammen, beriethen die Kriegsangelegenheiten und wählten den obersten Anführer. Einen anderen Zweck scheint dieser Bund nicht gehabt zu haben.

Die Sachsen liebten den Krieg nicht. Es war ein wohlhabendes ruhiges Volk, behaglich und zufrieden in seinen Besitzungen. Bei aller inneren Tüchtigkeit und gesundem Volksleben zeigten sie nie die geringste Lust, ihre Nachbaren zu unterdrücken. Sie wollten in Ruhe bleiben und Alle in Ruhe lassen. Einen Alleinherrscher duldeten sie nicht, und die Aufregungen einer republikanischen Regierung waren ihnen gründlich zuwider. Jeder sollte in Frieden wohnen und das Werk des Friedens treiben.

Karl d. Gr. überzog sie mit Krieg. Er that es ohne irgend eine äußere Veranlassung. Warum dieses Volk bekriegen, welches Keinem etwas zu Leide that, welches den Nachbaren nie eine Ursache zur Klage gab? Diese Frage beantwortet sich durch die besondere Lage, in welcher der Kaiser sich befand.

Als er den Thron bestieg, ward er der Herrscher eines damals armen und immer unruhigen Volkes. Die Franken haben ihren Nationalcharacter bis zu dieser Stunde nicht verändert. Jetzt heißen sie Franzosen, aber sie sind dieselben geblieben. Sie wollten beschäftigt sein, sie liebten Aufregung, Krieg und Ruhm. Unfähig zur Selbstregierung, zwangen sie den Fürsten, die ganze Kraft des Reichs in seine alleinige Hand zu nehmen. Wie er sie gebrauchte, war gleichgültig, wenn er sich nur von Macht und Glanz umstrahlen ließ. Kein Volk war weniger geneigt, die eigene Regierung zu leiten. Sie mußten einen kräftigen Despoten an ihrer Spitze sehen, denn sie hatten und haben noch, wie ein Schriftsteller ihres eigenen Landes sich ausdrückt, „ein Heimweh nach der Tirannei.“

Karl d. Gr. hatte schwerlich Freude am Kriege. Seine ganze Natur war anders angelegt. Aber es war ein Herrscher, wie er in tausend Jahren kaum einmal erscheint. Er konnte Alles.

Bei seiner eigenen Sinnesart würde es ihn vollkommen befriedigt haben, wenn er sein Volk mit Segen regieren, die Hülfsquellen des Landes erschließen, Handel und Schifffahrt ausbreiten, Kunst und Wissenschaft befördern konnte. Aber er beherrschte ein Volk, welches damit nicht zufrieden war, und dieses Volkes wegen mußte er Krieg führen. Oft genug hatte es seine früheren Regenten buchstäblich dazu gezwungen.

Karl d. Gr. hat das Aeußerste versucht, die niederwerfende zerstörende Kraft seines Volkes — die negative Wirksamkeit, wie wir es nennen möchten, zu welcher es von der Vorsehung bestimmt scheint — in eine fruchtbare und aufbauende Thätigkeit umzuwandeln. Es kann aber eben nichts Dauerndes schaffen. So ist auch die Staatenschöpfung Karls aus einander gefallen, als die kraftvolle Hand fehlte, welche sie zusammen hielt.

Noch immer, nach so viel Jahrhunderten, blicken wir staunend diese Riesengestalt an, deren Bild sich aus dem Nebel der folgenden Zeiten in starken und klaren Umrissen hervorhebt. Seine ganze Familie steht einzig da. „Vom heiligen Arnulph an, dem Bischofe von Metz, dem Stammvater des Geschlechts, bis auf

Karl d. Gr., nicht alle gute aber alle gewaltige Charactere. Ein sonderbarer Herrscherstamm, wo der Sohn immer größer war, als der Vater. Aber mit Karl schien die Natur sich erschöpft zu haben. Er hinterließ ein großes Reich, aber keinen großen Sohn, um es zu regieren."

Die Kriege des Kaisers mit den Sachsen dauerten mit manchen Unterbrechungen zweiunddreißig Jahre. Drei Mal weilte er längere Zeit an der Grenze unseres Landes, da, wo die Aller sich mit der Weser verbindet. Zuerst (782), um die Ergebenheitserklärung der Sachsen zu empfangen, dann (783), um sie zu strafen und zuletzt (810), um mit ihnen gegen die Normannen zu ziehen (Ann. Lauriss. 164. Einh. 197).

Es ist eine weite Wiesenfläche, wo drei Mal das Lager des Kaisers stand. Kein Baum schmückt den Ort; niedrige Weidenbüsche, mit Brombeersträuchen durchwachsen, ziehen sich an dem Ufer der beiden Flüsse hin, welche lautlos in einander strömen. Wo die Rasenfläche aufhört, beginnen niedrige Sandhügel mit spärlichem Gestrüpp. Es ist dort sehr still. Selten sieht man einen Menschen. Keine Straße, nicht einmal ein Fußpfad, führt vorüber. Zuweilen kommt ein Schleppdampfer die Weser entlang mit großen Frachtkähnen; die Räder brausen, die Leute schreien, die Wellen schlagen an das Ufer — dann versinkt wieder alles in Ruhe. In Einsamkeit und Stille feiert der öde Ort das Andenken des großen Kaisers.

Es ist nichts Bezeichnendes, nichts Ungewöhnliches auf dem Raume — Wasser und Rasen und Weidenbüsche — und doch kann ein solcher Ort Einem das Herz bewegen, wenn man weiß, wo man ist.

Drei Mal ist Karl auch persönlich an der Spitze seines Heeres in unserer Provinz gewesen (795, 96 und 97). Von den beiden ersten Zügen wissen wir wenig mehr als die Thatsache, über den letzteren aber haben wir ziemlich ausführliche Nachrichten. Wir müssen sie etwas genauer betrachten, denn des Kaisers Absichten waren dabei ganz allein auf unsere Provinz und besonders auf das Land Hadeln gerichtet.

Er kam mit seinem Heer vom Rhein durch Westfalen an die Weser. Bei Thrachina (Trochts im oldenburgischen Kirchspiele Lastrup) ließ er sich Geißeln geben, um seinen Rücken zu sichern, und zog bei Alisni über die Weser. Den letzten Ort hat man an verschiedenen Stellen des Flusses gesucht, aber es kann nur

(wie v. Hodenberg, Diöc. Bremen 1, 12 richtig angiebt) das Dorf Alsen, im jetzigen oldenburgischen Kirchspiel Rodenkirchen, sein. Denn es wird ausdrücklich gesagt, daß er unmittelbar nach dem Uebergange die Provinz Bremen betrat. Das ist nur an der Unterweser möglich. Es wird ferner gesagt, daß er eine Brücke über die Weser schlagen ließ. Bei den zahlreichen Flußübergängen in Karls Kriegszügen ist dies der einzige Fall, wo ein Brückenbau erwähnt wird. Die Sache muß also besondere Schwierigkeiten gehabt haben, welche die Oberweser bei ihren zahlreichen Furten nicht darbot. Wer an jener Stelle die Weser kennt, wird es freilich für eine architectonische Unmöglichkeit erklären. Denn der Fluß ist beinahe eine Stunde breit und 15 bis 20 Fuß tief. Aber wir wissen auch aus späteren Nachrichten, daß die Weser breiter und daher flacher als jetzt und mit Inseln und Sandbänken erfüllt war. Zu durchwaten war der Fluß auch damals nicht, aber eine Brücke über die tiefsten Stellen machte den Zug ausführbar.

So betrat der Kaiser etwa bei dem Dorfe Rechtenfleth, welches Alsen gegenüber liegt und aller Wahrscheinlichkeit nach damals schon existirte*), unsere Provinz. Da er die Einwohner des Landes Hadeln bekriegen wollte, so mußte er durch das jetzige Amt Bederkesa ziehen. Noch im vorigen Jahrhundert kannte man (nach Pratje und v. Kobbe) einen Karlsweg, welcher aus der Gegend von Lorstedt in das Amt Bederkesa führte. Jetzt scheint derselbe nicht mehr bekannt zu sein, aber solche Benennungen gehen nicht leicht verloren und wenn Jemand mit Ernst darnach forschte, möchte er wohl wieder gefunden werden. Es ist immerhin möglich, daß der Name aus jener alten Zeit stammt; ein ähnliches und völlig beglaubigtes Beispiel dieser Art werden wir gleich erzählen.

Zog der Kaiser durch das Amt Bederkesa — und einen andern Weg konnte er kaum nehmen, um nach Hadeln zu kommen — so traf er hier auf ein großes Moor, welches ihm den Uebergang wehrte. Jetzt heißt es das Lange Moor. Dies mußte er jedenfalls überschreiten, und wir haben vielleicht noch eine merkwürdige Erinnerung davon. Im Jahre 1855 ist eine Brücke bei Großenhein aufgefunden, da wo das Lange Moor am schmalsten ist, ganz von Torf überwuchert, 8000 Fuß lang, aus eichenen

*) Es wird schon im Jahre 860 erwähnt (in Vit. S. Willeh. ap. Pertz 2, 389) und Rehterefled genannt.

Pfählen bestehend, welche aber selten den Sandgrund erreichen, und mit Querbohlen überdeckt. Erst 24 Fuß der Brücke sind bloß gelegt, das Uebrige ist noch mit einer 4 Fuß dicken Moorschicht bedeckt.

Wir glauben, daß Kaiser Karl diese Brücke gebaut hat, obwohl die gebräuchlichste Ansicht ist, sie sei von den Einwohnern etwa im XVI. Jahrhundert zu Verkehrszwecken angelegt. Dem steht viel entgegen. Wir haben unzählige Moor-Uebergänge in der Provinz, in alter und neuer Zeit von den Einwohnern angelegt, aber es sind niemals Brücken, sondern immer Aufschüttungen von Sand, sog. Moordämme. Bei Großenhein ist das einzige abweichende Beispiel. Solch ein Riesenwerk aber, wie eine Brücke von 8000 Fuß Länge ist, wäre für die paar kleinen Dörfer in jener öden und spärlich bevölkerten Gegend eine Kraftanstrengung gewesen, welcher sie schwerlich gewachsen sein konnten. Auch ist es kaum zu erklären, wie später die Brücke so wenig gebraucht wurde, daß sie mit Moor völlig überwachsen werden konnte. Wenn aber einer unserer Landesfürsten solch ein großartiges Werk unternommen hätte, so würden wir in unseren reichen Geschichtsquellen gewiß davon Kunde haben. Aber auch die kleinste Andeutung fehlt.

Ganz anders stellt sich die Sache, wenn wir an den Kaiser Karl denken. Zu seiner Zeit war dort das Moor 8 Fuß dick, wie die Brücke lehrt. Solch ein Moor hat schon für den Fußgänger große Schwierigkeit und für Reiterei ist es gar unmöglich hinüber zu kommen. Aber hinüber mußte der Kaiser. Eine Erdaufschüttung, einen Moordamm anzulegen, war unthunlich, denn dazu fehlte es jedenfalls im Heere an Werkzeugen, aber eine Brücke war zu bauen, Holz zur Hand, Streitärte in Menge da und Tausende von Kriegern als Arbeiter vorhanden. Wenn Karl die Weser überbrückte, konnte das Moor für ihn keine Schwierigkeit haben.

Das sind die Gründe, mit denen wir unsere Ansicht stützen möchten. Man hat in früherer Zeit zu viel auf des Kaisers Rechnung geschrieben und mit seinem Namen alle möglichen Alterthümer verbunden, aber jetzt will man, wie es uns scheint, zu wenig von ihm wissen.

Wir treten von dem schwankenden Boden der Vermuthungen wieder auf den festen Grund der geschichtlichen Thatsachen. Die Einwohner von Hadeln hatten Schanzen angelegt, wozu ihnen

der Brückenbau des Kaisers Zeit gewähren mochte. Karl stürmte dieselben und eroberte das Land. Er scheint ungewöhnlich lange im Lande Hadeln sich aufgehalten zu haben, denn es wird ausdrücklich gesagt (Ann. Xant. ad 797), daß er erst Mitte November zurückkehrte und nicht wie sonst am Rhein den Winter zubrachte, sondern an der Weser ein Lager aufschlug und dort blieb. Der Ort des Lagers wird uns aber nicht genannt.

In Hadeln kannte man früher einen Karlssand, wahrscheinlich eine der Geesthöhen des Landes, wo der Kaiser verweilte. Dies ist nicht eine aus zufälligem Namen entstandene Volkssage, sondern wird von einer sehr alten Geschichtsquelle erzählt (Ann. Albian. ad 797). Im Jahre 1265 kannte man den Ort noch, jetzt aber scheint alle Kunde davon verloren. Es wäre wünschenswerth, daß sich Jemand die Mühe nähme und den Ort wieder zu finden suchte. Es würde vielleicht nicht vergeblich sein.

Der Kaiser muß in unserer Provinz großen Widerstand gefunden haben, daß er drei Jahre nach einander sie mit Krieg überzog.

Ueberhaupt machte dem Kaiser die Unterjochung der Sachsen die größte Mühe, und gelang doch nicht vollständig. Was den Sachsen die Herrschaft Karls so unerträglich machte, war nicht das Christenthum, welches er mitbrachte, auch nicht der Widerwille gegen einen Alleinherrscher. Mit ersterem befreundeten sie sich sehr bald, und gegen den Segen, der von einem mächtigen schützenden Herrscher ausgehen kann, waren sie nicht unempfindlich. Der Gegenstand ihrer Abneigung war vielmehr, was wir jetzt nennen würden die Militair-Conscription und das Präfectenthum, welche sich in Karls Gefolge befanden — dieselben Dinge, welche auch die neufränkische Herrschaft allen Völkern unleidlich machten.

Die größte Schwierigkeit bei der Bekämpfung der Sachsen lag in ihrer Staatsverfassung. Da war kein König, kein Häuptling, keine verwaltende Behörde, keine Hauptstadt, mit deren Demüthigung das Land zu den Füßen des Eroberers sank — es war das Volk selbst, welches besiegt und niedergehalten werden mußte. Das ist sehr schwer. Es fehlte dem Kaiser an Organen, dies dauernd auszuführen. Schickte er einen Präfecten — oder wie es damals hieß, einen Grafen — in das überwundene Land, so stand derselbe in der Luft, wenn er nicht eine große bewaffnete Macht bei sich hatte. Letztere konnte ihm der Kaiser nicht geben

und durfte es auch nicht, denn bei der damaligen Truppenverpflegung wäre es nichts anderes gewesen, als eine Verewigung des Krieges.

Karl hat Alles aufgeboten, seine Herrschaft über die Sachsen zu befestigen, aber Alles vergeblich. Er versuchte die äußerste Strenge und ließ 4500 Empörer, welche sich freiwillig stellten und wegen ihrer Anzahl vielleicht auf Straflosigkeit hofften, bei Verden enthaupten. Es war eine Schandthat und ein Fehler, denn der Aufruhr brach nur um so heftiger aus. Er versuchte es, die Kriegshauptleute der Sachsen durch Milde zu gewinnen und es gelang ihm bei Vielen, selbst bei Wittekind und dem Ostfalen Alboin, aber von Stund an verschwinden diese Anführer aus der Geschichte, ein Beweis, daß sie mit dem Uebertritt auch allen Einfluß auf ihr Volk verloren und bedeutungslose Männer wurden. Er versuchte es, die einzelnen Sachsenstämme von ihrem vaterländischen Boden zu reißen und betrieb die Versetzung der Völker in großartiger Weise — eine Maßregel, welcher wir die Bevölkerung des Altenlandes verdanken, die noch jetzt, nach tausend Jahren, in Geistesart, Sitte und äußerer Erscheinung, fremd und abgeschlossen ihrer Umgebung gegenüber steht.

Diese Ansicht über den Ursprung der Altländer bedarf einer Beweisführung. Eine bestimmte gleichzeitige Nachricht, daß Karl das Alteland neu bevölkert habe, besitzen wir nicht, aber wir können so viele mittelbare Beweise beibringen, daß sie der Gewißheit nahezu gleichkommen.

Der Kaiser versetzte 10,000 Familien aus dem Lande diesseits und jenseits der Elbe nach Flandern. Unsere Provinz wird dabei ausdrücklich genannt (Ann. Tilian. ad 804, Ann. Fuld. 540, Chron. Moiss. 302, Ann. Met. 290). Man ist genöthigt anzunehmen, daß er die Flamländer an die Elbe schickte. Denn die Mindener Chronik, welche sehr alte, jetzt verlorne, Quellen benutzt hat, sagt: „damit das Land jenseits der Weser, woraus Karl die alten Sachsen entfernt hatte, nicht öde und unbebaut bliebe, führte er ein neues Volk aus Francia, Elslaria, Hasbania und Arduenna ein.“ Unter „jenseits der Weser“ versteht der Chronist unsere Provinz, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht. Wo Elslaria lag, ist freilich undeutlich, aber Francia und Arduenna sind verständlich. Am Sichersten aber führt uns zur Begründung des Obigen der Name Hasbania. Denn dies ist der Haspengau am linken Ufer der Maas bei Lüttich (Ann. Fuld. 394, Ann.

Hincm. 489). Suchen wir jenes „neue Volk" bei uns, so können wir es nur im Altenlande finden. Hier zeigen auch die schnurgeraden Linien der Bodenfläche und die ursprüngliche Gleichheit der Höfe, welche sich durch kirchliche Documente herausstellt, eine völlig neue Vertheilung des Grundbesitzes an. Die Bauart der Häuser, Namen und Merkzeichen, von dem Schwanenbilde auf den Giebeln bis zu den Papagaien in den Fahnen der Schützengilden — Alles weiset auf Flandern hin. — Ludwig der Fromme ertheilte freilich den versetzten Völkern die Erlaubniß zur Rückkehr; aber sie konnten dieselbe nicht ausführen. Wenn es ein Einzelner versuchte, war er nicht im Stande, seinen alten Grundbesitz wieder zu erlangen. Darüber beschwert sich ein wenig beachteter aber wichtiger Brief eines rückkehrenden Sachsen an Ludwig den Frommen (in Du Chesne Script. Franc. 2, 724).

Alle ernsten und milden Versuche des Kaisers, seine Herrschaft in Sachsen zu befestigen, wirkten gar nicht oder nur für den Augenblick. Er war immer Sieger, aber nie Herr des Volkes. So sah er sich veranlaßt, mit den Sachsen einen förmlichen Frieden zu schließen, 804 in Salza, worin er ihre Nationalfreiheit anerkannte, sie dagegen zur Annahme des Christenthums und zur Bundesgenossenschaft der Franken sich verstanden. Dieser Friede wird dem Kaiser schwer genug geworden sein, denn er war es nicht gewohnt, eine Sache halb zu thun, aber die Dinge waren stärker als er.

So gelangte auch unsere Provinz, damals Wigmodi-Gau genannt, wieder in den früheren staatlichen Zustand. Aber der Gang der Ereignisse nach dem Frieden von Salza ist sehr dunkel. Wer sich in diese Finsterniß begiebt, kann keine sichere Schritte machen. Es sind kleine Anhaltspunkte und matte Lichtstrahlen, welche den Weg andeuten. Oft kann man nicht die volle Wirklichkeit, sondern nur die Wahrscheinlichkeit dessen behaupten, was man schildert.

In den zehn Jahren, welche Karl noch regierte, scheint er sich nur einen Eingriff in unser Land gestattet zu haben, welchen die Bewohner sich aber gern gefallen ließen. Er wollte sein Reich gegen die Seezüge der Normannen decken, war ihnen aber weder mit seinen Schiffen gewachsen, noch geneigt, eine Kriegsfahrt in ihr unwirthliches Land zu machen. Daher ordnete er an alle seinen Küsten Schutzwehren gegen ihre Einfälle an. So auch an der Weser. Da, wo die Lune sich in die Weser ergießt, ließ er

eine wohl befestigte Burg errichten und sandte einen Grafen, welcher sie bewohnen und die Küsten schützen sollte. Dies ist der Graf von Stotel, der einzige wirkliche Graf in unserem Lande und allen Anzeichen nach von Kaiser Karl selbst verordnet. Der ihm untergebene Bezirk war sehr klein, er umfaßte nur das jetzige Amt Hagen. Die Einnahmen dieses Grafen waren Geldabgaben, welche „am Tage St. Crucis dem Grafen bei Sonnenschein in die Burg gebracht werden mußten," Getreidelieferungen, Gerichtssporteln, Schiffszoll auf der Lune und Brückengeld — lauter Dinge, welche im Sachsenlande bis dahin unerhört gewesen waren. In dieser Grafschaft war auch das erste und einzige kaiserliche Gericht im Lande, bei der Stalleiche in Hagen. Man hat diese Stalleiche bisweilen mit dem Upstalsboom in Ostfriesland verglichen; das ist unrichtig. Unter jenem Baume bei Aurich tagten die Abgeordneten der friesischen Seelande, sie beriethen die öffentlichen Angelegenheiten und faßten Beschlüsse, denen das ganze Land gehorchte. Bei der Stalleiche dagegen war ein kaiserliches Gericht, wo ein einzelner Graf für einen kleinen Bezirk Recht sprach.

Die Einsetzung dieses Grafen mußte dem Wortlaut des Vertrags von Salza zuwider sein, aber die Sachsen scheinen ihn gern geduldet zu haben, denn die Zweckmäßigkeit und der Nutzen desselben für das ganze Land war einleuchtend. Die Küstenbewohner hatten von den Einfällen der Normannen und auch der Friesen viel gelitten und nahmen bereitwillig eine wirksame Hülfe dagegen an.

Einzelne Namen aus der Familie von Stotel werden uns erst sehr spät (1171) genannt, aber durch die frühe Anlage der Burg und andere Umstände werden wir genöthigt, ihren Ursprung in eine sehr alte Zeit zu verlegen. Dennoch darf nicht verschwiegen werden, daß die obigen Angaben sich nicht auf eine unmittelbare alte Geschichtsquelle stützen, sondern nur das wahrscheinlichste Ergebniß aus mangelhaften Andeutungen und Rückblicken sind.

Außer dem Grafen von Stotel werden in den Geschichtsbüchern auch die Grafen von Lesum und die Markgrafen von Stade genannt. Sie sind aber wesentlich von dem ersten verschieden, denn sie waren nur die größten Grundbesitzer des Landes, aber durchaus keine kaiserliche Beamte. Woher sie den Namen Grafen erhielten, werden wir im Laufe unserer Erzählung nachweisen. Ihre Besitzungen waren sehr bedeutend, aber vereinzelt

und über die ganze Provinz zerstreut, während die Landschaft des Grafen von Stotel zwar klein, aber in sich geschlossen und ein wirklicher Regierungsbezirk war. Man ist vielfach in den Irrthum gefallen, als wären die Grafen von Stade und Lesum in gewisser Weise Herrscher des Landes gewesen. Aber sie waren nichts als reiche Privatleute, welche gesetzlich nicht mehr Einfluß auf des Landes Schicksal ausübten, als jeder andere.

Man wird fragen, wer aber regierte das Land, wenn der Graf von Stotel bloß ein Küstenwächter war und der Kaiser nichts zu befehlen hatte und die Herren von Lesum und Stade ohne Macht waren? Wir müssen darauf antworten: wahrscheinlich Niemand. Jeder wohnte in Ruhe und Frieden auf seinem Besitzthume, es war kein Herrscher im Lande, und doch Alles in Ordnung. Jeder that, was er wollte, und doch that Keiner, was er nicht durfte. Dieser Zustand, welcher vor Kaiser Karls Auftreten eine unbestimmbare Zeit und nach ihm fast anderthalb Jahrhunderte — bis auf die Erzbischöfe mit weltlicher Macht — gedauert hat, ist unseren Anschauungen befremdlich und wunderbar. Wir können uns kein geordnetes Reich denken, ohne ersichtliche Regierung irgend welcher Art. Und doch, nach Allem zu schließen, ist es einfach wahr und ein Zustand voll Glück gewesen*).

Es hat vielleicht keine bessere Zeit gegeben in unserem Lande, als diese Jahre ohne Herrschaft — von Karl dem Kaiser bis auf Adaldag, dem ersten Bischof, welcher nach dem weltlichen Scepter seine Hand ausstreckte. Es muß eine Zeit gewesen sein voll Segen und Gnade, getragen von der ganzen Kraft der deutschen Tugenden und überstrahlt von der ersten Morgenröthe des Christenthums — eine Zeit, die den Späteren als ein verlornes Paradies erschien und in der Erinnerung der Menschen nicht sterben konnte. Alles, was an Gütern des öffentlichen Lebens in die

*) Man wird zu dieser Ansicht genöthigt, wenn man beachtet, was die dieser Zeit nächsten Schriftsteller nicht nur sagen, sondern auch was sie verschweigen. Alb. Krantz (Sax. 2, 31. 4, 29) hat allein eine Ahnung davon, aber auch ihm ist ein Land, das Jahrhunderte hindurch ohne sichtbare Regierung besteht, eine so schwer begreifliche Erscheinung, daß er es nur leise anzudeuten wagt. Adam Bremensis (hist. 2, 4) sagt es aber auch ausdrücklich in dem Leben des Adaldag, „denn seit Karls Zeiten hatten die Sachsen ihrer alten Rebellion wegen außer dem Kaiser keinen Herzog gehabt." Sie ertrugen also nicht einmal einen Herzog, geschweige denn einen kaiserlichen Grafen.

nachfolgenden Jahre mühevoll gerettet ward, schrieb das Volk dem Kaiser Karl dem Großen zu Gute, denn es ist des Volkes Art, die Erinnerungen seiner Liebe nicht mit einem Zeitraume, sondern mit einer Persönlichkeit zu verbinden. Aber nicht der Mann, sondern die Zeit war gut.

3. Das Christenthum. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft.

Die Religion der alten Deutschen ist dunkel und verworren. Sie bleibt für uns schwer verständlich. Es rührt nicht von unserm Mangel an Kenntniß her, im Gegentheil, unsere Kunde derselben ist überreich, sondern von der großen Unklarheit der religiösen Auffassungen bei den Sachsen selbst. Es war kein System in ihrer Götterlehre. Wir hören von Wodan und Thor, von Ostera und Freia; wir finden Einwirkungen römischer Mythologie; hie und da einen reinen Naturdienst und Anbetung der Gestirne; dann wieder Aehnlichkeiten mit den sterblichen Göttern der Skandinaven — und dies Alles örtlich durchwoben von Nixen, Elfen und dem Schwarme der Kobolde. In dies Gewimmel von Gottheiten und Aberglauben läßt sich keine Ordnung bringen. Man kann keine durchgehenden Grundzüge verfolgen und kein verständliches Gesammtbild entwerfen. Es ist unmöglich, da Klarheit zu schaffen, wo sie niemals gewesen ist.

Diese Religion scheint keine unmittelbare Beziehung zu dem sittlichen Verhalten des einzelnen Menschen gehabt zu haben; sie war nicht die Quelle von Tugenden und des Lebens Richtschnur, sondern ängstliche Ahnung und Grauen vor unsichtbaren Gewalten. Ein banger Cultus.

Die Anzahl der Priester bei den Sachsen war ungemein gering. Dies war dem Christenthum sehr vortheilhaft, denn bei den heidnischen Priestern mußte naturgemäß der größte Widerstand sich finden. Sie waren nur an einzelnen heiligen Orten, wo sie ihres Dienstes warteten, und hatten keinen bemerkbaren Einfluß auf das ganze Volk. Was in jeder Häuslichkeit etwa an religiösen Gebräuchen erforderlich schien, befriedigte der Familienvater selbst.

Als Karl d. Gr. seine Missionäre zu den Sachsen sandte und Bischöfe einsetzte, war die christliche Religion ihnen nicht gänzlich unbekannt. Sie wußten davon. Es sind viele Andeutungen vorhanden, daß Sendboten des Evangeliums schon vor dem Frankenkaiser Bekehrungsversuche unter den Sachsen machten,

obwohl wir nur mangelhafte Kunde von den Namen dieser Männer und der Ausdehnung ihrer Wirksamkeit haben. Das Christenthum konnte den Sachsen auch nicht verborgen geblieben sein; seit drei Jahrhunderten herrschte es bei ihren Nachbaren, und einzelne Strahlen des Lichts mußten in die umliegende Finsterniß fallen. Denn es ist ein unruhiger Geist im Christenthum, es kann sich nicht abschließen.

Bei keinem Volke hat das Christenthum so rasche und dauernde Erfolge gehabt, als bei den Sachsen. Woher kam das? Immerhin konnte der Kriegssturm Karls d. Gr. für eine Zeit alles seinem Willen unterwerfen, aber man weiß auch, wie schnell die Völker sich dem Zwange zu entziehen pflegen, wenn die äußere Gewalt nachläßt. Nach Karls Tode kamen sehr schwache Regenten, welche keine Macht hatten, einen religiösen Abfall zu bestrafen. Die geringe Anzahl der christlichen Priester in unserm Lande würde nicht im Stande gewesen sein, einer Rückkehr in's Heidenthum Widerstand zu leisten. Was konnten der bremische Bischof und seine paar Mönche ausrichten gegen ein so kräftiges Volk, wenn es für seine alten Götter in den Kampf ging? Dennoch lesen wir nichts von Auflehnung und Abfall, auch als die Zeit es leicht machte.

Ein großer Theil der Wirksamkeit des Evangeliums beruhte nicht unmittelbar auf dem christlichen Glauben, sondern auf der deutschen Sitte und Gesinnung, womit dies Volk von Natur ausgestattet war. Die natürlichen Gaben, womit Gott es begnadigt hatte, wurden durch das Christenthum gefestigt und verklärt. Die ersten Sendboten gründeten ihre Wirksamkeit auf das innige Familienleben der Sachsen, auf die Zucht des Hauses, auf die Keuschheit der Ehen, auf Treue und Dankbarkeit. Da waren starke Gefühle für den Werth des Grundbesitzes, große Empfindlichkeit für Verletzung des Eigenthums, für den Unterschied der Stände und eigenes Recht. Dadurch hat das Christenthum es leicht gehabt. Es fand Verständniß für seine Lehren und zuvorkommende Herzen. Es gab hundert Dinge, welche der neue Glaube nicht mehr zu lehren brauchte, weil sie sich von selbst verstanden. Diese natürlichen Zustände wurden durch das Evangelium mit tiefen Grundlagen versehen und mit göttlicher Weihe geheiligt. Wo aber das Christenthum der Volkssitte unmittelbar entgegentrat, wie z. B. im Verbot des Pferdefleisches und der Todtenverbrennung, hat es Jahrhunderte lang kämpfen müssen,

um seinen Willen durchzusetzen. Aber das waren zum Glück Nebensachen und Geringfügiges, und die Geistlichen waren weise genug, nicht mehr Gewicht darauf zu legen, als die Zeit leiden wollte. — Wenn es bei manchen neueren Schriftstellern heißt, Karl d. Gr. habe das Christenthum den Sachsen angethan, so ist dies Wort nur in einer sehr beschränkten Weise zu verstehen.

Mitten in seinen Kriegen mit den Sachsen hat der Kaiser das Bisthum Bremen gegründet. Der Stiftungsbrief ist noch vorhanden*). Diese Urkunde lautet:

Im Namen unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi.

Karl durch die Verordnung der göttlichen Vorsehung König. Daß wir durch die Hülfe des Gottes der Heerschaaren im Kriege siegreich gewesen sind, deß rühmen wir uns in ihm und nicht in uns und haben die zuversichtliche Hoffnung, daß wir in dieser Welt Friede und Wohlfahrt, in jener aber die Vergeltung eines ewigen Lohns verdienen. Kund sei es demnach allen gläubigen Christen, daß wir den Sachsen, welche schon von den Zeiten unserer Vorfahren her ihrer hartnäckigen Treulosigkeit wegen allezeit unbezwingbar waren und sich so lange gegen Gott und uns empörten, bis wir sie durch seine, nicht durch unsere, Macht sowohl im Kriege bezwungen, als auch durch Gottes Hülfe zur Gnade der Taufe geführt haben, ihre vorige Freiheit schenken und ihnen allen uns schuldigen Tribut erlassen; daß wir sie aber aus Liebe zu dem, der uns den Sieg verliehen hat, demselben zinspflichtig und in Demuth unterwürfig machen: so, daß sie, welche sich bisher unsrer Oberherrschaft widersetzten, jetzt — Gott sei es gedankt — sowohl durch die Waffen, als auch durch den Glauben besiegt, unserm Herrn und Erlöser Jesu Christo und seinen Priestern von allem ihren Vieh, ihren Früchten, ihrem Landbau und Erwerb den Zehnten, und zwar Arme und Reiche gleich gesetzlich verpflichtet, entrichten sollen. Demnach machen wir ihr ganzes Land, nach der alten Gewohnheit der Römer, zu einer Provinz und vertheilen es unter Bischöfe nach gewissen bestimmten Grenzen; den nördlichen Theil derselben, den man für fischreich und zu Viehweiden besonders geeignet hält, haben wir dem frommen

*) Es giebt zahlreiche Abhandlungen über diese Schrift. Die neueste und beste, welche die Ortsbestimmungen vollständig aufklärt, ist von Hodenberg, Diöcese Bremen. Celle 1858. 3 Bde. 4.

Christus und Petrus, dem vornehmsten seiner Apostel, aus Dankbarkeit ehrerbietig gewidmet und ihm in Wigmodia an dem Orte, welcher Bremon heißt, an dem Wirraha-Flusse eine Kirche und einen bischöflichen Sitz errichtet. Diesem Sprengel haben wir zehn Gauen unterworfen, die wir auch mit Aufhebung ihrer alten Benennungen und Eintheilungen unter zwei Provinzen gebracht und sie Wigmodia und Lorgoe benannt haben. Ferner schenken wir zum Bau der vorerwähnten Kirche siebenzig Hufen Landes mit ihren Bewohnern und befehlen, schenken und bestätigen kraft dieses Befehls unserer Majestät, daß alle Einwohner dieses Sprengels ihren Zehnten der Kirche und ihrem Vorsteher treulich entrichten sollen. Ueberdem haben wir auf Befehl des obersten Priesters und allgemeinen Papstes Adrian, wie auch nach dem Rathe des Bischofs zu Mainz, Lullo, und aller anwesenden Bischöfe, die nämliche Kirche zu Bremen mit allen ihren Behörden dem Willehadus, einem Manne von unsträflichem Lebenswandel vor Gott und seinen Heiligen, anvertraut. Auch haben wir ihn am 13. Juli zum ersten Bischof derselben Kirche weihen lassen, damit, wenn er den Saamen des göttlichen Worts nach der ihm verliehenen Weisheit getreu unter die Völker ausstreut und diese neue Kirche nach kanonischer Ordnung und klösterlichem Befugnisse nützlich unterrichtet, er indessen pflanzen und begießen möge, bis der allmächtige Gott durch das Gebet seiner Heiligen sich erbitten lassen und ihr Gedeihen schenken wolle. Derselbe ehrwürdige Mann hat auch unsrer Durchlauchtigkeit kund gethan, daß dieser von uns besagte Sprengel wegen der Gefahr der denselben beunruhigenden fremden Völker oder wegen verschiedener Zufälle, welche sich daselbst ereignen dürften, zur Unterhaltung oder Besoldung der darin für Gottes Ehre kämpfenden Diener Gottes durchaus nicht hinreiche. Weil demnach der allmächtige Gott bei dem Volke der Friesen so wie der Sachsen die Glaubensthüre eröffnet hat, so haben wir einen Theil der vorbenannten Gegend, nämlich Frieslands, welcher bekanntlich an diesen Sprengel grenzt, derselben bremischen Kirche und ihrem Vorsteher, dem Bischof Willehadus, und dessen Nachfolgern zum immerwährenden Besitze angewiesen. Da uns aber die vorherigen Ereignisse für die Zukunft Vorsicht empfehlen, und damit Niemand gegen unsern Willen sich in demselben Kirchsprengel einige Gewalt anmaßen möge, so haben wir demselben seine bestimmten Grenzen festgesetzt und befohlen, daß sie stets und unverletzbar folgende

sein sollen: das Weltmeer, die Elbe, Lia, Steinbach, Hasala, Wimarcha, Schneidbach, Osta, Muhlinbach, der See Mota, genannt Siegesfridesmoor, Quistina, Chesenmoor, Aschbroch, Wisebroch, Biverna, Werna, und wiederum Osta. Von Hasta aber, bis man zu dem See kommt, welcher Caldenbach heißt. Darnach der See selbst bis an den Wempna-Fluß. Von Wempna aber, Bicina, Farstina, bis an den Wirraha-Strom. Hierauf von der Ostseite dieses Flusses die Heerstraße, welche Hesseweg genannt wird, Sturmegoe, Lorgoe, welches trennt Sechbasa, Alapa, Caldhowa und wiederum die Wirraha; von der Westseite aber die Heerstraße, welche Folcweg heißt, welche Derve und Lorgoe scheidet, bis an den Hunteſluß; hierauf der Fluß selbst und Amrivus der Wald, welchen die Einwohner Wildloch nennen, Finola, Waldesmoer, Bercpol, der See Eddenriad, welcher Emisgoe und Ostergoe trennt, Brustlach, Biberlach und wiederum das Meer.

Damit aber die Gültigkeit dieser Schenkung und dieser Beschreibung in unseren und in künftigen Zeiten unter Gottes Schutz unangefochten bleiben möge, haben wir dieselbe eigenhändig unterschrieben und mit Aufdrückung unsers Siegelringes bezeichnen lassen.

Das Siegel des Herrn und unüberwindlichsten Königs Karl. Ich Hildebald, Erzbischof zu Cöln und Capellan des heiligen Palastes, habe es nachgesehen. Gegeben am 14. Juli im Jahre der Menschwerdung des Herrn 788, in der zwölften Römerzinszahl, im 21. Jahre der Regierung des Herrn Karls. Glücklich vollzogen im Palaste zu Speier. Amen!

Man hat die Echtheit dieses kaiserlichen Schreibens vielfach bestritten, indem man sich auf einige Aeußerlichkeiten stützte, auf einen Fehler in der Zeitangabe, auf den zweifelhaften Ort der Ausstellung und auf eine Unrichtigkeit im Titel des contrasignirenden Ministers. Diese Bedenken lassen sich leicht heben. Der Brief ist, wie der Inhalt zeigt, erst nach dem Jahre 804 vom Kaiser ausgestellt, als er dauernden Frieden mit den Sachsen hatte, aber er hat ihn in die Zeit zurückdatiren lassen, wo er wirklich einen Bischof für Bremen ernannte. Das war zwanzig Jahre früher geschehen und bei der mangelhaften Geschäftsführung der Reichscanzlei konnten sich leicht so unbedeutende Fehler in der Ausstellung einschleichen.

Der Brief ist echt*), denn er drückt genau den Willen und Sinn aus, welchen der Kaiser bei der Stiftung des Bisthums hatte und diese inneren Gründe sind überwiegend. Er verschweigt nicht die Zugeständnisse des Friedens von Salza, welche dem Kaiser so schwer waren, und spricht es nicht ohne Bitterkeit, aber offen aus, daß den Sachsen ihre staatliche Freiheit wiedergegeben sei. Mit einer geschickten Wendung wird dann gesagt, dafür sollten sie aber Gott und dem Christenthum unterthan sein. Die ideale Herrschaft des neuen Bisthums ist ungemein groß, denn sie soll das nördliche Sachsen und die Hälfte der friesischen Länder umfassen, aber die wirkliche Ausstattung mit Grundbesitz ist äußerst klein und besteht nur aus 70 Hufen „mit ihren Bewohnern", d. h. mit den Unfreien, welche das Land zum Unterhalte des neuen Bischofs zu bestellen hatten. Dies war durchaus dem Sinne Karls gemäß. Er besaß einen tiefen Blick in das Wesen der Dinge und hatte es wohl erkannt, daß nur dann die Herrschaft des Christenthums eine dauernde und segensreiche werden konnte, wenn ihre Diener in äußerer Demuth und Selbstbeschränkung wandelten. Die Zeit hat es bewiesen, und auch die Geschichte unsers Landes zeigt es, daß eine geistliche Herrschaft innerlich gebrochen ist und ihr Ziel verfehlt, sobald sie ein Reich dieser Welt darzustellen sucht. Nichts war dem Kaiser mehr zuwider, als Uebermuth und Herrschsucht der Geistlichen**). Er fürchtete nicht die Nebenbuhlerschaft seiner eigenen Gewalt — der Gedanke lag ihm sehr fern und diese Gefahr zeigte sich erst nach Jahrhunderten — sondern es war die richtige und klare Erkenntniß von dem Wesen geistlicher Gewalt. Er wünschte sie so groß wie möglich, aber auf ihrem eigenen Gebiete.

Der stärkste Beweis für die Echtheit des Stiftungsbriefes liegt aber nicht in dem, was er sagt, sondern in dem, was er

*) Es ist uns eine besondere Befriedigung gewesen, daß auch die beiden neuesten Bearbeiter der Stiftungs-Urkunde, v. Hodenberg und Böttiger, zu derselben Ansicht sich bekennen. Wir haben unabhängig von einander gearbeitet und sind von sehr verschiedenen Punkten dabei ausgegangen. Dennoch gelangen wir alle zu demselben Ergebniß.

**) Als er einmal den Erzbischof von Mainz einen goldenen und mit Edelsteinen verzierten Stab tragen sah, schalt er ihn heftig in öffentlicher Versammlung und sagte: „das sind mir Seelenhirten, Prediger des Kreuzes Christi, welche alle Mühe und Sorgfalt für die Schafe hintansetzen, welche sie weiden sollten und prahlen mit Reichthum und Ueppigkeit, daß sie auch Kaisern darin nichts nachgeben." (Ann. Bojoar. 4.)

nicht sagt. Wäre er untergeschoben, so hätten die bremischen Geistlichen es gar nicht lassen können, dem Streben nach weltlicher Herrschaft, welches so früh in ihnen erwachte, irgend eine Begründung zu geben. Aber kein Wort ist davon zu lesen; sein Inhalt widerspricht mit der größten Entschiedenheit allen solchen Gelüsten.

Gegen das Ende seines Lebens schenkte Karl der bremischen Kirche hundert Meierhöfe. Sie hatte bei der raschen Entwicklung ihrer Wirksamkeit, bei dem baldigen Streben, auch Skandinavien in ihr Bereich zu ziehen, und bei der Menge ihrer Sendboten, größere Einnahmen nöthig und der Kaiser gab den Grundbesitz gern, wie er die Bedeutung und innere Kraft seiner Stiftung erkannte. Von dieser sehr reichen Schenkung würde der Brief gewiß nicht schweigen, wenn er nach dem Tode Karls geschrieben wäre.

Der Stiftungsbrief enthält die Vorschrift, daß dem Bisthume von allem Lande, welches zu seinem geistlichen Wirkungskreise gehört, der Zehnte gegeben werden solle. Das ist nie und nirgends zur Wahrheit geworden, obwohl die Stiftungsbriefe aller Bisthümer diesen Anspruch enthalten, auch diejenigen, deren Echtheit selten in Zweifel gezogen ist. Als der Brief geschrieben wurde, wußte man auch, daß die Verwirklichung dieses Anspruchs in unendlich weiter Ferne lag. Der Zehnte des Bisthums Bremen — man bedenke, was das sagen will. Ein wohl bebautes Land von der Größe etwa der Hälfte des Königreichs Hannover — denn solche räumliche Ausdehnung hatte das Bisthum — soll den Zehnten aller seiner Hervorbringung abgeben. Unermeßliche Schätze wären in den Schoß der bremischen Kirche geflossen, und wie winzig nehmen sich dagegen die 70 Hufen aus, womit sie wirklich begabt war. Aber warum wird denn überhaupt diese Zehntpflichtigkeit erwähnt, wenn sie nicht durchzuführen war? Es war der ideelle Anspruch, welchen die Kirche, auf alttestamentliche Vorbilder gestützt, durchaus nicht aufgeben wollte. Es liegt tief in dem menschlichen Geiste, daß er einem Rechte nicht entsagen mag, welches er für begründet hält und wenn er die Durchführung desselben nicht ermöglichen kann, so scheint es ihm unerläßlich und eine Befriedigung, den Anspruch wenigstens zu erheben.

Die bremische Kirche hat viele und reiche Zehnten besessen, aber wir werden bald Gelegenheit haben zu beweisen, daß sie aus ganz anderen Quellen geflossen sind, als aus dem Machtgebot

des Kaisers. Man kann fragen, wo lagen die Meierhöfe, womit der Kaiser die bremische Kirche ausstattete. Unzweifelhaft im ganzen Reiche zerstreut. Wir haben „das Buch der Schenkungen" nicht mehr, worin sie nebst allen späteren Begabungen geschrieben waren, aber wir haben genug Verzeichnisse von anderen alten geistlichen Stiftungen, deren Grundbesitz in den verschiedensten Theilen Deutschlands und der angrenzenden Länder sich befand.

Der erste Bischof, welcher durch diese Stiftungsurkunde Karls d. Gr. in Bremen eingesetzt wurde, war Willehad. Von Geburt ein Engländer, kam er aus Bernicien, dem westlichen Theile der britischen Insel, wo das Christenthum noch thätig geblieben war und zu einer hohen Blüthe klösterlichen Lebens sich entfaltet hatte, als es in den übrigen Bezirken durch die Einwanderung der heidnischen Angelsachsen fast vernichtet und erst durch Papst Gregor d. Gr. und seine vierzig Sendboten wieder erweckt wurde. Willehad war früh in das Kloster getreten, übte sich eifrig in kirchlicher Zucht und berechtigte bald zu großen Hoffnungen. Als er die priesterlichen Weihen empfing, kam der Geist seiner Zeit über ihn und trieb ihn, zu den Völkern zu gehen und zu lehren und zu taufen. Der König Alchred, unter dessen besonderm Schutz jene Klöster als große Missionshäuser standen, ordnete ihn in einer Versammlung von Bischöfen und Geistlichen zu seiner Sendung ab.

Er wandte sich zu den Friesen. Sie waren ihm stamm- und sprachverwandt. In Dokkum, wo Bonifacius seinen Tod gefunden hatte, begann er seine Wirksamkeit. Christen gab es noch viel dort im Lande, und sie empfingen ihn herzlich und ehrenvoll. Die vornehmsten Adligen übergaben ihm ihre Kinder zum Unterricht. Seine Thätigkeit war reich gesegnet und er wurde „ein sehr großes Licht der himmlischen Erleuchtung an diesem Orte."

Darauf wandte er sich zu den friesischen Gegenden jenseits des Lauwflusses, wo vor ihm noch nie das Evangelium verkündigt war. Aber er fand großen Widerstand. Als er den einzig wahren Gott, die Taufe im Namen Jesu und Vergebung der Sünden predigte und die Thorheit und den Unsinn des Götzendienstes laut aussprach, wurde das Volk wild erregt und wollte ihn zum Tode reißen. Aber einige Verständige widersprachen. Die Entscheidung wurde von einem Gottesurtheil abhängig gemacht und das Loos geworfen, ob er leben oder sterben solle.

Es fiel zu seinen Gunsten und unverletzt konnte er weiter ziehen.

In Drenthe brachten ihn seine Schüler in große Gefahr. Sie wagten es, die Heiligthümer des Volkes anzutasten und die Götzenbilder zu zerstören. Das heidnische Volk überfiel ihn und die Seinen mit Knitteln und Schwertern. Ein Schlag, welcher seinen Hals traf, verletzte ihn nicht und durch dies Wunder, behauptet die Sage, wurden die Feinde bewogen, von ihm abzulassen.

So arbeitete er mehrere Jahre in Friesland mit großen Erfolgen. Sein Name war bekannt, sein Ruhm weit verbreitet.

Dem Kaiser Karl, welcher die Bekehrung der Deutschen mit aufmerksamen Augen verfolgte und zu leiten suchte, konnte er nicht verborgen bleiben. Willehad mußte vor ihm erscheinen, ward freundlich und ehrenvoll aufgenommen und erhielt den Befehl, in Bremen eine Kirche zu bauen und in Wigmodia das Evangelium zu verkündigen. Mit Ergebung übernahm er den bedenklichen Auftrag. Zwei Jahre lang hielten sich die Sachsen ruhig und gestatteten dem Sendboten des Christenthums eine erfolgreiche Wirksamkeit. Er brachte eine große Bewegung im Volke hervor, die ganze Umgegend von Bremen nahm das Evangelium an. Da brach aber die Empörung der Sachsen von Neuem aus und zerstörte das hoffnungsvolle Werk. Willehad mußte fliehen, mehrere von seinen Gefährten wurden in Bremen mit dem Schwerte hingerichtet.

Durch die Verbindung mit dem Kaiser war Willehad in eine falsche Stellung gerathen und wußte es auch. Nach seiner Entweichung hielt er sich Jahre lang von Bremen entfernt, trauernd, daß er sich auf weltliche Macht gestützt und sein eigenes Werk dadurch gefährdet hatte. Er pilgerte nach Rom zum Papst Hadrian, denn die Engländer verehrten den römischen Bischof als ihren geistlichen Vater, durch den sie den Schatz des Christenthums wieder gewonnen hatten. So suchte auch Willehad bei ihm Trost. Hadrian nahm ihn liebevoll auf und schenkte ihm „den köstlichen Psalter", mit goldenen Buchstaben auf violettes Pergament geschrieben, welchen der Kaiser selbst ihm verehrt hatte*). Dann reisete Willehad nach Deutschland zurück und begab

*) Das Buch ist Jahrhunderte lang in Bremen aufbewahrt und zuletzt auf unbekannte Weise nach Wien gekommen, wo es sich noch auf der kaiserl.

sich nach Echternach, einer Abtei bei Trier, wo er seine zerstreuten Schüler wieder um sich zu sammeln suchte. Lange hielt er sich dort auf, mit Beten, Lesen und wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Als es im Sachsenlande wieder etwas ruhiger war, kehrte er nach Bremen zurück und verbreitete von Neuem das Evangelium mit Eifer und öffentlicher Predigt. Die zerstörten Kirchen wurden hergestellt und erprobte Priester verordnet. Auf einer Kirchenversammlung zu Worms wurde er 787 zum Bischof von Bremen feierlich geweiht. Aber er hatte es erfahren, daß er als einfacher Priester unter den Sachsen mehr wirken könne, als wenn er in bischöflichen Würden einherging, die vom Kaiser stammten. Es wird daher von den Geschichtschreibern ausdrücklich angemerkt, daß er nur seinen Geistlichen gegenüber ein Bischof war, der die neuen Kirchen bestellte und die Sprengel eintheilte; dem Volke blieb er der demüthige Apostel seines himmlischen Herrn.

Bei seinem „wunderschönen Gotteshause“ in Bremen, welches er aus Holz hatte errichten lassen, weilte er kürzere Zeit; meistens zog er in seinem geistlichen Bezirke umher, predigend und taufend. Auf solcher Reise starb er zu Blerum 790 den 2. Nov. bei Aufgang der Sonne. Er hat keine sichere Ruhe im Lande gekannt, er sah, wie schwach die Regierung Karls befestigt und wie geneigt das Volk zu neuer Empörung war. Aber es war ihm die schwere Aufgabe gelungen, in den Augen der Sachsen seine Wirksamkeit von dem Interesse des Kaisers zu trennen; er war ein Engländer, der als christlicher Missionär zu dem Volke kam und dessen Verbindung mit dem Kaiser eine zufällige und ungern ausgesprochene blieb. Bei seinem Tode trauerte deshalb das gesammte Volk; es würde nicht geschehen sein, wenn er als des Kaisers Freund erschienen wäre; in Schaaren strömten die Leute herbei und trugen mit Preis und Lobgesängen seinen Leichnam in das Grab, welches ihm in der Kirche zu Bremen bereitet war.

Willehad ist derjenige Bischof, welchen wir ungemein lieb haben müssen. Ein echt protestantischer Missionär. Er gebrauchte zu seinen Bekehrungen kein anderes Mittel, als das reine Wort

---

Bibliothek befindet. Vielleicht die einzige Reliquie des großen Kaisers. Denn wir haben sonst nichts von ihm. Seine Bauten sind zerfallen, sein Scepter, seine Krone, sein Schwert, das ist Alles dahin und kein Splitter mehr davon. Seine Handschrift kennen wir nicht, seine Gesichtszüge hat das weiche Wachs der spärlichen Urkundensiegel uns nicht überliefern können.

Gottes. Das war seines Geistes Schwert, mit welchem er Siege erfocht. Den Heiland, welchen er predigte, liebte er von ganzem Herzen; um seinetwillen suchte er die Seelen der Menschen. In ihm war die Gabe des Gebets und der Thränen; er war unermüdet in seinem Berufe, er fürchtete den Tod nicht, dem er oft genug in's Auge schauen mußte, aber er hatte keine Sehnsucht nach dem Märtyrerthum. Wir nannten ihn einen protestantischen Missionär, denn er predigte keine Jungfrau Maria und keine Heiligenverehrung — diese Dinge kamen erst nach ihm auf — sondern Christum allein. Der am Kreuz war seine Liebe. Er hatte keinen persönlichen Umgang mit Engeln und litt nicht an himmlischen Träumen und Erscheinungen. Wunder hat er nicht eher gethan, als 70 Jahre nach seinem Tode. Ein treuer Bischof der Heerde, der sein Amt keusch hielt und vor Aberglauben hütete. Das Christenthum ist ein sehr einfaches nüchternes Wesen und von einem einfachen nüchternen Manne ward es den Sachsen verkündigt. Es ist dem Willehad Mancher gleich gewesen an Liebe zu dem Evangelium, aber an klarem Bewußtsein und ungetrübtem Blick in die Grundlage der Dinge hat ihn kein Späterer erreicht. Er hat unzählige Seelen zu Christo gebracht, aber er hat keine verführt mit kräftigen Irrthümern und geistlichem Hochmuth. Die anderen Bischöfe waren katholisch; dieser ist ein evangelischer gewesen, und darum ist er unserm Herzen so theuer.

Man hat zwei Brunnen mit reinem wohlschmeckenden Wasser nach seinem Namen genannt, in Blerum und in Bremen, und sie heißen noch nach ihm. Der anspruchslose Mann möchte es ertragen haben. Aber man hat ihn auch heilig gesprochen, man hat Kirchen nach seinem Namen genannt, man hat ihm in den Gotteshäusern Altäre geweiht — es wäre ihm die widerwärtigste Weissagung gewesen, wenn das ihm Jemand bei seinen Lebzeiten prophezeit hätte. Seinem Sinne mußte es genehm sein, als durch die Reformation diese Altäre verödeten und zerfielen und er in den Augen seines Volkes wieder das wurde, was er sein wollte, ein demüthiger Mensch, ein Werkzeug göttlicher Barmherzigkeit und ein lieber sanfter Hirt seiner Heerde.

4. Fortsetzung. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft.

Nach Willehads Tode wurde **Willerich**, sein Schüler, vom Kaiser zum Bischof in Bremen ernannt und trat ganz in seines Vorgängers Fußstapfen. Dreizehn Jahre hindurch war seine Lage

bedenklich und unbequem; denn die Empörung der Sachsen lag immer wie ein drohendes Unglück vor seinen Füßen; er pflanzte und säete auf einem Erdreiche, das ihn plötzlich verschlingen konnte. Aber mit allem Fleiße hat er das Werk des Willehad fortgeführt. Endlich kam das Jahr 804, das Jahr des allgemeinen Friedens; da konnte er aufathmen und von aller Gefahr befreit seines Amtes warten. Er hat noch 35 Jahre in äußerer Ruhe gewirkt und scheint sich meistentheils in unserm Lande aufgehalten zu haben. Nur einmal wird erwähnt, daß er treu in der Begleitung des Kaisers aushielt, als 833 die Verschwörung der Söhne gegen denselben ausbrach (Ann. Bertin. 426). Die Zerwürfnisse der karolingischen Nachfolger berührten das Bisthum gar nicht; es hörte von Krieg, aber es sah keinen; es blieb von der allgemeinen Zerfahrenheit und dem wilden Strudel der Zeit unangefochten. Diese Jahre des Friedens benutzte Willerich auf das Beste; er gründete so viele Kirchen und Gemeinden, als er konnte. Das war nun leichter geworden.

Die neuen Priester waren unbeweibt, nicht aus Cölibatszwang, sondern weil sie Benedictinermönche waren. Ihre Ernährung war keiner Gemeinde eine Last; dem einzelnen Manne war leicht geholfen. Die meisten sogenannten „Pflichten", sehr kleine, aber weil sie von Vielen kamen, erhebliche Naturallieferungen, welche unsere Pfarrer noch jetzt genießen, stammen unzweifelhaft aus dieser Zeit. Aber der Wunsch des Kaisers Karl, daß die Gemeinden ihren Priestern den Zehnten geben möchten, ging nicht in Erfüllung. Es sind in der Provinz etwa 600 kleine Dörfer und unsers Wissens gaben nur vier derselben einen jetzt abgelös'ten Zehnten an ihre Pfarren, Oerel, Mulsum, Abbenseth und Flögeln. Mehrere haben den Zehnten nicht besessen, man kann es mit Gewißheit sagen, denn sie hätten ihn nicht wieder verloren. Aber so reiche Einnahmen hatten die Prediger auch nicht nöthig. Sie erhielten an den Gemeindegründen Antheil, sie konnten sich etwas Ackerland daraus cultiviren und empfingen die genannten Pflichten. Das war für das genügsame Leben eines einzelnen Mannes ausreichend.

Zu der Zeit des Willerich sind die meisten Kirchspiele im Lande gegründet. Die Kirchen waren von Holz und klein, aber die Gemeinden sehr groß. Die Zerlegung dieser großen Kirchspiele ging später nicht mehr von den Bischöfen aus, sondern hie und da von einzelnen Ortschaften, welche sich ein eigenes Gotteshaus

wünschten, mehr aber noch von Edelleuten, welche ihrem Hausgeistlichen und seiner Kapelle allmählig eine kleine Gemeinde beizulegen Erlaubniß bekamen. Dies ist in so vielen Fällen nachweisbar, daß man es wohl als eine allgemeine Regel aufstellen kann. Das ganze Hochland und die Elbmarschen sind wahrscheinlich unter Willerichs langer und thätiger Amtsführung mit Geistlichen versehen. Sie kamen größtentheils aus Neu-Corvey, hielten sich dann eine Zeitlang auf der bischöflichen Missionsschule in Bremen auf und wurden angestellt.

Zu den ältesten Kirchen des Landes gehören diejenigen, welche nicht in einem Dorfe, sondern einsam liegen. Man darf nicht glauben, daß ihre Dörfer etwa zerstört und nur die Kirchen übrig geblieben wären. Sogenannte wüste Dörfer, wie in anderen Gegenden, giebt es bei uns gar nicht, nicht einmal einen wüsten Hof. Nie haben die Kriege hier ein Dorf so verödet, daß es nicht bald wieder erstanden wäre. Die Weser und Elbe haben durch Einreißen des Ufers einige Ortschaften gezwungen, sich hinwegzubauen; sonst ist Alles geblieben, wie es war. Jene einzelnen Kirchen, wie Horst, St. Jürgen u. A., waren ursprünglich heilige Stätten der heidnischen Sachsen und es war durchgängig Grundsatz der christlichen Missionäre, gerade an solchen Oertern zuerst Kirchen zu bauen. Diesen Grundsatz sprachen sie offen aus und wir finden denselben nicht bloß bei uns, sondern überhaupt in ganz Norddeutschland bestätigt.

Willerich konnte sich gegen das Ende seines Lebens mehr als sein Vorgänger in Bremen selbst aufhalten. Er erreichte seinen Wunsch, die hölzerne Kirche des Willehad in eine von Stein zu verwandeln. Das war das zweite steinerne Haus, welches in der Provinz gebaut wurde; das erste war die Burg von Stotel gewesen. Beide haben nicht lange gestanden. Die Kirche in Bremen wurde zur Zeit Allebrands vom Feuer verzehrt und neu gebaut und die Burg wurde wegen ihrer zu nahen Lage am Weserufer auf das höhere Land verlegt. (Joh. Rohde M. S. f. 83.)

Nachdem Willerich im Jahre 839 gestorben war, bestieg Leuderich, sein bisheriger Diaconus, den bischöflichen Stuhl. Widersprechende Nachrichten sind uns über ihn aufbewahrt. Er wird als hochmüthig geschildert, ja einige spätere Geschichtschreiber wollen sogar wissen, Kaiser Ludwig habe ihn abgesetzt. Das ist unbegründet. Andere nehmen ihn in Schutz und behaupten, es sei ein wackerer Mann gewesen und sein Ruf habe nur durch

sein Verhältniß zu dem Ansgarius, seinem Zeitgenossen und Nachfolger, gelitten. Es läßt sich nicht entscheiden. Wenn er nicht sehr nachgiebigen und verträglichen Wesens war, so konnte er mit dem rücksichtslosen Ansgar sehr leicht in Mißverständnisse gerathen. Dem Letzteren war es sehr günstig, daß Leuderich 847 starb.

Ansgar ward sein Nachfolger. Das Leben und die Wirksamkeit desselben ist so berühmt geworden, daß wir ausführlicher über ihn reden dürfen.

Er ist in Frankreich im Jahre 801 (9. Sept.) geboren. Seine Eltern müssen vornehme Leute gewesen sein, denn der Vater verkehrte viel am Hofe Karls d. Gr.; die Mutter starb, als er fünf Jahre alt war. Der Vater übergab ihn dem berühmten Kloster zu Alt-Corvey bei Amiens zur Erziehung, der bedeutendsten Schule jener Zeit. Der Knabe fand hier vorzügliche Lehrer, unter denen auch der bekannte Paschasius Radbertus war. Große Fähigkeiten zeichneten den Schüler aus, mehr aber noch ein sehr ernstes Wesen, dem alles kindliche Treiben lästig war. Die Neigung seines Geistes führte ihn schon früh den himmlischen Dingen entgegen und ward durch merkwürdige Träume und Erscheinungen genährt. Im dreizehnten Jahre ward er als Mönch eingekleidet, im zwanzigsten war er Rector der Klosterschule.

Bald darauf ward er nach Neu-Corvey, bei Hörter an der Weser, einer Stiftung jenes französischen Klosters, versetzt, wo er wiederum die Schule übernahm.

In dieser Zeit kam der König Harald, welcher aus seinem Reiche Dänemark vertrieben war, mit seiner Frau, seinem Bruder und zahlreichen Begleitern, zu Schiff den Rhein hinauf zum Kaiser Ludwig und bat ihn um Hülfe zur Wiedererlangung seiner Krone. Der Kaiser verlangte zuerst von ihm die Annahme des Christenthums. Dazu war Harald bereit und ward von dem Kaiser selbst aus der Taufe gehoben. Darauf that der Kaiser für ihn, was er konnte. Es war aber nicht viel, denn Ludwig war immer selbst in Bedrängnissen. Statt einer tüchtigen Kriegerschaar, welche Harald wohl am Liebsten empfangen hätte, gab er ihm die Belehnung der kaiserlichen Besitzungen jenseits der Elbe, eines Bezirkes, welchen der Kaiser mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit besaß. Werthvoller war es, daß er ihm im Fall der Noth die Verwaltung der Grafschaft Rustringen — das jetzt oldenburgische Butjadingerland — als Zufluchtsort versprach,

wovon Harald auch schon nach zwei Jahren Gebrauch machen mußte. Die Taufe, welche Harald und die Seinigen empfangen hatte, mußte jedenfalls auch noch tiefer gegründet und gefestigt werden, deshalb sollte Harald einen erprobten christlichen Priester als Begleiter mitnehmen. Der Kaiser fragte auf einer großen Versammlung in Ingelheim seine Bischöfe, ob sie ihm eine passende Persönlichkeit dazu vorschlagen könnten, welche freiwillig die Sendung nach Dänemark übernehmen möchte. Anfänglich fand sich Niemand. Harald war ein roher, unangenehmer Mensch und ein steter Verkehr mit ihm sehr unerquicklich. Den geistlichen Begleiter ließ er sich theils aus Rücksicht auf den Kaiser gefallen, theils wollte er ihn dazu benutzen, die Christen, deren es schon viele in Dänemark gab, auf seine Seite herüber zu ziehen. Das war auch nicht Jedermanns Neigung, in solchen politischen Parteiungen eine Rolle zu übernehmen.

Endlich sagte Walo, Abt zu Corvey, daß er in seinem Kloster einen Mönch habe, welchem diese Sache übertragen werden könne. Es war Ansgar. Zum Kaiser beschieden, erklärte er sich dazu bereit. Sein Erbieten wurde angenommen und er kehrte auf kurze Zeit in's Kloster zurück, um seine Sachen zu ordnen und Abschied zu nehmen. Hier verfiel er in Tiefsinn und Bekümmerniß; es war ihm eine Last auf die Seele gelegt, welcher sie sich nicht gewachsen fühlte. Durch diese Schwermuth und tägliche Zurückgezogenheit des Ansgar wurde Autbert, einer seiner Klosterbrüder, gerührt und bewogen, sich mit Erlaubniß des Abtes ihm auf seiner gefahrvollen Sendung anzuschließen. Vom Kaiser reichlich mit Allem versehen, reiseten sie mit Harald den Rhein hinab. Es war eine ziemlich lästige Fahrt. Harald war in seinen Hoffnungen getäuscht, statt eines gewappneten Heeres hatte er zwei Mönche erhalten. Er betrug sich rücksichtslos gegen sie und seine dänischen Begleiter waren noch ungezogener, dennoch gelang es den beiden Männern, ein leidliches Verhältniß herzustellen und als sie Dorstat, einen damals sehr bedeutenden Handelsplatz in Westfriesland erreichten, waren sie gute Freunde geworden. Hier blieben sie fünf Tage, freundlich vom Bischof Rirfried beherbergt.

Zu Lande reiseten sie weiter und Ansgar betrat Dänemark, den neuen Schauplatz seines Wirkens. In der Gegend von Schleswig, damals Haddeby genannt, nahm er seinen Aufenthalt.

Seine Freunde in Corvey erwarteten Großes von ihm. Er war eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Eine Kindheit im gebräuchlichen Sinne des Worts hatte er nicht gehabt. Voll Erstaunen hatten die Seinigen bemerkt, mit welcher Leichtigkeit er sich der ganzen Wissenschaft seiner Zeit bemächtigte. Wenige kamen ihm an Gelehrsamkeit gleich. Dabei hatte er sehr große Rednergaben, eine angenehme klare Stimme und die Worte völlig in seiner Gewalt. „Er wußte das Liebliche mit dem Schrecklichen zu verbinden; den Widerspenstigen und Lasterhaften erschien er schrecklich, den Gerechten aber sanft.“ Seine Mienen und Geberden waren stets den Worten angemessen. Mehr aber als von diesen menschlichen Vorzügen erwartete man von der innigen und dauernden Verbindung, in welcher er mit dem Himmel stand. Bedeutende Träume, ungewöhnliche Erscheinungen und der Verkehr mit höheren Wesen hörten bei ihm nie auf. Es ist sehr schwer zu sagen, wie viel dabei Selbsttäuschung und überspannte Geistesgewalt wirkten; sie mögen Einiges gethan haben, aber es waren bei ihm auch Kräfte thätig, welche der menschlichen Forschung sich entziehen. Von seiner eigenen Hand ist die Beschreibung eines himmlischen Gesichts auf uns gekommen (Remb. vit. Ansg. 4) voll innerer Wahrheit und hinreißender Kraft der Darstellung — man kann nicht zweifeln, daß er Stunden hatte, wo das Irdische seiner entfesselten Seele entschwand und die Seligkeit einer anderen Welt ihn umhüllte.

Die Verhältnisse, unter denen Ansgar und sein Gefährte ihr neues Amt begannen, waren nicht ungünstig. Die Umstände gestalteten sich im Anfange für Harald besser, als man vermuthete; er gelangte wieder zu dem Besitze seines Reiches und begünstigte die beiden Geistlichen, mit denen er in guter Freundschaft blieb. Sie trieben nun ihr Bekehrungswerk mit Eifer und Erfolg. Viele Heiden wurden getauft. Ansgar kaufte zwölf Knaben, mit denen er eine Schule anlegte, um sie zu Missionsgehülfen auszubilden. Auch Fremde boten sich ihm dazu an. Nach zwei Jahren wurde Autbert aber so schwächlich, daß er seinem Amte nicht mehr vorstehen konnte. Er mußte sich nach Corvey zurückbegeben, wo er auch bald nachher entschlief.

Im Frühling 829 kamen Gesandte des Königs Björn oder Bern von Schweden zum Kaiser Ludwig und baten ihn im Namen ihres Herrn, daß er einige christliche Priester senden möchte; viele im Volke wären geneigt, das Christenthum anzu-

nehmen, und er werde die Verkündiger desselben auf alle Weise schützen. Es war jetzt die Zeit, wo das nordische Heidenthum an allen Orten morsch in sich zusammen brach. Was es je an Kraft besessen hatte, war verbraucht; es hatte sich überlebt. Einzelne Christen waren in den skandinavischen Reichen gewiß allenthalben zu finden. Die nordischen Fürsten erkannten, daß alle Bildung der Zeit, daß Ansehen und Reichthum und weitreichender Einfluß mit dem Christenthume verbunden war. Noch hielt das Kaiserthum des großen Karl zusammen und von seinem Hofe strahlte das Licht alles Wissens jener Zeit und der Ruhm der größten irdischen Macht. Mit aller Hingebung diente die Kirche diesem Reiche, sie griff noch nicht nach den schönsten Juwelen der Krone, sondern empfing den Hirtenstab aus den Händen des Herrschers.

Es lag nahe, daß die Herrscher von Schweden sich nach einer geregelten Verbindung mit dem Christenthume und dem deutschen Kaiser umsahen. Als Ludwig d. Fr. die Botschaft empfing, berieth er sich wieder mit dem Abt Walo, dieser schlug den Ansgar zu der Sendung vor. Er wurde zum Kaiser entboten und übernahm, wie immer durch eine himmlische Offenbarung gestärkt, den gefährlichen Auftrag. Mit einem Gefährten, Withmar, rüstete er sich zu der Reise und ließ den Gislemar als seinen Stellvertreter in Dänemark zurück. Das Schiff, welches ihn nach seiner neuen Bestimmung tragen sollte, ward unterwegs von Seeräubern angegriffen. Obgleich die Schiffsmannschaft und die mitreisenden Kaufleute sich tapfer vertheidigten, wurden sie doch überwältigt; das Fahrzeug war während des Kampfes auf den Strand getrieben und die beiden Missionäre hatten kaum Zeit, mit einigen Anderen aus dem Schiff zu springen und zu Fuß das Land zu gewinnen. Sie wurden nicht weiter verfolgt, hatten aber alle ihre Habe verloren, ihren Reisebedarf, die kaiserlichen Geschenke und ihre Bibliothek, welche aus vierzig Büchern bestand und für damalige Zeit eine beträchtliche Sammlung bildete. Dieser Verlust war für den Ansgar sehr empfindlich. Aber es war andererseits vielleicht für ihn sehr gut, daß er die Bücher verlor, weil er nun seiner Neigung, sich in die Wissenschaft zu versenken, nicht nachgehen konnte. Diese Neigung that seiner Missionsthätigkeit vielen Abbruch.

Es wurde die Frage berathen, ob es unter diesen Umständen nicht zweckmäßig sei, zurückzukehren. Aber Ansgar widersprach.

So traten sie unter vielen Beschwerden die Reise zu Fuß an und gelangten nach großen Mühseligkeiten zu Wasser und zu Lande nach Byrka, der Hauptstadt des schwedischen Reiches. Es ist unentschieden, wo dieser berühmte Handelsplatz und Haupthafen des Reichs gelegen haben mag; man meint, auf der jetzigen Insel Björkö im Mälarsee. Dort meldeten sie sich bei dem König, ihre Sendung wurde anerkannt und sie fanden eine freundliche und huldreiche Aufnahme. Die Könige von Schweden waren in ihren Regierungsbefugnissen sehr beschränkt; es bedurfte daher für die Missionäre erst der Genehmigung des Volks, ihr Amt zu beginnen. Diese wurde ohne Schwierigkeit ertheilt. Die christlichen Sendboten wurden ermächtigt, das Evangelium öffentlich zu predigen und Jedermann, der es wünschte, konnte ihre Lehre annehmen und sich taufen lassen*).

Der Erfolg ihrer Wirksamkeit war sehr erfreulich. Alle Christen schlossen sich ihnen an und eine große Anzahl heidnischer Schweden begehrte die Taufe. Der König selbst hielt sich noch von derselben zurück, aber Herigar, der Statthalter des Orts und der Liebling des Fürsten, ward Christ und beharrte standhaft im Glauben. Aus eigenem Vermögen ließ er eine Kirche bauen.

Anderthalb Jahre weilte Ansgar in Schweden. Er hat dort viel gewirkt, denn dies Mal mußte er sich zusammen nehmen und in das wirkliche Leben kräftig hineintreten. Er hatte dort keine einsame Zelle und keine Bücher, zu denen er sich so gern zurückzog. Er mußte umher reisen, predigen und taufen, er war auf sich geworfen, das Studiren hörte auf, er mußte handeln. Er bewegte sich in einem unruhigen, thätigen Leben; in dieser Zeit hat er keine Visionen gehabt.

Der Grund der christlichen Lehre war nun in Schweden gelegt. Mit einem in Runen geschriebenen, sehr ehrenvollen Briefe des Königs kehrten Ansgar und sein Begleiter nach Deutschland zum Kaiser Ludwig zurück. Sie wurden von ihm sehr gnädig aufgenommen.

Der Kaiser war gesonnen, diese vielversprechende Mission zu fördern und das geeignetste Mittel schien ihm dazu die Errichtung eines neuen Erzbisthums für den Norden zu sein. Karl d. Gr.

*) Die fremde Sprache machte den Missionären geringe Schwierigkeit, denn alle Völker germanischen Stammes konnten sich damals unter einander verständlich machen.

hatte ähnliche Absichten gehegt, deshalb ließ er in Hamburg eine Kirche bauen und entzog den benachbarten Bischöfen alle Gewalt über den in der Entstehung begriffenen Sprengel von Nord-Albingien. Er hatte den Vorsatz, den dortigen Priester zum Bischof weihen zu lassen, aber es kam nicht zur Ausführung. Nach Karls Tode theilte sein Sohn Ludwig die genannte Kirchenprovinz unter die Bischöfe Willerich von Bremen und Helingaudus von Verden. Durch die Erfolge Ansgars und seiner Begleiter ermuthigt, nahm er den Plan seines Vaters wieder auf. Die Bischöfe von Bremen und Verden mußten auf die Länder jenseits der Elbe verzichten, was sie bereitwillig thaten. Ansgar, damals 33 Jahre alt, wurde auf einer Versammlung in Thionville 834 feierlich zum Erzbischof von Hamburg geweiht. Alle nordalbingischen Länder sollten diesem Sprengel angehören und die Befugnisse des neuen Erzbischofs sollten sich über den ganzen Norden erstrecken. Ansgar reisete persönlich zum Papst Gregor IV., und erhielt von ihm die erforderliche Bestätigung und das Pallium (Orig.-Urk. im Stad. Arch.). Zugleich wurde er zum päpstlichen Legaten für alle schwedischen, dänischen, slavischen und nordischen Völker ernannt. Dies Erzbisthum Hamburg war eine ungewöhnliche Stiftung. Dem Ansgar in Hamburg gehörte kein Fußbreit Landes, er war ein Erzbischof ohne Suffraganen, ein Priester ohne Gemeinde, und das Land war feindlich. Aber er konnte sagen, ich will den Norden erobern. Es war eine unermeßlich große Hoffnung, aber auch nichts mehr.

Nie ist ein Bisthum mit größeren und berechtigteren Aussichten in's Leben gerufen, als das hamburgische, und nie ist eines so kümmerlich ausgestattet worden. Die ganze äußere Begabung, wovon der neue Erzbischof und die Seinigen leben sollten, bestand in den Ueberschüssen des Klosters Thorout bei Brügge in Flandern, mit welchem das Bisthum in Verbindung gesetzt wurde. Das war eine klägliche Ausstattung. Es gab Reichsgüter genug, mit denen es zureichend ausgerüstet werden konnte, aber Ludwigs d. Fr. Regierung war schon so schwach geworden, daß er es nicht wagen mochte, sie den zeitigen Nutznießern zu nehmen. Er mußte zu geistlichem Gut greifen, welches keinen Widerstand leisten konnte.

Ansgar nahm als Erzbischof seinen Wohnsitz in Hamburg. Nach Schweden sandte er den Gautbert, einen Verwandten des Erzbischof Ebo von Rheims, welcher schon früher an der christlichen

Mission in Dänemark lebhaften und thätigen Antheil genommen hatte. Er wurde mit Reisebedarf, kaiserlichen Geschenken und Begleitern versehen, und fand bei dem König Björn und den schwedischen Christen eine herzliche Aufnahme. Bald konnte er eine Kirche bauen. Aber diese günstigen Umstände änderten sich. Ohne Wissen des Königs, welcher der Mission geneigt blieb, erhob sich aus unbekannter Veranlassung plötzlich ein Aufruhr des Volks gegen den christlichen Sendboten; sein Haus wurde gestürmt, sein Enkel Nithard erstochen. Alles wurde ihm geraubt und nur das Leben ihm gelassen. Mit Schmach und Beleidigungen überhäuft mußte er aus dem Lande weichen. Sieben Jahre lang blieb Schweden ohne christliche Priester.

Fast dasselbe Loos traf in dieser Zeit den Ansgar. Elf Jahre hatte er in seinem Erzbisthum wirken können, als unerwartet ein Seeräuberzug von Dänen oder Normannen, diese Geißel jener Zeiten, die Elbe hinauffuhr, alle Ufer mit Mord und Brand verheerte und vor Hamburg sich lagerte. Die noch kleine, kaum befestigte, Stadt war nicht zu halten, denn der Graf (Chr. Corb. ad ann. 837) Bernhard war abwesend. Alles floh und Ansgar rettete nichts als seine Reliquien, welche ihm das Theuerste schienen. Selbst sein bischöfliches Oberkleid mußte er zurücklassen. Die Stadt wurde geplündert und durch Raub und Brand gänzlich zerstört; die Kirche und das Mönchskloster wurde den Flammen preisgegeben. Dies geschah im Jahre 840.

Ansgar irrte heimathlos mit wenigen Begleitern umher. Er tröstete sich voll Glaubensmuth mit dem Worte des Hiob: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt". Der Verlust war schmerzlich, sein kleiner Kirchenschatz, sein Privatvermögen und vor Allem seine Bibliothek waren dahin.

Die Hülfe, welche er bei dem Bischof Leuderich von Bremen suchte, ward ihm verweigert. Dagegen fand er Aufnahme in Ramelsloh, einem Orte des Stifts Verden, bei einer frommen Matrone, Namens Ikia. Hier sammelte er seine flüchtigen Freunde und obgleich die Seeräuber nach zwei Tagen Hamburg verlassen hatten, fürchtete er doch die wiederkehrende Unruhe und begann in Ramelsloh eine Kapelle zu bauen und diese zu einem Kloster zu erweitern. Von hieraus wollte er seinen Sprengel verwalten. Er muß dabei ohne die erforderliche Vorsicht gehandelt haben, denn der Bischof Walther von Verden gerieth darüber mit ihm

in Spannung. Es war aber ein gutmüthiger Mann, welcher auf einer in Worms 845 gehaltenen Reichsversammlung den Verwendungen des Königs Ludwig und der Bischöfe nachgab und den Eingriff in seinen Sprengel duldete. König Ludwig der Deutsche bestätigte die Gründung. (Urk. v. 8. Juni 842 auf d. Stad. Arch. im Orig.)

Kaum hatte Ansgar seine Lage thunlichst wieder geordnet, als ein zweiter sehr harter Schlag ihn traf. Kaiser Ludwig d. Fr. starb und das Reich wurde unter seine Söhne getheilt. Das Kloster Thorout, von welchem das Erzstift Hamburg unterhalten ward, war in das Gebiet Karls des Kahlen gefallen. Dieser Fürst verbot, die Einkünfte des Klosters dem Ansgar zu senden und beharrte ungeachtet vieler Verwendungen und Fürbitten bei seinem Willen. Ansgar reisete persönlich zum König, aber auch seine Bemühungen waren vergeblich. (Chr. Corb. ad ann. 842.) Dadurch gerieth Ansgar in große Noth und Verlegenheit. Drückender Mangel machte sich in seiner Umgebung kund, und viele Genossen verließen ihn, weil er sie nicht ernähren konnte. Wenige blieben bei ihm und behalfen sich mit ihm, so gut es gehen wollte. Voll Gottvertrauen harrte er aus.

Noch ein Mal kamen die Normannen (845) und plünderten Hamburg, aber sie wurden mit Verlust zurückgetrieben.

Unerwartete Hülfe kam ihm in dieser großen Noth. Der Bischof von Bremen Leuderich starb (847 Aug. 24.) und der König Ludwig der Deutsche übertrug dem Ansgar dieses Stift. Auf einer in Mainz in demselben Jahre gehaltenen Kirchenversammlung ward beschlossen, die erzbischöfliche Würde von Hamburg mit dem Bisthum Bremen zu vereinigen und Nord-Albingien wie früher unter die Sprengel von Bremen und Verden zu vertheilen. Die Ausführung wurde aber auf einer Synode des folgenden Jahres hintertrieben, weil es der Kirchenverfassung widersprach, daß Hamburg, ein Erzbisthum, unter einem Bischof stehen sollte; die Regelung dieser Verhältnisse zog sich sehr lange hin, bis endlich Papst Nicolaus I. 858 die Vereinigung der Diöcesen Bremen und Hamburg bestätigte, den Bischof von Verden aber mit einer Entschädigung aus bremischen Kirchenmitteln zufrieden stellte. Dieser Ersatz muß sehr reichlich ausgefallen sein, denn der Bischof von Verden ließ es zu, daß Ramelsloh, wo die Anfänge eines Klosters sich gebildet hatten, dem Erzbisthum Hamburg verblieb.

Obwohl diese Sachen sich nicht schnell erledigen ließen, so kam doch Ansgar in Wirklichkeit sogleich in den Besitz des Bisthums Bremen und damit aus seiner drückenden Lage. Als die Vereinigung von Bremen und Hamburg beschlossen ward, war gerade der Erzbischof von Cöln gestorben; unter ihm hatte bislang Bremen gestanden. Der neue Erzbischof Günther wollte eine Verringerung seines Sprengels nicht zugeben. Auf vieles Bitten der Könige Ludwig und Lothar gab er endlich nach und überließ die Entscheidung dem Papste, welcher Alles bestätigte. So ward Bremen ein Erzbisthum.

Ansgar hatte nun reiche Mittel, seine nordischen Bekehrungsversuche wieder aufzunehmen. Bislang hatte er in Dänemark wenig ausrichten können. Der König Erich I. sah seinen Thron durch Mitbewerber bedroht und war auch mit Ludwig dem Deutschen in bedrohliche Verhältnisse gerathen. Diese Umstände wußte Ansgar mit einiger Geschicklichkeit zu benutzen. Er schloß sich, ausgerüstet mit Geld und Geschenken, einer Gesandschaft Ludwigs an Erich an und gewann dessen Vertrauen. Er zeigte ihm den Werth einer Verbindung mit dem deutschen König und die feste Stütze, welche seine bedrohte Herrschaft durch die Christen im Lande gewinnen würde. Erich ging darauf ein und stand sich gut dabei. Sein Vertrauen zu Ansgar wuchs, er ließ sich auch in geistlichen Dingen von ihm leiten und Ansgar hatte die Freude, ihn taufen zu können. So ward dem Christenthum Freiheit und Raum gegeben, sich auszubreiten. Aber alle diese Erfolge schienen durch den Tod Erichs zu schwinden, da sein Sohn Erich II. sich gegen das Christenthum erklärte. Es begannen schon Verfolgungen der neuen Lehre und ihrer Bekenner. Aber es gelang dem reichen Bischof von Bremen bald, auch bei dem jungen König Einfluß zu gewinnen. Die Bedrückungen der Christen hörten auf; es ward in Ripen eine Kirche gebaut.

Auch Schweden hatte Ansgar nicht aus den Augen verloren. Sobald seine äußeren Mittel es gestatteten, schickte er einen Missionär dahin. Es war Ardgar, ein Einsiedler. Weil die christliche Sache in Schweden vorzüglich in dem oben erwähnten Herigar ihre Stütze hatte, so wurde dem neuen Sendboten aufgetragen, mit ihm die genaueste Verbindung zu unterhalten. Ardgar kam in Schweden an (851) und ward mit Freuden begrüßt. Viele fromme Seelen daselbst hatten sich nach geistlichem Zuspruch und dem Sacrament gesehnt. Als Herigar gestorben war, kehrte

Ardgar nach Deutschland zurück; er verlangte aus dem unruhigen Leben eines Missionärs heraus und wieder nach seiner einsamen Zelle.

Jetzt wandte sich Ansgar an Gautbert, welcher durch den schon erzählten Volksaufruhr aus Schweden vertrieben war und bat ihn, das Amt wieder aufzunehmen. Gautbert hielt sich nicht für den geeigneten Mann mehr, sondern rieth dem Ansgar, selbst eine schwedische Missionsreise anzutreten. Die Umstände waren günstig; der König Olav ließ ihn selbst einladen, König Erich bot ihm alle Hülfe dazu an, Ludwig der Deutsche wünschte auch die erneuerte Verbindung, und eine Vision stärkte den Ansgar in seinem Vorhaben. Der Dänenkönig gab ihm einen besonderen Gesandten und sein Wahrzeichen*) mit, und nach einer mühseligen Reise von zwanzig Tagen kam er in Byrka an.

Schweden war damals ein kleines Königreich, denn die südliche Hälfte seines jetzigen Besitzes gehörte dänischen Fürsten, aber es war sehr wohlhabend. Wir lesen, daß eine christliche Matrone dort ein reiches Almosen den Armen gelobt hatte, aber die Gabe nach Dorstat senden mußte, weil sie im eigenen Lande keine Bedürftige finden konnte. Diesen äußerlich guten Zustand benutzten die Götzenpriester, welche Ansgars Ankunft vernahmen und seine Wirksamkeit fürchteten. Einer derselben trat auf und weissagte den Zorn der Götter, Unheil und Verderben dem Lande, wenn die neue Lehre angenommen würde. Das Volk wurde unruhig und gerieth in bedenkliche Gährung.

Ansgar wandte sich an den König. Er bat ihn zu Tisch und übergab ihm reiche Geschenke und seine gesandschaftlichen Aufträge. Durch Ansgars Benehmen und Freigebigkeit gewonnen, versprach der König, die Sache auf der nächsten Volksversammlung vortragen und durch das gebräuchliche Mittel des Looses entscheiden zu lassen.

Bis dahin mußte Ansgar sich gedulden. Er stärkte sich durch anhaltendes Gebet und ward durch mehrere Offenbarungen und Gesichte erquickt.

Auf der Volksversammlung schwankten zuerst die Meinungen, aber ein alter einflußreicher Mann lenkte die Gemüther dermaßen zu Gunsten Ansgars, daß es gar nicht zum Werfen des Looses

*) Ein Ring, Schwert, Schmuck oder dergl., welches als Beglaubigung diente.

kam. Eine zweite Versammlung, in einem andern Theile des Reichs, lief eben so günstig ab. Nun war der König aller bisherigen Rücksichten entledigt und konnte das Christenthum offen begünstigen. Er gab ihm Land zum Kirchenbau und viele andere Beweise seiner Gunst und Liebe.

Nun erst konnte die christliche Lehre in Schweden festen und sichern Fuß fassen; das letzte Aufflackern des Heidenthums war erloschen. Zwei Jahre blieb Ansgar dort, ließ Friedrich, Adolgar und Adaldag aus Neu-Corvey nachkommen und kehrte erst zurück, als er Alles wohl geordnet hatte. Fortwährend schickte er christliche Priester hinüber, an denen von nun an kein Mangel war.

Nach seiner Rückkehr lebte Ansgar fortwährend in Bremen, wo er ein Armenhospital gründete. Es bestand aus zwölf hülflosen Personen, welche nach der noch vorhandenen Verpflegungsliste reichlich versorgt wurden. Am Himmelfahrts- und Jakobitage erhielt jeder Arme zwei Schillinge, an zwei anderen Feiertagen dreißig Pfennige. Jährlich zwei Festmahlzeiten, deren Ordnung genau bestimmt wird; Gemüse, verschiedenes Fleisch, ein halbes Huhn, ein „schönes Brot“ und Nachtisch, dazu Bier, Meth und selbst Wein, „wenn die Armen es wollen“. Die Güte des Weins scheint nach diesen Worten so gering gewesen zu sein, daß selbst arme Leute ihn zurückwiesen. Wenn ein Armer die Mahlzeit ausschlug, konnte er statt derselben acht Pfennige beanspruchen. Große Lieferungen von Roggen (huroge), Hafer, Gersten und Bohnen. Zur Erleuchtung dient Wachs und „gereinigtes“ Leinöl, zur Feuerung Erlen und Birken; Buchenholz wird in kleinem Maße gegeben. In den Fasten bekommen die Armen Heringe, Eier und Weizen zur Mehlspeise, am Gründonnerstage ein Gebäck, welches „Torta“ genannt wird und dazu einen Schilling. Außerdem Brote, deren zwölf aus einem gestrichenen Scheffel gebacken wurden. Sämmtliche Leistungen kamen von drei Höfen in Schlutter, Stendorf und Leeste.

In seinen letzten Jahren litt Ansgar viel an Schwächlichkeit des Körpers, wurde aber durch stete Gesichte und Träume gestärkt. Er hatte immer gehofft, durch einen Martyrertod aus diesem Leben zu gehen, und glaubte manche Erscheinung seiner jüngeren Jahre dahin deuten zu müssen. Es beunruhigte ihn, daß dies nicht in Erfüllung gehen wollte, und seine Schüler suchten ihn durch die Darstellung zu befriedigen, daß ja sein ganzes Leben ein stetes Martyrium gewesen sei. Sorgsam und ergeben bereitete er sich

zuletzt auf sein Ende vor und entschlief 865 Febr. 3. schmerzlos unter den Gebeten und Gesängen der Seinigen.

Ueber das reiche und wechselvolle Leben des Ansgar haben wir sehr umfassende Nachrichten und können darnach seine Persönlichkeit unbefangen beurtheilen. Es ist in diesem Manne eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von werkheiligem Wesen und christlicher Glaubensfreudigkeit. Reliquien waren ihm theure Schätze; Fasten, Kasteiungen, Gelübde und Wallfahrten hatten für ihn einen hohen Werth, und alles dies wußte er mit einer sehr gelehrten Bildung zu vereinigen. Zu einem Missionär, welches er wesentlich sein mußte, war er wenig geeignet und seine großen Erfolge hat er weit mehr den günstigen äußeren Umständen zu verdanken, als der eigenen Geistesanlage. Wenn er handeln mußte, konnte er es, aber es war ihm eine Last und keine Freudigkeit. Immer sehnte er sich nach seiner einsamen Klosterzelle, seinen Träumen und seinen Büchern. Es fehlte ihm die Rührigkeit und die persönliche Unruhe, welche ein Missionär haben muß; allenthalben suchte er Schulen für Missionsgehülfen anzulegen, obgleich es nicht nöthig war, da es ihm an Mitarbeitern nicht fehlte, aber er konnte das Schulmeistern nicht lassen, die Thätigkeit in den vier Wänden war ihm die liebste. Mit den benachbarten Bischöfen, Leuderich und Walther, lebte er nicht in einem guten Verhältniß; diese Dinge scheinen absichtlich von den bremischen Geschichtschreibern verdeckt zu sein, aber manche Andeutungen lassen merken, daß die Schuld auf Seiten Ansgars lag, nicht aus bösem Willen, aber aus Nichtachtung aller amtsbrüderlichen Rücksicht und aus Gleichgültigkeit gegen äußere Verhältnisse. Seine Freunde verehrten ihn als einen Heiligen, aber dem Volke ist er wenig gewesen. Der Zauber einer liebenswürdigen Persönlichkeit, welchen Willehad in hohem Grade besessen haben muß, mangelte ihm gänzlich; er zeigte ein träumerisches, stubengelehrtes, der Welt entfremdetes Wesen. In Nord-Albingien, seinem eigentlichen Wirkungskreise, hat er daher wenig ausgerichtet; unter günstigen Verhältnissen hat er dort in dreißig Jahren nicht mehr als vier und — wenn Hadeby und Schleswig derselbe Ort ist — nur drei Kirchen gegründet. In unserer Provinz sind drei Gotteshäuser nach Willehads Namen genannt, nach dem Ansgar nicht ein einziges. Es wird schwer, den Mann menschlich so lieb zu gewinnen, als man möchte; man hätte ihn mit seinem abgesonderten Treiben und bei

seinem rücksichtslosen Wesen kaum zu einem persönlichen Umgange haben mögen; man kann an manchem seiner Schritte Anstoß nehmen, aber dennoch läßt sich nicht leugnen, daß durch sein Leben und Wesen ein tiefer Zug echter Frömmigkeit geht, voll aufopfernder Liebe, Glaubensmuth und Ergebung, und ein Verlangen, das die Seelen sucht und sie dem Heiland gewinnen möchte. Diese Eigenschaften des Herzens haben Vieles wieder gut gemacht und ihn über große Schwierigkeiten hinweg getragen.

5. Fortsetzung. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft.

Als Ansgar gestorben war, wurde sein Leichnam gewaschen, mit Weihrauch beräuchert, mit dem Bischofsgewande und Schmuck angethan, auf eine Bahre gelegt und ohne Sarg noch an dem Todestage beerdigt. An demselben Tage wurde Rimbertus, sein Diakonus und treuester Schüler, von der Geistlichkeit „und vom Volke“ einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt. Dem König war die Wahl genehm und er wurde auf dessen Befehl in Mainz geweiht. Bislang war er Ansgars Gehülfe und Weltgeistlicher gewesen; nun aber nahm er das Ordenskleid in Neu-Corvey und legte das Klostergelübde ab. Alle seine Vorgänger waren Mönche gewesen. Der Abt von Corvey gab ihm seinen Bruder, den Adalgar, mit, welcher später die erzbischöfliche Würde in Bremen erlangte. Zu Wasser reiseten sie nach Bremen.

Unverdrossen stand er seinem Amte vor und reisete viel in seinem Sprengel umher. Er verlor die Mission unter den nordischen Heiden nicht aus den Augen und sorgte dafür, daß die dortigen Kirchen stets mit Priestern versehen waren. In Dänemark hat er persönlich gewirkt, wahrscheinlich auch in Schweden.

Eine große Gefahr zog sich zu seiner Zeit gegen unser Land zusammen. Sie kam von den Normannen. Ludwig der Deutsche hatte durch Krieg und Vertrag dieselben ziemlich in Schranken gehalten, wenn er es auch nicht vermeiden konnte, daß einzelne verheerende Streifzüge stattfanden. Seine Küstenwacht zwang die Feinde, das deutsche Reich zu meiden und sich mehr gegen Frankreich zu wenden. Nach Ludwigs Tode aber richtete sich der Kriegssturm wieder nach Deutschland.

Die Normannenzüge kamen von den dänischen Inseln, aus Norwegen und dem südlichen Schweden. Das nördliche Schweden scheint sich weniger an ihnen betheiligt zu haben. Viele Gründe wirkten zusammen, die Skandinaven zu diesen Fahrten

zu treiben. Das schlecht bebaute Land litt oft an Hungersnoth, die Bevölkerung vermehrte sich zu rasch durch die Fruchtbarkeit der dortigen Ehen, das ganze Leben des Volkes war weniger auf Ackerbau und Handel, als auf kriegerische Beschäftigung angelegt. Dazu das Erbrecht, nach welchem das Stammgut nicht zersplittert werden durfte, sondern einem Sohne zufiel, wodurch die übrigen Kinder gezwungen wurden, sich auf andere Weise zu helfen. Es geht auch, was vielleicht nicht gering angeschlagen werden darf, ein mächtiger Zug der Sehnsucht nach dem Süden durch das Herz aller nördlichen Völker.

Es ist in den alten Skandinaven ein merkwürdiges Gemisch von Rohheit und Bildung. Jagd und Waffenübung waren ihre Beschäftigung von Jugend an; den Ackerbau und die Viehzucht ließen sie durch Sclaven treiben. Sie kannten aber die Schreibkunst, sie ließen durch Kriegsgefangene manches Handwerk ausüben und liebten in hohem Grade dichterische Erzeugnisse. Ihre Gesänge, Trinklieder und Heldensagen sind oft von großem poetischen Werthe, aber sie haben fast immer einen düsteren unheimlichen Grundzug, denn sie behandeln mit Vorliebe die Schuld und den schrecklichen Untergang gepriesener Heroen.

Es hat wohl nie ein Volk gegeben, in dessen Augen das Leben einen so geringen Werth hatte. Sie betrachteten es mit der größten Gleichgültigkeit, sie warfen es freiwillig ab, wenn Altersschwäche oder Krankheit kam.

Als Feinde waren sie sehr gefürchtet. Ihr erstaunlicher Unternehmungsgeist, ihre Körperkraft und Abhärtung, ihre Verschlagenheit und List machte sie furchtbar. Weil sie das eigene Leben nicht achteten, galt ihnen auch das fremde nichts, sie mordeten und raubten, wohin sie kamen. In offenen Schiffen, welche nicht mehr als 150 Mann faßten, selten Segel trugen und von vierzehn Rudern bewegt wurden, fuhren sie an die fremde Küste*), verheerten das Land und verschwanden, wenn sich die überraschte Bevölkerung gegen sie zu sammeln begann. Tapfere Männer, oft

---

*) Für seekundige Landsleute will ich bemerken, daß jedes Ruder 26 Fuß lang war, also dieselbe Länge, welche die Bewohner der canarischen Inseln jetzt noch anwenden, um mit ihren zweirudrigen Böten die stärkste Brandung zu überwinden. Das Ruder war, so weit es in's Schiff reichte, durch eingelassene Metallstücke beschwert, um das Gleichgewicht etwas zu erleichtern. Es gehörten je vier Mann zu den Rudern und die Zahl, wie die ungewöhnliche Länge derselben gaben dem Schiffe eine erstaunliche Schnelligkeit.

fürstlichen Geschlechts, hatten diese Züge geleitet, welche aus lauter freiwilligen Kriegern bestanden.

So war es lange gewesen. Die Einrichtungen, welche Karl d. Gr. und seine Nachfolger an ihren Küsten trafen, erschwerten aber allmählich diese vereinzelten Ueberfälle. Dies scheint der Grund gewesen zu sein, daß die Normannen zu der Zeit, wovon wir nun reden, sich veranlaßt sahen, ihre Züge in größerem Maßstabe auszuführen.

Als Rimbertus zwölf Jahre sein Bisthum verwaltet hatte, kam der Sturm heran. Neun Normannenkönige, wie sie genannt werden, vereinigten unzählige Krieger auf einer großen Flotte, um Deutschland und Frankreich nicht bloß anzugreifen, sondern gründlich auszurauben. Woher sie kamen und wie sie hießen, ist nicht bekannt, denn so reich die skandinavische Literatur an dichterischen Hervorbringungen ist, so arm zeigt sie sich an nüchternen geschichtlichen Werken. Dies Mal kam Kunde von dem bevorstehenden Einfall nach den bedrohten Ländern, was bei den kleineren Zügen nicht der Fall war; die Unternehmung war zu umfassend, als daß sie hätte verborgen bleiben können.

Unser bremisches Land hat bei allen Kriegen ungewöhnlich viel Glück gehabt; so auch jetzt. Das Normannenheer, welches sich für die deutschen Küsten bestimmt hatte, theilte sich in zwei Haufen und drang rechts und links von unserer Provinz in Sachsen und Friesland ein. Ein großes christliches Heer zog den Normannen in den Lüneburgischen Landen entgegen und erlitt bei Ebstorf (880 Febr. 2.), oder nach anderen Nachrichten bei Hamburg, eine furchtbare Niederlage. Drei deutsche Herzöge, vier Bischöfe und dreizehn Grafen blieben in der Schlacht; unzählige Sachsen wurden getödtet oder gefangen.

Anders erging es den Normannen, welche an den friesischen Küsten gelandet waren. Anfänglich waren sie glücklich, Utrecht wurde erobert und zerstört. Sie drangen den Rhein hinauf, verbrannten Cöln und Trier, plünderten Aachen und machten den kaiserlichen Palast daselbst zu ihrem Pferdestall. Vor Mainz, welches gut befestigt und durch die Bürger tapfer vertheidigt wurde, kehrten sie um. Mit unermeßlicher Beute beladen zogen sie wieder nach ihren Schiffen zurück. Sie wandten sich weiter ostwärts, um die ausgeraubten Gegenden nicht wieder zu durchziehen und kamen nach Ostfriesland.

Dies Land gehörte zum Bisthum des Rimbertus und er war gerade dort, als die Normannen zurückkehrten. Ein großes Heer der Christen stellte sich ihnen bei der jetzigen Stadt Norden entgegen. Der Bischof hatte sie durch Predigt und Mahnung ermuthigt. Es kam zu einer blutigen Schlacht. Während derselben lag Rimbertus in der Nähe der Wahlstatt auf den Knieen und betete. Ein glänzender Sieg ward über die Normannen erfochten; viele derselben, welche ihr Heil in der Flucht suchten, wurden an den Flüssen eingeholt und getödtet*). Im Ganzen blieben 10,377 Normannen in dieser Schlacht und Flucht. Die ungewöhnlich genaue Angabe der Zahl könnte die ganze Nachricht verdächtigen, aber sie ist durch unsere zuverlässigsten Geschichtsquellen beglaubigt. (Ad. Brem. 1, 35. Hist. Archiep. Brem. Anon. 71.)

Noch lange zeigte man den Hügel, auf welchem Rimbertus gebetet hatte und behauptete, es bliebe der Rasen dort grüner, als anderswo. Man wollte auch den Stein kennen, auf welchen er betend seine Hände gestützt hatte.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wußte man von der Lage des Hügels nichts mehr, aber man zeigte vor der Kirchthür in Norden einen Stein mit zwei Vertiefungen, welche die Knie des betenden Bischofs hineingedrückt haben sollten. (Harkenroht Oostfr. Oorsprongk. p. 147.) Wie denn die Volkssage so gern Wunder sieht und erzeugt.

Das Schlachtfeld selbst, einige tausend Morgen groß, ist der Vergessenheit durch ganz besondere Erb- und Pachtrechte entzogen, welche mit diesem Lande, Teelland, verbunden sind. Der Ursprung dieser Eigenthümlichkeit ist etwas dunkel. Es giebt mehrere Abhandlungen ostfriesischer Rechtsgelehrter über den kleinen Bezirk, auch eine Reihe von Urkunden im Archiv zu Aurich und Stade, welche sich sehr gut ergänzen.

Als das Wahrscheinlichste stellt sich heraus, daß dem Rimbertus nach dem Siege für sein erfolgreiches Gebet das Schlachtfeld selbst von der dankbaren Bevölkerung geschenkt wurde. Eine

---

*) Ueber diese Niederlage, die größte, welche jemals die Normannen erlitten, schrieb Rimbertus einen Brief an seinen Freund, den Erzbischof Luitbert von Mainz. Die Jahrbücher von Fulda (ap. Pertz 1, 400) enthielten denselben, aber gerade da, wo sie sagen, „der Brief lautet also:" ist eine bedauernswerthe Lücke in der Handschrift. Das ist recht Schade, denn der Bericht eines Augenzeugen würde sehr anziehend sein.

schöne Gabe des werthvollsten Landes. Um einen mäßigen und gerechten Nutzen davon zu ziehen, legte er oder einer seiner Nachfolger die Zehntpflicht darauf, und um es stets der Kirche zu erhalten, zeichnete er es durch ein ganz abweichendes Theilungsrecht aus. Dies gelang, denn ohne Widerspruch blieb das Land der bremischen Kirche pflichtig, bis die Grafen Edzard und Johann 1574 es durch Kauf an sich brachten. Den Zehnten hatten stets sehr vornehme Leute in Pacht, Bürgermeister von Norden oder die ersten Häuptlinge Ostfrieslands, welche ihn recht theuer bezahlten.

Man erklärt das Wort Teelland gewöhnlich als „getheiltes Land“, aber dies ist uns unwahrscheinlich, weil es in diesem Falle nach ostfriesischem Dialecte Deelland heißen müßte. Wir möchten es lieber von Tegendland, Zehntland, ableiten.

Die Sache ist sehr merkwürdig, denn es ist der einzige Zehnten, welcher überhaupt in den friesischen Ländern gefunden wurde.

Das Unglück, welches dieser große Normannenzug allenthalben angerichtet hatte, suchte Rimbertus, so viel an ihm war, auf jede Weise zu mildern. Er verwandte fast sein ganzes Vermögen, um Gefangene loszukaufen; er nahm keinen Anstand, selbst die Altargefäße zu diesem Zwecke zu verwerthen. In Schleswig gab er einmal sein Pferd her, um Christen dafür aus der Gefangenschaft zu befreien.

Auch der König Arnulph suchte den Schaden, welchen der Bischof erlitten hatte, gut zu machen. Da Hamburg zerstört war, erlaubte er ihm, in Bremen das Münz- und Marktrecht auszuüben. Die Urkunde mit dem eigenhändigen Namenszuge Arnulphs ist vom 9. Juni 888 und auf dem Stader Archiv. Es wird Rimbertus darin schon „bremischer“ Erzbischof genannt.

Ein dauerndes Andenken stiftete sich Rimbertus durch die Gründung des Klosters Bücken bei Nienburg. Auch erweiterte er das von Ansgar in Bremen eingerichtete Armenhospital.

Wegen zunehmender Altersschwäche und beständiger Schmerzen in den Füßen bat er, daß sein Freund und Schüler Adalgar ihm als Gehülfe und Stellvertreter vom Kaiser gegeben werden möchte. Dies geschah. Bald nachher starb er (888 Juni 16.), tief betrauert von Allen, denn „er war sanftmüthig wie Moses und liebreich wie ein Apostel.“

Zwanzig Jahre saß Adalgar auf dem bischöflichen Stuhl. Es waren glückliche Jahre für das Land. Ein kräftiger König,

Arnulph, regierte und wußte die normannischen Raubzüge abzuwehren. Nachdem er mehre Male diese Feinde in sehr blutigen Kämpfen besiegt hatte, wagten sie es zu seiner Zeit nicht, größere Einfälle zu machen.

Obwohl das bremische Land Ruhe und friedliche Tage genoß, hatte der Bischof Adalgar doch großen Verdruß von anderer Seite. Der Erzbischof von Cöln machte seine Ansprüche auf das Bisthum wieder geltend, obgleich Papst Stephan V. dem Adalgar die Bestätigung seiner Rechte ertheilt hatte. Aber der Papst Formosus hob Alles wieder auf, und sein Nachfolger Sergius konnte nur mit Mühe dahin gebracht werden, den Adalgar in seine Rechte einzusetzen. Diese Sache lebte noch oft wieder auf und konnte in vielen Jahren nicht zur Ruhe kommen. Eine langweilige Geschichte, wovon die bremischen Geistlichen vielen Aerger gehabt haben. Auf der Synode von Tribur 895 erhielt Adalgar in Folge dieser Händel den untersten Platz. Die Aufregung unsers Clerus muß sehr groß gewesen sein, denn nicht ohne eine gewisse Befriedigung erwähnen unsere Geschichtschreiber, daß der böse Papst Formosus und auch der König Arnulph ein klägliches Ende genommen hätten. Letzterer sei an Gift gestorben, nachdem er lebendig von Würmern gefressen sei, und der erste sei von seinem Nachfolger im Tode noch der päpstlichen Würde entsetzt und aus dem Grabe geworfen.

Adalgar starb im hohen Alter (909 Mai 9.), nachdem er aus dem Kloster zu Corvey den Hoger zu seinem Gehülfen angenommen hatte.

Nie sah es in Deutschland trüber aus, als bei dem Anfang des X. Jahrhunderts. Der König Arnulph starb. Er hatte sein Reich wacker gegen die Normannen geschützt. Gern hätte er es gesehen, wenn einer seiner kräftigen unehelichen Söhne ihm zum Nachfolger bestimmt wäre; schwerlich wünschte er es aus Vorliebe für dieselben, denn es waren bei aller Tapferkeit sehr ungezogene Jünglinge voll Leidenschaft und Eigensinn, aber aus Liebe zu dem Reiche, welches durchaus eines mächtigen Herrschers bedurfte. Die geistlichen und weltlichen Großen fürchteten aber einen bedenklichen Vorgang für die Zukunft, und wählten seinen einzigen rechtmäßigen Sohn, ein siebenjähriges Kind. Sie wußten freilich, was sie thaten, und mit großer innerer Sorge trafen sie diese Wahl. Eine unselige Wahl. Die deutschen Länder hielten nur noch nothdürftig zusammen und verlangten einen ganzen Mann. Die Städte am

Rhein lagen in Schutt und Asche, die Normannen hielten noch immer einzelne friesische Burgen besetzt und drohten neue Einfälle. Schon schweiften die Schaaren neuer und weit gefährlicherer Feinde, der Ungarn, heran und bedrohten Deutschland an seiner schwächsten Grenze. Schon standen Dänen, Wenden und Sorben zum Kriege bereit. Dazu innere Fehden der Großen, welche Arnulph nur mit Mühe niedergehalten hatte. In solcher Zeit, wo man des Staates Nothrecht gebrauchen und den stärksten Sohn des Landes an die Spitze stellen mußte, erhob man aus achtungswerther aber unzeitiger Legitimität ein Kind auf den Thron. Die Gefahr brach herein und der schwache Arm eines Knaben konnte das Land nicht schützen. Es hat den bittern Leidensbecher bis auf den Grund austrinken müssen. Alle Feinde kamen und alle Feinde siegten.

„Dies Jahrhundert ist die Zeit der entsetzlichsten Schmach, welche Deutschland jemals gesehen hat. Die Noth des Daseins trieb unzählige Menschen, sich ihrer Freiheit zu begeben und den Schutz der Mächtigen zu suchen. Da entstanden die beiden großen Massen des Volks, die Bauern als zinspflichtige und hörige Leute und die trotzigen und übermüthigen Krieger*).“

Von solchem Jammer der Zeit ist unsere Provinz nur schwach betroffen worden. In diesem glücklichen Winkel des deutschen Vaterlandes hielten sich noch eine Zeitlang die freien Grundbesitzer, welche den eigenen Hof bauten und schützten. Die Elbmarschen wehrten sich durch die Festigkeit ihrer langjährigen Organisation gegen alle Unterdrückung, die Wesermarschen waren noch unbedeicht und schwach bevölkert; als sie erstarkten, wiesen sie auch alle fremden Uebergriffe zurück. Aber das Hochland der Provinz hatte kein gemeinsames staatliches Band; jeder stand für sich ohne schützende Mitgliedschaft; er konnte sich einer angemaßten Gewalt nicht erwehren. So drang das Lehnswesen ein, freilich später als im übrigen Deutschland. Es ging mit der Unterjochung und Zinsbarmachung der Bauern Hand in Hand. Allmählig wurden alle freien Bauern irgend einer geistlichen Stiftung oder einer Adelsfamilie viel oder wenig zinsbar. Angemaßte Gewalt, Schutzbedürftigkeit, Darlehen und andere Veranlassungen trieben sie in das Joch. Es sind wenig Dörfer und Höfe auf der Geest ganz frei geblieben. Weil diese Sache sich

*) Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kais. 1, 160.

aber langsam im Laufe der Jahrhunderte vollzog, ist sie in den einzelnen Fällen kaum zu verfolgen.

Im deutschen Reiche flüchtete sich in dieser Zeit Alles in das Lehnswesen. Es ist auch hier gekommen, aber spät und schwach, mehr eine bequeme Form finanzieller Uebertragungen, als ein wirkliches Lebensverhältniß.

Vom Erzbischof Hoger heißt es: „seine Herkunft und seine Lebensgeschichte ist Gott allein bekannt.“ Es ist nichts von seiner Zeit übrig, als zwei Schreiben der Päpste Sergius und Anastasius, welche seine Ernennung und die geistliche Botmäßigkeit über den Norden aussprechen. Nach einer geschichtlichen Bemerkung (in Abel, Samml. etl. Chron. S. 245) soll er von Geburt ein Römer und sehr gelehrt gewesen sein. Es wird dabei aber nicht angegeben, woher diese Nachricht entlehnt ist. Was auch immer Bemerkenswerthes während seiner siebenjährigen Regierung sich zugetragen haben mag, es ist gänzlich vor dem unsäglichen Unglück verschwunden, welches damals über Sachsen hereinbrach.

Die Ungarn, ein finnisch nomadischer Volksstamm, hatten sich 862 zuerst an den Grenzen des Frankenreichs gezeigt. Der König Arnulph bahnte ihnen selbst den Weg nach Deutschland, indem er sich ihrer bediente, um eine Empörung in Kärnthen zu unterdrücken. Von der Zeit kamen ihre Schwärme fast alljährlich aus den Ebenen der Donau und Theiß, wo sie sich mit ihren Heerden von Rossen und Rindern dauernd niedergelassen hatten und verheerten das deutsche Reich. Es war ihnen sehr schwer zu widerstehen. Die Kraft der Deutschen lag im Fußvolk, während die Ungarn sämmtlich beritten waren. Ein unbändiges Volk im Frieden, aber im Kriege strenger Zucht gehorsam. Listig und ausdauernd, herzhaft im Angriff, immer in getrennten Heerhaufen fechtend und nie, ohne einen Hinterhalt gelegt zu haben. Ihre trefflich geübten Rosse waren zum Theil gepanzert, ihre Hauptwaffe war ein großer hörnerner Bogen neben Schwert und Spieß. Die Erscheinung dieser wilden Krieger war widerwärtig; sie waren klein von Gestalt, äußerst häßlich mit dunklem Gesicht und tiefliegenden Augen, der Kopf kahl geschoren bis auf drei Zöpfe. In ihrer Kriegsführung war kein Erbarmen, aus reiner Zerstörungslust wurden die Saaten verwüstet, die Häuser verbrannt, die Menschen getödtet, Frauen und Mädchen wurden von ihnen wie Vieh zusammen gekoppelt und fortgetrieben. Man erzählte, diese Unmenschen äßen rohes Fleisch und rissen den Gefangenen das Herz aus der Brust.

Mit unerhörter Schnelligkeit führten sie ihre Raubzüge aus, und verschwanden eben so rasch, wie sie gekommen waren. Es war etwas Gespensterhaftes in ihrem Kommen und Gehen, das Alle mit Grauen erfüllte.

Sie dehnten ihre Einfälle immer weiter aus und gelangten 915 auch nach Bremen. Die Stadt war noch ohne Mauern und konnte keinen Widerstand leisten. Die Einwohner flüchteten und die Ungarn drangen ein. Sie erschlugen die Priester, welche ihre Gotteshäuser nicht verlassen wollten, an den Altären, brannten die Kirchen nieder, hauten die Kreuze ab und verspotteten sie. Nach 200 Jahren zeigte man noch einzelne Spuren ihrer barbarischen Wuth in der Stadt. Nach dieser Verwüstung eilten sie sämmtlich fort, und waren wie verschwunden. Dem Lande kam das Ganze fast wie ein schreckhafter Traum vor, so schnell ging es vorüber.

Die Stadt war zerstört, aber unsere Provinz, an deren äußerstem Ende sie liegt, hat nichts von den Ungarn gelitten. Das alte Glück des Landes hielt noch immer vor. Die Sümpfe, Moorflächen und Wälder des Innern, wie die schlüpfrigen Marschen der Küsten mochten den Ungarn bei ihrer eigenthümlichen Kriegsführung wenig einladend erscheinen.

Wie der Kaiser Heinrich I. nachher die Ungarn in einer siegreichen Schlacht überwand, gehört nicht in unsere Darstellung. Aber es gehört hieher und wir wollen es vorgreifend erwähnen, daß er sein Heer, mit welchem er diese große That vollbrachte, in unserm Lande sammelte. Bei Reith*), einem kleinen Dorfe des Amts Harsefeld, rief er seine Schaaren zu sich, die Sachsen und Friesen und die Männer aus den holsteinischen Marschen. Willig und in großer Zahl folgten sie seinem Gebot und er führte sie zum Siege. Sein Lager blieb so lange in Reith, bis das Heer vollzählig war und dem Feinde gewachsen. Nur ein Theil der Friesen kam zu spät. Da hat, der diese Blätter schrieb, oft

*) Wedekind, Noten z. d. Gesch. d. Mittelalt. 1, 85. v. Hodenberg, Diöc. Brem. 2, 21. Man hat geglaubt, Reith und der Heilangau, worin es nach Chron. Corb. liegen muß, sei in Thüringen zu suchen. Aber dort giebt es kein Reith und keinen Heilangau. Giesebrecht in seiner vortrefflichen Gesch. d. deutsch. Kais. (Bd. 1. Beil.) stellt verschiedene Muthmaßungen darüber auf, aber er hat das Diplom Ottos I. (bei Wedekind l. c.) übersehen, welches die Lösung der Frage enthält. Dies giebt nämlich an, daß die Dörfer Waldersidi, Kokerbiki und Widilah im Heilangau liegen. Es sind die jetzigen Ortschaften Wohlerst, Kakerbeck und Wedel, welche in der nächsten Umgebung unseres Reith sich befinden, wie man auf jeder Specialkarte sehen kann.

gestanden und der alten Zeiten gedacht und ihrer Herrlichkeit. Es ist eine weite Heidefläche mit schwachen Erhebungen, begrenzt von Gehölz und Moor, durchströmt von mehren kleinen Bächen. Ein unbedeutendes Dorf liegt daran mit geringer Feldmark und wenige Hünengräber — ein öder großer Raum. Keine verfallene Schanze, kein Steinhaufen, kein alter Lagerwall bezeichnet die Stätte, wo der große Kaiser weilte. Man möchte so gern, daß der Ort von ihm redete in irgend einer Weise, aber es ist Alles still und einsam, die kleinen Bäche rieseln, die Bienen summen in den Heideblüthen, die Kibitze schreien über dem Moor — nichts giebt Kunde von dem, was sich hier einst bereitete. Die Bauern in den Dörfern wissen nichts von den Ungarn und vom Kaiser Heinrich; sie erzählen nur, daß einst in alter Zeit eine große Schlacht auf jener Fläche geliefert sei, aber sie wissen nicht wann und von wem. Bis zu solcher gestaltlosen und unwahren Volkssage ist diese große Erinnerung verklungen.

Nach Hogers Tode (916 Dec. 20.) ward Reginward Erzbischof, starb aber schon im folgenden Jahre (917 Oct. 1.). „Von ihm weiß man nichts als den Namen.“ Er soll aus Mainz gebürtig gewesen sein (Abel, Chron. 245).

Die Ernennung der deutschen Bischöfe war ursprünglich ein Recht des Kaisers. Die Streitigkeiten der Karolinger und die inneren Unruhen, welche unter den späteren Regenten Deutschland zerrütteten, ließen dies Recht allmählig in die Hände der Geistlichkeit und des Volkes kommen. So wurde nach Reginwards Ableben der Propst des bremischen Domkapitels, Leidrad, zu seinem Nachfolger erwählt und dem Könige Conrad I. zur Bestätigung vorgestellt. Dieser aber machte von dem ihm zustehenden Rechte Gebrauch, vernichtete die getroffene Wahl und ernannte aus kaiserlicher Machtvollkommenheit den Unni oder Unno, einen andern bremischen Geistlichen, zum Erzbischof dieses Sprengels. Der Papst Johannes X. bestätigte ihn.

Unni war ein kleiner rühriger Mann. Die christliche Mission in den Ländern des Nordens wurde von ihm wieder mit Eifer aufgenommen. Länger als siebenzig Jahre war nichts darin geschehen. Die Fürsten, welche Dänemark und den südlichen Theil der skandinavischen Halbinsel beherrschten, stritten in den blutigsten Kriegen gegen einander und kein christlicher Sendbote konnte hoffen, ungefährdet in diese Verwirrungen einzutreten. Mehr aber noch war die Bekehrungsthätigkeit der bremischen Bischöfe durch finan-

zielle Bedrängnisse gehemmt worden. Alle christlichen Missionen sind sehr kostspielig. Sie waren es auch schon in jener Zeit. Die Einkünfte der bremischen Kirche waren reich und großen Anforderungen gewachsen, aber die Landgüter, aus welchen sie zum größten Theile flossen, lagen im ganzen deutschen Reiche zerstreut. Das Reich wurde durch Ungarn, Normannen und Slaven durchzogen und verwüstet, der Grundbesitz konnte nichts aufbringen und die bremische Geistlichkeit mußte sich auf die geringeren Einnahmen beschränkt sehen, welche ihr aus dem eigenen Sprengel mäßig und unsicher zuflossen. Daher war die nordische Mission gelähmt gewesen.

Kaiser Heinrich I. stellte das deutsche Reich wieder in Sicherheit. Er schlug die Normannen, besiegte die Ungarn und drängte die Slaven mit Erfolg zurück. Den dänischen König Gorm setzte er durch seinen ersten Angriff dermaßen in Schrecken, daß er demüthig um Frieden bat und es sich gefallen ließ, daß die deutsche Grenze bis an die Schlei vorgerückt wurde. Durch einen Markgrafen ward das neue Gebiet beschützt.

Der Erzbischof Unni sah, daß die Zeit einigermaßen günstig war, die christliche Bekehrung im Norden zu kräftigen. Seine Geldkräfte waren freilich noch nicht ganz wieder hergestellt, aber es ging doch. Dänemark war vor dem Kaiser in Furcht und mußte alle christlichen Bestrebungen wohl oder übel unterstützen.

Unni beschloß, seinen nordischen Sprengel zu durchreisen. Aber wie ganz anders konnte er auftreten, als seine Vorgänger. Die ersten Bischöfe waren als demüthige Missionäre nach dem Norden gekommen, „trugen ihr Leben in den Händen“, waren in Gefahr zu Lande und zu Wasser und mußten sich um fürstliche Gunst bemühen. Unni zog aus als ein Würdenträger der christlichen Kirche, nicht von einigen Schülern, sondern von der ganzen Geistlichkeit seiner Cathedrale begleitet. Von irgend einer Gefahr ist keine Rede mehr. Mit den dänischen und gothländischen Fürsten verkehrt er als ebenbürtig; es fällt ihm gar nicht ein, sich um die Gunst einflußreicher Männer zu bemühen. Der König Gorm, ein äußerst wilder Character, welcher das Christenthum gründlich haßte, sieht seine Ankunft mit Widerwillen; aber das ist dem Unni kein Hinderniß und keine Gefahr, er gewinnt das Herz des Kronprinzen Harold, läßt sich von ihm Begleiter geben und durchzieht predigend alle dänischen Inseln. Von da begiebt er sich nach Schweden und nimmt seinen Aufenthalt in Birka. Von hier aus stärkt er alles christliche Wesen, das in Schweden

noch lebte, und brachte den wahren Glauben wieder zu neuer Kraft. Viele waren in's Heidenthum zurückgefallen. Unni hatte mit seinen Bemühungen großen Erfolg.

Als Unni seine Mission beendigt hatte und sich zur Abreise anschickte, wurde er in Birka von einer Krankheit überfallen, welche ihm den Tod brachte. Er starb daselbst 936 Sept. 7. Sein Gefolge trennte ihm den Kopf vom Körper, begrub den Rumpf mit großer Feierlichkeit in Birka und nahm das Haupt mit nach Bremen, wo es im Dom bestattet wurde. Nach mehr als 100 Jahren ließ der Erzbischof Adalbert Nachsuchungen in Birka anstellen, um das Grab Unnis wiederzufinden, wahrscheinlich, um seine Gebeine in Bremen zu begraben, aber die Bemühungen waren vergeblich, denn die Grabstelle war vergessen.

Der Zweck des Unni war vollständig erreicht. Das Christenthum hatte im Norden neues Leben durch seine Reise gewonnen, und sein erzbischöfliches Patriarchat über die skandinavischen Geistlichen war allenthalben ohne Widerspruch anerkannt.

Mit dem Unni schließt die Reihe derjenigen bremischen Bischöfe, welche ohne alle weltliche Herrschaft und nur mit geistlichen Unternehmungen beschäftigt waren. Sie gründeten Kirchen, bauten Klöster, unterrichteten künftige Geistliche und sendeten Missionen zu den Heiden. Nicht die leiseste Andeutung ist in unseren reichen Geschichtsquellen, daß sie sich um die Regierung des Landes in irgend einer Weise bekümmert hätten.

Wovon lebte aber der bremische Erzbischof und seine zahlreiche Umgebung? Das Bisthum war durch Karl d. Gr. reich begabt, mehr als die übrigen seiner geistlichen Stiftungen. Es waren im Ganzen 170 Meierhöfe, welche die Grundlage der Unterhaltung bildeten. Wenn man bedenkt, daß der Kaiser für seine eigene Person nur 163 Höfe hatte, von denen er die Kosten seines Haushalts bestritt, so muß man die großartige Ausstattung anerkennen, welche er dem Bisthum mitgab. Diese geistlichen Höfe wurden aber anders verwaltet, als die des Kaisers. Letzterer ließ sie auf eigene Kosten durch Haushalter bebauen und es sind noch genug Nachrichten vorhanden, wie sorgsam er sich um sein Vieh und seine Landwirthschaft bekümmerte. Die Bischöfe dagegen scheinen (nach Remb. vit. Ansg. 30) ihren Grundbesitz sogleich in Erbpacht gegeben zu haben, und nahmen davon den Zehnten. Sie erwarben später durch Schenkung oder Kauf noch viele Dörfer und Höfe. Hiebei muß man genau unterscheiden. Ist von

einem Dorfe die Rede, welches Eigenthum des bischöflichen Stuhls geworden ist, so bedeutet dies — wenn nicht ausdrücklich etwas Anderes genannt wird — daß es den Zehnten an den Bischof zu geben hatte, denn die Zehnten erstreckten sich immer über das ganze Dorf. Ist aber von einem einzelnen Hof die Rede, so können es die verschiedensten Leistungen sein, Geldgefälle, Getreidelieferung, Handdienste, Hülfsleistungen u. s. w. Alle diese Lasten waren wenig drückend, selbst der Zehnte war eine erträgliche Bürde, weil er in den meisten Fällen in Geld bezahlt wurde.

Das war die größte und sicherste Einnahme des Erzbischofs. Außerdem fühlten sich viele Christen in seinem Lande veranlaßt, aus Gewissensgründen der Kirche den im Alten Testamente befohlenen Zehnten von allen ihren Einkünften zu geben (Remb. loc. cit.) und die Geistlichkeit wird es auch im guten Glauben nicht versäumt haben, dies als die Pflicht einer frommen Seele darzustellen. Aber diese Abgabe ist stets eine vereinzelte und freiwillige geblieben. Daß sie vielfach gegeben wurde, steht fest; aber es ist nicht nachzuweisen und auch nicht wahrscheinlich, daß irgend ein Besitzer diesen Zehnten dauernd seinen Ländereien aufgebürdet habe. Es sollte eben eine freiwillige Gabe bleiben.

In den Klöstern wurde viel Geld gesammelt, welches fromme Christen als eine Gottesgabe dahin brachten. Dies Geld wurde dem Bischof zur Verfügung gestellt und von ihm für geistliche Zwecke verwandt.

Außerdem hielt es jeder begüterte Geistliche der bremischen Cathedrale für Pflicht, seinen Nachfolgern oder dem Gotteshause testamentarisch ein Vermächtniß zu hinterlassen, eine Geldrente oder Naturallieferung, wofür zu gewissen Zeiten, mindestens jährlich ein Mal, eine Todtenfeier für seine Seele gehalten wurde. Man nannte dies Memorien. Sie waren an sich nicht groß, aber allmählig durch ihre Menge doch bedeutend.

Der Erzbischof bekam von allen genannten Einkünften für seine eigene Person den zehnten Theil und mußte die übrigen neun Zehntel für geistliche Zwecke, Kirchenbau, Almosen u. A. verwenden.

Ueberblickt man die einzelnen Bischöfe dieser ersten Periode, so kann man ihnen eine hohe Anerkennung nicht versagen. Sie waren treue demüthige Diener ihres Heilandes und mischten sich nicht in Dinge, welche sie nichts angingen. Ihr Leben war anspruchslos und einfach und ihren Amtsverrichtungen mit Fleiß

und Eifer gewidmet. Der heidnische Norden war eine ihrer schwersten Aufgaben; sie haben sich derselben nicht entzogen. In das öde Jütland, in das unwirthliche Skandinavien sind sie gewandert; dort haben sie gekämpft und gelitten, geweint und gebetet und „haben ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod“. Sie beförderten Schulen und Gelehrsamkeit, hatten Sinn für Bildung und Bücher und vor allen Dingen ein Herz für die ihnen anvertrauten Gemeinden. Mit Liebe und dankbarer Erinnerung muß ihr Name genannt werden.

Die Lage des Landes hatte sich jetzt sehr verändert. Wenn man zur Zeit des Willehad einem Einwohner gesagt hätte, er sei ein Unterthan des Kaisers, würde er dies Wort mit Entrüstung zurückgewiesen haben; jetzt betrachtete er dies als eine sich von selbst verstehende Thatsache. Obwohl die deutschen Regenten nach Karl d. Gr. nichts gethan hatten, um sich das Land zu unterwerfen, war es von selbst in das Bewußtsein der Abhängigkeit übergegangen. Die Verhältnisse hatten sich selbst durch innere Nothwendigkeit gebildet. Der deutsche Kaiser schützte die Küsten dieser Provinz vor den Normannen und Friesen, er hielt die dänischen Einfälle zurück, er setzte Markgrafen an die Grenzen gegen die räuberischen Slaven und Wenden. Dem Kaiser allein verdankte diese Provinz ihre beneidenswerthe Sicherheit in den wildesten Stürmen der Zeiten. Nichts konnte natürlicher sein, als daß die Bewohner in ihm einen Oberherrn sahen und gern sahen, denn er that ihnen nichts als Gutes. Es ist nicht nachweisbar, aber nicht wohl zu bezweifeln, daß das Land dem Kaiser Heeresfolge leistete und dadurch einen wirklichen Beweis der Unterthänigkeit gab, denn die Feinde waren in der Nähe und die Einwohner hätten sich selbst vertheidigen müssen, wenn der Kaiser sie nicht unter seine Fahnen rief. Als Heinrich I. gegen die Ungarn seine Krieger sammelte, konnte er es nicht in einer Provinz thun, welche ihm die Heeresfolge verweigerte.

Aber ein kaiserlicher Statthalter war bislang nicht im Lande, kein Herzog und kein Markgraf war jemals hier gewesen. Der kleine Graf von Stotel wollte nichts bedeuten und hatte andere Dinge zu besorgen. In so weit war das Land sich selbst überlassen. Der Kaiser herrschte, aber er regierte nicht.

Mit der Kaiserherrschaft war das Christenthum auf das Innigste verbunden. Der Bischof und seine gesammte Geistlichkeit hatte zu dem Kaiser weit nähere Beziehungen, als zu dem

Papst. Sie werden es gewiß nicht versäumt haben, das Gefühl der Abhängigkeit von dem Kaiser in dem Volke zu erregen und wach zu halten.

In diese Unterthänigkeit, gegen welche sich die freien Sachsen unseres Landes so lange und so heftig gewehrt hatten, trieben sie durch die Strömung der Zeit schließlich von selbst hinein. Aber die Kaiserherrschaft war doch mehr eine ideelle, als täglich fühlbare. Der Kaiser hatte auch in der Provinz gar keine Pfalz und kein Landgut. Aber er hatte manche wichtige Rechte. Er konnte den Königsbann ausüben, die höchste Gerichtsbarkeit, denn nach der Ansicht des deutschen Volkes ruhte der letzte Grund alles Rechtes im Kaiser. Das blieb freilich in unserm Lande Theorie. Er hatte die hohe Jagd in der ganzen Provinz und den Biberfang*), welcher sehr wichtig war, weil im Mittelalter feines Pelzwerk im höchsten Werthe stand. Ihm gehörten die schiffbaren Ströme, „des Königs Heerstraßen auf der Weser und Elbe," wie sie genannt werden. Davon hat er Gebrauch gemacht. An der Elbe legte er wahrscheinlich die Fähre bei Cranz an, welche nachher ein Lehn erst des Erzbischofs und dann der Herren von Zesterfleth wurde. An der Weser gehörte ihm das Houcwar oder Hakenwehr. Es war ein hakenförmiges Wehr, eine großartige Vorrichtung zum Fischfange. Ein Graf Abbo, welcher genannt wird, scheint eine Zeitlang darüber die Aufsicht geführt zu haben. Es bestand aus zwei Reihen trichterförmig neben einander eingerammter Pfähle, deren spitzes Ende durch einen Garnschlauch verschlossen ward. Diese Reichsfischerei war an einer Insel in der Weser angelegt, nahe bei dem Dorfe Lüssum (im Amt Blumenthal). Zu derselben gehörte eine Anzahl dienstbarer Familien in dem genannten Dorfe, welche verpflichtet waren, in dem benachbarten Walde die Bäume zu fällen, die Pfähle zu spitzen, die Wehre vorzurichten und so die Stromfischerei im guten Stande zu erhalten. Sie wird schon im Jahre 832 erwähnt, wo Ludwig d. Fr. das Kloster Corvey damit belehnte. Monatlich gingen Böte mit Fischen beladen die Weser hinauf und brachten sie dem Kloster.

---

*) Im December 1861 ward noch ein Biber oberhalb Hamburg in der Elbe geschossen.

Zweites Hauptstück.

1. Anfang der weltlichen Herrschaft der Erzbischöfe.

Still und sicher wie ein Lieblingskind hatte dies Land dem Glücke im Schoße gelegen. Der Kaiser hielt seine starke Hand darüber, wenn die Feinde drohten; das Christenthum hatte es mit seinen Segnungen überschüttet; wackere Bischöfe waren die Zierde und der Ruhm dieser Provinz. Bald aber kamen andere Zeiten.

Bevor wir sie betrachten, werfen wir einen Blick auf den Zustand des Landes. Eine kleine Stadt war erst da, Bremen. Eine zweite bildete sich um die feste Burg Stade in glücklicher Lage an der Schwinge. Der Rücken des Hochlandes zwischen Weser und Elbe war mit Dörfern und Höfen reichlich besetzt, die Marschen an der Elbe seit undenklichen Zeiten bewohnt, denn die Schriften aus sehr früher Zeit reden schon von Deichen an diesem Flusse. An der Weser dagegen waren die Marschen noch nicht eingedeicht, aber doch von einer spärlichen Bevölkerung angebaut. Sie wartete, bis das Land durch Anschwemmung reif war. Aber sie hat zum Theil nicht lange genug gewartet, denn nach sachkundigem Urtheil ist die Küste von Bremen bis an die Wurster Grenze viel zu früh eingedeicht.

Eine Anzahl von Edelleuten fand sich im Lande, aber nur auf der Geesthöhe, und nicht ein einziger in den Marschen. Es ist hier so wenig als anderswo über die Entstehung des Adels Bestimmtes nachzuweisen; was man darüber sagen kann, ist wenig mehr als Vermuthung. In vielen Dörfern wohnten Adlige. Ihre Güter waren klein, und selten größer als gewöhnliche Bauerhöfe. Das ist bis auf unsere Tage so geblieben. Die Masse der Bevölkerung bildete ein freier Bauernstand.

Es gab in dieser Zeit auch noch viele Leibeigene. Ihre Abhängigkeit bestand darin, daß sie ungemessene Hofdienste leisten mußten und ihr Vermögen nur in gerader Linie vererben konnten.

Bis in das XIII. Jahrhundert ist der Besitz von Leibeigenen für ihre Herren sehr werthvoll; wir erkennen es aus den Urkunden. Aber dann sinkt ihr Werth sehr rasch; wir lesen Freilassungen, Loskauf und Verschenkung in großer Menge. Die Ursache liegt in der Gründung und in dem Aufblühen der Städte. Um ihre Volkszahl zu mehren, gaben manche Städte, besonders die westphälischen, sich das Gesetz, jeden flüchtigen Leibeigenen ohne Ausnahme zu schützen und für seine Freiheit einzustehen. So weit ging die Mehrzahl der Städte freilich nicht, aber alle stimmten darin überein, daß ein Leibeigener geschützt werden müsse, wenn er Ein Jahr und Einen Tag unangefochten in ihren Mauern gelebt hatte. Um ihre Leibeigenen zu halten, waren nun die Herren gezwungen, theils sehr mild zu verfahren, theils auch, wie wir später sehen werden, die persönlichen Dienstleistungen in eine jährliche Geldabgabe zu verwandeln. Allmählig schwand dies ganze Verhältniß. Der bremische Erzbischof hatte 1501 nur sehr wenige Leibeigene. Die letzte Nachricht von Leibeigenschaft ist aus dem Kloster Zeven, wo 1629 noch einige Leute freigesprochen wurden, aber es wird als eine Merkwürdigkeit und sonderbares Ueberbleibsel des Alterthums erwähnt, so daß man erkennt, im Ganzen und Großen war diese Abhängigkeit lange erloschen. Auch in der schwedischen Zeit lesen wir noch von Freibriefen, aber diese beziehen sich ersichtlich auf meierrechtliche Verhältnisse.

Die Sclaverei, welche das Christenthum hier vorfand, hatte gänzlich aufgehört. Die Geistlichkeit eiferte sogleich mit großem Ernst dagegen. Ansgar erklärte den Verkauf von Menschen für den häßlichsten Greuel des Heidenthums.

So war die Lage des Landes, als Adaldag 936 Erzbischof von Bremen wurde.

Adaldag war ein junger vornehmer Sachse, ein Verwandter der Kaiserin Mathildis. Er trat in den geistlichen Stand, aber nicht um irgend ein Würdenträger der Kirche zu werden, sondern, nach jetzigem Ausdruck, um eine diplomatische Carriere zu machen, denn alle Reichsgeschäfte am Hofe wurden von Geistlichen besorgt; sie allein hatten die erforderliche wissenschaftliche Bildung. In Hildesheim begann und vollendete er seine gelehrten Studien, wurde an den kaiserlichen Hof gezogen und trat seine Geschäfte in der Reichskanzlei an, welche damals Capelle genannt wurde. Hier blieb er bis zum Ableben Heinrichs I., bei dessen Tode er seine erste Seelmesse las.

Otto I. wurde Kaiser. Sein Vater war ein mächtiger Herzog in Sachsen und nebenbei ein deutscher Kaiser gewesen. Otto wollte letzteres allein und ganz sein. Er übergab sein Herzogthum dem Hermann Billung, in dessen Familie es lange erblich blieb. Es war ein großer Gedanke und er faßte ihn, als er von Schwierigkeiten aller Art umringt war. Kein deutscher Kaiser hat ein so unruhiges Leben gehabt. Die Kriege hörten nie auf. Kaum waren die blutigen Bruderzwiste beruhigt, so mußte er gegen die Ungarn ziehen, dann in Böhmen, darauf in der dänischen Mark und wider die Wenden und Slaven und endlich sich die römische Kaiserkrone in Italien erringen. Er arbeitete sich durch alle Stürme siegreich hindurch, aber ein glückliches Leben hat er nicht kennen gelernt. Die großen Erfolge verdankte er seinem festen Gottvertrauen, dem eigenen unerschütterlichen Muthe, seiner vortrefflichen Finanzwirthschaft und dem richtigen Blick in der Wahl seiner Diener. Fast alle deutsche Kaiser sind freilich reich gewesen, und von Geldnoth ist selten die Rede, aber Otto war unstreitig der reichste. Schon sein Vater Heinrich I., der Vogelsteller, war in Geldsachen sehr empfindlich, man nannte ihn einen guten Haushalter und sagte ihm nach, daß er des Reiches Einkünfte fester halte, als des Reiches Rechte. Aber Otto brachte erst gründliche Ordnung in die Staatsfinanzen; die Einnahmen aus den Reichsgütern wurden sehr bedeutend, als Otto sie durch Pfalzgrafen und Ministerialen verwalten ließ; die Bergwerke, welche dem König nach deutschem Recht gehörten, fingen gerade an ergiebig zu werden; Friedensgelder, Bannbußen, Confiscationen, Zölle, Tribute aus den Marken und die gebräuchlichen Ehrengeschenke hörten nie auf, weil Otto ein wachsames Auge auf diese Dinge hatte.

Das hielt ihn kräftig über Wasser. Aber auch in der Wahl seiner Diener war er sehr glücklich. Keiner seiner Vertrauten ist ihm untreu geworden, obgleich er sie durch sein kurzes und herrisches Wesen oft verletzte. Unter den mißlichsten Umständen hielten sie bei ihm aus. Zu ihnen gehörte Adaldag.

In den Reichsgeschäften war er des Kaisers rechte Hand. Dieser würde ihn nicht von seiner Seite gelassen haben, wenn nicht wichtige Umstände ihn dazu genöthigt hätten. Als Otto den Thron bestieg, hatte die Macht des hohen Adels sich stark entwickelt und mit den provinziellen Interessen verbunden. Dem Reichsregimente drohte von dieser Seite ernstliche Gefahr. Daher

suchte Otto eine neue und zuverlässige Stütze in der Macht des Clerus und strebte darnach, alle Bisthümer mit seinen Anhängern zu besetzen. Das mochte ihm zweckmäßig scheinen, aber es hat großen Schaden angerichtet, denn es verweltlichte die Geistlichkeit. Zu solchem Schritte hätte sich Karl d. Gr. nie verstanden. Als Otto Kaiser ward, sah er im Geiste die Stürme voraus, welche ihm drohten. Es lag ihm daran, im Norden treue Diener zu haben und er setzte im Jahre seiner eigenen Thronbesteigung den Adaldag auf den erzbischöflichen Stuhl von Bremen. Er hat sich nicht in ihm geirrt.

Adaldag war unter allen deutschen Bischöfen beinahe der Einzige, auf den sich der Kaiser fest verlassen konnte. Otto I. war tief religiös, er hatte große Beweise in seinem Leben von der Macht des Gebets, er lebte im steten Bewußtsein des besonderen göttlichen Schutzes, aber er war nicht kirchlich im Sinne seiner Zeit. Er liebte die hohe Geistlichkeit nicht, und hatte auch keine Ursache dazu. In den Bruderkriegen gegen Thankmar und Heinrich standen fast alle Bischöfe und Aebte gegen ihn; es waren ihrer so viele, daß er sie nicht einmal strafen konnte. Friedrich von Mainz wurde des Hochverraths angeklagt, der vornehmste aller Bischöfe, so Robert von Trier, so die baierischen Geistlichen. Dem altersschwachen Wikfried von Cöln wurde es zum besonderen Verdienste angerechnet, daß er die dem König beschworne Treue nicht öffentlich verletzte. Aber Adaldag war unter den Wenigen, welche unverbrüchlich bei Otto ausharrten, mochten die Tage gut oder böse sein.

Er hat 54 Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhle gesessen und trotz seiner oft mehrjährigen Abwesenheit in fremden Gegenden eine große Wirksamkeit in unserem Lande geübt. Er suchte vor Allem die Stadt Bremen zu heben und sie in den Flor der rheinischen und flandrischen Städte zu bringen. Deshalb entfernte er aus ihr den kaiserlichen Stadtvogt, welcher sie regiert und in vielen Dingen beschränkt hatte. Es wurde ihm nicht schwer, denn er war des Kaisers Freund und Cabinetsminister. Er schenkte ihr die Selbstregierung und Freiheit von öffentlichen Diensten und Leistungen, und ließ sich für sie vom Kaiser die Gerichtsbarkeit, Zoll, Münzgerechtigkeit und Marktfreiheit geben. Dadurch erstarkte Bremen und wurde bald eine große und einflußreiche Stadt. Diese Selbstständigkeit aber, welche es durch Adaldag gewann, trennte es geschichtlich von unserer Provinz.

Von nun an führt Bremen ein Leben für sich, und wir werden selten Gelegenheit haben, im Verlauf unserer Darstellung die Schicksale der Stadt zu berühren.

„Man kann die Befreiung der Stadt von der kaiserlichen Herrschaft gut verfolgen. Zuerst (937) wurden alle Angehörige und alles Eigenthum der Kirche dem kaiserlichen Vogt entzogen. Es blieb also die eigentliche freie Bürgerschaft noch unter seiner Gewalt. Dann (967) wurde er entfernt und an seine Stelle trat ein erzbischöflicher Vogt. Dadurch übte der Erzbischof seine Hoheit über die Stadt aus; aber die Bürger nahmen am Regimente durch die von ihnen gewählten Gerichtsschöffen Antheil. Das war altes sächsisches Recht der Freien. Darauf (985 und 988) wurden kaiserliche Gesetze erlassen, welche ersichtlich bezwecken, daß Schutzbedürftige sich leichter unter die Gewalt des Erzbischofs begeben sollen*).“

Adaldag ist der Erste gewesen, welcher auch über unsere Provinz die weltlichen Rechte der Landeshoheit erlangt und ausgeübt hat. Worin bestanden sie? Wir können es nicht sagen. Es sind aus seiner Zeit eine Anzahl von Urkunden vorhanden, und man hat sich viel Mühe gegeben, in ihnen die neuen Gerechtsame über das Land zu entdecken, aber es ist nicht möglich gewesen. Sie behandeln die Freiheiten der Stadt Bremen und kirchliche, besonders klösterliche, Einrichtungen, aber man kann die erworbene Landeshoheit aus ihnen nicht beweisen. Die einzige schwache Andeutung liegt in den Worten des Kaisers (Urk. v. 30. Juni 937), daß der Erzbischof Macht haben solle, die Freigelassenen und Leibeigenen (jamundilingos) der bremischen Klöster „zur Heerfahrt oder zum Palast des Königs“ aufzufordern. Da sich dies aber nur auf die Klöster bezieht, so ist wenig damit zu beweisen.

Alle unsere Geschichtschreiber stimmen jedoch darin überein, daß er zuerst landesherrliche Rechte ausgeübt hat, und wir müssen es ihnen glauben, obgleich sie keinen bestimmten Fall nennen, wo er z. B. die Heeresfolge gefordert, Richter eingesetzt, Zölle erhoben und Grenzverträge abgeschlossen hat. Seine Nachfolger verließen den Weg nicht, welchen er ihnen gezeigt hatte. So verschieden auch ihre Charactere, so bestritten ihre Wahlen, so unruhig

*) Gelegentliche aber sehr richtige Bemerkung eines Ungenannten in der Wes.-Zeit. v. 1862.

und zerfahren ihre Verhältnisse sein mochten — in diesem Punkte beobachteten sie wie instinctmäßig dieselbe Handlungsweise und wußten geschickt durch Freiheitsbriefe und Gerechtsame die Hoheit zu fördern, welche Adaldag gegründet hatte.

In unserer Provinz war er ein vielbeliebter Regent. Als er mit dem Kaiser nach Italien ziehen mußte, übergab er sein Land dem Herzog Hermann Billung zur Verwaltung, welcher es während seiner fünfjährigen Abwesenheit regierte. Da empfanden die Einwohner aber, welch ein Unterschied zwischen einer herzoglichen und einer erzbischöflichen Regierung sei. Bei der Rückkehr Adaldags eilte ihm das Volk drei Tagereisen entgegen und weinte vor Freude, als es ihn wiedersah. Und doch war Herzog Hermann ein gerechter offener Mann, dem Niemand Achtung versagen konnte; aber unter dem Krummstabe muß man lieber gewohnt haben. Ueberhaupt scheint eine Ahnung von allem Uebel, welches die bremischen Bischöfe von den Herzögen noch einmal erleiden würden, manches Gemüth durchzuckt zu haben; Herzog Hermann wird mit großer Anerkennung genannt, aber doch das trübe Wort hinzugesetzt: „er scheint zum Untergange der bremischen Kirche aufgekommen zu sein". Nicht er, aber seine Nachkommen haben viel gethan, dies Wort wahr zu machen.

Aus Italien brachte Adaldag einen seltenen Gast mit, den Papst Benedict V., welchen der Kaiser Otto in Rom abgesetzt hatte und nun von Italien möglichst fern halten wollte. Der Papst blieb bis an sein Ende (965) in Hamburg. Adaldag behandelte ihn mit großer Rücksicht, denn Benedict war persönlich ein frommer und gelehrter Mann. Viele Leute kamen herbei, ihn zu sehen und kennen zu lernen. In Hamburg wurde ihm bis zu seinem Tode von allen Seiten mit großer Achtung begegnet, in Rom hatte man ihn lange vergessen.

Obgleich Adaldag zu einem Hofleben ursprünglich bestimmt war, so nahm er sich doch, als er ausübender Geistlicher wurde, seines neuen Amtes mit Eifer an. Er wußte die Pflichten eines kaiserlichen Statthalters mit denen eines bremischen Erzbischofs wohl zu verbinden. Er stiftete das Kloster Heeslingen, welches später nach Zeven verlegt wurde; es ward mit Nonnen besetzt. Ebenso in Friesland das Mönchskloster Repesholt. Das Armenhospital in Bremen nahm er unter seinen besonderen Schutz und begabte es reichlich. Die Siege Otto's über die Dänen benutzte er dazu, die drei Bisthümer, Schleswig, Riepen und Aarhus von

sich abhängig zu machen; er weihete sogar in Hoffnung größerer Macht mehre Bischöfe für den Norden, denen er aber noch keinen bestimmten Sitz anweisen konnte. Auch das slavische Bisthum Oldenburg wurde seiner Herrschaft untergeben. Damit faßte er die Erfolge der bisherigen Missionen zusammen. Bislang war er ein Erzbischof gewesen, aber nur dem Namen nach, denn er hatte keinen Bischof gehabt. Er konnte es auch nicht unterlassen, die neuen Bischöfe nach Ingelheim mitzunehmen, wo gerade eine große Kirchenversammlung war (948) und sie daselbst vorzustellen.

Sehr lebhaft bemühte er sich um die Mission im Norden, und erst durch ihn sind die kirchlichen Verhältnisse Dänemarks in eine dauernde Ordnung gekommen. Sie machten ihm viel Arbeit und wären schwerlich so gut gerathen, wenn nicht die große Macht seines Kaisers hinter ihm gestanden hätte.

Nach Otto's I. Tode blieb der Einfluß des Adaldag auf die Nachfolger desselben in gleicher Kraft. Otto II. und III. werden seine Schüler genannt. Dies ist wohl weniger von wissenschaftlichen Dingen, als von der Regierungskunst zu verstehen, worin er sie durch Beispiel und Rath unterrichtete. Adaldag hatte sein geistliches Amt lieb gewonnen, und beschäftigte sich allmählig weniger gern mit Regierungsgeschäften, aber die beiden Ottonen hatten solche Liebe und ein so großes Vertrauen zu der Einsicht dieses bewährten Dieners, daß sie sich selten von ihm trennen mochten.

Unter seiner Regierung ist, wie oben erwähnt, das Kloster Heeslingen gegründet, wahrscheinlich im Jahre 961. Ein adliger Herr, Namens Haddo oder Hed, von welchem wir im Uebrigen nichts wissen, stattete die Anlage mit Gütern aus. Die dritte Aebtissin, Hathui, eine Tochter Heinrichs des Kahlen, Grafen von Stade, am 1. Mai 973 zu ihrer Würde gelangt, baute die jetzt noch stehende Kirche. Dieselbe ist ganz aus Feldsteinen errichtet und eine der ältesten, vielleicht die allerälteste der vorhandenen Kirchen unserer Provinz. An ihr ist ursprünglich kein Ziegelstein verwandt, selbst das einschiffige Gewölbe ist mit einer bewunderungswerthen Kunst ganz aus unbehauenen Feldsteinen hergestellt. Durch diese ungeheure Last, welche auf die Seitenmauern drückt, wurden entsprechende Widerlagen nöthig, die durch Außenpfeiler von erstaunlicher Dicke gebildet sind. Der ganze Bau erhält damit aber etwas Plumpes und Gedrücktes

und von architectonischem Ebenmaß kann keine Rede mehr sein. Auch der Thurm, jetzt zerfallen, kann in seiner einfachen runden Gestalt unseren Ansprüchen auf Schönheit und Gefälligkeit der Form nicht genügen.

Neun Aebtissinnen sind in der Kirche zu Heeslingen begraben. Darauf wurde die ganze Anstalt nach dem eine Stunde entfernten Zeven verlegt. Es ist völlig unklar, warum es geschehen sein mag. In Heeslingen hatte das Kloster Gebäude, Gotteshaus, Ländereien und Fischteiche; in Zeven mußte Alles neu hergerichtet werden. Der scheinbare Grund, welcher für die Verlegung angegeben ward, „es sei in Heeslingen für ein Kloster zu lebhaft,“ kann kaum etwas anderes, als ein Vorwand sein, welcher die wahre Ursache verdecken soll. Die letztere kennen wir aber nicht; unsere Geschichtschreiber sind gegen die Klosterjungfrauen zu rücksichtsvoll gewesen, um sie zu nennen.

Adaldag starb in einem sehr hohen Alter (988 April 28.) und wurde in der Kirche zu Bremen begraben.

Eben so wie unsere Provinz unmerklich und langsam unter die Gewalt des Kaisers gerieth, kam sie auch, man möchte sagen bewußtlos, unter die Landeshoheit des bremischen Erzbischofs. Die sehr lange Regierung, die öftere Abwesenheit und die noch erkennbare Zurückhaltung des Adaldag in Ausübung weltlicher Gerechtsame, waren ganz dazu geeignet, den Uebergang leicht zu machen.

Er ist ein glücklicher Mann gewesen. An Körper und Geist schön gebildet, bei Hohen und Niedrigen geehrt, von der Geistlichkeit wegen seiner Frömmigkeit hoch geachtet und immer vom Glücke begünstigt.

Das Land hat unter seiner Regierung gute Tage gehabt. Von den inneren und äußeren Kriegen der Ottonen blieb es verschont. Es ist hier kein Feind erschienen und hat kein Blut geflossen. Unter dem ersten Otto war die Heeresfolge für seine Sachsen drückend, sie mußten fast alle Jahre unter den Waffen stehen. Jeder bäuerliche Vollhof stellte einen bewaffneten Fußgänger, jede Adelsfamilie einen Lanzenreiter. Kleinere Besitzungen stellten vereint einen Kriegsmann. Das Aufgebot war sorgfältig geregelt und wurde mit großer Strenge gehandhabt. Von dieser Last konnte unsere Provinz nicht befreit bleiben, aber es ist auch der einzige öffentliche Druck gewesen, welchen sie unter der mehr als funfzigjährigen Herrschaft Adaldags empfunden hat.

Es ist hier am Orte, zu fragen, ob es ein Glück für die Provinz war, daß sie unter geistliche Oberherrschaft gerieth. Wir müssen es bejahen. Wenn es nicht geschah, so kam sie in die Hand von Herzögen, und sie hatte schon einmal bei Adaldags Abwesenheit erfahren, was das selbst unter günstigen Umständen zu bedeuten hatte. Oder sie blieb, wie die zum bremischen Sprengel gehörenden friesischen Länder, gänzlich frei und hätte nur dem Namen nach unter dem Kaiser gestanden. Aber die Zeiten und Menschen waren nicht mehr geeignet, ein solches Maß von Freiheit zu ertragen. Unfehlbar wäre dann auch hier, wie in Friesland und Oldenburg, die Häuptlingswirthschaft eingetreten, das größte der staatlichen Uebel. Es hat wohl einen gewissen Reiz, von jenen Kämpfen der Häuptlinge zu lesen, von ihrem persönlichen Muth und Waffenglück, von ihren Ränken und Anschlägen, aber wenn man dabei bedenkt, wie Brüder, Verwandte und Nachbaren gegen einander geführt wurden, wie alle Treue entflohen, alle Bildung und Sittlichkeit verschwunden und das Land in Blut gebadet war, so kann man dem Himmel nicht genug danken, daß er unsere Provinz vor diesem Unglück bewahrt hat. „Denn die friesische Freiheit tödtete sich selber, und die Macht kam in die Hände der Häuptlinge, eines scheußlichen Geschlechts, bei denen die vielgepriesene deutsche Treue und Redlichkeit selten zu finden war, die sich aber vorzugsweise die edlen freien Friesen nannten.“ (Ehrentraut, fries. Arch. 1, 280). Die Worte sind hart, aber wahr.

Eine andere Frage ist, ob es ein Glück für die Kirche war, daß sie zu solcher äußeren Herrschaft gelangte. Diese Frage müssen wir verneinen. Sie gerieth dadurch in eine Stellung, für welche sie nicht geschaffen war. Der Erzbischof und seine Umgebung konnten der Gefahr nicht entgehen, verweltlicht und ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet zu werden.

Das hat Adaldag wohl verstanden und vorausgesehen. Er wollte diesem Uebel, welches er mit innerer Nothwendigkeit herankommen sah, so weit entgegentreten, als er konnte. Sein Schwestersohn, der Domherr Otto in Magdeburg, ein frommer untadelhafter Mann, machte sich Hoffnung auf das bremische Erzbisthum und es wäre dem Adaldag ein Leichtes gewesen, ihm die Nachfolge zu sichern. Aber er that es nicht. Er traf die Verfügung, daß Libentius gewählt wurde.

Schon unter den Karolingern hatte die hohe Geistlichkeit Deutschlands große Neigung gehabt zu verweltlichen und lieber

Land und Leute zu regieren, als die ihnen anvertrauten Seelen zu leiten. Dies Bestreben hatte sich allmählig so weit ausgebildet, daß jeder Bischof sich weit mehr für einen Regenten, als für einen Diener der christlichen Kirche und Gemeinde ansah. Dagegen trat naturgemäß eine Reaction auf und zwar unter der Geistlichkeit selbst. Nüchterne und energische Charactere eiferten gegen das weltliche Treiben der angesehenen Geistlichen und warfen sich persönlich mit aller Kraft auf die andere Seite des Kahns. Sie entsagten der Welt, waren äußerst streng gegen sich und Alle, brachten ihre Zeit mit harter Bußübung und stetem Gebet hin, und wollten nur ihrem Gott leben. Sie gewannen das Herz des Volkes, welches mit richtigem Gefühl erkannte, daß dies wirkliche und ganze Geistliche wären. Zu ihnen gehörte Libentius.

Von Geburt war er ein Italiener und in Begleitung des Adaldag nach Bremen gekommen, „ein hochgelehrter und höchst sittlicher Mann.“ Dem Hofleben, welchem sein Vorgänger nicht ausweichen konnte, entsagte er gänzlich und hielt sich in seinem Sprengel auf. Von weltlicher Pracht und Herrschaft war er ein Feind,. und obwohl durch die Umstände des Landes Fürst, lebte er wie der geringste Geistliche und nur mit seinem Amte beschäftigt. Ein blasser, ernster Mann; Fasten, Bußarbeiten, Gebete und Entbehrungen erfüllten seine Zeit. Täglich war er im bremischen Armenhause mit persönlichen Dienstleistungen beschäftigt. Aengstlich vermied er den Umgang, selbst den Anblick von Frauenzimmern. Besuchte er die Klöster seines Sprengels, so war es ihm lästig, wenn seinetwegen Umstände gemacht wurden; er lebte wie der niedrigste Mönch. Fleißig besuchte er seine Kirchen jenseits der Elbe, und sorgte eifrig für die christliche Mission im Norden.

Libentius hat 25 Jahre regiert, und es leidet keinen Zweifel, daß die große Strenge, mit welcher er gegen seine Geistlichen und namentlich gegen die Klöster auftrat, sehr an der Zeit und von heilsamer Wirkung war.

Jahrhunderte lang hatte sein Land keinen Krieg im Innern gesehen. Jetzt hielt das bremische Glück aber nicht mehr vor.

Die nordischen Seeräuber, welche so lange die Provinz umgangen und verschont hatten, bereiteten sich zu einem kräftigen Einfall. Es waren seeländische Piraten unter dänischem Schutz, und sie werden mit einem bisher ungebräuchlichen Namen, Askomannen, genannt. Es wird ausdrücklich hervorgehoben, daß sie

nebst ihrem Anführer vom Christenthum abgefallen waren. Denn es schien gegen alles menschliche Gefühl zu streiten, daß Leute ohne irgend eine Ursache gegen das Land kriegten, von deren Herrschern ihnen die Segnungen der christlichen Lehre zu Theil geworden waren.

Die Raubschiffe fuhren die Elbe und Weser hinauf und die Normannen plünderten die bremischen Küsten. Der Markgraf Siegfried von Stade, seine Brüder Heinrich und Udo, die Grafen Ethelger, Diederich und viele Großen des Landes sammelten in Eile ein Heer. Es kam bei Stade zu einer sehr heftigen Schlacht, in welcher die Feinde siegten. Das Heer der Sachsen war zu gering gegen die Uebermacht der Normannen, deren Zahl auf zehntausend angegeben wird. Udo wurde getödtet, Siegfried, Heinrich und Diederich, nebst vielen Edelleuten, gefangen. Der Herzog Benno von Sachsen, der Sohn Hermann Billungs, und Gemahl der Hildegard, einer Schwester jener Brüder von Stade, war in der Nähe und setzte sich mit den siegreichen Feinden in Unterhandlung. Der Graf Heinrich wurde durch die Bemühungen desselben gegen die Bürgschaft seines eigenen Sohnes, des jüngern Siegfried, in Freiheit gesetzt, und begab sich nach Harsefeld. Markgraf Siegfried hatte nicht so schnell einen passenden Bürgen finden können, und mußte gefangen bleiben. Dithmar von Merseburg, der Geschichtschreiber, welcher diese Ereignisse sehr umständlich erzählt, war ein Neffe Siegfrieds, und sollte Bürge für ihn werden. Es dauerte ihm zu lange, und er faßte den unvorsichtigen Entschluß, sich selbst zu befreien; wie er denn überhaupt ein unbedachtsamer, rascher Mann war. Seine Freunde, Ediko und Rodbald, hatten auf seinen Befehl häufig den Räubern Speise und Wein bringen müssen, und kamen nach Verabredung eines Morgens sehr früh mit einem Kahn an das Raubschiff, auf welchem sich Siegfried befand; die Askomannen schliefen, wenige Wächter ausgenommen. Während ein christlicher Priester sich bereitete, den Gefangenen Messe zu lesen und Alle sicher waren, stellte sich Siegfried, als wolle er sich waschen, sprang aber in den Kahn, ruderte eilends an das Land und entfloh. Das geschah gerade an dem Tage, an welchem Dithmar abreisete, um als Geißel für ihn zu dienen. Die Feinde setzten ihm freilich nach, aber ein Pferd stand am Ufer für ihn bereit, mit welchem er nach Harsefeld eilte. Das brachte aber seine zurückgelassenen Freunde in das größte Unglück. Die Räuber, über die Flucht

ergrimmt, suchten den Entflohenen vergeblich in Stade und fielen nun über die Gefangenen und Bürgen her, schnitten ihnen die Nasen und Ohren ab, hieben ihnen die Hände von den Armen und warfen sie halb todt an's Ufer. „Unter denselben waren einige Edelleute, welche noch lange nachher dem Reiche zur Schmach und allem Volke zum jammervollen Anblick lebten.“ Der jüngere Siegfried war schon am folgenden Tage (Freitag den 26. Oct. 994) an seinen Wunden gestorben.

Der Herzog Benno und Siegfried sammelten nun aber ein großes Heer, überfielen die Räuber und besiegten sie gänzlich. Was ihnen lebendig in die Hände fiel, wurde bei Stade an Bäumen gehängt. Der Ort, wo dies geschah, behielt lange davon den Namen und hieß Worgebor.

Die größere Abtheilung der Askomannen fuhr die Weser hinauf und plünderte die Küsten bis Lesum. Mit Gefangenen und Beute schwer beladen, kehrten sie um und wollten quer die Provinz durchgehen, um sich mit ihren Genossen an der Elbe zu vereinigen. Ein gefangener sächsischer Reuter, Namens Herlward, mußte ihnen als Wegweiser dienen. Er war des Landes kundig, und führte sie vor das undurchdringliche Moor von Glinde, in der Nähe des jetzigen Bremervörde. Hier wurden sie von einem sächsischen Heere eingeholt, welches sich bei Bremen gegen sie gesammelt hatte, und sämmtlich niedergemacht. Es sollen 20,000 Askomannen getödtet und nur einer entkommen sein.

„Seit der Zeit war diese Gegend den feindlichen Einfällen der Seeräuber häufig ausgesetzt.“ Früher hatten sie immer diese Provinz umgangen.

Der Erzbischof Libentius hatte sich mit dem Kirchenschatz bei der Annäherung der Seeräuber nach dem Kloster Bücken geflüchtet. Von hier sprach er den Bannfluch über sie aus. Er war viel zu sehr Mönch, um gleich späteren Bischöfen sich an die Spitze der Heeresfolge zu stellen und gegen die Feinde zu gehen. Er gebrauchte geistliche Waffen.

In Folge dieser kriegerischen Ereignisse wurde die Burg Stade stärker befestigt und die Stadt Bremen mit einer Mauer umgeben.

In der Zeit des Libentius ist Harsefeld, das bedeutendste der bremischen Klöster, gestiftet worden. Der Mannsstamm der Grafen von Stade war am Ende des X. Jahrhunderts bis auf ein Mitglied, Heinrich, genannt der Gute, herabgekommen.

Heinrich war Domherr in Hildesheim. Nach dem Tode seiner Brüder fielen sämmtliche Besitzungen der Familie an ihn und er hegte den natürlichen Wunsch, seinen Namen und sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen. Er trat deshalb aus dem geistlichen Stand. Obwohl der Papst ihm die Erlaubniß dazu ertheilt hatte, fühlte er sich doch verpflichtet, der Kirche, welche er verließ, durch große Schenkungen für seinen Austritt Genugthuung zu leisten. Er verwandelte seine väterliche Burg in Harsefeld in ein geistliches Stift und begabte es mit einem großen Theil seiner Güter. Es wurde 996 eine Propstei mit nichtregulirten Geistlichen. Diese standen ihrem Amte aber nicht mit der erwarteten Hingebung vor und die gräfliche Familie fühlte sich nachher veranlaßt, sämmtliche Geistliche gegen Entschädigung zu entfernen, ein ordentliches Kloster in Harsefeld zu gründen und es mit Benedictinermönchen aus Ilsenburg zu besetzen. Dies geschah 1101, und dieser Zeitpunkt pflegt daher für die Stiftung des Klosters angegeben zu werden.

Harsefeld trat mit großen äußeren Mitteln in's Leben, und der Vorsteher des Klosters wußte sich den Titel eines Erz-Abtes und zum Erzbischof eine unabhängige Stellung zu erringen. Seines großen Grundbesitzes wegen erhielt er bei dem Entstehen der Landstände eine Virilstimme unter denselben und die Ehre, als der erste der bremischen Prälaten genannt zu werden. Fast immer wurde diese bedeutende Stelle mit einem bremischen Adligen besetzt. Die Aebte hatten große Einkünfte, später auch zu ihrem Vergnügen ein Stadthaus in Burtehude und machten vielen Aufwand. Das Kloster hat sich niemals reformirt, sondern ist unter vielen und wechselvollen Schicksalen stets katholisch geblieben, bis es durch den Frieden von Osnabrück in die Gewalt der Schweden gerieth, und gänzlich aufgehoben wurde. Die meisten unserer bremischen Klöster waren und blieben arm; wenige erlangten ein äußerlich sorgenfreies Leben; Harsefeld war das einzige, welches sehr reich in's Dasein trat und diesen Reichthum bis zuletzt bewahrte*).

Nach dem Tode des Libentius (1013 Febr. 4.) ward auf seinen eindringlich und oft geäußerten Wunsch Oddo von der Geistlichkeit und dem Volke einmüthig zum Erzbischof gewählt

*) Die Kloster-Einkünfte stellten in unserm Jahrhundert einen jährlichen Werth von etwa 30,000 Thlr. dar, nach einer Angabe des verwaltenden Beamten.

und nach Magdeburg zum Kaiser Heinrich II. gesandt, um sich die Bestätigung zu erwirken. Wider Erwarten wurde er aber zurückgewiesen, und der Kaiser ernannte nach dem ihm allerdings zustehenden Rechte, den Unwannus, seinen Capellan, d. h. einen seiner Cabinetsräthe, zum Erzbischof von Bremen und ließ ihn sogleich durch einige hohe Geistliche dazu weihen. Dieselben politischen Gründe, welchen einst Adaldag seine Erhebung verdankte, wirkten unzweifelhaft auch bei dieser Wahl. Der Kaiser, dessen Stellung nur mit Mühe behauptet und schwankend war, bedurfte eines zuverlässigen Anhängers im Norden Deutschlands.

Unwannus, ursprünglich Domherr zu Paderborn und im Rathe des neuen Herrschers beschäftigt, war von hoher Abkunft. Er stammte aus dem westphälischen Geschlecht der Immedinger, welche mit dem alten Sachsenherzog Wittekind verwandt waren und besaß ein sehr großes Privatvermögen. Ihm gehörte Hohnstedt im Amte Brunstein, Moringen und Bernshausen auf dem westlichen Eichsfelde und mehre Landgüter in Westphalen. Man sagte ihm nach, er habe durch Geschenke den Kaiser vermocht, ihn zum Erzbischof zu machen (Schol. ad Ad. Br. 2, 33); es mag sein, aber die staatlichen Gründe seiner Wahl waren gewiß überwiegend.

Obgleich die bremischen Geistlichen ihn ungern als Oberhaupt annahmen, so söhnten sie sich doch bald mit ihm aus. Er war freigebig, ansprechenden Wesens und bald bei allen Leuten beliebt, besonders aber bei der Geistlichkeit der Cathedrale, welcher er ein Landgut schenkte.

Die geistliche Umgebung des Erzbischofs war bisher sehr gemischt gewesen. Sie bestand aus Benedictinermönchen, angehenden Weltgeistlichen und Missionsschülern für den Norden. Er bildete aus ihnen eine wirkliche Congregation mit bestimmter Regel und Ordenstracht. Dies war auch schon früher im Werke gewesen und die Klöster Bücken und Repesholt mit der Absicht gegründet worden, daß sie von diesen sogenannten Stiftsherren bewohnt werden sollten. Sie hatten keinen Abt, wie andere Klosterbrüder, sondern dessen Stelle sollte der Erzbischof selbst vertreten. Ihre Regeln waren auf dem Papiere sehr streng, selbst mit Schlägen konnten sie zu ihrer Pflicht angehalten werden, aber das scheinen nur Drohungen gewesen zu sein, denn wir lesen, daß gegen das Ende der Regierung des Unwannus „die Klosterbrüder muthwillig ihre Zellen verließen und den heimlichen Umgang

mit den Weibern suchten." Diese Nachricht kann aber auch mit der damals von Rom befohlenen Ehelosigkeit der Geistlichen im Zusammenhang stehen. In dem westlichen Theil des bremischen Sprengels, in den friesischen Ländern, ist das Cölibat überhaupt niemals durchgeführt worden und in unsern Gegenden konnte es sich erst sehr langsam und mit großen Schwierigkeiten Geltung verschaffen.

Unter der Regierung des Unwannus trafen zuerst die beiden Gewalten offen und feindlich auf einander, deren Streit Jahrhunderte lang währte und unsere Provinz mehre Male dem Untergange nahe brachte. Es war die herzogliche und die erzbischöfliche Macht.

Von dem Kampfe dieser beiden Herrschaften werden wir noch oft und viel reden müssen, daher scheint es angemessen, über die herzogliche Macht einige Worte zu sagen.

Alle deutschen Volksstämme hatten vor der Zeit Karls d. Gr. Herzöge. Es waren die Anführer im Kriege. Es ist zweifelhaft, ob sie auch im Frieden eine gesetzliche Macht beibehalten durften und ob das Amt in ihren Familien erblich war. Es war aber eine uralte Einrichtung.

Der Kaiser Karl konnte mit diesen Herzögen nicht regieren. Er duldete in seinem Reiche weder ihre Macht noch ihren Namen. Sie paßten nicht in das große und einfache Regierungssystem, welches er für sein weites Reich ersonnen hatte. Sein Zweck war, alle Völkerstämme in ein einziges Volk allmählig zu verschmelzen. Daher mußte alle provinzielle Selbstständigkeit untergehen. Nie gab er ein Gesetz für ein einzelnes Land, sondern immer für sein ganzes Reich; nie regierte er eine Provinz anders, als durch Grafen, welche von ihm gesandt, und völlig von ihm abhängig waren. Sein System war richtig; die Erfahrung lehrt, daß jede Selbstständigkeit, welche eine erobernde Gewalt neben sich bestehen läßt, über kurz oder lang sich gegen sie geltend macht.

Wenn Karl alle Völker durch staatliche Einrichtungen in eines verbinden wollte, so hatte auch die christliche Kirche einen ähnlichen Zweck. Die Stammesunterschiede sollten in dem großen Gebote der Bruderliebe untergehen. Daher war die Kirche den Bestrebungen des Kaisers nicht entgegen, sondern günstig. Sie arbeiteten in gewisser Weise nach demselben Ziele.

Karls Absicht wäre wahrscheinlich gelungen, wenn sein Reich in der Kraft blieb, mit welcher er es gegründet hatte und verwaltete.

Aber die Nachfolger Karls hatten seinen Geist nicht; das Reich wurde immer schwächer und konnte sich nicht mehr halten. In diesen Zeiten traten die einzelnen Stämme wieder hervor und zusammen, und wählten den tapfersten und mächtigsten Mann zu ihrem Gebieter. So entstanden wiederum Herzöge. „Man darf nicht fragen, welches unterscheidende Merkmal die Herzöge hatten. Sie besaßen eben alle Regierungsgewalt neben und trotz den Königen. Es war der Zeiten Drang, welcher sie schuf, und dabei eine uralte Erinnerung der Völker" *).

Die herzogliche Gewalt hatte ihre großen Schwierigkeiten und Kämpfe. Der letzte Rest von Kraft, welchen das Königthum noch besaß, warf sich ihr entgegen. Eben so die Bischöfe, welche schon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reiches festhielten. Daher finden wir immer und allenthalben die Bischöfe mit den Herzögen im Streit.

Diese Zwietracht zwischen dem Königthum und der herzoglichen Gewalt hat viel Unglück dem Vaterlande gebracht. Der Streit selbst wurde aber in jenen Zeiten mit anderen Augen angesehen als jetzt. Während unsere Theilnahme sich so gern dem gefährdeten Kaiser zuwendet, war es damals anders. Gerade im Volke hatte das Herzogthum seine feste und unvergängliche Stütze; es verehrte seine Stammeshelden, es blickte zu ihnen als Rettern empor, wenn das Königthum gegen die Feinde keinen Schutz gewähren konnte. Das Herzogthum war durchaus volksthümlich; alle deutschen Stämme standen immer auf seiner Seite gegen den König. Selbst die niedere Geistlichkeit, aus den unteren Schichten des Volkes hervorgegangen, konnte die angeerbte Theilnahme nicht verleugnen und stellte sich oft auf die Seite des Herzogs gegen ihren Bischof.

Heinrich I. brachte die kaiserliche Macht wiederum zu Kraft und Ansehen. Aber er rüttelte nicht an der Gewalt der Herzöge und suchte sich so gut mit ihnen abzufinden, als es gehen wollte. Sein Sohn Otto I. nahm aber die Regierungsgrundsätze des großen Karl wieder auf und suchte sie in Wirkung zu setzen. Was diesem die Grafen gewesen waren, gewählte und absetzbare Beamte, sollten ihm die Herzöge sein. Er versuchte es sehr ernstlich, alle Herzogthümer und Grafschaften von sich abhängig zu machen, und bis zu einem gewissen Grade ist es ihm auch

*) Giesebrecht, Gesch. d. Kais. 1, 165.

gelungen. Nie erkannte er die Erblichkeit der Würden an, sondern besetzte die großen Kronlehen nach seiner Willkühr. Dennoch wagte er es gegen das Ende seines Lebens nicht mehr, so frei wie früher damit zu schalten. Die Söhne der deutschen Großen erbten die Würden ihrer Väter; es war nicht ihr Recht, aber es blieb üblich. Karl d. Gr. hatte die Einheit des Reichs erzwingen können; Otto, auch der Große genannt, und mit Recht so genannt, konnte es nicht mehr erringen; die Zeit litt es nicht. Es war beklagenswerth, aber es war so.

Diese allgemeinen Bemerkungen sind erforderlich, um die Ereignisse in unserer Geschichte zu verstehen.

Heinrich II. hatte sich als Kaiser gegen seine Nebenbuhler, Eckard von Thüringen und Hermann von Schwaben, nur dadurch behaupten können, daß er Bernhard, den Herzog von Sachsen, und andere Fürsten gegen große Versprechen bewog, ihm Beistand zu leisten. Als die Gegner besiegt waren, wollte oder konnte der Kaiser diese Versprechen nicht halten. Bernhard griff zu den Waffen. Der Erzbischof wurde in diesen Streit verwickelt, „denn, seitdem Bernhard das Herzogthum in dieser Gegend angetreten hatte, nahm der Streit zwischen dem erzbischöflichen und herzoglichen Hause kein Ende, indem dies den König und die Kirche angriff, jenes das Beste der Kirche vertheidigte. Diese Eifersucht der Parteien hatte früher im Verborgenen stattgefunden, wurde nun aber immer stärker und nahm unendlich zu."

Der erste Schlag, welchen Herzog Bernhard gegen den Kaiser führte, mußte naturgemäß den Unwannus treffen. Bernhard wußte, der Erzbischof würde sowohl wegen seiner Stellung, als auch wegen seiner persönlichen Beziehungen, für den Kaiser durch Feuer und Wasser gehen. Unwannus war aber ein zu gefährlicher Gegner, um ihn im Rücken zu lassen. Er besaß freilich keine organisirte Kriegsmacht und durfte es auch unter den Verhältnissen der Zeit nicht wagen, die Heeresfolge aufzurufen. Aber abgesehen von seinem Privatvermögen, standen ihm die reichen bremischen Einkünfte zur Verfügung und seine Finanzen waren in guter Ordnung. Das Geld war damals eine sehr große Macht. Außerdem lagen die Dänen, Slaven und Wenden an den sächsischen Grenzen; unruhige, bedrohliche Völker. Unwannus stand freilich mit ihnen vielleicht nicht besser, als der Herzog, aber bei der Veränderlichkeit dieser halbcivilisirten Völkerstämme konnte er sie in einem Handumdrehen auf seiner Seite haben.

So wollte Bernhard den Erzbischof erst über den Haufen werfen. Unwannus sah den Sturm kommen; er war aber der Mann darnach, ihm zu begegnen. Denn er war ein gewandter Diplomat, der seine Schule in den bunten Verwicklungen des Kaiserhauses gemacht hatte, voll Menschenkenntniß und gewohnt, ein politisches Verhältniß correct zu behandeln. Unwannus übersah es absichtlich, daß ihm der erste Angriff Bernhards gelten könnte, trat dem Herzoge mit der größten Unbefangenheit persönlich entgegen und bot ihm seine Vermittelung in den Streitigkeiten mit dem Kaiser an. Bernhard war verlegen und beschämt und Unwannus wurde Herr der Lage. Auf welchen Grundlagen die Ausgleichung der bedenklichen Verhältnisse stattfand, ist Geheimniß der Beiden geblieben; wahrscheinlich wurde die bekannte Geldgier Bernhards das Mittel der Versöhnung. Jedenfalls war das Ergebniß befriedigend; Bernhard setzte sich in eine freundschaftliche Stellung zum Erzbischof, und dieser wußte es dahin zu bringen, daß der Kaiser dem Herzog in Schalksburg an der Weser (jetzt Hausberge) eine persönliche Zusammenkunft bewilligte. Hier wurden alle Streitpunkte ausgeglichen.

Unwannus wußte sich die Freundschaft Bernhards sorgfältig zu bewahren. Er stellte Hamburg wieder her, welches durch die Angriffe der Feinde viel gelitten hatte, und hielt sich daselbst bisweilen halbe Jahre lang auf. Er that es aus politischen Gründen. Herzog Bernhard war dort Monate lang sein Gast; die Fürsten der Dänen und Slaven kamen dorthin zum Erzbischof und wurden mit Artigkeit aufgenommen; man sah skandinavische Könige und Große in dem Hause des Unwannus. Seine diplomatische Geschicklichkeit erreichte hier große Erfolge. Er brachte viele böse Geschichten in Ordnung. Seine Freigebigkeit, wie sein gewandtes Benehmen, beugte allen Kriegen der Grenzvölker vor, deren Fürsten er durch seine einflußreichen Verbindungen am Hofe gute Dienste leisten konnte. Als Diplomat mochte er auch gern repräsentiren; eine gewisse Pracht war ihm Bedürfniß. Wenn ein großes Kirchenfest war, liebte er es, sich mit sieben Bischöfen zu umgeben, welche von ihm abhängig waren. Die drei hohen Feste bildeten im Mittelalter auch in politischer Hinsicht sehr wichtige Abschnitte des Jahrs; da wurden Schenkungen gemacht und Kirchen geweiht, aber auch wichtige Staatsgeschäfte entschieden und fürstliche Händel geschlichtet. Er war nach allen Seiten hin verbindlich; die Aebte lobten seine Nachsicht, die Großen der

Provinz hielten ihn in hohen Ehren, was sonst nicht leicht geschah; wir haben Grund zu vermuthen, daß er für Manche am kaiserlichen Hofe Gunstbezeugungen auswirkte. Den bedeutendsten Sieg errang aber seine Politik bei dem mächtigen Dänenkönig Kanut. Dieser sorgte in seinem Lande mit dem größten Ernste für den Aufbau des Christenthums, stiftete Bisthümer auf Fühnen und Seeland, errichtete Klöster und Kirchen und liebte die Geistlichkeit. Aber um das Erzbisthum Hamburg und dessen Rechte kümmerte er sich nicht, sondern besetzte die dänischen Stellen mit Bischöfen, welche in England — das zu seinem Reiche gehörte — geweiht waren. Lange sah Unwannus das mit Geduld an; er konnte warten. Endlich aber kam er zu dem gefährlichen Entschluß, einen dieser Bischöfe, Gerbrand, der aus England kam und sein Bisthum in Seeland antreten wollte, gefangen nehmen zu lassen. Er ließ ihn nach Bremen bringen. Hier aber nahm er ihn mit der größten Freundlichkeit auf, beschenkte ihn reich und gewann sein Herz, daß er es wagen konnte, ihn mit bedeutenden Ehrengaben und einem geschickt abgefaßten Schreiben als Gesandten an Kanut zu schicken. Es gelang. Der König wurde gewonnen und willigte ein, daß die dänischen Bischöfe den Unwannus als ihren Erzbischof anerkennen mußten. Es scheint sich bei ihm die äußerliche Pracht eines Kirchenfürsten, die Salbung eines Bischofs und die Weltklugheit eines Diplomaten in Einklang versetzt zu haben. So führte er in den drohendsten Zeiten das ihm anvertraute Fahrzeug ungefährdet an allen Klippen und Untiefen vorbei.

Es ist erfreulich und wir können darin einen besondern Weg der göttlichen Vorsehung erkennen, daß in der Zeit, wo unsere Provinz auf's Höchste bedroht war und wo weder weltliche Macht noch geistlicher Eifer des Regenten ihr helfen konnte, ein so kluger und umsichtiger Mann an ihrer Spitze stand und durch die Maßregeln der Politik alles Verderben von ihr fern hielt.

Auch der höheren Aufgabe, welche ihm als „hamburgischen Erzbischof“ überliefert war, dem Norden das Christenthum zu bringen, wußte er zu genügen. Es dauert immer sehr lange, bis christliche Missionen unter heidnischen Völkern auf eigenen Füßen stehen, und der Hülfe der Mutterkirche entbehren können. So mußte auch jetzt noch die Kirche unserer Provinz ihre Gründungen in Skandinavien unterstützen. Unwannus that es in reicher Weise. „Seine Freigebigkeit zeigte sich auch der neuen Bekehrung der Heiden höchst zuträglich und schadete der durch die Bemühung

der vorhergehenden Bischöfe zu ihrem Wohlstande gelangten Kirche keineswegs.“

In unserem eigenen Lande war das Christenthum schon so fest und sicher gegründet, daß Unwannus nicht mehr das heidnische Wesen, sondern nur allerhand örtlichen Aberglauben auszurotten hatte. Es gab Haine, welche früher für heilig gehalten, und von der Bevölkerung noch mit thörichter Ehrfurcht betrachtet und besucht wurden. Unwannus ließ sie niederhauen und mit dem gefällten Holze mehre Kirchen ausbessern und bauen. Mehr fand er in dieser Beziehung hier nicht zu thun. Ueber sein großes Privatvermögen bestimmte er so, daß ein Theil seinen Verwandten und ein anderer Theil der bremischen Kirche zufiel. Einen dritten Theil hinterließ er, „wiewohl ungern,“ dem Kaiser. Einen Hof, Botegun, vermachte er dem bremischen Domkapitel. Das ist nicht, wie man geglaubt hat, das Kloster Bödeken in Westphalen, sondern der Hof lag in Baden bei Achim. (Lappenb. hamb. Urk. S. 64.)

Nach dem Tode des Unwannus (1029 Jan. 28.) wählte nicht die Geistlichkeit und das Volk den neuen Erzbischof, sondern dies Mal that es die Kaiserin Gisela. Sie nahm an den geistlichen Angelegenheiten des bremischen Bisthums sehr lebhaften Antheil. Ihren Namen finden wir in allen Urkunden aus Conrads Zeit, welche die Klöster unsers Landes betreffen. Die Verbesserungen ordnet der Kaiser an „auf die nicht zu verweigernde Bitte unserer geliebtesten Gemahlin Gisela.“ So bewog sie auch den Kaiser Conrad, den bisherigen Dompropst Libentius II. zu dieser Würde zu erheben.

Er vereinigte die Eigenschaften seiner beiden Vorgänger, die Klugheit des Unwannus und die geistliche Strenge des Libentius I., seines Onkels. Mit allen benachbarten Fürsten blieb er im besten Verhältniß. Herzog Bernhard, dessen Tante Emma, Graf Ludgers Wittwe, der bremischen Kirche große Güter schenkte, und der König Kanut d. Gr., waren und blieben seine guten Freunde. Es war in der ganzen Gegend durch ihre Bemühungen dauerhafter Frieden. Diese Ruhe gestattete dem Libentius, die nordische Mission mit erneuertem Eifer zu treiben, und er that darin, was er konnte.

Das römische Cölibatsgesetz suchte er mit aller Strenge durchzuführen, wenigstens in seiner unmittelbaren Umgebung. Die Domherren mußten ihre Eheweiber entlassen, welche auf dem

Lande vertheilt und unter Aufsicht gestellt wurden. Es waren bischöfliche Häuser, in welchen die Domherren mit ihren Frauen lebten, und so konnte Libentius einen Rechtsgrund gegen ihr Verweilen vorbringen; er brauchte im eigenen Hause keine Weiber zu leiden. Diese Unannehmlichkeit, welche er seinen Domherren bereitete, suchte er durch eine reiche Schenkung an sie zu mildern. Er gab ihnen ein Dorf, dessen Einkünfte so bedeutend waren, daß sie dreißig gemeinsame Mahlzeiten jährlich davon bestreiten konnten. Dadurch sollte ihnen die Ehelosigkeit erleichtert werden. „Auch ließ man von diesem Laster ab, bis zum Brande des Tempels und der Zerstörung des Klosters." Nach diesem Ereignisse nämlich, welches gleich zu erwähnen sein wird, ließen sich die Stiftsherren nicht in ein Kloster beschränken und nahmen ihre Frauen wieder zu sich.

Das Land befand sich unter der Regierung des Libentius in einem befriedigenden Zustande. Die lange Ruhe, die Klugheit und das Wohlwollen der Regenten trug gute Früchte. Wohin der Einfluß des Fürsten reichte, milderte er alle Noth, so daß eine Theuerung, welche zur Zeit des Libentius eintrat, überwunden werden konnte. „Es herrschte in seinem Bisthum, in der Propstei und im Hospitale ein solcher Ueberfluß, daß kaum noch ein Dürftiger daselbst anzutreffen war."

Leider regierte Libentius nicht einmal vier Jahre lang. Er starb 1032 Aug. 25., von Fürsten und Nachbaren, von seiner Geistlichkeit und dem Volke betrauert.

Sein Andenken wurde durch den Gegensatz, in welchen sein Nachfolger zu ihm trat, noch mehr hervorgehoben. Er hieß Hermann, früher Domgeistlicher in Halberstadt und Propst der dortigen Kirche, ein träger beschränkter Mann, der sich so wenig als möglich um sein Amt bekümmerte. Kein Bischof hatte bislang geduldet, daß die Einwohner unsers Landes gedrückt wurden, aber Hermann ließ seine Vögte machen, was sie wollten. Namentlich zeichnete sich Makko, sein Vicedominus, durch Härte gegen die Unterthanen aus. Nur ein Mal durchzog er die Provinz, um Hamburg zu besuchen, und diese Reise wurde den Einwohnern durch die Menge seiner Begleiter lästig, welche sie mit Allem zu versorgen hatten. Er verbesserte den Kirchengesang durch einen Musiker Guido, und „das ist von allem seinem Vorhaben das einzige gelungene Werk." Guido war ein Benedictinermönch aus Arezzo, einer Stadt in Toscana, und wurde in Bremen als

Domherr und Canonicus Cantor angestellt. Er mußte in der Domschule Musik lehren und bei dem Gottesdienst den Gesang führen. Ihm verdankt die Musik sehr wichtige Fortschritte; er verbesserte die Notenschrift und war der Erfinder der musikalischen Schlüssel. Man hatte in Bremen noch lange ein werthvolles Werk, den Codex Guidonis, welcher alle damaligen Kirchenmelodien enthielt. Es ist bis jetzt verloren, aber es wird vielleicht wiedergefunden, wie manches andere Buch, das Jahrhunderte lang in den Bibliotheken vergraben lag. Den Erpressungen seiner Diener vermochte er keinen Einhalt zu thun, und daher war es ein Glück für das Land, daß er nur kurze Zeit regierte. Er starb auf seinem Hofe Hildenrothe bei Hildesheim (1035 Sept. 19.), nachdem er kaum 3 Jahre sein Bisthum verwaltet, oder vielmehr nicht verwaltet hatte.

Ihm folgte ein ernster tüchtiger Mann, Bezelin Allebrand, der ein Vater des Vaterlandes genannt wird und sich bemühte, die Wunden zu heilen, welche unter seinem Vorgänger der Provinz geschlagen waren. Er war „die Zierde des Clerus, des Volkes Heil, ein Schrecken der übelgesinnten Großen.“ Man sieht also, daß er sich auch der weltlichen Regierung mit Eifer annahm. Gegen seine untergebene Geistlichkeit war er sehr liebevoll. Wenn er hülfsbedürftige Geistliche seiner Kirche wahrnahm, so schenkte er einigen unbemerkt oft vier bis zehn silberne Schillinge; manchen gab er Pfründen, anderen seine Kleider. Mit großer Theilnahme sah er manchmal die Geistlichen von den Weltlichen unziemlich behandelt. Wer einen Geistlichen schlug, dem ließ er in seiner Gegenwart Ohrfeigen geben oder mit Ochsenziemern prügeln.“ In seinem Kloster ließ er die Brüder nicht bloß speisen, sondern sorgte auch dafür, daß sie täglich Weizenbrot bekamen, welches damals noch theuer und selten war. Selbst Wein erhielten sie zuweilen.

Der König von Dänemark, Sueno der Jüngere, hatte seinen Verwandten Hardekanut, Beherrscher von England, besucht. Auf der Rückreise wurde er durch einen Sturm an die Küste des Landes Hadeln verschlagen. Weil die alte Seeräubernatur noch in ihm und seinen Begleitern nicht erloschen war, so fingen sie an, die umliegenden Oerter zu berauben. Beamte des Erzbischofs nebst aufgebotenem Landvolke überfielen die Räuber, erschlugen einige und nahmen die andern nebst dem König Sueno gefangen. Letzterer wurde nach Bremen geführt, um seine Strafe daselbst

zu empfangen. Der Erzbischof war aber ein kluger Mann. Er setzte sogleich ihn und seine Begleiter in Freiheit, nahm ihn artig und ehrenvoll auf, beherbergte ihn in Bremen und entließ ihn nach einigen Tagen königlich beschenkt. „Dies Alles“ — sagt einer unserer Geschichtschreiber, welcher viel an den nordischen Höfen verkehrte — „erzählte mir der König von sich selbst mit den größten Lobeserhebungen gegen den Erzbischof, der sich durch sein gefälliges Aeußere und durch sein großmüthiges Benehmen die Zuneigung Aller zu erwerben gewußt hatte. Auch machte er mir eine umständliche Beschreibung von der königlichen Pracht an dem Hofe dieses Erzbischofs, von dem unschätzbaren Kirchenreichthum und von vielen anderen Dingen, welche er in Bremen gesehen hatte.“

Es gelang freilich nicht immer, auf so milde Weise die nordischen Seekrieger zu besänftigen. Bald nachher kam ein anderer Raubschwarm von Askomannen die Weser hinauf und verwüstete weit und breit das Land bis Lesum. Aber die Vertheidigungsanstalten in der Provinz müssen damals gut organisirt gewesen sein, denn als die Räuber im Begriff waren, zu ihren Schiffen zurückzukehren, wurden sie bei Aumund angegriffen und völlig geschlagen. Seitdem hatte das Land ziemlich lange Frieden und Ruhe vor ihnen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir noch ein Andenken an diese Normannenzüge in den Ueberbleibseln der Kirchhofsmauer von Wulsdorf. Diese Mauer ist jetzt freilich sehr verfallen, aber im vorigen Jahrhundert stand sie noch in ungewöhnlicher Dicke und beträchtlicher Höhe. Sie sollte ein Schutz sein, wohin die Einwohner mit ihrem Vieh gegen die Seeräuber flüchten konnten. Es ist bei uns das einzige Beispiel einer befestigten Kirche. Die Bewohner unsers Landes verstanden sich sonst nicht dazu, wie es bei den Friesen allgemeine Sitte war, die Kirchen zu Festungen zu machen. Wir werden noch an einzelnen Fällen zeigen, wie sehr sie es verabscheuten; sie wollten die heiligen Stätten nicht der Gefahr aussetzen, mit Verwüstung, Greuel und Blutvergießen erfüllt zu werden; aber bei Wulsdorf zwang die Noth zu einer Ausnahme. Das Dorf liegt noch auf der Geest, aber fast unmittelbar an der Weser, und war daher mehr als andere Oerter den Raubzügen preisgegeben. Es bedurfte eines ungewöhnlichen Schutzes. Wollte man aber etwa einwenden, jene mächtige Mauer könnte auch später errichtet sein, so müssen

wir sagen, daß dazu kein Grund vorlag. Von der Seite des Wassers hatte nachher das Dorf nichts mehr zu besorgen und aus Furcht vor einem etwaigen raubritterlichen Ueberfall sind so große Werke nirgends bei uns erbaut. Es haben auch nie höhere Geistliche oder adlige Familien in Wulsdorf gewohnt, welche vielleicht sich mit solchem Schutz zu umgeben veranlaßt wären. Wir werden durch die geschichtliche Betrachtung der Dinge gezwungen, jene Mauer allein auf die Raubzüge der Normannen zurückzuführen.

Der Erzbischof hatte eine überwiegende Lust zu bauen, und bekam leider gegen das Ende seiner Regierung eine besondere Veranlassung, dieser Neigung zu genügen. Im Jahre 1042 brannte der Dom zu Bremen ab, auch das Kloster mit seinen Nebengebäuden und schließlich die ganze Stadt. Es wurde fast nichts von den Gebäuden gerettet. Dies war auch schwer; denn die Häuser der Stadt Bremen waren damals noch ohne Steine gebaut und bloß aus hölzernem Fachwerk mit Lehmwänden und Strohdach aufgeführt. Erst um das Jahr 1200 fing man an, einzelne Theile der Bürgerhäuser massiv zu bauen, die sogenannten steenkameren, wo der Hausherr neben seiner besten Habe schlief, und sehr spät, im Jahre 1371, ward in Bremen die Verordnung gegeben, daß jedes neugebaute Haus mit einem Ziegeldach gedeckt werden solle. Auch in der Provinz gab es damals kein steinernes Haus außer den Kirchen. Selbst die Burgen der Großen bestanden aus Balken und Lehmwänden. Im Berliner Stadtarchiv sind die bestimmten Angaben, daß im XII. Jahrhundert in der Mark Brandenburg kein Haus anderer Art zu finden war, und es ist unzweifelhaft hier gerade so gewesen. Wir werden bei der Darstellung des XIV. Jahrhunderts noch Gelegenheit haben, dies in einzelnen Beispielen zu zeigen. Von den Ritterschlössern und Landsitzen unserer Edelleute muß man sich sehr bescheidene Vorstellungen machen; sie waren äußerlich von den Bauerhäusern kaum zu unterscheiden.

Bei dem großen Brande in Bremen ging der Kirchenschatz, die Bibliothek, die Kleider und der Schmuck der Priester verloren. „Der Verlust aller dieser Dinge wäre noch zu ersetzen gewesen, wenn er nicht einen weit größern Nachtheil, nämlich das Sittenverderbniß zur nächsten Folge gehabt hätte. Denn seit der Zeit streiften die Brüder, welche vorher im klösterlichen Verein gelebt und viele Jahrhunderte vorher die Regeln der heiligen Väter

sorgfältig beobachtet hatten, außer dem Kloster umher; beobachteten diese Vorschriften anfangs nachlässig und verwarfen sie in der Folge gänzlich.“ Aus den bisherigen Mönchen, welche unter der unmittelbaren Aufsicht des Erzbischofs standen und in seinem Hause wohnten, wurden nun Domherren, welche sich der klösterlichen Zucht entledigten. Sie bezogen eigene Wohnungen, welche allmählig vergrößert und sogenannte „Domherrn-Curien“ wurden, deren noch einige in Bremen zu sehen sind. Das Sittenverderbniß aber, worüber geklagt wird, war durch den Befehl der Ehelosigkeit hervorgebracht und durch das vereinzelte Wohnen der Geistlichen nur befördert. Es wäre auch ohne das letztere eingetreten; wir würden jetzt schon manches davon erzählen können, aber es widersteht, diese Dinge zu berühren.

Klöster und Kirchen zu bauen fand der Erzbischof vor diesem Brande wenig Veranlassung, aber als weltlicher Landesfürst bauete er Mauern und Burgen. Die Stadt Bremen umgab er mit einer Mauer, welche sein Vorgänger schon theilweise angefangen hatte. Sie sollte zwölf Thürme haben, von denen der Erzbischof sechs mit Wachen versehen wollte. Die übrigen sollten die Bürger beschützen. Noch war Bremens Gemeinwesen nicht stark und selbstständig genug, dies allein zu übernehmen, aber bald kam die Zeit, wo die Bürger sich selber schützen konnten und die Hülfe des Erzbischofs weder brauchten noch mochten.

In Hamburg verstärkte und schmückte Allebrand die Domkirche. Auch ließ er sich neben derselben „eine mit Thürmen und Wällen sehr befestigte Burg“ bauen. Dieser Bau war aber dem Herzog Bernhard etwas bedenklich. Es konnte daraus eine Handhabe zur Besitznahme und Landeshoheit in Hamburg und dessen Umgebung hervorgehen. Verbieten mochte er den Bau nicht, denn er lebte mit Allebrand in Freundschaft. Daher ließ er sich an der andern Seite der Kirche eine ähnliche feste Burg bauen. Noch im Anfange des XVI. Jahrhunderts waren die Ueberbleibsel beider Wohnungen sichtbar.

In den letzten Regierungsjahren des Allebrand starb die Edelfrau Emma, früher Gemahlin des Grafen Liudger von Lesum. Sie war seit 40 Jahren Wittwe. Daß sie diese lange Zeit hindurch Besitzerin der Grafschaft blieb und dieselbe verwaltete, ist ein Beweis mehr, daß Lesum keine Grafschaft im frühern Sinne, d. h. kein kaiserliches Kronlehen war, sondern einfach ein großes Privateigenthum. Nach dem Tode Liudgers hätte sonst

der Kaiser nach den Reichsgesetzen es einziehen und von Neuem zu Lehen ausgeben müssen; aber Emma blieb im Besitz. Sie war eine sehr fromme und kirchlich gesinnte Frau, welche Armen, Kirchen und Klöstern viele Wohlthaten erwies. Bei ihrer langjährigen und innigen Verbindung mit der Geistlichkeit in Bremen, und bei ihrer Hingebung für Alles, was kirchlich hieß, machte man sich die größte Hoffnung, sie würde bei ihrem Tode ihr reiches Besitzthum der Cathedrale in Bremen und dem Erzbischof hinterlassen. Dies geschah aber nicht. Bei Lebzeiten hatte sie viel Grundbesitz den Armen und geistlichen Stiftungen geschenkt, aber in ihrem Testamente vermachte sie ihnen nur ihre bewegliche Habe; ihre ausgedehnten Landgüter kamen an den Kaiser. Sie hatte eine Tochter, welche „wegen irgend eines Vergehens, das nicht bekannt geworden ist", übergangen wurde. Die Kaiserin Gisela, von Geburt eine schwäbische Prinzessin, welche durch ihren ersten Gemahl, den sächsischen Herzog Bruno, mit dem hohen Adel unsers Landes in sehr nahen Beziehungen stand — hat ersichtlich dazu beigetragen, daß Lesum dem Kaiser vermacht wurde. Wie diese Verhandlungen vor sich gingen, ist eine stille Familienangelegenheit geblieben, welche selbst nahe stehenden Zeitgenossen dunkel war. Die Kaiserin kam persönlich nach Bremen, wo sie der Kirche und der Geistlichkeit manche Liebe erzeigte, und reisete mit dem Erzbischof Allebrand der Erbschaft wegen nach Lesum.

Aber der ehrenvolle Besuch der Kaiserin und ihre Artigkeit konnten die bittere Täuschung nicht versüßen, welche die bremische Geistlichkeit wegen der ihr entgangenen Erbschaft empfand. Es wird „das unbeständige Schicksal angeklagt, welches unsere erwünschte Lage beneidete." Die bremische Kirche war durch ihr reiches Glück verwöhnt und verzogen; wo sie nichts fand, meinte sie etwas verloren zu haben.

Der Erzbischof machte zuletzt eine Wallfahrt von Scharmbeck nach Bremen und zwar barfuß in der Charwoche. Hiebei erkältete er sich heftig, und fühlte sein Ende nahe. Er ließ sich, obschon fieberhaft ergriffen, zu Schiff nach dem Kloster Bücken fahren, wo er am siebenten Tage (1043 Apr. 25.) entschlief. Sein Körper wurde auf der Weser nach Bremen zurückgeführt und im Dom begraben.

Am Ende dieses Zeitabschnitts macht sich ein Steigen des Werthes aller Verkaufsgegenstände bemerkbar. Das Geld sank, die Waaren erhöhten sich im Preise. Der Grund davon lag in

der Ergiebigkeit der deutschen Bergwerke, welche schon unter Otto I. begonnen hatte und sich immer steigerte. Aber bei der Langsamkeit des Verkehrs fand die Erhöhung der Preise nur allmählig statt.

Eine zweite weit raschere Steigerung trat ein, als die Entdeckung Amerika's ungeheure Metallmassen auf den europäischen Markt warf. Man konnte die schnelle Erhöhung der Preise nicht begreifen und gab sie dem Wuchergeist der Kaufleute Schuld. Die Staatsschriften aus der Reformationszeit sind voll von heftigen Anklagen gegen diesen Stand und bemühen sich, Gegenmittel anzugeben.

Die dritte Erhöhung haben wir in unseren Tagen erlebt, als die Minen von Californien und Australien ihre Schätze hergaben. Diese Steigerung vollzog sich bei der Empfindlichkeit unserer Verkehrsverhältnisse weit rascher, als die beiden früheren, wenn sie überhaupt schon ihren höchsten Punkt erreicht haben sollte.

2. Adalbert.

Während die Provinz sich bei dem Tode des Allebrand in Frieden und Wohlstand befand, war die Regierung derselben unklar und in ihren Befugnissen gefährdet. Wir haben dargelegt, daß das Land unter die Herrschaft des Erzbischofs gerieth, aber ohne ein bestimmendes Ereigniß und ohne festen Zeitpunkt. Es hatte sich Alles von selbst gemacht; die erzbischöfliche Regierung war thatsächlich, aber ohne rechtliche Grundlagen. Sie konnte sich nicht auf eine Uebertragung der Gewalt, noch weniger auf Eroberung oder auf eine Uebereinkunft mit den Einwohnern berufen. Die Erzbischöfe durften es auch nicht dahin kommen lassen, daß die Anfänge ihrer weltlichen Macht erörtert wurden. Es blieb besser im Dunkel gehüllt.

Hätte im Lande nur ein Bauernstand und eine Anzahl unbedeutender Adliger gewohnt, so brauchte die Regierung des Erzbischofs sich keinen Zwang anzuthun. Aber es waren drei Familien hohen Ranges darin, welche Schwierigkeiten machten, Stotel, Lesum und Stade. Mit dem Grafen von Stotel ward die Regierung am Leichtesten fertig; er hatte, wie wir oben als sehr wahrscheinlich dargethan haben, einen unantastbaren Rechtstitel aus der Zeit Karls d. Gr. und war Herr in seinem kleinen Bezirke. Dem Erzbischof ließ er alle Gewalt in geistlichen Dingen, aber die weltliche Regierung übte er selbst und allein aus. Das waren reinliche Verhältnisse, bei denen Jeder wußte, wie er

daran war. Mit dem Grafen von Stotel ist die erzbischöfliche Macht daher niemals wegen Regierungsangelegenheiten in Streit gerathen.

Anders war es mit Lesum und Stade. Die Herren daselbst hießen Grafen, aber sie hatten nur den Namen dieser Würde, ohne die sonst damit verbundene Macht. Den Titel hatten sie durch Geburt, denn sie waren Mitglieder der gräflich billingischen Familie. Aber eine Grafschaft Lesum und Stade im dynastischen Sinne hat es nie gegeben.

In allen alten Zeugnissen werden sie nur mit ihrem Vornamen und Titel bezeichnet und Lesum oder Stade als Familienname tritt erst sehr spät auf.

Luther-Udo, Sohn des Grafen Siegfried von Stade, wurde 1056 nach dem Tode Wilhelms, des Enkels von Bernhard I., Markgraf von der Nordmark, der spätern Mark Brandenburg. Seine Nachkommen behielten diese Würde und heißen daher mit Recht Markgrafen, aber nur nicht von Stade. Es ist bei unseren neueren Geschichtschreibern fehlerhaft, wenn sie von einer „Markgrafschaft Stade“ reden; die ist nie dagewesen. Selbst die „Grafschaft Stade“, wie wir oben sagten, bezeichnet keinen Regierungsbezirk, sondern eine Gegend, worin die meisten Landgüter den Herren von Stade gehörten. Es ist also ein rein geographischer Ausdruck.

Dennoch hieß oftmals unsere Provinz nach ihrem Namen. Ursprünglich hatte dieselbe aus drei Gauen bestanden, Wigmodigau, Hostingau und Eilangau (oder Rosengau). Die Geeste und Mehe trennten die beiden ersten und der Ostefluß schied beide vom Eilangau. Obgleich Karl d. Gr. die Diöcesangrenzen des Bisthums Bremen genau mit den Linien der Gaue zusammenfallen ließ, so hob er doch die drei uralten Namen der Bezirke auf und faßte sie, wie die Stiftungsurkunde ausdrücklich sagt, in dem Namen Wigmodia zusammen. Aber dieser Name verschwand allmählig, wie viele Benennungen der deutschen Gaue. Ein allgemein gültiger Name für unser Land war noch nicht da. Bald hieß es die Grafschaft Lesum oder Stade, bald treten die alten Gaubenennungen wieder hervor; in einzelnen Fällen wird es auch das Stift Bremen genannt*).

---

*) Solche Bezeichnungen waren oft sehr willkührlich. Das Amt Ottersberg ist nie eine Grafschaft gewesen, und doch wird es so in einer Urkunde

Die Grafen von Lesum und Stade waren seit den ältesten Zeiten die angesehensten Edelleute in der Provinz und sehr reich. Sie sahen es ungern, daß der Erzbischof auch in ihren Besitzungen Landesherr sein wollte und waren überzeugt, daß sie selbst dazu mehr Recht hätten, als jener. Dies Recht suchten sie auf manche Weise, namentlich durch Ausübung der Gerichtsbarkeit, zu verwirklichen.

So schwankten die Verhältnisse hin und her. War der Erzbischof nachgiebig, so hatte das Land thatsächlich mehre Herren; stützte er sich auf die ihm stets günstige kaiserliche Macht, so mußten die Grafen sich beugen.

Dennoch hätten diese Unannehmlichkeiten vielleicht einen leidlichen Abschluß gefunden, wenn nicht die Herzöge von Sachsen mit beiden Familien sehr nahe verwandt gewesen wären. Als die Herzöge sich der kaiserlichen Gewalt widersetzten und die Erzbischöfe sich der letzteren anschließen mußten, waren jene Familien immer auf Seiten der Herzöge. Daraus war schon seit langer Zeit Spannung und Gefahr entstanden.

Alle Erzbischöfe hatten diese Verhältnisse mit großer Vorsicht und Schonung behandelt. Die Grafen von Lesum hatten die weitesten Besitzungen — bedeutend größer als die von Stade — und waren sehr unbequem, weil ihre Ländereien sich bis vor die Thore von Bremen erstreckten. Aber die Erzbischöfe hatten es getragen und von den frommen Seelen in der Familie lieber Schenkungen an ihre Kirche machen lassen, als mit Gewalt oder List diese lästige Nachbarschaft zu entfernen gesucht. Aber nie gestatteten sie den Grafen, so viel wir wissen, hoheitliche Rechte in der Provinz, außer in ihren unmittelbaren Besitzungen.

So lange die Erzbischöfe mit Umsicht in diesen Dingen verfuhren und mit feiner und sicherer Hand, wie Unwannus und Libentius II., diese bedenklichen Zustände zu ordnen suchten, gingen die Gefahren vorüber. Es war aber vorauszusehen, daß der erste Bischof, welcher mit Rücksichtslosigkeit die Verhältnisse ändern wollte, einen verderblichen Sturm erregen und seine mühsam behauptete Macht in die größte Gefahr bringen mußte.

Das geschah durch den Erzbischof Adalbert.

---

vom 11. Nov. 876 (Spangenb. Chron. Verd. 31 und Leibnitz Scr. 2, 214) genannt, weil der Graf Bernhard von Wölpe dort zahlreiche Privatgüter hatte.

Adalbert stammte von sehr angesehenen Eltern in Goseck an der Saale und war mit den bedeutendsten Familien seines Landes verwandt. Er kam früh nach Bremen, wo er Diakonus bei dem Erzbischof Allebrand wurde; dann gelangte er zu der Würde eines Dompropstes in Halberstadt. Man sah ihn in Bremen nicht ungern scheiden, denn er war etwas anmaßend und hochfahrend. Nicht ohne Mißtrauen nahm man ihn auf, als er zum Erzbischof ernannt war und wiederkam.

Es war ein äußerlich schöner Mann in den kräftigsten Jahren. Auf seinem Lebenswandel haftete kein Flecken; er war mäßig und in allen Dingen enthaltsam. Seine Schulbildung war umfassend und gründlich; die reichen Kenntnisse, welche er erworben hatte, machte ihm ein glückliches Gedächtniß in jedem Augenblicke verfügbar. Dabei besaß er eine seltene Beredsamkeit. Sein äußeres Auftreten entsprach der hohen Stellung, welche er einnahm; Niemand konnte die gottesdienstlichen Handlungen mit größerer Würde und Salbung verrichten; bewunderungswerth war er im Amte, jeder Zoll ein Erzbischof. Voll Ehrerbietung gegen den Papst ünd seinem Kaiser treu bis in den Tod. Mit großem Ernste nahm er sich der Hirtenpflichten in seinem Sprengel an und zu dem Bekehrungsgeschäfte im Norden hätte man keinen umsichtigeren und thätigeren Mann finden können.

Aber eine tiefe Leidenschaft ging durch sein ganzes Leben, unvereinbar mit der Lage der Dinge und seine Stellung gefährdend fast bis zur Vernichtung — er wollte, daß seine Kirche nicht dienen, sondern herrschen sollte. Es war der Grundirrthum, welcher nicht ihm allein, sondern auch manchem seiner Nachfolger unsägliches Leid bereitet hat. Der Stifter unserer christlichen Kirche sagt von sich, daß er zum dienen gekommen sei, und wer die Kirche zu einer Herrscherin gestalten will, der macht sie unglücklich.

Adalbert trat sein Amt mit dem festen Vorsatze an, die unklaren Regierungsverhältnisse in unserm Lande aufhören zu lassen und selbst zu herrschen. „Es sollte kein Herzog oder Graf, noch sonst eine Gerichtsperson sich irgend eine Gerichtsbarkeit oder Macht in seinem Bisthume anmaßen.“ Aus dieser Absicht machte er kein Hehl und sprach sie offen aus. Das war, wie die Dinge lagen, eine deutliche Kriegserklärung gegen die sächsischen Herrscher. Herzog Bernhard verstand sie. Dem Erzbischof allein wäre er gewachsen gewesen, aber er wußte, wessen Macht hinter demselben

stand. „Dieser Prälat kommt als Kundschafter," sagte er, „und will dem Kaiser die Schwäche des Landes verrathen. Aber so lange ich oder meine Söhne leben, soll er keinen frohen Tag in seinem Bisthum erleben." Bernhard hat sein Wort gehalten.

Die gegenseitigen Reden wurden beiden getreulich hinterbracht, und so standen sie von Haus aus in feindseligem Verhältniß, ohne daß es nur einmal versucht war, ob sie nicht in Frieden mit einander leben könnten. Es war unzweifelhaft ein Fehler von Adalbert, die sächsischen Fürsten zu Feinden zu machen, aber bei seinem raschen und entschlossenen Wesen war ihm alle gemäßigte Politik und alles diplomatische Hinhalten unmöglich.

Dieses rasche Wesen artete leicht in Ueberstürzung aus. Sein Vorgänger hatte angefangen, den abgebrannten Dom in Bremen wieder aufzubauen, und das Werk ging langsam vorwärts. Adalbert konnte keine Zögerung ertragen und wollte es fertig sehen. Da es an Steinen fehlte, faßte er den übereilten Entschluß, die von Allebrand angefangene Stadtmauer zum Bau des Doms zu verwenden, so wie das Kloster, welches aus gehauenen Steinen aufgeführt war. Er wolle Alles viel prächtiger wieder herstellen, behauptete er. Es war thöricht, denn er hätte voraussehen können, daß bei der wachsenden Spannung mit den sächsischen Fürsten eine Stadtmauer ihm unter Umständen viel wichtiger werden konnte, als eine prachtvolle Kirche.

„Gleich beim Antritt seines Bisthums schickte der Erzbischof Gesandte an alle Könige des Nordens, um sich ihrer Freundschaft zu versichern. Auch durch ganz Dänemark, Nordmannien und Suedien, bis zu der äußersten Grenze der Erde, sandte er an alle dortige Bischöfe und Lehrer Ermahnungsbriefe, worin er sie aufforderte, die Kirche unsers Herrn Jesu Christi getreu zu bewachen und furchtlos zu der Bekehrung der Heiden zu schreiten." Die Missionsthätigkeit im Norden hat er nie aus den Augen verloren; selbst in seinen größten Bedrängnissen war er in ihrer Beförderung unermüdet und unverdrossen. Kein Bischof hat so wenig Zeit und Muße dazu gehabt, als Adalbert, und doch hat kaum ein anderer so viel darin geleistet. „Er benahm sich so liebreich, so freigebig, so gastfrei, so begierig nach dem Beifall Gottes und der Menschen, daß das kleine Bremen durch seine Verdienste wie Rom berühmt und von allen Gegenden der Erde, besonders von den nordischen Völkern, andachtsvoll besucht wurde."

In seinem unmittelbaren Sprengel war er eben so thätig. Bei rein geistlichen Einrichtungen fand er darin keine Schwierigkeit, aber so wie die Ausübung hoheitlicher Rechte in's Spiel kam, traten ihm die sächsischen Herrscher und Grafen entgegen. Dies wiederholte sich immer, denn ihre Besitzungen waren in der ganzen Provinz zerstreut. Man darf aber nicht glauben, daß es allein Herrschsucht war, welche den Adalbert trieb, allen fürstlichen Einfluß zu verdrängen, es wirkten auch menschliche Gefühle mit, denn die Herrschaft jener weltlichen Gebieter war hart und rücksichtslos, sie drückte das Volk; die geistliche Regierung war schonend, und suchte den Unterthanen zu helfen, wie sie nur konnte. Das war Maxime ihrer Herrschaft, aber es war auch Adalberts eigene Neigung. Er konnte gewissenlos sein, es kam ihm zuweilen auf ein böses Mittel nicht an, er scheute keine Gewaltthat, um seinen Zweck zu erreichen — aber für sein armes Volk hat er immer ein Herz gehabt. „Er war ein Vater der Waisen und ein Richter der Wittwen. Wo es die Noth erforderte, bewies er sich als der thätigste Versorger, auch der Allergeringsten."

Der Anfang des Streits zwischen den sächsischen Fürsten und dem bremischen Erzbischof lag nicht in unserm Lande, sondern jenseits der Elbe, bei den Slaven. Hier hatten sich die Erzbischöfe nie weltliche Macht angemaßt, aber sie betrachteten die nächstliegenden Slaven als das Feld ihrer besonderen Missionsthätigkeit. Es waren ihre geistlichen Kinder. Wo aber die Bischöfe das Kreuz predigten, dahin kamen auch die Herzöge mit dem Schwert. Sie besiegten das Volk, bestraften hart jeden Versuch der Empörung und drückten die Slaven mit schweren Abgaben. Das war den Erzbischöfen ein bitteres Leid, welches sie mit Kummer und Unwillen duldeten. Was Allen eine Last gewesen war, ward dem Adalbert unleidlich. Fortwährende Streitigkeiten erhoben sich und wurden bald in unsere Provinz verpflanzt. Die Hoheitsrechte des Erzbischofs wurden von den Grafen als eine Anmaßung betrachtet, sie bestritten deren Ausübung, sie erschwerten die Einnahmen der geistlichen Stiftungen und legten ihrem Gegner so viele Hindernisse in den Weg, als sie nur konnten.

Dieser Zustand ward dem Erzbischof zuletzt unerträglich. Plötzlich und ohne Jemandem seine Absicht kund zu thun, reisete er an den kaiserlichen Hof. Er mußte sein Vorhaben verhehlen, denn es wäre fraglich gewesen, ob seine Gegner ihn ungefährdet

reisen ließen. Das war am Ende des Jahres 1044 oder Anfang 1045.

Damals regierte Heinrich III. Er war erst 23 Jahre alt. Lange hatte kein Kaiser das Reich mit solcher Eigenmächtigkeit, aber auch mit solcher Kraft verwaltet. Obgleich in steten Grenzkriegen, besonders mit den Ungarn, verwickelt, und in Italien mit unaufhörlichen Streitigkeiten beschäftigt, behielt er doch das Hauptziel seines Lebens immer im Auge, die unumschränkte Herrschaft über Deutschland. Rücksichtslos und gewaltthätig verfolgte er dies entschieden monarchische Streben. Die alte Reichsverfassung war aus den Fugen gegangen, obwohl sich mit derselben regieren ließ, wenn Kaiser und Fürsten guten Willen hatten; aber den hatten beide nicht. Heinrich wollte seinen Willen und die Alleinherrschaft an ihre Stelle setzen und als Mittel dazu gebrauchte er äußere Gewalt. Unzweifelhaft hätte er bei längerem Leben sein Ziel erreicht und die Fürstenmacht auf ein Mindestmaß herabgedrückt; er besaß die dazu nöthige Kraft; aber eben so unzweifelhaft hätte er auch alles Recht des deutschen Volkes vernichtet und das Reich in eine Despotie verwandelt. Nie sind die Fürsten schlechter von einem Kaiser behandelt worden; sie waren in seinen Augen Knechte, und er machte kein Hehl daraus. Sie grollten und knirrschten, besonders die sächsischen Gewalthaber, aber sie konnten es nicht wagen, offenen Widerstand zu leisten.

Adalbert kam mit seinen Klagen an des Kaisers Hof. Er wußte, daß er geneigte Ohren finden würde. Sehr rasch wurde er des Kaisers Günstling. Es lag in den persönlichen Eigenschaften beider, daß sie unzertrennlich werden mußten, nachdem sie sich einmal gefunden hatten. Das Streben Heinrichs nach Machtvollkommenheit war bislang weniger klares Bewußtsein, als instinctiver Drang gewesen; ein heftiges Gefühl riß ihn auf seiner Bahn weiter, ohne daß er sich davon bestimmte Rechenschaft geben mochte oder konnte. Adalbert trat zu ihm; er gab Heinrichs Vorstellungen von seiner kaiserlichen Pflicht und Würde die theoretische Begründung und Klarheit; mit Geist und Kraft und hinreißender Beredsamkeit predigte er die Grundsätze, welche vortrefflich zu der bisherigen Thätigkeit des Kaisers paßten, die Grundsätze des Absolutismus. Und das war bei ihm keine Heuchelei, sondern Ueberzeugung, und die Ueberzeugung macht beredt.

Solch ein Mann hatte dem Kaiser gefehlt und er freute sich, ihn erlangt zu haben. Die Persönlichkeit Adalberts hatte für

Heinrich außerdem etwas sehr Verführerisches, denn der Erzbischof war in seinem Lebenswandel ohne sittlichen Makel, aber auch gänzlich ohne sittliche Grundsätze. Sein Temperament schützte ihn vor Lastern; er war keusch, enthaltsam, freigebig, gutmüthig und voll Arbeitskraft, aber nicht aus bewußtem Willen und Pflichtgefühl, sondern aus natürlicher Geistesanlage. Brachten es aber die Umstände mit sich, so war er großer Vergehen fähig, denn in seinem Herzen war kein fester Halt gegen das Böse. Daher dieser schroffe Gegensatz von Tugenden und Sünden in seinem Leben; helles Licht und tiefer Schatten liegen unvermittelt neben einander.

Er ward des Kaisers steter Begleiter und reisete mit ihm nach Ungarn, Slavonien, Flandern und Italien. An allen Kriegszügen in diesen Ländern nahm er mit seinen Leuten Theil. Da dies auf seine eigenen Kosten geschah, so erschöpfte er die Einkünfte des Bisthums und schonte selbst die Besitzungen seiner eigenen Familie nicht.

In Italien sah es damals sehr bunt aus. Um den päpstlichen Stuhl stritten sich zwei Parteien römischer Großen und drei Päpste, welche sich gegenseitig verfluchten und von denen keiner auf rechtmäßige Weise zu seiner Würde gelangt war. Heinrich III. brachte diese Sachen zu Ende und setzte sie alle drei ab. Er bot nun Adalbert die päpstliche Krone an. Dieser schlug sie aus. Man hat oft überrascht gefragt, aus welchen Gründen ein so ehrgeiziger Mann, wie Adalbert, die höchste Würde, welche ihm überhaupt erreichbar war, ablehnen konnte. Man hat gemeint, er habe schon damals im Sinne gehabt, ein zweites Papstthum zu errichten, das nordische Patriarchat. Das ist aber sehr unwahrscheinlich. Viel näher und natürlicher sucht man den Grund in dem Herzen Adalberts. Er liebte seinen Kaiser, er liebte ihn vielleicht mehr, als jeden anderen Menschen auf Erden. Aber er kannte sich selbst und wußte, daß wenn er Papst wäre, er es ganz sein würde und binnen Kurzem dem Kaiser als Gegner gegenüber stehen mußte. Das konnte er nicht über das Herz bringen und so ließ er seinen Amtsgenossen, den Bischof Suidger von Bamberg, den päpstlichen Stuhl besteigen, welcher den Namen Clemens II. annahm. Heinrich ließ sich von ihm zum Kaiser krönen, traf dann mit Festigkeit und Strenge die nöthigen Anordnungen in Italien und kehrte im Anfang des Sommers 1047 nach Deutschland zurück. Adalbert war immer bei ihm geblieben.

Als der Erzbischof nach Bremen zurückkam, fand er seine Beziehungen zu den sächsischen Fürsten unangenehmer als vorher. Während seiner Abwesenheit hatten sich ihre Uebergriffe gesteigert, und sie waren so weit vorgegangen, daß der Kaiser es für nöthig hielt, ihre Treue persönlich zu prüfen. Er wollte mitten in ihre Besitzungen gehen und einmal sehen, wie viel sie wider ihn wagen möchten. So gespannt und feindlich waren die Verhältnisse geworden. Der Kaiser setzte dabei Leben oder Freiheit auf's Spiel, er wußte es, aber Muth hatte der junge Kaiser. Er gebrauchte den Vorwand einer persönlichen Zusammenkunft mit dem König von Dänemark, mit welchem er gut stand, und begab sich nach seinem Hofe Lesum, um ihm entgegen zu kommen.

Lesum, damals Lesmona genannt, war früher eine Besitzung der billing'schen Grafen gewesen, und wir haben gesehen, wie sie durch den Einfluß der Kaiserin Gisela sowohl den natürlichen Erben wie dem Erzbischof von Bremen entzogen und von der Gräfin Emma dem kaiserlichen Hause zugewandt wurde. Lesum war keine erbliche Grafschaft (wie Wedekind Not. 2, 83 gründlich nachweiset), aber es war ein Haupthof mit vielem Zubehör, welcher am rechten Ufer der Weser das Werderland und am linken viele Besitzungen von Thedinghausen an bis in die Richtung von Vegesack in sich begriff. Es war das werthvollste Gut in unserer Provinz, denn 700 Bauerhöfe gehörten dazu und das Land Hadeln. Es kam nicht wieder in den Besitz der sächsischen Grafen, sondern nach Conrads II. Tode erbte es Heinrich III. und verschrieb es seiner Gemahlin Agnes zum Leibgedinge und Wittwensitz.

Als der Kaiser in Lesum weilte und mit dem Erzbischof in stetem Umgange war, wurde ihm von dem Grafen Dithmar, dem Bruder Bernhards II., nach dem Leben gestellt. In der Nähe von Marssel kamen plötzlich Bewaffnete aus dem Gehölz und überfielen den Kaiser. Aber die Wachsamkeit Adalberts rettete ihn. Der Graf wurde darüber von seinem Trabanten Arnold angeklagt und mußte sich mit diesem zu Pöhlde (im Amt Herzberg) in einen Zweikampf einlassen. Es sollte ein Gottesurtheil entscheiden, wie damals immer gebräuchlich war. Der Graf wurde tödtlich verwundet und gab (1048 Oct. 3.) seinen Geist auf.

Dithmar hatte einen Sohn — wahrscheinlich gleichen Namens, denn der erste wird Thietmarus senior genannt — welcher seinen Tod rächte. Dieser ergriff nicht lange nachher den Arnold

und ließ ihn zwischen zwei Hunden an den Beinen aufhängen. Der Kaiser ließ ihn darüber verhaften und verurtheilte ihn zu ewiger Landesverweisung. Durch diese Vorfälle wurde der Groll, welchen die sächsischen Fürsten, besonders Bernhard und seine Söhne Ordolf und Hermann, wider Adalbert und das bremische Stift hegten, zu einem tödtlichen Hasse.

Jene sächsischen Großen haben den Versuch des Kaisermordes immer geleugnet und das Ganze als einen hinterlistigen Anschlag des Erzbischofs dargestellt. Dieser dagegen gab ihnen die Schuld. Die Sache ist nicht zu entscheiden, weil man das Verbrechen beiden zutrauen kann. Adalbert konnte gewissenlos genug sein, um solche Plane in's Werk zu setzen; die sächsischen Fürsten aber waren auch nicht besser. Sie machten gleich nach dem Tode Heinrichs eine Verschwörung und beschlossen, den sechsjährigen Sohn desselben zu ermorden. Der Markgraf Otto war die Seele dieses Plans, der schlimm genug ausfallen konnte. Aber Otto wurde zufällig erschlagen und so zerfiel das Ganze. Man sieht daraus, wie wenig ein Kaiserleben den Grafen galt und wie man ihnen in diesen Sachen das Aergste zutrauen darf.

Dem Erzbischof blieb aber die Feindschaft der sächsischen Großen lästig und gefährlich. Er versuchte es, mit ihnen in ein freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Dies konnte nur aus gegenseitigem Vortheil hervorgehen, und dazu fand sich Gelegenheit. Adalbert, getreu seinem Plane, alle weltliche Herrschaft im bremischen Sprengel an sich zu bringen, hatte sich vom Kaiser mit einer friesischen Grafschaft belehnen lassen, aus welcher ein Graf Huno nebst seiner Familie vertrieben war. Es war ein bedeutender Bezirk, denn er umfaßte das Harlingerland, Norden, Wangerland, Ostergoe und Theile vom Auricher und Rüstringer Gebiet, also einen großen Theil des jetzigen Ostfrieslands. Der Herzog Bernhard von Sachsen hatte dagegen Ansprüche auf rückständige Einnahmen in den friesischen Ländern und hielt es für nöthig, mit gewaffneter Hand jene Gegenden in neue Unterthänigkeit zu bringen. So ließen beide ihren Groll eine Zeitlang ruhen und machten gemeinschaftlich einen Kriegszug nach Friesland.

Es handelte sich um die Herrschaft im Emsgau, Fivelgau und Hunesgau. Die dort wohnenden anfänglich freien Friesenstämme waren durch die Vorfahren Karls d. Gr. mit dem fränkischen Reiche vereinigt. Unter Kaiser Karls Regierung verhielten sie sich ruhig und konnten auch keine Versuche zur Empörung

machen, denn sie hatten von den Einfällen der Normannen so viel zu leiden, daß sie nothgedrungen bei Karl Schutz suchen mußten. Dieser ließ wie immer die Bezirke durch Grafen verwalten. Später trat bei den Grafen ein sehr rascher Wechsel ein; die Erblichkeit der Würde ließ sich bei der Unruhe des Volkes ersichtlich nicht durchführen, und die Steuern waren zu drückend, um das Joch erträglich zu machen. Sie müssen sehr hoch gewesen sein, denn die friesischen Grafschaften galten in Norddeutschland als die unsichersten, aber auch als die reichsten.

Die friesischen Völker haben Alles, was Herrschaft heißt, von jeher mit Widerwillen getragen. Es geht ein wunderbarer demokratischer Zug durch das Leben dieses deutschen Stammes; nirgends ist die Regierung des Staates zu einer so klaren Ausbildung gekommen. Bei anderen Völkern ist der Staat ein abstracter Begriff, bei den Friesen gewann die Herrschaft desselben wirkliches Leben. Sie wollten sich von keiner Person, aber wohl von dieser Idee regieren lassen, welche sich jährlich nur einmal in der Versammlung bei dem Upstalsboom verkörperte. Es war keine Republik, keine Hegemonie, kein Völkerbündniß, sondern der reine Staat, welcher herrschte. So lange sie dieser Idee treu blieben, waren sie unüberwindlich. Dieser demokratische Character ist nie völlig vernichtet; er zieht sich wie ein rother Faden durch die Geschichte des Volkes bis auf die neuere Zeit. Er hat viel Unheil geboren, er hat das Land Jahre lang den Stürmen sowohl des Meeres, wie des Krieges geöffnet, hat die Herrscher beinahe zur Verzweiflung und das Volk oft genug dem Untergange nahe gebracht, aber er hat auch herrliche Früchte getragen, er hat das Land geschützt vor der Pfaffenherrschaft mit ihrem ganzen Gefolge, er hat es frei gehalten von Leibeigenschaft, Frohndiensten, Zehnten und allem Unsegen, der über biegsamere Volksstämme gekommen ist.

Selbst die geistliche Herrschaft des bremischen Erzbischofs in den friesischen Landen beschränkte sich auf ein geringes Maß. Ihm aber eine weltliche Macht einzuräumen, schien unerträglich. Als der Erzbischof und der Sachsenherzog heranzogen, bekümmerten sich die Friesen um den Ersteren gar nicht, aber dem Letzteren boten sie 700 Mark Silber, wenn er mit ihnen Frieden machen wollte. Es war dem geldgierigen Herzog zu wenig. Er drang in's Land ein und erhob mit Strenge die Abgaben. Aber das Volk machte eine Empörung, schlug die Sachsen in die Flucht

und plünderte das Lager des Erzbischofs und Herzogs. Nur mit Mühe retteten sie sich. Der Zug war völlig mißlungen.

Von diesem Kriegsversuche zurückgekehrt und von den sächsischen Herrschern für eine Zeit in Ruhe gelassen, widmete sich Adalbert seinen geistlichen Geschäften. Er stiftete mehre Propsteien, darunter eine in Lesum und Stade. Aber diese Gründungen sind bald vergangen; er setzte nicht die rechten Leute an ihre Spitze, und der Zeiten Ungunst verhinderte ihr Wachsthum. Besonderes Unglück hatte er mit der Propstei auf dem Sülberg bei Blankenese. Er ließ mit großen Kosten und vieler Mühe den Wald ausroden und den Berg ebnen, damit derselbe ein Kloster und zwar ein befestigtes tragen könne. Denn es sollte zugleich eine Deckung Hamburgs gegen die Anfälle der Slaven und Normannen sein, von denen die Stadt schon so viel gelitten hatte. Aber die Geistlichen im Kloster vereinigten sich mit den ihnen zum Schutze beigegebenen Kriegsleuten und beraubten und mißhandelten die Einwohner der Umgegend. So erhob sich zuletzt ein Aufstand des Volkes und die ganze Propstei wurde zerstört (Mitte Sommer 1059). Um das Jahr 1250 konnte man die Trümmer der Anlage noch sehen. Sechs Jahre später erbauten die Grafen Johann und Gerhard von Holstein zum nicht geringen Verdruß der Hamburger ein neues Kastell auf dem Berge und wohnten zu Zeiten daselbst. Auch dies ist später zerstört worden. Jetzt ist jeder Rest einstiger Bebauung verschwunden. Der Sülberg, von unserer Küste aus der hervorragendste Punkt des jenseitigen Ufers der Elbe, hat wechselnde Schicksale gehabt. Erst ein Stück Urwald, dann eine Festung und Kloster, darauf Jahrhunderte lang eine öde Bergkuppe, mit magerer Heide bewachsen, jetzt ein sommerliches Gasthaus für die vergnügungssüchtigen Hamburger. Wer weiß, was diesem Platze mit seiner günstigen Lage und unvergleichlich schönen Aussicht noch für Schicksale und Veränderungen bevorstehen.

Adalbert weilte in diesen Jahren der Ruhe gern in Hamburg und ließ daselbst die gottesdienstlichen Verrichtungen mit dem höchsten Pomp und Glanz ausführen. Die Geistlichen aus seinen Klöstern, welche die besten Stimmen hatten, ließ er daselbst zu einem beständigen Chor zusammentreten und von ihnen die kirchlichen Feiern auf das Herrlichste ausführen. „Er gefiel sich im Dampfe des Weihrauchs, im Glanze der Lichter und in dem Rauschen des vollstimmigen Chors.“

Er suchte in dieser Zeit eine Idee auszuführen, welche ihn schon lange beschäftigt hatte, die Idee eines nordischen Patriarchats*). Alle Bisthümer des Nordens gehörten, wie oben oft angegeben, unter die Aufsicht des bremischen Erzbischofs. Als jedoch das Christenthum alle nordischen Völker umfaßte, als die Verbindung der Skandinaven mit England und den deutschen Städten Verkehr und Handel sehr ausbreiteten und größere Bildung eingetreten war, empfand man in den nordischen Reichen das Bedürfniß nach eigenen Erzbischöfen, um Bischöfe und Geistlichkeit besser zu überwachen. Das sah Adalbert recht gut ein und erkannte, daß die Größe seines erzbischöflichen Sprengels bei Weitem die Kräfte eines Einzelnen überstieg. Aber er wollte sein Vorrecht nicht aufgeben und erstrebte daher das Patriarchat im Norden, d. h. die Oberaufsicht über alle Erzbischöfe und anderen Geistlichen der skandinavischen Reiche. Er wollte das für sie werden, was der Papst für die übrige Christenheit war. Der Plan konnte gelingen, denn der Kaiser und Papst waren ihm günstig, und mit großer Sorgfalt und Kraft behandelte der Erzbischof die nordischen Verhältnisse. Hier schied er streng die geistlichen und weltlichen Befugnisse. In ersteren war er unbeugsam; als Suen II. eine Verwandte geheirathet hatte, ruhte er nicht, trotz eigener großer Gefahr für sich und sein Land, bis er sie entließ; aber in weltliche Sachen mischte er sich gar nicht. Die nordischen Fürsten blieben ihm daher trotz einzelner Mißverständnisse im Ganzen geneigt, und er hätte mit ihrer Hülfe sein Patriarchat erlangen können; aber der Tod des Papstes und des Kaisers und die nachher ausbrechenden deutschen Unruhen verhinderten die Ausführung.

Es war ein harter Schlag für Adalbert, und vielleicht mehr noch für ganz Deutschland, daß Heinrich III. so früh starb (1056 Oct. 5.). Das empfand Adalbert sehr wohl und verhielt sich anfänglich ganz still und ruhig. Die sächsischen Fürsten, welchen er jetzt ohne Stütze gegenüber stand, fühlten sich von einem großen Drucke befreit. Die Söhne Bernhards II., Ordulf und Hermann, „eingedenk des alten Grolls, welchen ihre Vorfahren gegen die bremische Kirche, wenngleich heimlich, hegten, nahmen sich vor,

*) Siehe darüber Grünhagen, Adalbert und das nordische Patriarchat. Leipzig 1854. Ein sehr schönes Buch, welches diese Verhältnisse erschöpfend behandelt.

denselben öffentlich gegen den Bischof und Clerus zu bethätigen. Zuerst verwüstete der Herzog Ordulf, noch bei Lebzeiten seines Vaters, in Begleitung eines feindlichen Heeres, die Besitzungen des bremischen Bisthums in Friesland, tödtete die Geistlichen und ließ unter andern die mit Friedensanträgen an ihn geschickten Gesandten öffentlich geißeln und ihnen die Haare abscheeren. Zuletzt galten ihm alle Mittel gleich, wodurch er die Kirche und ihre Angehörigen befeinden, plündern und ermorden konnte. Wenn auch gleich der Erzbischof pflichtmäßig für die Kirche in Eifer entbrannte und ihn mit dem Bannstrahle traf, so wurde er mit seinen Klagen am Hofe doch nur ausgelacht; denn der König, welcher noch ein Knabe war, diente unseren Grafen nur zum Gelächter." Dies muß zwischen 1056 und 1059 vorgefallen sein; genauer ist das Jahr nicht zu bestimmen.

Wenn auch nicht mit diesen Söhnen, so stand der Erzbischof doch mit dem Vater derselben in einem erträglich guten Verhältniß, und so wäre es ihm vielleicht gelungen, die alte Feindschaft zu beseitigen und sein Land vor unsäglichem Jammer zu bewahren, wenn er seinen Ehrgeiz mäßigen und sich von den Reichsangelegenheiten hätte fern halten können. Aber sein unruhiger Geist riß ihn mitten in die tobendsten Verhältnisse Deutschlands hinein und trieb ihn, eine große Rolle in den Angelegenheiten des Reichs zu übernehmen.

Wir müssen hier ein Stück deutscher Geschichte behandeln, eine Zeit aus der Regierung Heinrichs IV.; denn die Schicksale unserer Provinz waren die unmittelbaren Folgen der allgemeinen Angelegenheiten.

Es giebt keine Zeit in der Geschichte des deutschen Reichs, in welcher die Leidenschaft sich so sehr der Darstellung der Ereignisse bemächtigt hat. Alle gleichzeitigen Schriftsteller sind Partei. Aus jeder Zeile ihrer Aufzeichnung kann man sogleich erkennen, ob sie auf Seiten des Kaisers oder seiner Gegner stehen. In ihre Geschichtschreibung legen sie die ganze Aufregung des eigenen Herzens hinein, aber damit auch eine große Kraft und Ueberredung. Und das ist nachhaltig und überwältigend geworden, denn selbst die neueren Schriftsteller haben sich dem nicht entziehen können; als wäre es ansteckend, so werden sie auch Partei. Es giebt nur ein Mittel, diesem Einflusse auszuweichen, das ist die sorgfältigste Beachtung der Zeiten, in welcher die Ereignisse vor sich gehen. Nur daraus läßt sich Schuld und

Redlichkeit nachweisen. Dabei verliert freilich die Darstellung, und wird sehr nüchtern, aber die Wahrheit gewinnt.

Heinrich IV. war am 11. Nov. 1050 geboren und hatte noch nicht das sechste Jahr vollendet, als sein Vater starb. Nach dem Willen sämmtlicher Reichsfürsten übernahm die Kaiserin Mutter, Agnes von Poitou, die vormundschaftliche Regierung mit der Erziehung ihres Sohnes. Sie konnte nach damaliger Sachlage zum Rathgeber und Reichsgehülfen nur einen Geistlichen wählen; es mußte dabei zuerst an Hanno, Erzbischof von Cöln, gedacht werden, den angesehensten der geistlichen Fürsten. Agnes wählte ihn nicht, denn er, früher Dompropst in Halberstadt, stand von alter Zeit her mit den feindlich gesinnten Sachsen in enger Verbindung und war eine unangenehme Persönlichkeit, hart und finsteren Wesens. Statt seiner wurde der Bischof Heinrich von Augsburg an den Hof gezogen, ein geschmeidiger Mann, welcher der wankelmüthigen Kaiserin zu Willen lebte. Er gewann ihr Vertrauen so sehr, daß man sogar von ihrem Verhältnisse übel redete; das war aber grundlos und Hofgeklatsch. Dagegen mißbrauchte er seine Stellung und bereicherte seine Familie mit Ehren und Gütern.

Diese Regentschaft dauerte sechs Jahre. Sie traf eine glückliche Zeit. Deutschland war ruhig und still. An den Grenzen herrschte Friede; die Markgrafen hatten nichts zu thun. Es ward der schwachen Kaiserin leicht gemacht zu regieren. Sie regierte so gut sie konnte, aber die Erziehung des jungen Kaisers war ungeregelt und sehr mangelhaft. Bischof Heinrich ließ den Knaben thun, was er wollte.

Die wirklich schlechte Erziehung des Knaben wurde von Hanno von Cöln zum Vorwande genommen, das Kind der Mutter zu entziehen. Er machte gegen sie eine Verschwörung mit Ekbert von Braunschweig und Otto von Nordheim. Letzterem hatte die Kaiserin erst kürzlich das reiche Herzogthum Baiern verliehen, aber von Dankbarkeit wußten diese Seelen nichts. Durch eine elende List bemächtigten sie sich des Knaben. Nach einem heitern Mahle auf einer Rheininsel bei Kaiserswerth lockte Hanno den jungen Kaiser auf sein Schiff und fuhr schnell mit ihm davon. Der Knabe sprang erschreckt in's Wasser und würde umgekommen sein, wenn ihn nicht Ekbert mit eigener Lebensgefahr gerettet hätte. Das war im Frühling 1062.

Die Kaiserin Agnes, des Regierens müde und ihrer eigenen Schwachheit sich bewußt, wollte sich in's Privatleben zurückziehen. Diesen Entschluß benutzte Adalbert mit großer Geschicklichkeit, um seiner Kirche „das lange ersehnte Gut“ Lesum zu verschaffen, welches der Kaiserin als Witthum gehörte. Da sie in Deutschland nicht bleiben wollte, so verstand sie sich dazu, es zu verkaufen. Der Kaufpreis wird sehr verschieden angegeben und wurde in Gold bezahlt, unzweifelhaft des leichtern Reisetransports wegen. Es sollen 9 oder 11 oder 900 oder 1100 Pfund Gold gewesen sein. Da es eine Privatsache zwischen dem Erzbischof und der Kaiserin war, ist es wohl nie genau bekannt geworden. Später ließ sich Adalbert den Besitz durch eine Schenkungsurkunde durch den Kaiser von Neuem übertragen und das Schriftstück auf den 27. Juni 1062 datiren.

So war denn endlich Lesum errungen, nach welchem die Bischöfe so lange gefreit hatten.

Die Kaiserin selbst zog erst in ein Kloster in Turin, dann nach Rom, wo sie 1077 starb. Die Verschwornen waren unedel genug, sie an ihren Gütern zu verkürzen und gebrauchten als scheinbaren Grund dieser Maßregel die Schwierigkeit, den Ertrag der Güter nach Italien zu schaffen. Bischof Heinrich, ihr Vertrauter, konnte iht nicht helfen, denn er starb schon im Sept. 1063.

Gegen die Verschwornen erhob sich aber der Unwille der Nation und eine große sittliche Entrüstung. Um sie zu beschwichtigen, machte Hanno die Anordnung, daß allemal der Bischof, in dessen Sprengel der König sich aufhielte, die Reichsgeschäfte mit Hülfe des weltlichen Rathgebers wahrnehmen sollte. Um die Erziehung des Knaben kümmerten sie sich nicht. Man hat aus Hanno's hartem Character bisweilen geschlossen, er habe ihn streng erzogen. Das ist gar nicht der Fall. Man ließ ihn ohne Liebe und ohne Sorgfalt aufwachsen.

Die Unruhe des Volks wurde aber durch dies Treiben der Verbündeten nicht beseitigt. Alles, was kaiserlich gesinnt war, regte sich und suchte einen Mittelpunkt. Den fanden sie in Adalbert, dem Freunde des letzten Kaisers und dem eifrigsten Verfechter ihrer Gesinnungen. Hanno und seine Genossen sahen viel Unglück kommen und suchten vorzubeugen. Sie nahmen schon nach wenigen Monaten, Anfang 1063, Adalbert in ihre Verbindung auf. Er weigerte sich nicht, sondern trat in die unnatürliche Genossenschaft ein.

In demselben Jahre starb Bela I., König von Ungarn. Salomon, seines älteren Bruders Sohn, war der bestimmte Nachfolger und mit Heinrich am kaiserlichen Hofe erzogen. Ungarn stand in Lehnsverhältnissen zu Deutschland, und die Großen des Landes wünschten eine feierliche Einsetzung. Man ließ daher den jungen Kaiser einen Zug nach Ungarn unternehmen, wo Salomon gekrönt und mit Heinrich's Schwester Judith vermählt wurde. Adalbert begleitete ihn und Otto von Nordheim, die beiden Todfeinde. Der mächtige Erzbischof des Nordens übertraf durch die Größe seines Gefolges und die Pracht seines Aufzuges alle Fürsten. Hanno verwaltete in dieser Zeit die Reichsgeschäfte.

Als die Reise vollendet war (Ende 1063) hatte der junge Kaiser sich eng an Adalbert angeschlossen. Es war eine natürliche Verbindung und bedurfte von Seiten Adalberts kaum großer Anstrengungen. Instinctmäßig mußte der Knabe in Hanno und seinen Genossen Feinde sehen und, da er 13 Jahre alt war, auch wohl schon mit Bewußtsein. Er trennte sich gänzlich von Hanno und blieb von nun an bei Adalbert. Schwerlich aus besonderer Zuneigung, denn Heinrich hat außer seiner Mutter, die ihm immer theuer blieb, kaum einen Menschen lieb gehabt, aber aus der natürlichen Lage seiner persönlichen Verhältnisse.

Eine unversöhnliche Feindschaft erhob sich nun zwischen Hanno und Adalbert und ihren großen Parteien. Es war persönlich und äußerlich, aber weit mehr noch ein Streit über Principien und über die Grundlage, auf welcher jede Partei ihre Macht erbauen wollte. Adalbert wollte des Kaisers Alleinherrschaft, Willkühr der Minister und Macht des Hofes. Hanno und die sächsischen Fürsten suchten den Thron zu zertrümmern, oder die Kaisergewalt in ein ohnmächtiges Gebilde zu verwandeln und darauf eine möglichst unumschränkte Landesherrschaft der Fürsten zu gründen.

Adalbert übernahm die Erziehung des Knaben. Sie hatte nie viel getaugt, aber nun wurde sie gründlich schlecht. Bei seiner Neigung zur Doctrin faßte Adalbert selbst die heillose Erziehung in Principien und stellte dem Knaben gegenüber den furchtbaren Grundsatz auf: „sinnlich gelebt und gläubig gestorben!" Diese Lehre *) wurde nun verwirklicht und in Gemeinschaft leicht-

---

*) Fac omnia, quae placent animae tuae, hoc solum observans, ut in die tuae mortis in recta fide inveniaris. Stultum namque dixit esse, si non in omnibus satisfaceret suae desideriis adolescentiae. Bruno p. 101.

fertiger Genossen, namentlich eines jungen niederhessischen Grafen Werner, führte der Knabe ein tolles und ungebändigtes Leben, wozu Adalbert ihm die Mittel in freigebigster Weise reichte. Am Weihnachtsfeste 1064 (nach Annal. Saxo p. 494 und Berth. Const. ad h. a.) ließ er ihn in Goslar wehrhaft machen und für mündig erklären. Noch drei Jahre lang leitete Adalbert den Kaiser in Goslar, hielt ihn durch sinnliches Leben von den Reichsgeschäften fern und führte die Herrschaft. Da die kaiserlichen Einnahmen vielfach stockten, und zum Theil durch große Bauten verschlungen wurden, dienten die Einnahmen des Erzbischofs als Ersatz. Adalbert soll das Kirchensilber eingeschmolzen haben; man will Edelsteine vom Altar seiner Cathedrale als Schmuck bei den Geliebten des jungen Kaisers bemerkt haben.

Diese Erziehungsmethode ist ein abscheulicher und nie zu tilgender Schandfleck im Leben des Erzbischofs. Dagegen aber geht man zu weit, wenn man des Kaisers spätere Thätigkeit allein auf seine Erziehung zurückführen will. Es war in Heinrich bei Weitem zu viel von dem starken Geiste seines Vaters, als daß er in niederen Lüsten hätte untergehen können. Von seinem zwanzigsten Jahre an ist sein Privatleben und sein häuslicher Wandel tadellos geblieben. Auch auf seine Wirksamkeit als Kaiser hat die Erziehung geringen Einfluß gehabt. Adalbert hat seinen Haß gegen die deutschen Fürsten angefacht, aber dieser Haß wäre auch von selbst gekommen, denn es war seines Vaters Erbschaft und in der Natur der Dinge begründet. Alles, was Heinrich nachher that, wäre auch bei einer gewissenhaften Erziehung geschehen; sein Inneres entwickelte sich mit einer Kraft und Nothwendigkeit, worauf alle Leitung nur wenig einwirken konnte. Das kann aber den Erzbischof nicht entschuldigen.

Wir blicken jetzt auf unsere Provinz zurück. Der Herzog Bernhard II. war 1059 Juni 29. gestorben. Er war am Ende seines Lebens zu der Einsicht gekommen, daß seit Samuel's Zeiten Niemand Segen davon gehabt hat, sich mit der Geistlichkeit zu überwerfen. Er verschied unter Ahnungen und düsteren Träumen von dem Schicksal seiner kirchenfeindlichen Söhne. „Deshalb ermahnte er sie flehentlich zur Gottesfurcht und ja nicht auf etwas Böses gegen die Kirche und deren Hirten oder gegen sonst Jemand zu sinnen, deren Beleidigung auf Christum zurückfiele. Diese Regeln waren jedoch tauben Ohren gepredigt."

Ordulf und Hermann erbten ihres Vaters Güter und Macht,

rachsüchtige, habgierige und dabei — nach dem Urtheil ihres eigenen Vaters, der es wissen konnte — feige Menschen. Die ernste Ermahnung, welche sie am Sterbelager Bernhard's empfangen hatten, blieb nicht ganz ohne Wirkung. Zwei Jahre lang unternahmen sie nichts Besonderes gegen den bremischen Erzbischof und nachher durften sie es nicht, als er mit Hanno und Otto von Nordheim verbündet war. Adalbert suchte durch seine Persönlichkeit auf Hermann einzuwirken; er ließ ihn in des Reichs Kriegsdienste treten und nahm ihn als militairischen Begleiter mit nach Ungarn zur Krönung Salomon's. Es nützte wenig; Hermann benutzte das Verhältniß nur zu Ansprüchen auf Löhn und Begünstigungen, das verweigerte ihm Adalbert.

Zornentbrannt sammelte Hermann eine Kriegerschaar und überfiel die Besitzungen des Erzbischofs. Er plünderte Bremen und schonte nichts daselbst als die Kirchen. Ganze Heerden von Rindvieh und Pferden wurden geraubt. Die Klöster und Priester im Bisthum wurden geplündert; die kleinen Schlösser, welche der Erzbischof hie und da hatte bauen lassen, von Grund aus zerstört. Es war im Anfange des Jahres 1064, und Adalbert war am kaiserlichen Hofe in Goslar.

Er beschwerte sich über diesen Friedensbruch bei dem kaiserlichen Hofgericht und Hermann wurde aus dem Reiche verbannt, aber schon nach einem Jahre durch die Gnade des Königs zurückgerufen und durch die Uebertragung von 50 Landgütern mit der Kirche versöhnt. Dies Verfahren war für jene Zeit ungewöhnlich milde. Der Erzbischof wollte sich entweder durch die Sanftmuth die sächsischen Fürsten zu Freunden machen, oder was wahrscheinlicher ist, es fehlte ihm die Energie des Entschlusses, so ernstlich gegen die Fürsten einzuschreiten, wie es nachher der Kaiser that, denn Adalbert war immer ein Mann des Friedens. Sein Land gewann auch eine Zeitlang Ruhe.

Immer hatte Adalbert den Plan im Auge behalten, alle Grafschaften in seinem Bisthum von sich abhängig zu machen. Die größte Grafschaft Frieslands, Fivelgoe, ließ er sich vom Kaiser übertragen und belehnte damit den Grafen Ekbert II. von Braunschweig, welcher 200 Pfund Silber bezahlte und Dienstmann der Kirche wurde. Dem Grafen Udo von Stade, dessen Besitz im ganzen bremischen Sprengel zerstreut lag, gab er unter gleichen Bedingungen der Abhängigkeit so viel Kirchengüter, daß der jährliche Ertrag 1000 Mark Silber werth war. „Wir ließen uns

gelüsten, arm zu sein, um viele Reiche von uns abhängig zu machen.“ Eine andere Grafschaft in Friesland, Emisgoe, kaufte er vom Kaiser für 1000 Pfund Silber und da er dies Geld nicht gleich aufbringen konnte, ließ er alle Werthsachen, Kreuze, Kelche und Edelsteine aus den Kirchen in Bremen nehmen und einschmelzen. Der Goldschmidt wollte beim Zerschlagen der silbernen Kreuze eine Stimme, wie die eines seufzenden Knaben vernommen haben; die bremischen Geistlichen schauderten über den Frevel und ahnten schwere Rache des Himmels. Aber Adalbert behauptete, er wolle Alles zehnfach erstatten.

Es kam jedoch bald die Zeit, wo er es nicht mehr konnte.

Die eigensüchtige Regierung Adalbert's und das tolle Leben des Kaisers brachten das Reich in die größte Unordnung. „Keiner konnte Bischof oder Abt werden, der nicht viel Geld besaß und an den Lastern Heinrich's Theil nahm oder sie begünstigte. Religion, Wahrheit und Gerechtigkeit wurden geradezu verabscheut. Unter den Priestern wurde derjenige am meisten gelobt, welcher die prächtigste Kleidung, die üppigste Tafel und die schönste Concubine hatte; von den Kriegsleuten galt keiner für ruhmvoll, der nicht drei oder vier Meineide geschworen hatte.“

Dieser Zustand war auf die Dauer nicht zu ertragen. Die Erzbischöfe von Mainz und Cöln, mit den Großen des Reichs einverstanden, schrieben (Anfangs 1066) eine Fürstenversammlung nach Tribur aus, wo dem König die Wahl vorgelegt werden sollte, ob er der Krone entsagen oder den Adalbert aus seinem Rath und von der Mitregierung entfernen wollte. Der König, höchst aufgebracht, eilte dahin. Unterwegs verlor er seinen Freund, den Grafen Werner, welcher in einem Aufstande zu Ingelheim erschlagen wurde. Er erschien persönlich in der Versammlung. Aber der Beschluß wurde aufrecht erhalten. Heinrich suchte Auswege. Adalbert rieth zur nächtlichen Flucht, aber der Anschlag wurde verrathen und der Palast bewacht. Am folgenden Morgen wurde Adalbert mit seinen Anhängern vom königlichen Hoflager schimpflich vertrieben. Tief gedemüthigt kam er in Bremen an.

Sobald die sächsischen Herzöge, Ordulf, dessen Sohn Magnus und sein Bruder Hermann, diesen Sieg ihrer Partei erfuhren, glaubten sie die Zeit der Rache gekommen und fielen über den wehrlosen Erzbischof her. Magnus war der Wüthendste von Allen, „er wolle die rebellische Kirche bändigen.“ Mit einem Haufen

von Kriegsleuten rückte er vor Bremen mit der ausgesprochenen Absicht, den Erzbischof zu tödten. Heimlich und angstvoll entfloh dieser nach Goslar und hielt sich ein halbes Jahr still auf seinem Landgute Luctuna (Lochtum im Amt Vienenburg) auf. Aber auch hier ward er bedrängt. So mußte er sich zu einem schmählichen Vergleiche mit seinen Feinden verstehen. Mehr als tausend Höfe der bremischen Kirche erhielt Magnus, darunter das Land Hadeln, wofür er dem Namen nach sein Lehnsmann wurde; Udo von Stade eine beträchtliche Anzahl unter gleichen Bedingungen. Dem Erzbischof blieb kaum der dritte Theil seines Besitzes und auch von diesem mußte er in der Folge so viel an seine Feinde und Freunde geben, daß er fast nichts behielt. Er lebte eingezogen, verachtet und machtlos in Bremen von frommen Stiftungen und den geringen Gütern, welche den Armen gehörten.

Schlimmere Jahre als diese hat unser Land nie gesehen. Zuerst kam Theuerung und Hungersnoth; man sah Leichname Verschmachteter auf den Straßen in Bremen liegen. Der Druck der sächsischen Gewalthaber war maßlos und die Beamten und Vögte des Erzbischofs gaben ihnen darin nichts nach. Ihm war Alles gleichgültig geworden, und es fehlte ihm an geistiger Kraft, dem Uebel zu wehren. Niedergeschlagen über alles Maß, von tiefer Reue gequält, bald jammernd, bald mit aller Welt zürnend, wußte er selbst nicht, was er wollte. Der sonst so rege Mann war völlig verändert. Er konnte Nichts mehr.

Die Gewalthaber schonten Niemand. Bürger, Priester, Adlige, Geistliche und Klosterfrauen wurden mißhandelt. Wer reich war, wurde gewiß beraubt. „Einige wurden gepeitscht, Viele gefesselt, Andere aus ihren Häusern gejagt und die Meisten des Landes verwiesen. Wie zu den Zeiten der bürgerlichen Unruhen in Rom unter Sulla's Herrschaft, war es genug, sich den Haß eines der Mächtigen zugezogen zu haben, um ohne Wissen des Erzbischofs, aber scheinbar auf seinen Befehl, verurtheilt zu werden. Ich bin Augenzeuge gewesen, daß man selbst Frauen ihr Gold und ihre Kleider nahm. Einige, welchen man ihr Vermögen nahm, wurden wahnsinnig, Andere bettelten vor den Thüren. Die Kaufleute, welche mit ihren Waaren nach Bremen kamen, wurden beraubt und mußten nackt wieder abreisen." Das Land war beinahe zu Grunde gerichtet. Drei Jahre lang dauerte dieser unsägliche Jammer. Da erst konnte der Erzbischof sich an der Macht des Kaisers wieder emporhelfen.

Der Kaiser hatte (seit 1067) mehre königliche Festungen, darunter die Harzburg als die bedeutendste, im Innern des Landes zu bauen angefangen; das war sehr verdächtig. Wenn er Lustschlösser oder Klöster bauete, so kümmerte das Niemand; wenn er in den Marken Burgvesten gegen die wilden Grenzvölker anlegte, so wußte Jeder, wozu es geschah; wenn er aber im Lande Festungen gründete, so konnte er nur die Unterdrückung desselben beabsichtigen. Es war eine Drohung, und Drohungen sind bisweilen gefährlicher als Thatsachen. Sein Vater Heinrich III. hatte nie gedroht, aber er hatte furchtbare Schläge ausgetheilt, wenn es Zeit war. Bei diesen Bauten entfremdete sich Heinrich IV. auch das Volk, welches sein Vater immer sorgfältig geschont hatte, denn er zwang es zu lästigen Frohndiensten. Noch mehr erbitterte er dasselbe, als er dem Erzbischof Siegfried von Mainz seine Hülfe zugesagt hatte, die Thüringer, den alten Freiheiten zuwider, zur Entrichtung des Zehnten zu zwingen. Das war im Jahre 1069. Hanno und Otto von Nordheim hatten nämlich den sechszehnjährigen Kaiser mit Bertha, einer Prinzessin von Norditalien, verheirathet, welche er nicht liebte, und Siegfried schien ihm der rechte Mann, zur Scheidung von ihr zu gelangen.

Im Jahre 1070 beschuldigte ein gewisser Egino, ein freigeborner, aber verrufener Mensch, den Grafen Otto von Nordheim, Herzog von Baiern, daß er ihn zur Ermordung des Kaisers habe dingen wollen. Ein Beschluß zu Mainz forderte den Herzog auf den 1. August dieses Jahres nach Goslar, wo das Gottesgericht durch Zweikampf mit dem Angeber entscheiden sollte. Otto erschien am bestimmten Tage daselbst mit bewaffnetem Gefolge und so unlieb es ihm sein mochte, mit dem schlechten Menschen zu kämpfen, erklärte er sich doch dazu bereit, wenn der Kaiser ihm sicheres Geleit und freies Wort der Vertheidigung gewähren wollte. Beides verweigerte Heinrich und Otto kehrte in die Heimath zurück. Am 2. August sprach die Fürstenversammlung, in der Mehrzahl seine Feinde, das Urtheil, daß er als überführter Majestätsverbrecher Leben und Vermögen verwirkt habe. Zugleich wurde er des Herzogthums Baiern verlustig erklärt.

Damit war seinen Feinden das Zeichen gegeben, in die Erbgüter des nun rechtlosen Mannes einzufallen. Der Kaiser selbst zog wider ihn aus, schleifte das Schloß Hanstein und gewann Desenberg. Dann rückte er weiter in Westphalen ein, wo die Besitzungen von Otto's Gemahlin lagen. Er verbrannte die

reichsten Höfe und Landgüter, plünderte die Vorräthe und verfuhr schonungslos grausam gegen Weiber und Kinder.

Das verwundete den Herzog tief. Er sammelte einen Heerhaufen von 3000 Mann, drang in Thüringen ein und verbrannte die reichen königlichen Domainen. Er machte große Beute und schlug am 2. September die königlichen Truppen bei Eschwege. Dann bezog er die Winterquartiere in Ostphalen, in den Besitzungen des sächsischen Erbprinzen Magnus, welcher sein treuester Waffengefährte und der eifrigste Vertheidiger seiner Unschuld war.

Am Weihnachtsfeste 1070 belehnte der Kaiser Welf IV. von Este mit dem erledigten Herzogthum Baiern. Dieser mußte seine Gemahlin Ethelinde, die Tochter Otto's, verstoßen. Für diesen Preis erlangte er des Kaisers Zuneigung.

Im Frühling 1071 wollte Graf Otto das Aeußerste wagen und dem König ein Haupttreffen liefern. Er befestigte die Burg Hasungen in Niederhessen sehr stark und verproviantirte sie als eine Zuflucht im Falle der Noth.

Am 28. März 1071 starb Graf Ordulf, Vater des Prinzen Magnus.

Am 24. April desselben Jahrs vermittelte Graf Eberhard von Nellenburg — fast der einzige edle Character unter all den Lumpen dieser Geschichte — einen Frieden zwischen dem Kaiser und den sächsischen Fürsten. Er versprach eidlich den Letzteren, ihnen Verzeihung und Rückgabe der Güter zu erwirken, wenn sie sich auf gerechte Bedingungen unterwerfen wollten.

Am 14. Juni übergaben sich Otto und Magnus in Halberstadt. Sie wurden den Reichsfürsten in Gewahrsam gegeben. Das Gericht sprach über sie das Urtheil, welches, wie aus der Folge hervorgeht, auf einjährige Haft lautete. Magnus wurde, was lange geheim blieb, auf die Harzburg als Gefangener gebracht.

So war die ganze Fehde anscheinend geschlichtet. Dennoch brach sie wieder aus und das geschah durch Schuld und Tücke des Kaisers.

Er hatte 1069 den Adalbert wieder an den Hof gerufen und in seine Würde als Reichskanzler oder Vicedominus eingesetzt. So wie das geschehen war, kam auch die erzbischöfliche Regierung in unserem Lande von Neuem zur Kraft. Seine Pröpste und Vögte wurden gehorsam, die Gewaltthätigkeiten der Nachbaren hörten auf. Er hatte nun die Macht zu strafen, aber er that es nicht. Er war überhaupt nicht rachsüchtig und vergaß leicht.

Vielleicht schonte er seine Feinde auch aus Vorsicht und Furcht vor einem Umschwunge der Dinge. Otto von Nordheim hatte mehre Besitzungen in unserer Provinz; er hatte den Thurm und einen Altar in der Kirche von Harsefeld gebaut; ihm gehörte Westersode, Steine, Ahlerstedt, Deinste, Dollern, ein Hof in Harsefeld, Wangersen, Sauensiek, Adyk und Ahrensflucht. Alle diese Güter ließ Adalbert unangetastet, als der Krieg ausgebrochen war. Der Landbesitz aber, welchen Magnus ihm abgedrungen hatte, wurde ihm in dem Halberstädter Frieden wieder zuerkannt. Er ließ sich vom Kaiser noch manche andere Güter schenken in Friesland und Sachsen und gelangte so von Neuem zu reichen Einkünften.

Zuerst nach seiner Ankunft am Hofe suchte er den Kaiser mit seiner Gemahlin wieder auszusöhnen. Bei seinem lebhaften Gefühl für äußeren Anstand hielt er es für unerläßlich, und es gelang ihm. Die Versöhnung war dauernd und Heinrich lebte mit seiner Gemahlin bis zu ihrem Tode in befriedigendem Verhältnisse.

Obgleich er öffentlich seine Feinde in Ruhe ließ, so machte er doch im Geheimen und in Gemeinschaft mit dem Kaiser gegen dieselben einen schändlichen Anschlag. Otto und Magnus büßten ihre Strafe in der Haft. Während dieser Zeit, nämlich im Juli 1071, kam der Vertrag des Kaisers mit dem dänischen König zu Stande*). Heinrich IV. schickte Gesandte über das Meer und ließ den Dänenkönig zu einer geheimen Unterredung in Lüneburg oder Bardowiek einladen. Er selbst reisete mit mäßiger Begleitung dahin ab und gab vor, mit den Dänen einen Bund gegen die Polen abschließen zu wollen. Die beiden Herrscher trafen sich nach Verabredung. Bei ihrer geheimen Zwiesprache war Niemand gegenwärtig, als Adalbert und ein dänischer geheimer Rath. Der Dänenkönig gelobte dem Kaiser mit einem Eide, daß er ihm gegen alle seine Feinde, und namentlich gegen die Sachsen, mit allen Kräften zu Lande und zur See beistehen wolle. Heinrich versprach ihm dagegen das Eigenthum aller Provinzen, welche an das

---

*) Hier ist die Zeit sehr wichtig, denn davon hängt das Urtheil ab, ob der Kaiser oder die Sachsen den frevelhaften Krieg wieder anfingen. Wedekind (Not. z. ein. Gesch. d. Mittelalt. 1, 212 ff.) hat diese Verhältnisse mit vielem Fleiß und Scharfsinn chronologisch geordnet. Wir haben seine Zeitangaben und mehre Einzelheiten wörtlich in unsere Darstellung aufgenommen.

dänische Reich grenzten, nämlich Ditmarschen und das ganze Land zwischen Eider und Elbe. Das war sächsischer Besitz und gehörte mehren Fürsten aus der billingschen Familie.

Der Vertrag blieb aber dennoch nicht verschwiegen. Der dänische geheime Rath war der Sache entgegen und verrieth die Bedingungen den sächsischen Fürsten. Dieser Subsidienvertrag kam überhaupt nicht zur Ausführung, denn, als der König seine Dänen gegen die Sachsen führen wollte, weigerten sie sich ihm zu folgen.

Es blieb aber nicht bei dieser Hinterlist gegen die Sachsen. Unmittelbar darauf, als König Suend abgereiset war, nahm Heinrich mitten im Frieden das nahe gelegene Kastell von Lüneburg, welches Magnus gehörte, in Besitz und ließ es durch 70 vornehme schwäbische Ritter und Mannen besetzen. Er behauptete, das Land seiner Feinde sei ihm durch das Recht der Uebergabe zugefallen und er könne davon behalten, was er wolle. Dann verließ er Sachsen und war am 30. Juli 1071 in Hersfeld und am 15. August in Mainz.

In dieser Lage der Dinge erschien Graf Hermann, der Oheim des Prinzen Magnus, als Retter. Sobald er wußte, daß der König Sachsen verlassen hatte, eilte er mit einem Haufen Kriegsvolk heran und ließ die Festung auf das Engste einschließen. Die Benedictinermönche des St. Michaelisklosters, welches damals am Fuße des Kalkberges aber noch innerhalb der Befestigung lag, entflohen. Außer einem geringen Brodvorrathe, den sie zurückgelassen, war kein Proviant da. Der Hunger drängte, doch war an Durchschlagen nicht zu denken. Nach wenigen Tagen erbot sich die Besatzung zur Kapitulation. Graf Hermann bewilligte sie ihr, aber unter der Bedingung, daß keiner von ihnen weichen dürfe, bevor nicht sein Neffe, Herzog Magnus, befreit sei. Dies war im August 1071.

Adalbert war immer noch bei dem Kaiser. Ungeachtet seiner körperlichen Schwäche wollte er sich den Staatsgeschäften nicht entziehen und ließ sich auf Reisen in einer Sänfte tragen. Aber noch in demselben Jahre, wo er bei Hof wieder in Gnaden gekommen war, wurde sein Gesundheitszustand bedenklich. Er zeigte Merkmale von Schwachsinnigkeit. Wunderliche Handlungen traten bei ihm hervor, sein Gedächtniß nahm ab. Da er dem Kaiser nicht mehr nützlich sein konnte, zog er sich eine Zeitlang nach Lesum zurück, wo er sich von Aerzten behandeln ließ. Er genas

auch wieder, blieb aber nun nicht fortwährend am Hofe des Kaisers, sondern weilte oft lange in seinem Bisthum. Im Anfange des Jahres 1072 fühlte er sein Ende nahen. Er ließ sich noch ein Mal nach Goslar bringen, vierzehn Tage vor seinem Tode. Es waren für ihn schmerzliche Tage. Todeskrank und von Reue über sein Leben gefoltert, die er gegen seine Umgebung bitter und offen aussprach. Außer seiner Dienerschaft durfte Niemand seinem Bette nahen, als nur der Kaiser. Adalbert hat ihn schwerlich aus Zuneigung kommen lassen, denn Heinrich's unwahres und listiges Wesen war nicht geeignet, Anhänglichkeit zu erwecken, aber er war der Sohn des Mannes, den Adalbert über Alles geliebt hatte.

Einsam und hülflos, als seine Diener gerade bei Tische saßen, verschied der Erzbischof am 16. März 1072. Seine Leiche wurde mit einem anständigen Gefolge nach Bremen gebracht und im Dome beerdigt. So kam er zu der Ruhe, welche er im Leben nicht erlangt hatte. Seine Hinterlassenschaft bestand aus Kleidern und Büchern; Geld fand man nicht. Ein Mann von großen Talenten und Hülfsmitteln, aber ohne Character und ohne alles Verständniß seines heiligen Amtes. Die Geistlichkeit hielt er nicht in Zucht, sie verwilderte unter seiner Herrschaft. In allen seinen Unternehmungen war kein Segen. Seine geistlichen Gründungen starben, ehe sie einmal gelebt hatten. Die weltliche Herrschaft im Erzstifte war nie so gefährdet und unsicher, als bei seinem Tode; die geistliche Gewalt im Norden hatte er durch kräftige Maßregeln zu behaupten gesucht, aber die politischen Verhältnisse schwächten sie dergestalt, daß sie auf keine Weise wieder zu Kraft kommen konnte und es nur noch eine Frage der Zeit war, wann sie gänzlich aufhören mußte. Am Ende seines Lebens hat er es empfunden, daß sein ganzes Wesen und Treiben verfehlt war. Von seinem zerrissenen Innern giebt das düstere Traumbild Zeugniß, welches er den Seinigen erzählte, daß er mit seinen 14 Vorgängern am Altar gestanden hätte und von ihnen schweigend verworfen sei.

Das Leben Adalbert's hat Adam von Bremen, sein Zeitgenosse, umfassend beschrieben. Er ist der beste unserer Geschichtschreiber. In seiner Zeit war die Kunst der historischen Darstellung mangelhaft; es wurden darin nur einfache Thatsachen berichtet; die laufende Jahreszahl bildete den Faden und Zusammenhang der Ereignisse. Die tieferen Ursachen derselben und ihre

mittelbaren Folgen wurden nicht berührt. Ganz abweichend schreibt Adam von Bremen. Er hat ein Verständniß für den inneren Zusammenhang der Dinge, er blickt zurück und vorwärts und — was sehr hoch anzurechnen ist — es gelingt ihm das wirkliche Leben einer Menschenseele zur Darstellung zu bringen. Während die Geschichtschreibung seiner Zeit viel zu unbehülflich war um das Innere des menschlichen Geistes, seine Bewegungen, Entschlüsse und nothwendigen Aeußerungen in Worte zu fassen, hat er sein Auge an diese Tiefen gewöhnt, sie sind für ihn erkennbar und durchsichtig geworden, er vermag es, sie zu beschreiben. Er hat das Bedürfniß über die Thatsachen zu reflectiren, er kann eine Beurtheilung derselben nicht zurückhalten — das ist eine seltene Erscheinung bei einem Schriftsteller seiner Zeit.

3. Liemar.

Nach Adalbert's Tode wählte nicht die Geistlichkeit des Bisthums einen neuen Erzbischof, sondern der Kaiser ernannte nach seinem Rechte dazu den Liemar, von Geburt ein Baier. Er gehörte zu einer Dienstmannsfamilie des Kaisers, war einer von seinen Räthen und Propst der Kirche in Goslar. Eine treue Seele, worauf der Kaiser bauen konnte.

Der Papst Alexander II. bestätigte die Ernennung (1073 Febr. 3.) und machte, wie es gebräuchlich war, den neuen Erzbischof zu seinem apostolischen Legaten für den ganzen Norden.

Ob Liemar alsbald thatsächlich von seinem Erzstifte Besitz ergreifen konnte, ist fraglich. Wenn er nach seiner Ernennung in Bremen war, so kann es nur gleich nach derselben und für kurze Zeit gewesen sein, denn wir finden ihn stets in der Umgebung des Kaisers.

Aber in Adalbert's Würde und Hofamt trat er nicht ein. Hanno von Cöln wurde vermocht, die Reichsgeschäfte zu übernehmen und er versah sie bis zu Ende des Jahres 1072.

Im Juni dieses Jahres wurde Otto von Nordheim seiner Haft entlassen. Theuer mußte er die Freiheit bezahlen, denn der Kaiser zwang ihn, einen beträchtlichen Theil seiner Erbgüter herauszugeben.

Nach Hanno's Abdankung (1073) nahmen Sittenlosigkeit und Willkühr in Heinrich's Regierung überhand. Die Besatzungen der königlichen Burgen erpreßten bei den benachbarten Land-

bewohnern Getreide und Frohndienste und Heinrich that Nichts, dem Uebel zu wehren.

Am 21. April 1073 starb Alexander II. und Gregor VII. bestieg den päpstlichen Stuhl.

Die Gefangenschaft des Erbprinzen Magnus dauerte noch immer fort. Er sollte dem Herzogthum Sachsen und seinem ganzen väterlichen Erbe entsagen, also ein Bettler werden — das wurde ihm als Preis der Freiheit gestellt. Magnus weigerte sich. Er verschwendete Bitten, er bot Geld und eine Fülle von Gütern, es war Alles vergeblich. Zuletzt erbot sich Otto von Nordheim zu neuer freiwilliger Gefangenschaft und zum Opfer seines ganzen Besitzthums. Um jeden Preis wollte er den Blutsfreund retten. So fest waren die Familienbande bei den sächsischen Fürsten. Umsonst; der Kaiser gab ihm die bittere Antwort: „Du und Deine Güter sind mir längst verfallen, Du hast Dich von jener Anklage noch nicht so gereinigt, daß Du über deine Person und Deine Güter verfügen dürftest.“ Heinrich konnte das Drohen nicht lassen.

Es waren bedenkliche Worte, den Eidschwüren und Verträgen zuwider und der rechte Zunder des Hasses und Ingrimms bei Allem, was sächsisch hieß. Die Fürsten traten zusammen, selbst die sächsischen Bischöfe schlossen sich ihnen an. Nur Liemar nebst Richbert von Verden, Eppo von Zeitz und Benno von Osnabrück hielten sich unverbrüchlich zum Kaiser. Ein ungestümer Freiheitsdrang durchzog ganz Sachsen, das Volk ward heftig erregt.

Auf den 29. Juni 1073 hatte der Kaiser eine Fürstenversammlung der Sachsen nach Goslar ausgeschrieben, um mit ihnen das Beste des Reichs zu berathen. Sie kamen zahlreich. Am folgenden Tage versammelten sie sich im Palast, aber Niemand erschien, Niemand entbot sie. Heinrich trieb unterdeß Spiel und Lust mit seinem Hofgesinde. So verlief der Tag. Am Abend spät trat ein Hofschranz (parasitus) mit der höhnischen Frage herein: „wie lange sie hier zu bleiben gedächten? der König sei nach der Harzburg geritten.“

Diese Beschimpfung goß Oel in's Feuer. Um Mitternacht kamen die Fürsten mit ihren vertrautesten Genossen in einer Kirche zusammen, vereinigten sich über eine Volksversammlung und verließen die Stadt.

Der alberne Muthwille des Kaisers trug bittere Früchte. Am Ende des Monats Juli 1073 standen 60,000 Sachsen in Waffen. Die Nation wider den Kaiser.

Am 1. August stand das sächsische Heer vor Goslar. Heinrich flüchtete mit den Reichskleinodien und einem Theile seiner Schätze nach der Harzburg. Das Heer folgte ihm und besetzte die Zugänge der Burg. Einige Tage wurde lebhaft unterhandelt. Heinrich gab gute Versicherungen, die Sachen schienen dem Abschluß nahe, die Fürsten wurden sorglos.

Plötzlich entfloh der Kaiser Nachts mit seinen Getreuesten. Ein Jäger führte sie. Drei Tage lang irrten sie in den Waldungen des Harzes auf unbetretenen Wegen. Endlich, am 12. August, kamen sie in Eschwege an, niedersinkend vor Hunger und Müdigkeit. Am folgenden Tage reisete der König weiter nach der Abtei Hersfeld in Hessen.

Der Kaiser war seinen Feinden entgangen. Aber diese hatten noch andere Mittel. Die 70 schwäbischen Ritter, welche Graf Hermann vor zwei Jahren im Kastell von Lüneburg gefangen hatte, wurden noch immer sorgfältig in der Stadt bewacht und nothdürftig bei Wasser und Brod gespeiset. Hermann sandte nun eine Botschaft an den Kaiser und ließ ihm melden, „falls nicht unverzüglich der Prinz Magnus die Freiheit erlange, werde er die gefangenen Schwaben als Landfriedensbrecher mit dem Tode bestrafen."

Groß war die Verlegenheit des Kaisers, als er wenige Tage nach seiner Ankunft in Hersfeld diese Meldung erhielt. Auf des Prinzen Untergang wollte er seine Herrschaft in Sachsen bauen. Nun sollte er ihn frei geben und als Herzog anerkennen; eine bittere Zumuthung. Mehre Tage lang war Heinrich unschlüssig. Es war hart nachzugeben und es war noch härter, jene bedrängten Männer zu opfern, unter denen sich die Söhne der edelsten und mächtigsten Familien befanden. Dennoch — sagen die Zeitgenossen und es ist wahrscheinlich genug — würde Heinrich's Habsucht gesiegt haben, wenn nicht die Reichsfürsten, durch Boten der Gefangenen bestürmt, ihm einmüthig zugesetzt hätten. Sie baten, ja sie drohten und schreckten.

Der Kaiser mußte nachgeben. Am 15. August 1073 sandte er noch von Hersfeld aus Bevollmächtigte nach der Harzburg; Magnus wurde befreit.

Unendlich und allgemein war der Jubel in ganz Sachsen über diese Rettung. Auf ihm, dem letzten Zweige eines berühmten Stammes, ruheten damals die Hoffnungen des Landes, „denn es war ein trefflicher junger Fürst, gerecht im Frieden und tapfer im Kriege."

Es wurde weiter unterhandelt, lange und mühsam. Endlich (1074 Febr. 2.) kam ein Vertrag zu Stande. Otto von Nordheim sollte sein Herzogthum Baiern wieder erhalten und die Vesten sollten auf beiden Seiten niedergerissen werden. Heinrich that alles Mögliche, um seine geliebte Harzburg zu retten, aber die Sachsen bestanden mit solchem Ernst auf die Zerstörung derselben, daß er nachgeben mußte.

Die Harzburg war eine prächtige Anlage. Mit dichtem Gebirgswald, starken Mauern und Thürmen umgeben, hatte sie nur ein einziges enges Thor mit festen Gewölben. Nur die Getreuesten des Kaisers durften sie betreten. Im Innern waren herrliche Gebäude und ein reiches Kloster mit den kostbarsten Reliquien und Kirchenschmuck. Heinrich hatte die Särge seines ältesten Sohnes und seines Bruders Conrad dahin bringen lassen.

Er wollte die Burg gern retten. Insgeheim ertheilte er seinen Dienern Befehl, die Außenwerke nur obenhin abzutragen und damit einzuhalten, wenn das unruhige Volk sich verlaufen hätte. Dann reisete er nach Worms.

Die trägen Diener überließen die Arbeiten den benachbarten Bauern. Diese hatten von der Besatzung endlose Drangsale erlitten. Sie fielen mit Eile und Wuth über die Burg her. In wenig Tagen war sie gänzlich zerstört und kein Stein mehr auf dem andern. Die Kirche wurde in Brand gesteckt, die Glocken und Kelche zerschlagen, der Schatz geplündert, die fürstlichen Gebeine verstreut, die Reliquien rettete mit Mühe ein benachbarter Abt.

Diese That kam dem Kaiser erwünscht. Er nahm sie zum Vorwande, den Frieden zu brechen, welchen er nie ernstlich gemeint hatte. Denn er hatte noch kurz zuvor die Wenden auffordern lassen, in das sächsische Gebiet zu fallen, aber sie waren selbst in Parteien zerfallen und bekämpften sich unter einander.

Heinrich forderte den Papst auf, die unchristlichen Sachsen in den Bann zu thun, obwohl sie Schadenersatz und Genugthuung anboten. Er schrieb nach England und Frankreich um Beistand, die Böhmen gewann er, auch die Schwaben und Westphalen.

Mit großer Strenge machte er das Gesetz der Heeresfolge geltend und brachte wirklich das ganze Reichsheer zusammen. Auf Seiten der Sachsen standen nur die Thüringer. Unter ihren vornehmsten Familien hatte Heinrich Zwiespalt zu erregen gewußt. Ein ganzes Jahr war mit diesen Vorbereitungen hingegangen. Alle Friedensvorschläge hatte Heinrich zurückgewiesen.

Die Waffen mußten entscheiden. In einer mörderischen Schlacht beim Kloster Hohenburg an der Unstrut (1075 Juni 9.) wurden die Sachsen völlig geschlagen. Sie hatten ihren Feinden 5000 Mann getödtet, aber selbst 8000 verloren.

Das sächsische Volk mußte sich unbedingt der Gnade Heinrich's unterwerfen. Das war eine große Gelegenheit, aber der Kaiser verstand sie nicht zu benutzen. Er verhängte Strafe und ertheilte Gnade nicht nach einer richtigen Staatsklugkeit, sondern nach persönlichem Gefühl und das ward eine Aussaat endloser Kämpfe.

Erst nach diesem Siege gelangte Liemar in den wirklichen Besitz seines Erzstiftes. Bis dahin waren ihm die Einkünfte desselben vorenthalten*). Drei Jahre lang war sein Land in den Händen der sächsischen Fürsten gewesen.

Er konnte nicht lange in Bremen bleiben. Der Kaiser ernannte ihn bald zu seinem Gesandten und schickte ihn nach Rom an Gregor VII. Dem Kaiser mußte er die passendste Persönlichkeit scheinen, dem Papst konnte Niemand unangenehmer sein, als gerade Liemar.

Gregor hatte (Anfang 1074) mehre Gesandte an Heinrich geschickt, um die großen Gebrechen zu heilen, an denen die Kirche Deutschlands litt. Es that Noth. Die Geistlichen lebten ohne Zucht, die Bisthümer und Abteien wurden für Geld verliehen, die Uebel wurden immer schreiender. Es mußte Abhülfe geschafft werden. Gregor schritt mit großem Ernst und in guter Absicht dazu. Seine Legaten verfuhren in Deutschland mit vieler Strenge. Bischöfe und Aebte erlangten keine Bestätigung, andere wurden abgesetzt. Der Kaiser ließ es geschehen; er befand sich gerade in dem Streite mit den sächsischen Fürsten, flüchtete und unterhandelte. Er konnte sich um die geistlichen Angelegenheiten nicht viel bekümmern. Außerdem war Agnes, seine Mutter, in Begleitung der Legaten gekommen und suchte im Auftrage Gregor's ihren Sohn für die kirchlichen Verbesserungen günstig zu stimmen.

---

*) Annal. Paderb. 6, 609.

Die rasche durchgreifende Weise Gregor's und seiner Gesandten fand nur bei einigen Bischöfen Widerspruch, unter denen auch Liemar war. Aber sie ließen sich die Eingriffe thatsächlich gefallen. Als aber die Legaten mit der Forderung hervortraten, eine deutsche Kirchenversammlung zur Annahme der päpstlichen Verfügungen zu berufen, auf welcher sie den Vorsitz führen wollten, widersetzte sich Liemar auf das Entschiedenste. Es war gegen die Rechte der deutschen Kirche, nach denen nur der Erzbischof von Mainz eine Kirchenversammlung berufen und halten konnte; es war aber noch mehr gegen die Interessen des Kaisers. Wenn mitten in dessen Streitigkeiten mit den Fürsten eine Kirchenversammlung fiel, so konnte Niemand wissen, welch ein Unglück daraus entstehen mochte.

Liemar drang mit seinem Widerspruch durch, die Versammlung kam nicht zu Stande.

Dafür erhielt er von dem Papste ein heftiges Schreiben. „Wir hielten Dich für eine unüberwindliche Mauer der römischen Kirche, für einen Schild des Glaubens, für ein Schwert Christi, und nun hast Du Dich als unsern Feind bewiesen, hast uns schmähliche und unerhörte Antworten gegeben, unseren Legaten widerstanden und die Kirchenversammlung gehindert. Wir forderten Dich nach Rom und Du bist nicht gekommen.“ Liemar wurde seines Amtes bis dahin entsetzt, daß er in Rom erschienen wäre.

Er kam, aber nicht als ein Angeklagter, sondern als Gesandter seines Kaisers. Die Verhandlungen, welche er in dessen Namen mit dem Papste führte, mußten in der Hauptsache mißlingen. Sich selbst aber scheint er bei dem Papste in Achtung gesetzt zu haben, denn derselbe ließ die Suspension stillschweigend fallen und gab ihr keine weitere Folge, obgleich er erst 1077 mit dem Kaiser völlig losgesprochen wurde.

Liemar kehrte nach Deutschland zurück und verwaltete sein Erzbisthum.

Die Verhandlungen mit dem Papste über geistliche Angelegenheiten nahmen ihren Fortgang und Liemar war in Einem Punkte sein entschiedener Gegner. Es war die Ehelosigkeit der Priester.

Sie war schon lange vor Gregor im Gebrauch und oft von den Päpsten anbefohlen und eingeschärft. Der Erfolg war gering oder schlug in ein arges Uebel um, in das Concubinat. Gregor

aber fuhr mit Heftigkeit dazwischen, alle Weiber der Geistlichen, redliche und illegitime, sollten verschwinden. Er wollte weder Erlaß noch Aufschub dulden. Allenthalben sandte er zu diesem Zwecke seine Legaten umher; die Bischöfe wurden für ihre Geistlichen verantwortlich gemacht. Das Volk ließ er durch die Mönche aufregen. Sie predigten: nur ein unverheiratheter Priester sei rein und seines Amtes würdig. Es erfolgten Verwirrungen und empörende Gewaltthaten, ja Blutvergießen und Verzweiflung. Man trennte Hunderte von Geistlichen von ihren Familien. Das Volk übte eine wüthende Justiz an denen, welche sich das unnatürliche Verbot nicht gefallen lassen wollten.

Drei angesehene Bischöfe stellten sich in Deutschland dem Gesetz entgegen, Siegfried von Mainz, Otto von Constanz und Liemar. Der erste war wankelmüthig und frömmelnd; er hatte sich durch Gregor schrecken lassen und die Rechte der deutschen Kirche feige aufgegeben, welche Liemar so kräftig vertheidigte. Jetzt machte ihn dieselbe Schwäche des Charakters zum Gegner des Papstes, denn er fürchtete den großen Sturm in seinem Bisthume, wenn er mit Ernst das Gesetz durchführen wollte. Otto von Constanz hatte einen sehr großen Sprengel mit weit entlegenen Pfarren, Bergen und Walddörfern. Er widersetzte sich dem Gebot aus menschlichem Gefühl. Den einsamen Priestern wollte er das eheliche Glück nicht rauben. Liemar schloß sich seinen Amtsbrüdern an; er sah keine Möglichkeit, das Gesetz auszuführen. Fast alle seine Weltgeistlichen waren verheirathet; die ehelosen bildeten eine geringe Ausnahme. In seinem Bisthume war im Ganzen und Großen das Volk streng sittlich; es verlangte bei den Pfarrern, daß sie ehelich sein sollten. In den friesischen Theilen des Erzstifts wurde ein unverheiratheter Priester gar nicht geduldet, „denn diese Sumpfbewohner meinen, es sei gegen die menschliche Natur.“

Diese drei Bischöfe stritten auf allen Synoden gegen das päpstliche Gesetz, aber sie konnten den Sieg nicht erringen. Das Gesetz ward angenommen, zuerst mangelhaft ausgeführt und im Laufe der Jahrhunderte leider durch das Concubinat ermöglicht, worüber die hohe Geistlichkeit in Rom die Augen zudrückte.

Der Kaiser und der Papst setzten ihre Streitigkeiten fort. Letzterer hatte sich mit den sächsischen Fürsten in die engste Verbindung gesetzt. Er forderte den Kaiser, als ob er sein Richter wäre, auf einen bestimmten Tag nach Rom zur Verantwortung.

Heinrich dagegen ließ auf einer Kirchenversammlung in Worms (1076) den Papst durch seine deutschen Bischöfe absetzen. Es war beides ungesetzlich.

Heinrich unterlag. Die deutschen Fürsten verloren sich von seiner Seite, die wenigen treuen Bischöfe konnten ihm nicht die Hülfe leisten, welche er nöthig hatte. Die Reichsversammlung zu Tribur beschloß, ihn seiner Würde zu entsetzen, wenn er nicht innerhalb eines Jahres mit dem Papste versöhnt wäre. So kam es zu dem schmählichen Auftritt in Canossa. Das war am Jahrestage Karl's d. Gr., am Sonnabend den 28. Januar 1077. Wir Deutschen wollen den Tag im Gedächtniß behalten. Es ist der dunkelste Tag in der ganzen Geschichte unsers Vaterlandes; eine unsäglich bittere Erinnerung. Sie hat Jahrhunderte lang an dem Herzen des deutschen Volks genagt wie ein Wurm, der nicht schläft, und soll daran nagen, bis der Tag der Vergeltung erscheint. Der ist noch nicht gekommen. Heinrich war ein böser treuloser Mensch, ohne Charakter, ohne Achtung vor sich selbst und vor Anderen; mag sein, aber es war unser Kaiser.

Während der nun folgenden Unruhen im deutschen Reiche hielt sich Liemar, so weit wir es übersehen können, in seinem Bisthume auf. Er muß sogar ein größeres Maß von Ruhe gefunden haben, als die benachbarten Bischöfe, denn er konnte es unternehmen, den Bau der Domkirche in Bremen, welche durch Feuersbrunst gelitten hatte, von Neuem zu beginnen und fortzusetzen. Adalbert hatte sie angefangen zu bauen, aber Liemar ließ sie bis auf den Grund wieder abnehmen und aufbauen. Das ist der jetzt noch stehende Dom. Solch ein Werk des Friedens war nur möglich, wenn er von seinen Nachbaren, den sächsischen Fürsten, nicht belästigt wurde. Das wird uns auch durch einige Urkunden aus späteren Jahren bestätigt. Es war von ihm bekannt, daß er alle mögliche Mühe anwandte, den Kaiser zum Frieden zu stimmen und nie mit seinen Ermahnungen dazu aufhörte. Dafür mögen ihn die Sachsenfürsten wohl in Ruhe gelassen haben.

Nur wenige Jahre konnte Liemar in Bremen weilen. Der Kaiser hatte bald erkannt, daß in Canossa ein großer Fehltritt von ihm begangen sei und er strebte darnach, ihn wieder gut zu machen. Mit Kriegsgewalt zog er gegen den Papst, welcher sich nur mit Mühe vor ihm rettete. Auf diesem Zuge mußte Liemar ihn begleiten, aber nicht in früherer Eigenschaft, als einer von des Kaisers Hofleuten und Freunden, sondern als Reichskanzler.

Das war für Liemar nicht ohne Gefahr, denn nun traf ihn die Verantwortung für alle Maßnahmen des Kaisers in erster Linie. Dennoch zauderte er nicht, darin seine Treue zu beweisen und verweilte zwei Jahre in Begleitung des Kaisers in Italien.

Es ist ungewiß, ob er seine Würde nach der Rückkehr beibehalten oder abgegeben hat. Der Kaiser war aber mit seinen Leistungen sehr zufrieden und schenkte ihm als Zeichen seiner Dankbarkeit (1083) die Abtei Altena am Rhein, „denn weder Mangel, noch Mühe, noch Lebensgefahr habe seine Treue wankend gemacht. In den Sachsenkriegen habe er in zwei heftigen Schlachten an des Kaisers Seite gestanden und drei Mal sei er mit ihm vor Rom gewesen.“ Die Gunst des Kaisers blieb ihm unverrückt, denn bald nachher erhielt er in ähnlicher Weise die Abtei Wreden am Rhein.

Der Erzbischof suchte auf alle Weise den Kaiser mit den sächsischen Fürsten auszusöhnen, obgleich die Sache schwer und der Erfolg nie von Dauer war. Ihm ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, daß der Kaiser nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Wittwe des Markgrafen Heinrich von Stade, Namens Eupraris, zur Frau nahm und dadurch mitten in die billingsche Familie hineinrathete.

Die Lage der Dinge hatte sich für den Kaiser (1087) etwas günstiger gestaltet. Gregor und Otto von Nordheim, seine heftigsten Gegner, waren gestorben. Der erste Gegenkaiser Rudolf war an seinen Wunden gestorben, der zweite, Hermann, wurde des Krieges müde und verglich sich mit Heinrich. Der Bischof Burkhard von Halberstadt, welcher Alles gegen den Kaiser aufregte, wurde von seinen eigenen Leuten erschlagen. So stand ihm nur noch der Markgraf E k b e r t von Meißen entgegen. Der Reichskrieg wurde eine Fehde.

Der Kaiser zog nach Thüringen, um Ekbert zu vertreiben. Bei der Belagerung der Burg Gleichen wurde er aber mit seinem Heer überfallen und erlitt eine Niederlage. Bei diesem Ereignisse wurde Liemar gefangen genommen und gerieth in die Hände Lothar's, des Grafen von Supplingenburg, nachherigen römischen Kaisers. Um sich aus der Gefangenschaft zu lösen, mußte er 300 Mark Silber zahlen und dem Grafen die Voigtei der Stadt Bremen abtreten.

Ursprünglich gehörte zur Voigtei, advocatia, Gerichtsbarkeit, Geleit, Marktfrieden, Zoll, Münze und Polizei, kurz Alles, was

im Anfange Königsrecht gewesen war. Dies läßt sich aber nicht genau bestimmen, denn das Mittelalter hatte in seinen staatlichen Einrichtungen keine fest begrenzte Verhältnisse. Einem Beamten wurde nicht wie jetzt eine Instruction ertheilt, welche seine Befugnisse streng darstellte, sondern die Persönlichkeiten und Sachlagen schafften sich selbst Raum. So sind auch die Rechte der Voigtei groß und klein gewesen, je nach den Umständen, und es ist nutzlos, ihre Ausdehnung genau bestimmen zu wollen. Allmählig aber ward sie beschränkt und war — vielleicht schon in diesen Zeiten — wenig mehr als eine Justizbehörde. Das ist sie noch lange geblieben. Als von einer obrigkeitlichen Gewalt des Erzbischofs in Bremen längst keine Rede mehr war, hatte er doch immer das Gericht in der Stadt durch seinen Vogt zu verwalten. Erst am Ende des XVI. Jahrhunderts erlosch es in den städtischen Unruhen. Die Erzbischöfe suchten ihr Recht freilich zu wahren und noch im Jahr 1600 saß der Vogt unter den Arkaden des bremer Rathhauses bei dem vorletzten westlichen Pfeiler an den alten Echtedingstagen und wollte Gericht halten. Aber Niemand als sein Gerichtsdiener war bei ihm; Kinder und Neugierige standen umher. Die Sache war ein Spott geworden. Sie hörte von selbst auf.

Lothar's Familie bewahrte die Voigtei von Bremen, bis der Erzbischof Gerhard I. sie wieder erlangte. Das Haus Sachsen muß es versucht haben, die Rechte der Voigtei wieder herbeizuschaffen oder auszudehnen, denn es kam nie in ein gutes friedliches Verhältniß zur Stadt. Aber die Einzelnheiten der Sache sind uns nicht aufbewahrt.

Liemar mußte den Verlust verschmerzen. Seit der Niederlage bei Gleichen scheint er sich von den Reichshändeln fern und meistens in seinem Stifte aufgehalten zu haben.

Mit einem Ritter Gerhard von Stumpenhausen in der Grafschaft Hoya gerieth er in Streitigkeiten und zwang denselben mit Hülfe des Herzogs Magnus zur Sühne und Abtretung mehrer Höfe. Die Sache war der gewöhnliche Uebergriff eines Ritters, wie sie damals bei Hunderten vorfielen und würde der Rede nicht werth sein, wenn es uns nicht einen Blick in manche Verhältnisse gestattete. Der Ritter hatte „in jugendlichem Uebermuth" Raubzüge und Gefangene in den Besitzungen des Erzbischofs und des Herzogs gemacht. Der Erstere traf ihn mit dem Bannstrahl, aber den Schlag würde er wohl ausgehalten haben, wenn nicht

der Herzog wider ihn gerüstet hätte. Der Ritter ward bange und erbot sich zu Verhandlungen. Er hatte weder Geld noch verläßliche Freunde, wie er selbst gesteht. So kam man in Bremen überein, er solle aus seiner väterlichen Erbschaft sieben Bauerhöfe in Asendorf und acht Leibeigene dem Erzbischof überweisen. Da er aber in Asendorf so viel Höfe nicht hatte, so mußten die Verhandlungen wiederum aufgenommen werden. Es geschah zu Achim, wo einer andern Sache wegen eine große Versammlung von Fürsten und Grafen stattfand. Mehr als dreihundert Ritter und Geistliche waren anwesend, der Herzog war selbst da und scheint den Vorsitz gehabt zu haben. Der Schirmvogt der bremischen Kirche wird genannt, ein Graf Friedrich. Außerdem als Dienstmannen des Erzstifts der Markgraf Udo mit seinem Sohne Udo, die Grafen Ekbert, Egilmar, Lambert von Westphalen, Adolph, Liemar's Bruder Marcellinus nebst Sohn, Diederich von Schwaben und zahlreiche Ritter. Wir erkennen hieraus, daß die Besitzungen der bremischen Kirche, welche Adalbert verloren hatte, im Ganzen wieder herbeigeschafft sind.

Die Sache des Ritters von Stumpenhausen wurde bei dieser Veranlassung mit erledigt. In Gegenwart der genannten Zeugen trat er öffentlich vor, sprach die Uebergabe von $4^1/_2$ Höfen in Asendorf und von $2^1/_2$ Höfen in Uphusen aus nebst der Uebertragung „der Tochter des Priesters Lambert“ und anderen sieben Leibeigenen. Dann legte er, „wie es bei freien Sachsen Gebrauch ist“ seinen Handschuh auf ein Kreuz oder auf Reliquien, welchen der Schirmvogt an sich nahm und sich darauf den Handschlag geben ließ. Die Mutter des Ritters, welche bis dahin seine einzige Erbin war, kam einige Tage später nach Asbeck, „als wir zum Bau der Kirche daselbst Kalk bereiteten“ und bestätigte mit Wort und Handschlag den Vertrag ihres Sohnes.

Einige Wochen nachher übergab der Ritter seinen Hof Alerbeck dem Erzbischof unter ähnlichen Förmlichkeiten gegen acht Pfund Silber Goslarer Münze, empfing ihn wieder zu Lehen und wurde dadurch Dienstmann der Kirche. Es war aber dabei übersehen, daß er auch vom Herzog Magnus ein Lehnsträger war und ohne Bewilligung desselben kein neues Verhältniß eingehen konnte. So mußte erst die Entlassung bei dem Herzoge bewirkt werden, welcher sie auf Bitte des Erzbischofs zugestand. Die Uebertragung wurde noch ein Mal vor vielen Zeugen vorgenommen und damit war die Sache erst erledigt.

Wir erkennen aus dem Ganzen die befriedigende Lage Liemar's in dieser Zeit. Herzog Magnus ist sein Freund; die Grafen seines Stifts, fast alle sächsischer Familie, sind friedlich und in einem ersichtlich guten Verhältnisse um ihn; er kann Dorfkirchen bauen, hat also Muße; er kann neue Dienstmannen kaufen, hat also Geld. Wenn der Erzbischof sich gut befand, so hatte sein Land auch eine erwünschte Zeit.

Es gelang ihm auch, eine werthvolle Besitzung wieder zu erlangen, welche sein Vorgänger gewonnen und verloren hatte. Es war Emisgoa, ein Landstrich an der obern Ems, außerhalb der bremischen Diöcese. Es wird auch die Grafschaft des Bernhard genannt, nicht des Herzogs, sondern eines Grafen und Verwandten des Kaisers. Derselbe hatte sie an Adalbert abgetreten, welcher dafür 1000 Pfund Silber gab, die er nur mit großer Mühe aufbringen konnte. In den Tagen des Unglücks hatte er sie an den Grafen Ekbert verloren. Als dieser (Juli 1090) in einer Mühle am Harze von Anhängern des Kaisers erschlagen war, benutzte Liemar die Gelegenheit, die Grafschaft wieder zu gewinnen. Sie ward ihm 1096 vom Kaiser zugebilligt.

Am Ende seines Lebens traf den Erzbischof der größte und schmerzlichste Verlust, die Abtrennung der nordischen Bisthümer von seiner geistlichen Oberhoheit. Da diese Sache unsere Provinz weiter nicht berührte, auch keineswegs für sie ein Unglück zu nennen war, sondern nur den Erzbischof in seiner persönlichen Würde betraf, so können wir uns hiebei auf wenige Andeutungen beschränken. Die dänischen Könige waren der Einmischung der bremischen Erzbischöfe in ihre geistlichen Angelegenheiten längst überdrüssig. Nicht ohne Grund, denn die Stiftung der Bisthümer und geistlichen Anstalten ging von Bremen aus, oder richtiger von Hamburg, aber die Unterhaltung derselben fiel doch meistens dem Staate zur Last. Nur die große Gewandtheit der letzten Erzbischöfe hatte einen Bruch verhindert, der schon oft nahe genug gewesen war. Lange konnte es doch nicht mehr dauern. Das einzige Mittel, welches helfen konnte, das von Adalbert erstrebte Patriarchat, war eine ungewöhnliche und dem Papste mit Recht bedenkliche Unternehmung.

Als Liemar dem König Erich wegen einiger Grausamkeiten, welche er an seinen Unterthanen verübt hatte, mit dem Banne drohte (1097), wandte sich dieser in eigener Person an den Papst und bat um einen selbstständigen erzbischöflichen Sitz in seinem

Lande. Der Papst konnte von seinem Standpunkte aus dies nicht abschlagen; es mußte ihm vielmehr lieb sein. Die Sache wurde ausgeführt und der Norden von dem bremischen Sprengel getrennt. Bislang war dies Erzbisthum das größte an Ausdehnung gewesen, nun aber verlor es fast alle seine Suffraganen und ward plötzlich das kleinste in Deutschland. Es hatte seine Pflicht gethan und die Mission erfüllt, die ihm gegeben war. Die größte und bei weitem wichtigste aller seiner Aufgaben war erledigt und abgeschlossen. Liemar muß das erkannt haben, er that keinen Schritt, dies Verhängniß aufzuhalten.

Von nun an nannte er sich einen bremischen Erzbischof, weil der auf Hamburg gegründete Titel seine Bedeutung verloren hatte. Dieser Name wurde jetzt immer gebräuchlicher, obgleich die wirkliche Verlegung der erzbischöflichen Würde von Hamburg nach Bremen erst 1224 stattfand.

Liemar befand sich auf einem Besuch in seiner Abtei Wreden, als der Tod ihn (1101 Mai 16.) übereilte. Er ward daselbst begraben. Sein Leichenstein mit einer lateinischen Inschrift ist dort noch vorhanden. Er hat 29 Jahre regiert. Ein trefflicher Fürst. Unsere Provinz hat er vor dem namenlosen Jammer seiner Zeit so weit bewahrt, als es ihm möglich war. Wacker vertheidigte er die Rechte der deutschen Kirche gegen die Uebergriffe des Papstes und gegen das unselige Gesetz der priesterlichen Ehelosigkeit. In seinem Sprengel war er thätig, er baute Kirchen in den Dörfern, er weihete das Kloster Rastede bei Oldenburg, das Marienkloster vor Stade und überwies die Abtei Harsefeld den Benedictinern. Groß und preiswürdig ist die Treue, welche er mit Bewußtsein und Einsicht dem Kaiser unverbrüchlich bewahrte. Nebst Eberhard von Nellenburg, Udo von Trier, den beiden Burkhard, Dietrich von Verdun und sehr wenigen Anderen hat er in allen Glücksfällen, in Elend und Entbehrung, in Bann und in Gefangenschaft, als Ketzer geschmäht, als Fürst vertrieben, bis in den Tod seinem Kaiser die Anhänglichkeit bewahrt, welche dieser schwerlich anerkannt hat. Was wir von ihm wissen, macht den Eindruck eines redlichen äußerst gutmüthigen Mannes mit nachgiebigen gewinnenden Formen. Eine brave Seele, welcher Niemand auf die Dauer böse sein konnte. Diese Eigenschaften haben ihm seine Stellung im Bisthum sehr erleichtert und ihm unzweifelhaft geholfen, mit den sächsischen Gewalthabern in ein besseres Verhältniß zu kommen, als seine Parteinahme für den

Kaiser zu gestatten schien. Er hat als Erzbischof den Norden verloren; es war nicht seine Schuld, sondern die Schwerkraft der Dinge, welche unausbleiblich die Trennung herbeiführen mußte.

4. Friedrich.

Nach Liemar's Tode bestieg Humbert den erzbischöflichen Stuhl. Wir kennen seine Herkunft nicht und wissen nur, daß es ein rechtschaffener Mann war, welcher drei Jahre (1101—1104) regierte. Er starb 1104 Nov. 10. Aus seiner Regierung ist nicht ein einziges Schriftstück vorhanden.

Ihm folgte Friedrich I., dessen Wahl und Familie uns ebenfalls unbekannt ist.

Unter seiner friedlichen 16 Jahre dauernden Herrschaft ereigneten sich einige merkwürdige Begebenheiten, welche erwähnt zu werden verdienen. Man hat diese Erzählungen wegen ihres abenteuerlichen Charakters lange für Fabeln gehalten, aber mit Unrecht. Neuere Forscher (besonders Wedekind), mit allen Hülfsmitteln der gleichzeitigen Geschichtschreibung ausgerüstet, haben ihre Wahrheit nachgewiesen. Es ist in ihnen kein innerer Widerspruch, die Zeiten und Oertlichkeiten treffen vollkommen zu und die Existenz der Personen ist außer allem Zweifel. Daß die Ereignisse etwas wunderbar klingen, ist richtig, aber das wirkliche Leben schafft bisweilen eben so abenteuerliche Dinge, wie sie die Phantasie nur ersinnen kann.

Der Herzog Ernst II. von Schwaben († 1029) war mit einer Schwester des Papstes Leo IX. verheirathet und erzeugte mit ihr eine Tochter Ida.

Diese Ida war drei Mal verheirathet. Ihr erster Gemahl war Lippold, ein Sohn der Glismod, Schwester des Bischofs Meinwerk zu Paderborn, also aus dem sehr reichen immedingischen Stamme, welchem auch unser Bischof Unwannus angehörte. Bei seinem Tode hinterließ er der Ida seine Güter, welche in unserer Provinz lagen, im Amte Zeven. Sie wohnte in Elsdorf. Oda und Ekbert waren ihre Kinder. Jene war Nonne in Rinteln, wurde aber von der Mutter vom Klosterleben durch die Uebertragung von Steddorf (im Kirchspiel Heeslingen) losgekauft und an einen russischen Fürsten Wsewolod verheirathet. Diesem gebar sie einen Sohn, Namens Warteslaw (oder Wladimir, wie ihn Andere nennen) und eine Tochter Eupraris, welche nachher

Gemahlin des Grafen Heinrich von Stade und nach dessen Tode die des Kaisers Heinrich IV. wurde. Als der Fürst gestorben war, ließ sie den größten Theil ihrer Schätze in der Erde vergraben und die dabei beschäftigt gewesenen Arbeiter tödten, damit sie den Ort nicht verrathen konnten. Darauf kehrte sie mit ihren Kindern und einem Theil ihrer Schätze zu der Mutter zurück. Warteslaw wurde später nach Rußland auf seines Vaters Thron gerufen und hob die vergrabenen Reichthümer. Oda blieb in Deutschland, heirathete wieder und wurde die Mutter der Harma, deren Sohn, Graf Burchard von Lucken, durch den Landgrafen Hermann von Winzenburg verrätherischer Weise getödtet ward.

Ida's zweiter Gemahl war Dedo und der dritte Etheler, der Blonde genannt, Brüder und nach einander Grafen von Ditmarschen. Beide kamen gewaltsam um's Leben.

Von einem dieser Brüder hatte sie drei Kinder, Richenza, Aliarina und Burchard. Die erstere heirathete den Grafen Elimar von Oldenburg, dessen Sohn, der jüngere Elimar, nach dem Tode der Großmutter das Erbgut in Anspruch nehmen wollte, aber von dem damaligen Administrator der Grafschaft Stade, Friedrich — von welchem wir unten mehr reden werden — mit Landstrichen am linken Ufer der Weser abgefunden wurde.

Der jüngste Sohn der Ida, Burchard, erbaute unfern des Dorfes Elsdorf „ein steinernes Haus", das jetzige Gut Burg-Elsdorf.

Der Sohn Ida's aus erster Ehe, Ekbert, hatte ein trauriges Schicksal. Er wurde aus unbekannten Gründen von seinem eigenen Vetter, Udo von Stade, dem nachherigen Markgrafen, bei Wistedt — zwischen Burg-Elsdorf und Zeven — erschlagen. Dies war um 1050 geschehen.

Die bekümmerte Mutter reisete nach Rom, um sich bei ihrem Oheim, dem Papst Leo, Raths zu erholen. Dieser rieth zur Versöhnung. Sie entschloß sich dazu und kehrte nach Deutschland zurück. Die Versöhnung mit Udo dehnte sie aber dahin aus, daß sie nicht bloß dem Mörder ihres Kindes verzieh, sondern ihn als Sohn und Erben adoptirte. Graf Udo wurde von der Größe dieser Selbstverleugnung und Feindesliebe so gerührt, daß er seiner neuen Mutter nicht weniger als 300 Höfe zum Nießbrauch auf Lebenszeit schenkte. Die Haupthöfe dieser Schenkung lagen in Offensen, Freyersen und Frankenborstel im Amte Zeven, Hülsen

und Westen bei Verden, Rollinghausen, Schlieme und Riede im Amte Syke.

Es ist kein Grund vorhanden, an der Wahrheit dieser Begebenheit zu zweifeln. Alle Einzelnheiten sind zutreffend, und wenn wir von den russischen Verbindungen der Oda wenig wissen, so liegt das nicht in dem Mangel der Wahrheit, sondern in dem Mangel dortiger Geschichtsquellen.

In denselben Zeiten bereitete sich eine wichtige Veränderung im Besitz der Grafschaft Stade vor.

Die Herrschaft der Normannen in England hatte sich durch die Schlacht bei Hastings (1066) entschieden und dauernd festgesetzt. Viele Freigeborenen sächsischen Stammes verließen die britische Insel. Ein Schiff mit solchen Auswanderern strandete an der Küste der Grafschaft Stade. Unter den Geretteten waren zwei vornehme Engländerinnen, Mutter und Tochter. Das alte barbarische Strandrecht jener Zeit beraubte die Schiffbrüchigen nicht nur ihrer Habe, sondern auch ihrer persönlichen Freiheit. So wurden die beiden Frauen Leibeigene, aber wegen ihres hohen Standes unter das Hofgesinde des Markgrafen Udo I. aufgenommen.

Die Tochter verheirathete sich an einen gewissen Reinold, mit welchem sie zwei Söhne, Friedrich und Ulrich und zwei Töchter erzeugte. Die beiden Brüder wurden anständig am Hofe erzogen und erhielten in reiferen Jahren die Verwaltung einiger Dörfer. Daneben beschäftigten sie sich mit Seeraub, welcher noch Jahrhunderte lang ein gebräuchliches rittermäßiges Gewerbe blieb und besonders als erlaubt und löblich betrachtet wurde, wenn er sich gegen feindliche Nationen richtete. Die Brüder bereicherten sich dadurch und erlangten ein Mal große Beute von drei dänischen Bischöfen, welche mit vielem Gelde nach Rom reisen wollten und unterwegs auf der Elbe aufgegriffen wurden. Sie und ihr Gefolge wurden nach Piratensitte in's Wasser geworfen.

Das Bestreben der Brüder ging nun dahin, des Makels der leibeigenen Abkunft sich zu entledigen und einen freien Stand zu erringen. Friedrich war schlau und konnte eine günstige Zeit abwarten; er hielt sich fortwährend als bescheidener Dienstmann.

Nach dem Tode des Markgrafen Udo I. kam dessen Sohn Heinrich I. zur Regierung. Ihm folgte sein Bruder Udo II. Die Verhältnisse seiner Markgrafschaft Brandenburg nahmen ihn sehr in Anspruch. Er übergab die Verwaltung seines Besitzthums

Stade jenem Friedrich als seinem Statthalter. Dieser leitete die Regierung mit Umsicht und Thätigkeit und wußte, wie oben gesagt ist, die Ansprüche Elimar's auf sein großmütterliches Erbe geschickt auszugleichen.

Als Udo II. gestorben und dessen minderjähriger Sohn Heinrich II. unter der Vormundschaft seines Oheims Rudolf II. war, schien dem Statthalter Friedrich die Zeit gekommen zu sein, die lang gehegten Wünsche zu befriedigen. Er war sehr reich geworden und wandte sich mit einem Geschenke von 40 Mark Goldes an den neugekrönten König Heinrich V. Dieser hätte ohne Bedenken seinen Wunsch erfüllt, aber der Herzog Lothar von Sachsen war ihm entgegen; denn er hatte selbst Absicht auf die Erlangung dieser Provinz und den ersten Schritt dazu mit der Vogtei der Stadt Bremen gethan. Er besaß, wie fast alle sächsischen Fürsten, unzweifelhaft in unserm Lande manche Güter, obwohl wir deren Namen nicht kennen. Bei den dehnbaren und ungewissen Befugnissen aller Staatsämter im Mittelalter war aber die Vogtei der größten Stadt des Landes eine Sache, mit welcher sehr weit zu kommen war. In einer kräftigen Hand ließ sich mit diesem Hebel viel ausrichten.

Lothar durchschaute die Absicht des klugen Friedrich. Sie durchkreuzte seine eigenen Anschläge. Daher leistete er dem Statthalter Widerstand und vereitelte dessen Bitte bei dem König. Aber er ging dabei über sein Ziel hinaus; denn er veranlaßte den Erzbischof Friedrich, daß er den Statthalter als einen Eigenbehörigen seiner Kirche zurückforderte. Das war aber mehr, als er mit Grund verlangen konnte. Es gab dem König Veranlassung, in der Sache weiter vorzugehen. Damit hatte Friedrich schon etwas gewonnen. Ihm war Unrecht geschehen.

Im Jahre 1112 schrieb Heinrich V., jetzt Kaiser, eine Gerichtssitzung in dieser Sache aus. Sie wurde in einem Dorfe (des Amts Stolzenau) Raddestorf gehalten. Der Erzbischof, Herzog Lothar, Graf Rudolf mit seinem jungen Neffen, Statthalter Friedrich — Alle hatten sich eingefunden. Letzterer hatte willfährige Zeugen mitgebracht. Das Urtheil schien sich zu Gunsten Friedrich's zu lenken. Graf Rudolf wollte aber sein gutes Recht nöthigenfalls mit Gewalt vertheidigen. Er nahm vor beendeter Sache den Statthalter gefangen und ließ ihn nach Salzwedel bringen. Hier war die Residenz der stadischen Herren, seitdem sie Markgrafen geworden waren.

Es war eine Beleidigung gegen den Kaiser, welche sich dieser nicht gefallen lassen wollte. Er befahl Friedrich's Befreiung und Rudolf mußte nachgeben. Der Kaiser war ein zu gefährlicher Gegner. Friedrich kehrte nicht unmittelbar nach Stade zurück, sondern blieb noch eine Zeit an dem Hoflager des Kaisers. Er erreichte die Erfüllung seiner Wünsche, unzweifelhaft durch große und an passender Stelle angebrachte Geschenke. Aber dem bremischen Erzbischof mußte er Manches nachgeben. Dieser verklagte ihn persönlich vor dem Kaiser wegen weltlicher Uebergriffe in kirchliche Güter, drohte mit dem Bann und brachte es dahin, daß der Statthalter die Zehnten von Aspe und Wedel (Mulsum), von Elm, Gräpel und Estorf (Oldendorf) und von Armsstorf (Lamstedt) zurückgab. Er behauptete mit Unrecht, sie vom Erzbischof Humbert zu Lehen erhalten zu haben. Nach Erledigung dieser Händel traf er wieder in Stade ein und wußte die Herrschaft in solchem Maße an sich zu nehmen, daß der Markgraf schließlich nichts als den Titel behielt.

Graf Rudolf und Heinrich trugen es aber zuletzt nicht mehr. Sie sammelten einen ansehnlichen Kriegshaufen und rückten vor Stade. Friedrich konnte sich nicht halten und flüchtete durch Nacht und Wald zu seinem bisherigen Gegner, den Herzog Lothar. Er gewann diesen, denn mit Geld war damals Alles möglich zu machen. Lothar sah jedenfalls in einer Provinz, auf deren Besitznahme er sehr ernste Absichten hatte, lieber einen unrechtmäßigen kinderlosen Statthalter, als die gesetzlichen Erben. Rudolf nahm von der Grafschaft Besitz. Lothar bot alle Kräfte auf, ihn zu vertreiben und Friedrich wieder einzusetzen. Er ließ zu diesem Zweck das Schloß Bremervörde erbauen (1123).

Indeß kam die Sache nicht unmittelbar zum Abschluß. Der Statthalter konnte den Erzbischof Friedrich nicht gewinnen. Aber nach dessen Tode bestach er den Nachfolger und erhielt die wirkliche Belehnung der Grafschaft. Es hätte ihm wohl nicht viel geholfen, aber der junge Heinrich starb (1128) an Gift, nachdem einige Jahre vorher (1123) auch Rudolf verschieden war. So gelangte Friedrich zum ruhigen Besitz der Grafschaft. Er starb (1135) ohne Erben.

So endete diese schmutzige Geschichte.

Wir können nun Erfreulicheres berichten, die Colonien, welche Erzbischof Friedrich durch Holländer in unserer Provinz anlegte.

Von diesen Bestrebungen und Erfolgen berichtet keiner unserer Geschichtschreiber. Wir würden nichts darüber wissen, wenn wir nicht zufällig die Vertrags-Urkunden dieser Anlagen hätten. Auf den allgemeinen Gang der Ereignisse waren sie ohne Einfluß. Es war ähnlich, als wenn in unserer Zeit, wie es geschieht, die Regierung hier oder da eine Moor-Colonie anlegt. Außer den Betheiligten hat kaum Jemand Kunde davon.

Es ist nicht gut gewesen und auch noch nicht gut, daß die Geschichtschreiber die Veränderungen des Grundbesitzes so leicht übersehen. Wir erleben es noch immer. Die neuen Gesetze (von 1831) über Ablösung, Theilung und Verkoppelung haben eine erstaunliche Umwälzung aller ländlichen Verhältnisse in unserer Provinz bewirkt, den Werth der Bauerhöfe auf das Dreifache erhöht, den Ackerbau völlig verändert und aus unbemittelten Landleuten große Grundbesitzer gemacht — aber wer redet davon oder vielmehr wer weiß davon? So ist es jetzt und so war es damals auch. Die jetzigen Geschichtschreiber unter ihren Büchern und die damaligen Mönche in ihren Zellen wissen Alles, aber nur das nicht, was sie von ihren Fenstern aus sehen können.

Wir werden diesen Fehler vermeiden. Giebt Gott uns bis dahin Leben und Gesundheit, so werden wir die ländlichen Veränderungen der Neuzeit auf das Umfassendste darlegen. Aber auch in alten Tagen soll jeder Lichtstrahl, welcher etwas darin aufhellt, sorgfältig beachtet werden. Ein unbedeutender Meierbrief hat in unseren Augen bisweilen mehr Werth, als ein fürstlicher Vertrag mit hohen Unterschriften.

Die Provinz Bremen war mit Brüchen angefüllt. Es sind niedrig gelegene Landstriche, mit Erlen, Birken und Weichholz durchwachsen, im Sommer eine erträgliche Weide, im Winter ein Morast. So lange es hier Gemeinheiten gab, waren sie fast bei jedem Dorfe und wurden als allgemeine Weide für die Kühe benutzt. Erst seit einem Menschenalter sind sie verschwunden, als alle Gemeinheit Privat-Eigenthum ward. Sie sind zu sehr schönen Wiesen umgestaltet. Wer dreißig Jahre zurückdenken kann, wird diese Angabe bestätigen.

In alten Zeiten waren diese Brüche bei weitem ausgedehnter. In der Umgebung der Stadt Bremen waren sie besonders groß.

Es mußte sich den Erzbischöfen der Gedanke sehr nahe legen, diese wüsten herrenlosen Strecken in irgend einer Weise zu

verwerthen. Jedermann konnte sehen, daß es fruchtbares und ergiebiges Land war, wenn nur eine zweckmäßige und regelrecht durchgeführte Abwässerung eingerichtet wurde. Aber für einen Einzelnen war diese Arbeit zu groß. Es mußte eine beträchtliche Gemeinschaft sein, welche solch ein Werk unternehmen konnte, also eine Colonie.

Der Bischof Adaldert beschäftigte sich schon mit diesem Gedanken. Er ließ sich vom Kaiser (Urk. v. 27. Juni 1062) einen großen Landstrich solcher Brüche bei Bremen, am linken Ufer der Weser, übertragen, „Linebroch, Asebroch, Aldenebroch, Weigeribroch, Huchtingebroch, Brinscimibroch, Weigenbroch und einige Werder*). Als unbewohnte herrenlose Gegenden gehörten sie dem Kaiser und waren natürliches Reichsgut. Adalbert hatte die Absicht, sie urbar machen zu lassen. Es wird uns freilich nicht ausdrücklich gemeldet, aber es liegt in der Natur der Sache. Denn es ist sonst nicht zu begreifen, was er mit einigen Quadratmeilen Sumpf und Morast hätte beginnen wollen.

Adalbert hatte keine Muße oder keine Ausdauer, dies Werk zu unternehmen. Sein Nachfolger Humbert regierte nur drei Jahre. Aber der Erzbischof Friedrich I. hatte friedliche Zeiten und herrschte lange genug, um die beabsichtigten Colonien in's Leben zu rufen. Als Lothar Kaiser geworden war, kam erquickliche Ruhe in's Land. Gleichsam froh aufathmend, sagen unsere Geschichtschreiber: „Ein neues Licht fing an in den Tagen Lothar's in den sächsischen Grenzen aufzugehen — Ruhe der Zeiten und der Dinge Ueberfluß und Frieden zwischen dem Herrscher und der Kirche.“ (Alb. Stad. ed. Schilt. 265.) Die geistlichen Angelegenheiten des Nordens machten dem Erzbischof keine Unruhe mehr; Skandinavien war seinem Hirtenstabe entrückt. Von den gefährlichen Unternehmungen auf die Grafschaft Stade, welche vor- und nachher seine Amtsbrüder beschäftigten, hielt er sich fern. Es war ein friedliebender Regent, der die großen Einkünfte seines Stifts zum Nutzen desselben zu verwenden beabsichtigte.

Der Erzbischof übergab in einem amtlich ausgestellten Vertrage vier holländischen Unternehmern — die nach einer Andeutung aus Utrecht waren — eine große Strecke bruchigen Landes in der Nähe von Bremen, im jetzigen Kirchspiel Horn, später

*) Die Lage dieser Brüche ist völlig aufgeklärt in Wersabe's niederl. Colonien S. 87 ff.

Hollerland genannt, zur Anlage einer Colonie. Jeder Anbauer sollte eine Fläche empfangen, welche nach jetzigem Maß 180 calenbergische Morgen enthält. Dies ist ein Raum, worauf man zwei Pferde, etwa zehn Milchkühe und einige Schafe und Schweine ernähren kann; ungefähr die Hälfte dessen, was ein gewöhnlicher bremischer Bauerhof jetzt an Bodenfläche hat. Es sollte von jeder Anbaustelle nach jetzigem Silberwerth $1^1/_2$ Thlr. bezahlt werden. Außerdem ward dem Lande ein Kornzehnten aufgelegt. Da aber der Zehnte nur dem Pfluge nachgeht und vom Ackerland bezogen werden kann und da voraussichtlich die Viehzucht in der Colonie überwiegen mußte, so ward auch ein Schmalzehnte ausbedungen, d. h. der zehnte Theil alles gebornen Viehes. Dies konnte mit Geld gelös't werden; ein Füllen ward zu 3 Thaler, ein Kalb zu $1^1/_2$ Thaler unsern Geldes gerechnet, Gänse, Schafe u. s. w. nach Verhältniß. Es scheint, daß man jede Colonie auf hundert Anbaustellen bringen wollte, welche dann eine gemeinsame Kirche haben sollten, denn für die obige Zahl mußte im Ganzen noch 30 Thaler jetzigen Geldes bezahlt werden als eine allgemeine Last der Colonie.

Man hat obige Zahlen zu einer Werthbestimmung damaliger Verhältnisse anwenden wollen, aber es geht nicht. Es fehlen uns die anderen Factoren, welche dazu nöthig sind, die Durchschnittspreise des Getreides und die Höhe des Arbeitslohnes. Daher kann man mit den obigen Zahlen nicht rechnen. Erst im XIV. Jahrhundert erhalten wir die fehlenden Werthe und dann werden wir im Stande sein, genaue Vergleichungen mit den jetzigen Verhältnissen anzustellen. So aber lehren uns die genannten Zahlen nur, daß das Geld damals einen höhern Werth hatte als jetzt. Und das wissen wir schon lange.

Diese erste holländische Colonie, welcher das Kirchspiel Horn seinen Ursprung verdankt, hatte einen guten Erfolg und kam schnell in Blüthe. Nach funfzig Jahren hatte sie so große Fortschritte gemacht, daß die Bürger von Bremen wegen ihrer Viehweide besorgt wurden und durch eine ausdrückliche Versicherung des Erzbischofs Hartwig I. (von 1159) beruhigt werden mußten.

Die Colonisten wurden als völlig freie Männer angesiedelt und von Leibeigenschaft ist gar keine Rede. Sie waren als freiwillig einwandernde Holländer nicht in der Lage, sich harten Bedingungen zu unterwerfen. Die Rechte, welche den Ansiedlern an ihren neuen Besitzungen zustanden, begriffen das völlige Eigenthum

derselben. Es waren freie erbliche Zinsgüter. Der Erzbischof behielt sich nur das Vorkaufsrecht vor, im Fall ein Colonist seinen Besitz veräußern wollte. In Ansehung der Gerichtsbarkeit genossen die Ansiedler nicht unbedeutende Vorrechte. Sie durften ihre weltlichen Rechtshändel unter sich selbst entscheiden, damit sie von keinem fremden Richter beeinträchtigt würden. Wenn sie aber einige solcher Händel nicht selbst zu schlichten vermöchten, sollten sie den Erzbischof oder seinen Bevollmächtigten herbeiholen, ihn während der Gerichtssitzung frei unterhalten und ihn von den Bußen und Geldstrafen ein Drittel abgeben. Die höchste Strafe, welche in Rechtssachen aufgelegt werden konnte, bestand in vier Schillingen ($3\frac{1}{2}$ Thaler nach jetzigem Silberwerth). Schwere Fälle und Capital-Verbrechen gehörten vor die höhere peinliche Gerichtsbarkeit und sollten nach den allgemeinen Landesgesetzen gestraft werden.

Bei der Gleichgültigkeit, mit welcher diese Ansiedlungen von unsern Schriftstellern betrachtet werden, ist es uns nicht aufbehalten, ob der Erzbischof Friedrich noch mehre derselben angelegt hat. Es ist nicht unwahrscheinlich, denn seine Nachfolger blieben in diesen Bestrebungen. Ungeachtet des Mangels an schriftlichen Nachweisen haben wir doch ein ziemlich sicheres Mittel, diese Niederlassungen zu erkennen. Die Holländer ließen sich als Grundzins nicht den Zehnten, sondern nur den Elften auflegen. Wo wir also in unserm Lande die Nachricht finden, daß eine Gemeinde die elfte Garbe dem Gutsherrn zu entrichten hat, kann man mit großer Sicherheit auf den holländischen Ursprung schließen. Hollern bei Stade, Rübke, der Hollerdeich im Lande Kehdingen, einige Strecken bei Osterholz und Ritterhude, bei Brobergen im Amte Himmelpforten und das Kirchdorf Bruch in Osterstade verdanken ihre Bebauung holländischen Ansiedlern. Darüber sind bestimmte Andeutungen vorhanden, aber nicht die Angaben der Zeit ihrer Gründungen. Ebenso bei Horst, Bülkau, Cadenberge, Oppeln und Oederquart (Hodenberg, Cop. Stad. 24).

Wir haben früher Gelegenheit gehabt, auf die große Dauersamkeit unserer Ortschaften aufmerksam zu machen. Die Schriftsteller zur Zeit Karl's d. Gr. und seines Sohnes nennen uns einzelne Oerter, als: Westerbeverstedt, Lüssum, Bierden, Rechtenfleth, Hethorn u. a. Es sind noch jetzt die unbedeutenden Nester, welche es vor tausend Jahren waren. Die Häuser stehen wahrscheinlich auf demselben Platze wie damals. Die Bevölkerung hat

sich sehr langsam vermehrt. Das kleine Dorf Lüssum hatte im Jahre 832 eine Anzahl von 32 Familien (regist. Sarach. n. 737) und jetzt wohnen 35 Familien darin (nach Ubbelohde). Aber gerade unter dem Erzbischof Friedrich werden uns einige Dörfer genannt, welche völlig verschwunden sind. Er weihete nämlich die Kirche zu Bramstedt von Neuem, weil sie verändert oder erweitert war. Bei dieser Gelegenheit gab er ihr eine schriftliche Versicherung, daß sie ihr geistliches Recht über alle Dörfer behalten solle, welche ihr damals angehörten. Es sind 31 Ortschaften, von denen jetzt drei nicht mehr vorhanden sind, Alligwerfen, Nigelande und Crenessa. Sie lagen am Ufer und sind durch Sturmfluthen in die Weser gebrochen. Diese wenigen Dörfer und einige Burgvesten von Raubrittern sind im Laufe der Zeit zerstört worden, sonst ist alles geblieben, wie es war. Hätten wir eine Landkarte unserer Provinz aus den Zeiten Karl's d. Gr., so würde es weniger Ergänzungen bedürfen, um sie jetzt noch zu benutzen.

5. Die Grafschaft Stade.

Als Friedrich nach einer ruhigen und segensreichen Regierung (1123 Jan. 30.) gestorben war, erhielt Adalbero die erzbischöfliche Würde. Die Investitur der Bischöfe hatte der deutsche Kaiser abgetreten und Adalbero war der erste, welcher von den Domkapiteln zu Bremen und Hamburg erwählt wurde.

Er machte den Versuch, die Herrschaft über die nordischen Bisthümer wieder zu gewinnen, und die Päpste waren bereit, ihn darin zu unterstützen. Es ergingen Befehle genug an die Regenten und die hohe Geistlichkeit Skandinaviens, sich dem Erzbischof wiederum zu unterwerfen, aber alle Bemühungen waren vergeblich. Der Norden war und blieb verloren.

Die Slaven und Wenden, deren Christenthum eben so erzwungen war wie ihre Unterthänigkeit, hatten die Umstände benutzt und mit der sächsischen Herrschaft auch die ihnen gepredigte Religion abgeworfen. Sie verjagten die deutschen Gewalthaber und zerstörten sämmtliche Bischofssitze in ihrem Lande. So hatte Adalbero nicht einen einzigen Suffraganen und sein Titel als Erzbischof war nichts als ein Anspruch.

Es war schmerzlich. Die nordischen Bisthümer wieder zu erlangen schien kaum möglich, aber die slavischen und wendischen Stifte boten etwas mehr Aussicht. Dazu bot sich dem Erzbischof ein passender Mann an, Vicelin.

Dieser war längere Zeit Rector der Domschule in Bremen und brachte diese verfallene Anstalt zu neuer Blüthe. Von Wissensdurst getrieben gab er dies Amt auf und wandte er sich nach Paris, um sich in den gelehrten Kenntnissen zu vervollkommnen. Bei seiner Rückkehr nach drei Jahren wurde ihm eine Domherrnstelle in Bremen angetragen. Er schlug sie aus; es war ein anderer Geist über ihn gekommen; er wollte ein christlicher Sendbote bei den Heiden werden. Er wandte sich an den wendischen Fürsten Heinrich. Dieser war Christ geworden oder geblieben, nahm ihn freundlich auf und räumte ihm die einzige Kirche ein, welche noch übrig war, in Lübeck. Als er aber sein Amt antreten wollte, erhielt er die Nachricht, sein Gönner sei erschlagen und zwischen dessen heidnischen Söhnen Krieg ausgebrochen. Er mußte also nothgedrungen in Bremen bleiben.

Der Erzbischof machte eine Visitationsreise durch seinen Sprengel und kam bis Meldorf in Ditmarschen. Vicelin war bei ihm. Hier kamen einige Männer aus Haldera, jetzt Neumünster, im Holsteinischen und baten um einen Prediger. Vicelin bot sich dazu an. Der Platz war als Grenzort gut gelegen, obwohl er in jenem Augenblick eine Wildniß und Einöde war. Es war Vicelin's erste Sorge, die verfallene hölzerne Capelle wieder aufzubauen, welche noch von Ansgar's Zeiten stand. Als er hier gleichsam festen Fuß gefaßt hatte, warf er sich mit allem Eifer auf sein Missionswerk.

Er mußte von vorn anfangen; im Ganzen und Großen gab es hier kein Christenthum mehr; das Land der Slaven und Wenden war wieder heidnisch geworden.

Man muß sich wundern, daß in dreihundert Jahren in der Mission nicht mehr erreicht war. Als der ganze Norden schon christlich geworden war, da konnte man beinahe von den Thürmen Hamburgs noch heidnische Dörfer erkennen. Woher das?

Die Bekehrung der wendischen Länder war durch die Umstände in die Hände des sächsischen Herzogs und des hamburgischen Erzbischofs gelegt. Wir haben oben gezeigt, wie eifersüchtig diese beiden Mächte auf einander waren. Ihre Ausgangspunkte und Absichten waren verschieden, sie lähmten sich gegenseitig in ihrer Wirksamkeit. Die Herzöge kriegten mit den Slavenhäuptlingen und die Erzbischöfe konnten keiner Partei von Herzen den Sieg wünschen. Hatten die Slaven die Oberhand, so erstarben die Anfänge christlichen Lebens; siegten die Herzöge, so waren die

Seelen der Unterdrückten der Aufnahme des neuen Glaubens verschlossen und es ward höchstens ein erzwungenes Wesen. Dennoch hätten sich diese widerwärtigen Verhältnisse ebnen lassen und die klugen Erzbischöfe hatten schon schwierigere Dinge ausgeführt, wenn nicht die Persönlichkeiten der sächsischen Fürsten so unangenehm gewesen wären. Fast alle zeichneten sich durch Geiz und Habsucht aus. Eine eroberte Provinz war ihnen nicht ein von Gott aufgetragenes Amt, sondern ein Mittel des Gewinns. Was sich aus dem trocknen Schwamm herauspressen ließ, das suchten sie möglich zu machen. Es ist der häßlichste Fehler der billingischen Fürsten. Dabei aber konnte das Christenthum nicht gedeihen. Wir sahen dort Bisthümer errichtet, Kirchen gebaut, Häuptlinge bekehrt — aber Alles blieb schwach und oberflächlich. „Es fehlte nicht an Geistlichen, sondern an Gläubigen."

Es war dem Vicelin nicht leicht gemacht, sein Werk zu treiben, aber er hatte Glaubensmuth und rechnete auf die christliche Partei, welche es in den Wendenländern noch geben mußte. Was der Erzbischof zu seinem Beistande thun konnte, das geschah. Auf das Reichste wurde Neumünster ausgestattet, Vicelin zum Propst gemacht, mehre Kirchen dieser Stiftung untergeben, viele Höfe und Zehnten derselben geschenkt. Es sollte in dieser Beziehung keinen Mangel leiden. Ob die Thätigkeit Vicelin's große Erfolge gehabt haben würde, läßt sich nicht sagen, denn es ward ihm nicht die Ruhe gegönnt, im Stillen und langsam das Evangelium zu verbreiten. Es traten Ereignisse ein, welche sein Werk überholten. Wir werden sie bald erzählen.

Auf diese Weise suchte Adalbero seinem Erzbisthum den entschwundenen geistlichen Glanz wieder zu erringen, denn an weltlichen Besitz in jenen Ländern war nicht zu denken. Aber es war ein Großes, wenn er die dortigen Bisthümer herstellen konnte.

Wie alle Erzbischöfe strebte Adalbero indeß auch nach größerem Landbesitz und dabei war er durch die Verhältnisse vorzugsweise auf unsere Provinz angewiesen. Das Erzstift hatte auch auswärts große Güter, die reichen friesischen Grafschaften, die großen Abteien Lorsch, Corvey, Alten, Wreden u. a., aber es waren sehr unsichere Erwerbungen. Sie waren gewonnen und verloren und wieder gewonnen. Mit Sicherheit war darauf kaum zu rechnen. Die Fürsten suchten sich die Grafschaften anzueignen, die Aebte strebten darnach, sich der Gewalt des Erzbischofs zu entziehen und reichsunmittelbar zu werden.

Was aber in der Provinz Bremen erworben ward, das war ein verhältnißmäßig dauernder Besitz. Die Landeshoheit des Erzbischofs konnte es decken.

So war Lesum, die größte Herrschaft des Landes, errungen und kam nicht wieder in andere Hände. Wenn Stotel und Stade in erzbischöfliche Macht gerieth, so war der Erzbischof wirklich Fürst im Lande. Die Blicke jedes bremischen Würdenträgers waren darauf gerichtet. Lange zeigte sich keine Gelegenheit. Aber es ist das Wesen geistlicher Herrschaft, daß sie warten kann, denn ihre Grundsätze ändern sich nicht. Was der Vorgänger begonnen, sucht der Nachfolger weiter zu bringen und wäre es auch nur um einige Schritte.

Adalbero machte zuerst Versuche auf die Einnahme der Grafschaft Stotel. Die Familie daselbst war bis auf zwei männliche Mitglieder ausgestorben. Diese waren der regierende Graf Ulrich, welcher ohne Erben war und sein Bruder Graf Trudbert, welcher sich zum Mönchsstande hatte bereden lassen und auf einer Propstei vor den Thoren Bremens wohnte. Als Graf Ulrich starb, vermachte er, mit Uebergehung seines Bruders und aller entfernteren Verwandten, die Besitzung von Stotel der bremischen Kirche. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Geistlichkeit in dieser Angelegenheit dunkle Wege gegangen ist, denn Trudbert warf ohne Weiteres sein geistliches Kleid ab und setzte sich in den Besitz von Stotel. Hier suchte er sich mit gewaffneter Hand zu behaupten. Durch seine Raubzüge und Plünderungen litt aber auch die bremische Bürgerschaft, besonders auf der Weser. Sie verband sich zu einem ernstlichen Kriegszuge gegen ihn mit dem Erzbischof, Trudbert wurde gefangen genommen und als Landfriedensbrecher öffentlich auf dem Paulsberge vor Bremen mit dem Schwerte hingerichtet.

Aber es lebten noch Verwandte von ihm. Ein Graf Gerbert war über die seiner Familie angethane Schmach entrüstet und kündigte der Stadt und dem Erzbischof Fehde an. Die Sache ward bedenklich, denn Gerbert war mächtig und hatte starke Verbindungen. Der Stadt war bei ihrem Handel mit einem weitaussehenden Kriege nicht gedient. Der Erzbischof mußte nachgeben.

Es ward eine Sühne geschlossen. Auf dem Platze, wo Trudbert hingerichtet war, sollte ein Kloster erbaut werden. Sowohl der Erzbischof wie der Graf statteten es reich mit liegenden

Gründen aus. Diese lagen im Amte Hagen und Vielande. Es ward das Paulskloster vor Bremen mit Benedictinern besetzt. Der Graf Gerbert wurde dessen Schirmvogt. Zugleich aber wurde ihm die ganze Grafschaft Stotel als Erbschaft und bedingungslos übergeben. Der Anschlag des Erzbischofs war völlig mißlungen.

Erst nach zweihundert Jahren kam er zur Ausführung.

Die Grafschaft Stade war ein ähnlicher Zankapfel. Wir haben gesehen, wie zuerst der Herzog Lothar, der Administrator Friedrich und der Graf Rudolph von Ditmarschen sich um ihren Besitz stritten. Der Erzbischof ward in diese Dinge verwickelt, denn er war Lehnsherr der Grafschaft. Adalbert, der unglückliche, hatte früher dem Grafen Udo eine Menge von Besitzungen abtreten müssen, und damit dies nicht als eine Erpressung oder einfacher Raub erschiene, hatte er die Oberlehnsherrschaft von Stade dafür empfangen. Bei der Ohnmacht Adalberts und der Selbstständigkeit Udo's war diese ganze Uebertragung nichts als ein Scheinvertrag, welcher den Grafen durchaus nicht in seinem Regiment hinderte. Er verlachte seinen schwachen Lehnsherrn und that was er wollte.

Unter Adalbero wurde diese Belehnung aber sehr wichtig. Sie wurde zu einer rechtlich unbestreitbaren Handhabe, sich tief in diese Verhältnisse zu mischen. Der Erzbischof hatte dem Administrator Friedrich schließlich die Grafschaft übertragen. Er war bestochen, aber er handelte in seinem Rechte. Nach Friedrich's Tode mußte die Grafschaft wieder einem Lehnsmanne gegeben werden. Adalbero scheint anfänglich den Versuch gemacht zu haben, sie als erledigtes Lehn zum Besten der bremischen Kirche einzuziehen, aber die Zeit wollte es noch nicht leiden. Es lebten noch Nachkommen der alten stadischen Grafen in Ditmarschen, welche nicht wohl übergangen werden konnten. Es hatte dem Erzbischof schon Verlegenheit genug bereitet, daß er statt ihrer den Administrator Friedrich belehnt hatte, und die Sache wäre nicht gut gegangen, wenn Rudolph's I. Sohn erwachsen gewesen wäre. Während seiner Minderjährigkeit blieb Friedrich im ruhigen Besitz. Als er aber gestorben und Rudolph II., Sohn jenes ersten Rudolph, zu männlichen Jahren gekommen war, mußte Adalbero ihm wohl oder übel die Grafschaft Stade übergeben.

Im Jahre 1144 starb Rudolph II., von den Ditmarschen erschlagen, weil er sie mit großen Steuern gedrückt hatte, und hinterließ keine Kinder. Den nächsten Anspruch auf die Herrschaft

hatte sein Bruder Hartwig, ein Domherr in Magdeburg. Er wandte sich an den Erzbischof daselbst und machte mit ihm einen Vertrag zur Erlangung der Erbschaft. Gegen Abtretung mehrer Höfe sollte der magdeburgische Erzbischof ihn unterstützen, daß er die Herrschaft in Ditmarschen und die Grafschaft Stade — jetzt die Besitzungen des Grafen Friedrich und das Land der Ida genannt — wieder in seine Hände bekäme. Der Kaiser Conrad bestätigte den Vertrag, aber er kam nicht zur Ausführung. Der magdeburgische Erzbischof mochte es nicht wagen, den andern Bewerbern um die erledigten Länder entgegen zu treten.

Diese waren der Pfalzgraf Friedrich IV. von Sommersenburg, als der nächste Vetter des stadischen Hauses, und die Vormünder des jungen Herzogs Heinrich's des Löwen.

Dem Ersten hatte Adalbero mit Vorbehalt der Landeshoheit die Belehnung mit den fraglichen Besitzungen versprochen. Heinrich der Löwe konnte keine nähere Ansprüche erheben, aber seine Vormünder behaupteten, Adalbero habe der Mutter das Versprechen gegeben, nach dem etwaigen Tode Rudolph's II. Heinrich mit den stadischen Gütern zu belehnen.

Es ward eine verwickelte Geschichte, deren Schwierigkeit dadurch noch vergrößert wurde, daß Hartwig sich zum Dompropst in Bremen erwählen ließ, um auf Adalbero einwirken zu können. Er bot demselben das Land Ditmarschen als augenblicklichen Besitz der bremischen Kirche an, wenn ihm dafür die Grafschaft Stade zugesprochen würde.

Der Erzbischof war in einer üblen Lage. Er hatte den Plan, mindestens die stadischen Güter selbst zu erlangen. Nach allen Seiten hin hatte er Versprechungen gegeben und doch die feste Absicht, nicht eine derselben zu halten. Aber das Anerbieten Hartwig's, als des nächsten und unmittelbaren Erben, war sehr lockend; das reiche Ditmarschen stand in Aussicht.

Die Grafschaft Stade ward dem Hartwig zuerkannt. Um den Pfalzgrafen etwas zu befriedigen, wurde er zum Schirmvogt derselben ernannt und vom Kaiser als solcher bestätigt. Hartwig konnte als Geistlicher die peinliche Gerichtsbarkeit nicht ausüben, deshalb bedurfte er eines weltlichen Vogts. Es scheint dem Pfalzgrafen genügt zu haben.

Aber mit Heinrich dem Löwen mußte auch eine Ausgleichung stattfinden. Dazu ward vom Kaiser selbst ein Tag zu Ramelsloh angesetzt. Zu Schiedsrichtern wurden der Bischof Ditmar von

Verden ernannt, der Markgraf Albert, der Graf Hermann von Winzenburg, Heinrich von Assel und mehre andere. Gern hätte der Bischof Ditmar den streitigen Grundbesitz dem Herzoge zugesprochen, denn ein Theil der Grafschaft gehörte unter seine geistliche Hoheit und er sah sie daher lieber in den Händen eines weltlichen Fürsten, als eines Amtsbruders, und gern hätte er darüber seine eigene mütterliche Abstammung von den stadischen Grafen vergessen, aber die Ansprüche des Hartwig waren zu einfach und klar, um beseitigt zu werden. Der Herzog und seine Begleiter sahen einen ungünstigen Rechtsspruch voraus. Sie erregten einen heftigen Zank und Tumult, griffen zu den Waffen und nahmen den Erzbischof nebst seinem Dompropsten Hartwig gefangen. Ersterer wurde nach Lüneburg gebracht, Letzterer von Hermann von Lüchow in Gewahrsam genommen. Die Freunde des Herzogs machten den Anschlag, Hartwig zu tödten, als das einfachste Mittel, die Sache zu Ende zu bringen. Das schien dem Herrn von Lüchow aber zu gefährlich und er überlieferte seinen Gefangenen dem Markgrafen Albrecht, welcher ihn auf der Stelle frei ließ.

In Lüneburg wurde der Erzbischof eine Zeitlang gefangen gehalten. Zuletzt aber ward zwischen ihm und dem Herzog Friede und ein Vertrag gemacht. Letzterer ist nicht schriftlich vorhanden. Daher sagen unsere Geschichtschreiber, man kenne die Bedingungen desselben nicht. Sie sind wahrscheinlich gar nicht urkundlich niedergeschrieben, sie waren nicht darnach, aber man kann sie sehr gut aus den folgenden Ereignissen ableiten. Der Herzog Heinrich der Löwe erhielt die Grafschaft Stade und der Erzbischof das Land Ditmarschen. Hartwig mußte die Zeche bezahlen und ward gar nicht oder mit Versprechen abgefunden.

Der Herzog konnte das ihm zugesprochene Land leicht in Besitz nehmen, es hatte keine Schwierigkeit. Aber in Ditmarschen wohnten sehr kriegerische Leute, welche selten ihre Herrscher eines natürlichen Todes sterben ließen. Fast alle dortigen Grafen sind gewaltsam von ihnen um's Leben gebracht. Der Erzbischof hatte die Macht nicht, sie zu unterwerfen; dazu bedurfte er der herzoglichen Kriegshülfe. Sie war ihm in Lüneburg zugesichert.

Die Erledigung verzögerte sich indeß bis in das Jahr 1148, weil der Herzog und der Erzbischof nicht eher dazu Muße finden konnten. Sie sammelten ein Heer im Anfange des Septembers und überzogen das Land mit Kriegsmacht, die Ditmarschen wurden

geschlagen und unterworfen. Dem Herzog muß der Sieg groß und wichtig erschienen sein. Bei Heikenbüttel ließ er im Lager eine feierliche Feldmesse lesen und beschenkte das Kloster Neumünster mit einer sehr beträchtlichen Begabung, der Wilster Marsch und einem Landstriche an der Stör. Sein Vater und Großvater hatte Neumünster, die neue Pflanzung, lieb gehabt und reich beschenkt und auch er wollte darin nicht zurückbleiben.

So gelangte Ditmarschen, dies gesegnete Land, unter die Hoheit des bremischen Erzstifts. Es hatte mit seinen Herrschern bis dahin sehr trübe Erfahrungen gemacht; selten hatte ein milder und wohlwollender Regent auf dem Throne gesessen. Ein unruhiger Geist war dadurch in das Volk gekommen; jeden Herrscher betrachteten sie als ihren natürlichen Feind und behandelten ihn auch als solchen, wenn die Umstände es gestatteten. Jetzt konnten sie Frieden und Ruhe kennen lernen, wenn sie wollten. Die Erzbischöfe von Bremen waren bekannt als solche, unter denen das Volk es gut hatte. Sie haben sich auch in Ditmarschen, so lange sie es regierten, als sorgsame und gewissenhafte Oberhäupter bewiesen. Das ward freilich nicht anerkannt.

Die Einnahmen, welche sie aus Ditmarschen bezogen, waren gering. Sie bekamen gesetzlich beim Regierungsantritte 500 Mark als „fröhlichen Willkommen" vom Lande, aber dies Geld ward oft verweigert. Als sie die weltliche Hoheit daselbst erlangten, setzten sie fünf Vögte, welche die höhere Rechtspflege übten und ihnen einen Theil der Gerichtssporteln abgaben. Da es aber im Lande keine Krongüter und Regalien gab und regelmäßige Steuern überhaupt noch nicht erhoben wurden, so waren die wirklichen Einnahmen unbedeutend.

Dessen ungeachtet konnten sie so wenig in Ditmarschen, als anderswo, eine dauernde und aufopferungsfähige Anhänglichkeit des Volks an ihr Regiment bewirken. Sie regierten im Ganzen sehr gut und doch bemerken wir, daß die Bevölkerung von Grafen und Herzögen mehr hielt. Es lag in dem Wesen jeder geistlichen Herrschaft. Das Volk liebt es, sein Herz einer dauernden Familie zu widmen; man hat den Vater gekannt, man hat den Herrscher noch als Kind gesehen — es entwickeln sich kräftige menschliche Gefühle. Einen Erzbischof hatte Niemand in seiner Jugend gekannt, seine Eltern sind vielleicht unbedeutende oder fern wohnende Leute, seinen Nachfolger kann man nicht im Voraus wissen. Daher der Mangel an Liebe, die Gleichgültigkeit des

Volks und seine geringe Verläßlichkeit in der Stunde der Noth und Gefahr. Ein Graf konnte sich auf seine Kriegsmannen verlassen; für den Bischof ging höchstens ein Mönch in den Tod.

Das ist die innere und unausbleibliche Schwäche, welche jeder geistlichen Herrschaft anhängt, wenn sie ein Reich von dieser Welt wird.

In Adalbero's Zeit fiel das Unternehmen der zweiten Kreuzfahrt (1147). An dem ersten Zuge sollen einige aus unserem Lande Theil genommen haben, aber es ist urkundlich nicht nachzuweisen und scheint auch über vereinzelte Fälle nicht hinausgegangen zu sein. Als aber der Kaiser Conrad und Ludwig von Frankreich zu einer neuen Fahrt aufforderten, fanden sie hier willige Herzen. Zu Land und Wasser zogen sie zu den heiligen Stätten. Dem großen Landheere, welches durch Ungarn und Griechenland zog, hat schwerlich aus unserer Gegend Jemand sich angeschlossen. Man konnte es besser haben. Eine große Flotte wurde von Cöln und den andern Städten am Rhein ausgerüstet. Diese verband sich mit einer Abtheilung von Schiffen, welche auf der Weser zugerichtet und bemannt waren. Sie lichteten die Anker und kamen zuerst nach England, wo sie die Fahrzeuge ausbesserten und neuen Mundvorrath einnahmen. Viele Engländer schlossen sich ihnen an. Dann segelten sie nach Spanien. Hier hielten sie wieder an, um eine Wallfahrt nach St. Jago von Compostella zu machen. Der König von Portugal, oder richtiger von Gallizien, benutzte die Ankunft der Kreuzfahrer zu eigenen Zwecken. Er bat dieselben, ihm in der Belagerung der Stadt Lissabon beizustehen, welche von Saracenen besetzt war. Die Bitte ward ihm gewährt, denn zum Kampf gegen die Ungläubigen war man ausgezogen. Der König griff die Stadt zu Lande an, die Kreuzfahrer zu Wasser. Es verging aber lange Zeit, ehe die Stadt erobert ward. Als es geschehen war, wurde die Beute gleichmäßig getheilt und die Kreuzfahrer schenkten dem König die leere Stadt.

Diese kurze Nachricht ist beglaubigt und wird auch durch die ehrenvolle Aufnahme bestätigt, welche nach 50 Jahren die bremischen Kreuzfahrer in Lissabon fanden. Vielleicht geben einmal spanische oder portugiesische Geschichtsquellen genauere Nachricht. Es ist in den Klöstern jener Länder viel und sorgfältig geschrieben, aber diese historischen Schätze sind erst zum kleinsten Theil gehoben. Es fehlt uns aber alle Kunde, ob die Kreuzfahrer nach

vollbrachter Eroberung nach dem heiligen Lande oder wieder in die Heimath gezogen sind. Letzteres ist wahrscheinlicher.

Der Erzbischof Adalbero nahm an diesen Unternehmungen nicht Theil. Aber er so wenig als seine fürstlichen Nachbaren konnten sich der Aufregung und dem allenthalben ertönenden Rufe zum Kampfe gegen die Ungläubigen entziehen. Es wurde als die Pflicht eines christlichen Herrschers angesehen. Um Heiden zu schlagen, brauchten die sächsischen Fürsten aber nicht in's Morgenland zu ziehen. Sie hatten dieselben näher. Jenseits der Elbe waren die Slaven und Wenden, oft besiegt und nie bekehrt. Unter ihrem Fürsten Niclot waren sie völlig wieder in's Heidenthum zurückgefallen.

Das Kreuz wurde wider sie gepredigt. Adalbero, Heinrich der Löwe, Conrad von Zähringen, Markgraf Albrecht und Conrad von Wettin stellten sich an die Spitze eines zahlreichen mit dem Kreuze bezeichneten Heeres.

Dem Adalbero lag am Meisten daran, die bischöflichen Sitze in dem feindlichen Lande wieder herzustellen. Er war Erzbischof und wollte Suffraganen haben.

Als Niclot sah, daß es Ernst gegen ihn wurde, befestigte er seine Städte und forderte Hülfe von dem Grafen Adolf von Holstein, mit welchem er im Bündniß stand. Letzterer schlug sie ihm gänzlich ab. Er thäte schon ein Aeußerstes, meinte er, wenn er bei dieser großen Aufregung still bliebe; jeder Schritt zu Gunsten Niclots würde sein eigener Untergang sein; jetzt nicht, aber später werde er thun, was er könne. Niclot ward wüthend, er griff Lübeck und die holsteinischen Ländet an, zog sich aber zurück, als Adolf gegen ihn rüstete.

Das große Kreuzheer zog in zwei Abtheilungen heran. Niclot wich aus und ließ seine Städte belagern, die Sache zog sich in die Länge. Die Menge der Anführer ließ es nicht zu einem kräftigen Handeln kommen. Nach unbedeutenden Scharmützeln wurden Unterhandlungen vorgenommen. Niclot versprach Annahme des Christenthums und Rückgabe der Gefangenen. Damit glaubten sich die Fürsten begnügen zu können. Das Heer zog wieder fort. Das Ergebniß des Zuges entsprach wenig den großen Zurüstungen und Hoffnungen.

Adalbero aber hatte seinen Zweck erreicht; die Bischofsitze von Aldenburg, Ratzeburg und Schwerin wurden wieder hergestellt

und ihm untergeben. Graf Adolf von Holstein, welcher sich mit Niclot in ein gutes Verhältniß gesetzt hatte, sorgte dafür, daß sie von nun an ungefährdet blieben.

Im Jahre 1148 Aug. 25. starb Adalbero. Kurz vor seinem Tode hatte er noch eine Reise nach Rom gemacht. Als er sich bei dem Papst über das Unrecht beklagte, welches er von den benachbarten Fürsten erleiden müßte, antwortete dieser ihm in Scherz oder Verdrießlichkeit: „Stirb schnell, wenn du nicht bald stirbst, muß ich dich am Ende noch in den Bann thun.“ Weil er nun einmal ein Unglücksvogel war. Der Erzbischof schien dem Befehl nachzukommen. Gleich nach der Rückkehr ereilte ihn der Tod. (Ann. Palid. ap. Pertz 16, 84.) Seine Regierung war in eine sehr unruhige Zeit gefallen. Die Zerwürfnisse und Händel mit Lothar, Albert und Heinrich dem Löwen gönnten ihm wenig Frieden, und seine unzuverlässige Staatsklugheit konnte ihm keine Freunde verschaffen. Im Uebrigen war er ein thätiger Mann. Er verlegte (1136) aus unbekannten Gründen das Kloster von Heeslingen nach Zeven, aber dieser Ortswechsel gereichte der Stiftung nicht zum Vortheil. Das Paulinerkloster vor Bremen und das Marienkloster vor Stade sind von ihm gestiftet; beide Anstalten sind später von den Städten selbst zerstört, weil sie die Sicherheit derselben bei etwaigem feindlichen Angriff gefährdeten.

Die Bebauung des Landes ist durch Adalbero gefördert. Die wüsten und bruchigen Strecken bei Bremen, und namentlich am linken Ufer der Weser wurden Anbauern unter günstigen Bedingungen übergeben. Sie kamen bald in Flor.

6. Die Grafschaft Stade. Fortsetzung.

Nach Adalbero's Tode wurde der bisherige Dompropst Hartwig zum Erzbischof erwählt, obgleich einige Stimmen sich für den Abt Wibold in Corvey aussprachen. Die Umstände zeigen, daß ihm diese Standeserhöhung als Ersatz zugesichert war, als Adalbero und Herzog Heinrich sich zu Lüneburg in seine Erbschaft theilten. Aber auch der Vortheil der Kirche erforderte seine Wahl. Er war doch immer der rechtmäßige Erbe von Stade und Ditmarschen. Die Domkapitel von Bremen und Hamburg beugten Verwicklungen vor und hielten eine große Hoffnung aufrecht, wenn sie gerade ihn wählten.

Hartwig war der letzte Sproß der stadischen Grafen und, so weit wir es zu erkennen vermögen, auch der achtungswertheste

Mann der ganzen alten Familie. Denn die Geschichte dieses Geschlechts zeigt nur wenig erfreuliche Seiten. Familienhader, Vergewaltigung der Kirche, schändlicher Ungehorsam gegen den Kaiser, Verschwörungen, Druck der Unterthanen und Verwandtenmord bezeichnen den Lebensgang des Stammes. Auch manche weibliche Mitglieder desselben waren, wenn auch durch große Schönheit ausgezeichnet, doch durch Gewissenlosigkeit berüchtigt. So Adelheid, welche ihren Gemahl den Pfalzgrafen Friedrich II. tödten ließ und dann nach wenigen Monaten den Mörder, Ludwig (den Springer) von Thüringen, heirathete.

Hartwig war ein fein gebildeter Mann. Wir erkennen es aus einem Briefwechsel, welchen er mit dem Abt von Corvey führte. Dieser nahm sich des Abtes Ado von Harsefeld an, welcher einen seiner Mönche geohrfeigt hatte und deshalb von ihnen vertrieben war. Hartwig schreibt ein ungewöhnlich gutes Latein und verräth gelegentlich einen regen Antheil für classische Studien und die wichtige Bibliothek in Corvey, womit er sich gründlich zu beschäftigen im Sinne hat. Aber außer bei einem flüchtigen Besuche hat er seinen Wunsch nicht erreichen können; das litten die unruhigen Zeiten nicht.

Das Leben Hartwig's und seiner nächsten Nachfolger verging in offenem oder heimlichem Streit mit Heinrich dem Löwen. Hartwig hatte von Haus aus viel Unglück. Sein Vater und Bruder wurden erschlagen, seine Freunde verließen und verriethen ihn, seine Vorgesetzten und Verwandten betrogen ihn um sein Erbtheil. Niemand hatte ihm größeres Unrecht gethan, als Heinrich der Löwe. Durch ihn war er ein armer Domherr geworden, da er doch einer der mächtigsten Grafen von Norddeutschland sein mußte, wenn es nach dem natürlichen Laufe der Dinge gegangen wäre. Freilich war Hartwig nun Erzbischof und hatte Macht gewonnen und Ansehen und große Besitzungen, aber das war kein Eigenthum, sondern fremdes nur zu verwaltendes Gut.

Der Herzog Heinrich besaß die stadischen Güter; es mußte dem rechten Erben ein Dorn im Auge sein. Wenn dieser es aber auch verschmerzen und vergessen wollte, so war doch der Herzog ein Mann, welcher für alle Nachbaren eine unaufhörliche Drohung war. Denn seine Habsucht und Rücksichtslosigkeit kannte keine Schranke.

Er wird als der Stammvater der Guelfen betrachtet und es scheint, als ob die Geschichte ihn in Rücksicht auf seine siegreichen

Nachkommen schonender behandelt, als recht ist. Er war tapfer und kriegskundig, er hat die Slaven und Wenden zu seiner Oberherrschaft und zum Christenthum dauernd zurückgeführt. Er war religiös, wie seine Zeit es verstand, und das lästige Bewußtsein großer und vielfacher Ungerechtigkeit bewog ihn zu geistlichen Anstrengungen. Er that Buße in müssigen Stunden, wallfahrtete hie und da und gründete kirchliche Stiftungen. Alles dies hat ihn in der spätern geschichtlichen Darstellung gehoben. Aber seine Zeitgenossen beurtheilen ihn anders. „Er befleckte den Ruhm seiner edlen Abkunft und glänzenden Tapferkeit durch übermäßige Habgier und Unzuverlässigkeit, denn er war schmutzig karg, nach fremdem Gute gierig in hohem Grade, aufgeblasen und stolz und fast gegen Niemand seinem Versprechen getreu.“ Das sind wohl harte Worte, aber die Thaten entsprechen ihnen. Er war habsüchtig und nicht bloß, weil er die Unentbehrlichkeit des Reichthums kennen gelernt hatte, sondern auch aus verwerflicher Liebe zum Besitz. Denn von entsprechender Freigebigkeit wußte er nichts. Sein Benehmen gegen Kaiser Friedrich in der Lombardei ist bekannt; um das reiche Goslar drehte sich der Streit; hätte der Kaiser die Stadt ihm bewilligt, so wäre Heinrich nicht von ihm gewichen. Seine Gemahlin Clementia entließ er nach funfzehnjähriger Ehe; sie war mit ihm im sechsten Grade verwandt und ihre Kinder starben, aber es stand ihm auch die reiche Mitgift der englischen Prinzessin Mathilde in Aussicht. Das ganze nördliche Deutschland suchte er zu unterwerfen und wenn ihm Jemand widerstehen wollte, so drückte er ihn zu Boden, auch ohne den geringsten Schein des Rechts. Dem Grafen von Holstein entriß er ohne Weiteres die Stadt Lübeck, weil sie ihm zu einem großen Handelsplatze geeignet schien und gab sich auch nicht einmal die Mühe, diesen Raub in irgend einer Art zu beschönigen. Solche Uebergriffe hörten bei ihm nie auf. Mit keinem einzigen seiner benachbarten Herrscher stand er in gutem Vernehmen, alle betrachteten ihn mit gerechtfertigter Feindschaft oder mit Mißtrauen.

Die Stellung Hartwig's neben einem solchen Fürsten war schwierig. Allenthalben in unserer Provinz Bremen lagen die Besitzungen seines gefährlichsten Feindes und boten Anlaß zu Verwicklungen. Hartwig benahm sich sehr vorsichtig und vermied Alles, was Streit hervorrufen konnte. Er beschäftigte sich im Anfange seiner Regierung eifrig mit dem Anbau der bruchigen Ländereien im jetzigen Oldenburgischen und in der Nähe von

Bremen und hatte die Freude, diese Gründungen rasch emporblühen zu sehen.

Mit Herzog Heinrich kam er aber bald in Streit. Vicelin war zum Bischof des neu hergestellten Stifts Aldenburg ernannt, aber Heinrich verlangte, er müsse von ihm die Belehnung empfangen. Vicelin wollte ohne Erlaubniß seines Erzbischofs sich nicht dazu verstehen und dieser konnte sie ihm nicht wohl ertheilen, weil es das Recht des Kaisers war. Der Herzog ließ den neuen Bischof nicht zu seinen Einkünften gelangen und selbst Adolf von Schaumburg enthielt ihm die holsteinischen Zehnten vor, bis die Sache erledigt war. Es war wenig gegen diese Gewalt zu machen, und Hartwig gab nach. Nach dem Tode Vicelin's ernannte der Herzog seinen Hofcaplan Gerold zum Bischof von Aldenburg und verlangte dessen Einweihung durch Hartwig. Letzterer weigerte sich dies Mal aber entschieden, weil es dem Herzog nicht zustände, Bischöfe zu ernennen. Es wäre dem Herzog leicht gewesen, durch einfache Fürsprache bei Hartwig seinen Caplan zum Bischof zu erhöhen, aber es scheint, als habe er ihm das Wort nicht darum gönnen mögen. Heinrich mochte in seinen Besitzungen keine andere Macht anerkennen. Die Sache blieb unerledigt. Der Herzog nahm aber Gerold mit, als er in Begleitung des Kaisers nach Rom zog, um bei dem Papste die Weihe zu bewirken. Der Papst hätte sich schwerlich dazu verstanden, aber er lebte mit den Einwohnern von Rom in einer so bittern Feindschaft, daß er dem Herzoge sich zu großem Danke verpflichtet fühlte, als dieser bei einem Aufstande derselben gegen den Kaiser sie rüstig zusammenhieb. So weihete er Gerold zum Bischof von Aldenburg.

Diese Vorgänge machten böses Blut bei dem Erzbischof, aber er war noch nicht in der Lage, gegen den übermächtigen Herzog auftreten zu können, sondern suchte äußerlich den Schein eines guten Einverständnisses zu wahren.

Da er selbst ihm nicht Feind werden durfte, so suchte er ihm mindestens Feinde zu erwecken. Dazu fand sich Gelegenheit. Die stadischen Grafen hatten Allodialgüter im Magdeburgischen gehabt, wie sie überhaupt in ganz Sachsen viel Grundbesitz hatten. Diese hatte Heinrich an sich genommen. Hartwig aber behauptete mit Recht, sie gehörten nicht zu denjenigen Besitzungen, über welche die bremische Kirche durch Adalbert ein Lehnsrecht erworben habe, sondern seien freies Eigenthum seiner Familie geblieben. Da er

sie aber selbst nicht dem Herzog mit Gewalt entreißen konnte, so übertrug er sie (1154) als Lehn dem Markgrafen Albert dem Bären, welcher sie gern annahm. Dies konnte Ursache zu großen Verwicklungen werden. Aber dem Kaiser Friedrich Barbarossa lag bei seinen Absichten auf Italien viel an der innern Ruhe Deutschlands. Er vermittelte den Streit zwischen den beiden Fürsten, deren Hülfe er bedurfte. Der Plan Hartwig's war mißlungen.

Heinrich der Löwe erwiederte den Schlag auf wirksame Weise. Der Erzbischof hatte dem Kaiser seine Begleitung auf dem Zuge nach Italien versprochen, aber sein Wort nicht gehalten. Der Herzog veranlaßte den Kaiser, den säumigen Kirchenfürsten zu strafen. Ein kaiserlicher Abgeordneter fand sich deshalb in Bremen ein und Heinrich war rechtzeitig da, um seine eigenen Befugnisse zu wahren. Dem Erzbischof wurden seine Güter in der Stadt abgesprochen. Dies können nur seine Häuser und liegenden Gründe gewesen sein, denn weiter hatte er keine Rechte in der Stadt, da der Herzog die Vogtei von seinem Eltervater geerbt hatte. Aber Heinrich's Anschlag ging dahin, den Erzbischof aus der Stadt wirklich zu verdrängen und dies glückte ihm. Hartwig konnte fortan in Bremen, der vornehmsten Stadt seines Landes, nicht mehr weilen.

Er ward besorgt, es möchte ihm mit anderen Besitzungen eben so gehen. Daher befestigte er die Schlösser Stade, Vörde, Freiburg und Harburg. Vor Allem suchte er sich mit dem Kaiser wieder in ein günstiges Verhältniß zu setzen. Er sandte den bremischen Dompropst Otto von Oldenburg, den hamburgischen Dompropst Hartwig und den Propst Udo von Ramelsloh nach Kaiserswerth, wo Friedrich I. einen neuen Zug nach Italien vorbereitete. Hartwig's Beiträge zu demselben müssen sehr bedeutend gewesen sein, denn er ward in sechs sehr gnädigen Urkunden reichlich mit Pergament belohnt, wie es am kaiserlichen Hofe Sitte war (v. Wersabe, nied. Col. 1, 79). Der Kaiser versprach ihn mit seinen Gegnern auszusöhnen, ihm die vom Erzbischof von Magdeburg vorenthaltenen Erbgüter wiederzuschaffen und ihn von Heerzügen und anderen Mühwaltungen gänzlich zu befreien. So suchte Hartwig alle seine Streitsachen vor der Abreise des Kaisers durch dessen Gunst zu erledigen. Ferner versprach der Kaiser, sich bei dem Papste des bremischen Erzbisthums anzunehmen. Er hielt sein Wort, wie der bald erfolgende Gnadenbrief des Papstes

Hadrian IV. beweiset. Das Alles muß ihm aber sehr viel Geld gekostet haben. Vom Papst und Kaiser ließ er sich auf diese Weise alle Rechte und Freiheiten seines Erzstiftes von Neuem bestätigen, selbst den Besitz der neu angelegten Colonien, um sich gegen die Uebergriffe des habgierigen Herzogs zu decken. Dennoch tauchten manche kleinere Veranlassungen zum Streit auf, aber der Kaiser verglich die Zerwürfnisse, so daß Hartwig eine Zeitlang Ruhe behielt.

Auch er versuchte es, die nordischen Kirchen seiner Aufsicht wieder zu unterwerfen, aber es wollte ihm so wenig als seinen Vorgängern gelingen. Aber die slavischen und wendischen Bisthümer behielt er. Heinrich hatte den Sitz des Bisthums von Aldenburg nach Lübeck verlegt und Hartwig diese Maßregel bestätigt. Als der dortige Bischof Gerold gestorben war, ernannte Heinrich den bisherigen Abt von Riddagshusen, Conrad, zu seinem Nachfolger und ließ die lübische Geistlichkeit nach Lüneburg kommen, um ihnen den neuen Vorgesetzten vorzustellen. Es war dem Erzbischof wie dem Capitel von Lübeck sehr lästig, aber der Herzog konnte thun, was er wollte; Alles hing von seinem Winke ab. Hartwig weihete den neuen Bischof in Stade. Dieser aber entfremdete sich bald seiner Geistlichkeit und auch dem Herzog durch Habsucht und Eigenwillen. Obwohl das Zerwürfniß anfänglich nicht laut wurde, schloß sich Conrad doch im Stillen sehr eng an Hartwig an, den er als den geheimen aber unversöhnlichen Gegner Heinrich's kannte.

Die Macht Heinrich's war jetzt (1164) auf ihren Höhepunkt. Unermeßlich reich, Herrscher von Baiern und Sachsen, Besieger der Wenden, Bundesgenosse des dänischen Königs, Freund des deutschen Kaisers, den er in Italien zu großem Dank verpflichtet hatte, hielt er sich für unbesiegbar. Aber die Grundlagen seiner Macht waren schwach. Die Erpressungen und der Druck, welchen er ausübte, hatten ihm das Herz seiner Unterthanen lange entfremdet. Alle seine fürstlichen Nachbaren waren durch seine Anmaßung und Gewaltthaten ihm feindlich geworden. Schon lange wäre dieser Groll zum Ausbruch gekommen, wenn man nicht die Macht des Kaisers gefürchtet hätte, dessen starker Arm den Herzog schützte.

Als aber Friedrich der Kaiser zum vierten Male nach Italien zog und wegen der Verwicklungen daselbst seine Rückkehr nicht in naher Aussicht stand, brach die Verschwörung gegen Heinrich

den Löwen aus. Sie war schon lange vorbereitet, aber die Verbündeten hatten bislang keinen günstigen Zeitpunkt finden können. Die Bischöfe Reinold von Cöln, Wichmann von Magdeburg, Hermann von Hildesheim, der Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Albrecht von Brandenburg, Christian von Oldenburg, Otto von Dassel und viele andere Fürsten erklärten dem Herzog den Krieg.

Dieser war in einer bedenklichen Lage. Er hatte keine große Kriegsmacht zur Hand und mußte sich damit begnügen, seine Burgen so wehrhaft als möglich zu machen. Diese wurden von den Verbündeten belagert. Er lebte außerdem in Fehde mit dem Wendenfürsten Pribislaus und mußte diese Sache durchaus erst schlichten, um keinen Feind im Rücken zu behalten. Mit großen Opfern gelang es ihm. Darauf nahm er sein Heer zusammen und zog gegen seine Widersacher. Diesen mangelte bei ihrer Menge die Einheit des Befehls. Sie wagten es nicht, in offener Feldschlacht sich ihm zu stellen. Heinrich durchzog unsere Provinz und die angrenzenden Gegenden mit Feuer und Schwert. Das Land litt viel von ihm.

So kam er nach Bremen. Die Stadt war ihm wegen seiner Bedrückung sehr feind, hatte sich seinen Gegnern angeschlossen und sich, wie es oft geschehen ist, in die Arme des Grafen von Oldenburg geworfen. Aber Heinrich nahm die schwach gerüstete Stadt im ersten Angriff und ließ sie von seinen Soldaten plündern. Die reichsten Bürger entflohen in die friesischen Marschen.

Christian von Oldenburg stellte sich dem Herzoge entgegen. Seine eigene Macht wäre schwerlich dem Herzoge gewachsen gewesen, aber die Rüstringer Friesen hatten sich aus unbekannten Gründen mit demselben überworfen (Helm. 1, 83) und waren allem Anschein nach mit den Oldenburgern verbunden. Dadurch wurde des Grafen Heer stark. Seine Stellung war gut gewählt und schwer anzugreifen. Heinrich lag ihm fünf Tage gegenüber, wagte es aber nicht, seine feste Lage zu stürmen. Er kehrte um, kam aber im nächsten Frühling mit Verstärkungen zurück. Christian war krank in Oldenburg, aber er ließ die Stadt auf das Hartnäckigste vertheidigen. Sein Ende ahnend, befahl er seinen Tod zu verheimlichen und nach wie vor Speise in sein Gemach zu bringen. So geschah es, nur die Diener erfuhren seinen Tod. Die Gegenwehr wurde tapfer fortgesetzt. Heinrich mußte abziehen. Da ward erst der Tod Christians bekannt gemacht.

Während alle dieser Kriegsunruhen saß Hartwig einsam und still in Hamburg. Er wußte zuverlässig um die Verschwörung, aber hielt sich von aller Theilnahme fern. Heftig ermahnte ihn der Erzbischof von Cöln, sich auf die Seite der Gegner Heinrich's zu stellen, jetzt sei die Zeit, wo er sich für so viele Beleidigungen rächen und seine väterlichen Güter wieder erlangen könne. Hartwig wollte nicht. Immer sei das Kriegsglück Heinrich treu geblieben und die Gemüther der verbündeten Fürsten seien wandelbar. Er stellte sich außerhalb des Streits und vermittelte bei Heinrich die Rückkehr der geflüchteten Bürger Bremens. Für tausend und einige Mark erlaubte es der Herzog.

Nur Freiburg und Harburg ließ Hartwig mit Proviant versehen für künftige Zeiten.

Mit dem Bischof Conrad von Lübeck stand der Herzog in gespanntem Verhältniß. Er befahl ihm, nach Artlenburg zu kommen, aber Conrad wandte eine nothwendige Reise nach Friesland vor. Erst nach Zusicherung freien Geleits besuchte er den Herzog in Stade. Dieser warf ihm vor, daß er Hartwig zur Feindschaft gegen ihn reize. Leicht reinigte sich Conrad von dieser Anklage. Der Herzog suchte aber Händel mit ihm und verlangte, er solle die Güter seines Bisthums von ihm zu Lehn nehmen. Das verweigerte Conrad. Der Herzog versagte ihm darauf den Zugang zu seinen Pfründen und Conrad ging zum Erzbischof Hartwig.

Diesem war der Besuch unlieb und gefährlich. „Mein Bruder,“ sagte er, „Du weißst, wie schwierig meine Lage ist und wie sehr des Herzogs Verdacht auf mir lastet. Wir dürfen nicht beisammen bleiben. Gehe nach Magdeburg zum Erzbischof Wichmann.“ Wie in einer Ahnung setzte er hinzu: „Ich werde Dir ehestens folgen.“

Hartwig erkannte bald, daß seine eigene Lage nicht mehr haltbar sei. Die Erfahrung lehrt, daß in solchen Zerwürfnissen ein Schwacher niemals theilnahmlos bleiben darf; er muß sich irgend einer Partei anschließen, es komme darnach, was da wolle. Nur der Stärkere kann neutral bleiben. Hartwig fühlte sich in Hamburg nicht mehr sicher. Er ging nach Magdeburg und ward Heinrich's offener Gegner, als es schon zu spät war.

Seine beiden Burgvesten hielten sich wacker und die Besatzungen derselben wurden dem Herzog durch ihre Einfälle in

sein Gebiet sehr lästig. Er belagerte Freiburg, stürmte und eroberte es. Die Burg wurde dem Erdboden gleich gemacht. Sie ist nicht wieder aufgebaut. Man weiß nicht einmal mehr, wo sie gestanden hat. Das Land ist in den Marschen zu werthvoll; wo ein Ackerfeld entstehen kann, wird man keine Mühe scheuen, den Boden zu ebnen und alle Spuren früherer Benutzung zu vertilgen.

Harburg lag in einem undurchdringlichen Sumpfe. Heinrich konnte die Burg trotz vieler Mühe nicht erobern.

Der Krieg unter den Fürsten dauerte ein ganzes Jahr. Raubzüge, Plünderungen, Brand und Gefangenschaften allenthalben, aber nie eine entscheidende Schlacht. Ein großer Krieg ohne offene Ursache. Unsere Provinz ward von Freund und Feind verwüstet.

Endlich mußte der Kaiser selbst sich in's Mittel legen. Der Bamberger Vergleich wurde abgeschlossen und Hartwig konnte nach mehr als einjähriger Abwesenheit wieder nach Hamburg zurückkehren.

Bald nachher (1168 Oct. 12.) starb er. Das Unglück hat ihn immer verfolgt. Ein trefflicher Regent, wenn er ruhigere Zeiten gefunden hätte. Seine Güter, namentlich die Grafschaft Stade, hinterließ er der bremischen Kirche. Es war ein Anspruch für die Zukunft.

7. Die Grafschaft Stade. Fortsetzung.

Bei der Wahl eines neuen Erzbischofs erhob sich ein Zwiespalt unter den Herren der Domkapitel. Ein Theil der Wählenden entschied sich für Siegfried, den Sohn des Markgrafen Albrecht des Bären, ein anderer für den Domdechanten Otbert. Der Herzog Heinrich überwachte diese Vorgänge auf das Sorgfältigste. Mit Mühe hatte der Kaiser in Bamberg die Fehden Heinrich's mit seinen Nachbaren in diesem Jahre geschlichtet und der Vortheil war auf Seiten des Herzogs geblieben. Eine ungünstige Besetzung des erzbischöflichen Stuhls stellte Alles wieder in Frage.

Beide Bewerber mißfielen dem Herzog. Von Siegfried verstand es sich von selbst, denn es war der Sohn seines bittersten Feindes. Warum ihm der Domdechant unlieb war, wissen wir nicht; jedenfalls erkannte er in ihm einen Gegner.

Als die Wahlversammlung sich über den Zwiespalt einigen wollte, wandte der Herzog seine gewöhnliche Gewaltthätigkeit an, um das Ganze zu stören. Er sandte einen Untergebenen, Gunzelin von Schwerin, an den Ort der Handlung und dieser tobte und wüthete dermaßen, daß die ganze Wahlversammlung gesprengt wurde. Siegfried mit seinem Freunde, dem Dompropsten Otto, flüchtete nach Oldenburg, die Andern suchten in Harburg eine Zufluchtsstätte.

Noch tagte die Reichsversammlung in Bamberg unter dem Vorsitz des Kaisers. Dem Letztern war an dem Frieden in Norddeutschland sehr gelegen. Er zog die streitige und gestörte Wahl vor seine Entscheidung. Beide Bewerber wurden verworfen und der Kaiser ernannte kraft oberherrlicher Gewalt Balduin, bisherigen Dompropst in Halberstadt. Dieser war aber nicht, wie Einige durch eine Verwechselung gleichnamiger Personen angeben, Capellan des Herzogs. Es scheint indeß aus einigen Ausdrücken hervorzugehen, daß er nur als zeitweiliger Verwalter des Erzstifts bestellt wurde, wie er auch nur durch seinen Tod der Absetzung entging. Beide Parteien wurden dadurch zuvörderst beruhigt. Balduin war ein sehr alter, unbedeutender, friedliebender Mann, von welchem der Herzog nichts zu besorgen hatte. Die Gegner waren freilich unwillig, daß das Testament Hartwig's für's Erste unerledigt blieb, aber sie trösteten sich mit dem hohen Alter des Erzbischofs und hofften auf einen kräftigern Nachfolger. Aber Balduin regierte dennoch zehn Jahre (bis 1178). Weil er dem Herzog die stadischen Besitzungen nicht streitig machte, hatte er und das Land Frieden. Es wäre auch nicht gerathen gewesen, jetzt dem Herzoge sich zu widersetzen, dessen Macht auf ihrem Höhepunkte stand.

Siegfried ward einstweilen für seine getäuschte Hoffnung durch das Bisthum Brandenburg entschädigt.

Nach dem Tode Balduin's war die Wahl des neuen Erzbischofs wiederum schwierig. Ein Magister Berthold wurde ernannt, aber unter bedenklichen Umständen. Der Dompropst Otto appellirte gegen die Wahl, wurde aber gezwungen, seinen Widerspruch zurückzunehmen. Es waren außerdem Formfehler begangen und die Wahlhandlung mußte wiederholt werden. Nach manchen Störungen einigte man sich endlich.

In Rom war damals die große ökumenische Kirchenversammlung im Lateran berufen. Hier erschien Berthold mit mehren Mitgliedern des Domkapitels und ließ durch den Magister Gerhard

um seine Bestätigung bitten. Der Papst wich mit den Worten aus, man solle Niemand die Hände frühe auflegen; er müsse erst mit den Cardinälen reden, die Wahlhandlung solle untersucht werden. Dies geschah. Der Papst erklärte dann in der Versammlung, er könne den Gewählten nicht bestätigen. Die Wahl sei unregelmäßig vor sich gegangen, Berthold habe sich dann ordnungswidrig vom Kaiser belehnen lassen, ehe der Papst seine Zustimmung gegeben, und vor Allem besitze er noch nicht den erforderlichen Grad der Weihen, um eine so hohe Würde beanspruchen zu können. Berthold wollte sich vertheidigen, aber man ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem die Sitzung rasch aufgehoben wurde.

Das Ganze war unzweifelhaft das Werk des Bischofs Siegfried, welcher selbst in der Versammlung war und den Papst zu diesen Maßregeln bestimmte.

Wahrscheinlich wurde Siegfried noch in Rom selbst von den anwesenden bremischen Domherren zum Erzbischof erwählt und erlangte ohne Schwierigkeit die Bestätigung des Papstes.

Auf dieser großen Versammlung lernten die bremischen Geistlichen ihre eigene begünstigte Stellung begreifen. Sie hatten einen schottischen Bischof dort getroffen, der als einfacher Reiter ohne irgend ein Gefolge gekommen war, ein anderer aus demselben Lande gar zu Fuß mit nur einem Begleiter. Ein Bischof aus Irland hatte ihnen erzählt, sein ganzes Besitzthum bestehe in drei Milchkühen, welche seine Pfarrkinder ihm unterhalten müßten. Da konnte ein bremischer Erzbischof von ganz anderen Dingen sprechen. Wohl waren vielfache Wechselfälle eingetreten; die reichen friesischen Grafschaften waren verloren, wir wissen nicht wann und wie; die stolzen Abteien Corvey, Wreden, Goseck und Lorsch waren abwendig gemacht, wir wissen nicht durch wen. Aber Ditmarschen war herangezogen, ein sehr werthvoller, wenn gleich unsicherer Besitz, und in unserm Lande selbst erwarb der Erzbischof die bedeutendsten Ländereien, denn diese waren von Dauer.

Siegfried wurde vom Kaiser Friedrich in Gelnhausen (Mitfasten 1180) unverzüglich bestätigt. Herzog Heinrich war mit dem Kaiser schon gänzlich zerfallen; er war schon im Jahre zuvor zu Reichstagen vorgeladen und nicht erschienen. Alle seine Feinde hatten sich gegen ihn vereinigt. Der Kaiser schützte ihn nicht mehr. Zu Würzburg (1180 Jan. 13.) war ihm Alles aberkannt, was er vom Reiche zu Lehn trug. Er verlor die Herzogthümer

Baiern, Westphalen und Engern. Aber auf seinem Erblande in Ostphalen ruhte die herzogliche Würde von Sachsen und sie konnte ihm durch das Gericht, welches ein Lehnsgericht war, nicht ohne Weiteres abgesprochen werden. Aber der Herzog widersetzte sich der Ausführung des Urtheils und nun fiel er in die Reichsacht. Damit war Alles dahin. Das erste Urtheil traf nur seine Reichslehen, das zweite aber seine Allodialgüter und Alles, was er anderswoher zu Lehen trug; also auch die Grafschaft Stade. Nun konnten seine Söhne nach deutschem Recht das Erbgut beanspruchen, aber innerhalb eines Jahres mußte es geschehen. Sie versäumten es und damit ging fast Alles verloren.

Es war nun für den bremischen Erzbischof die Zeit gekommen, den Besitz der Grafschaft Stade ernstlich zu erstreben. Siegfried ließ sich vom Kaiser den Besitz von Neuem in einer Urkunde vom 15. Nov. 1180 bestätigen. Anfänglich wollte sich der Herzog seiner Feinde mit Gewalt erwehren. Er sammelte die Schaaren seiner Getreuen. Stade wurde von ihm auf's Stärkste befestigt; der Graf Gunzelin ließ die Thürme des Marienklosters abbrechen, weil es der Stadt zu nahe lag und ihre Sicherheit gefährdete.

Bald aber mußte der Herzog erkennen, daß er auf die Dauer seinen Feinden und vor Allem dem Kaiser nicht gewachsen war. Seine Freunde wurden schwankend und dachten an die Zukunft. Das Herz seines Volkes hatte er nie besessen. Er empfand, daß ihm die Macht unter den Händen zerrann. So beugte er sich vor dem Kaiser. Diese Demüthigung rettete ihm einen Theil seines Erbguts; aber seine große, mächtige Herrschaft war zerfallen und getheilt. Die Würde des sächsischen Herzogthums wurde Bernhard von Brandenburg gegeben, dem Bruder Siegfrieds, aber es war von nun an auch nichts mehr als eine Würde, weil die große Grundherrschaft fehlte. Der neue Herzog hatte wohl den Titel, aber keine Macht.

Der Sturz Heinrich's des Löwen ist für den nördlichen Theil Deutschlands von der allergrößten Wichtigkeit. Dadurch allein gelangten die Fürsten und Städte zu einer wirklichen Landeshoheit, welche sie nie vollkommen ausüben konnten, so lange die Macht eines starken Herzogs von Sachsen über ihren Häuptern schwebte.

Erst durch den Fall Heinrich's ward der bremische Erzbischof ein wirklicher Fürst, denn erst von diesem Zeitpunkte an war seine Landeshoheit unbestritten.

Siegfried hatte dem Erzbischof Philipp von Cöln sechshundert Mark Silber versprochen, wenn er die Burg Stade erobern und ihm übergeben wolle. Dieser rückte mit einem Heere herbei, aber der Kriegszug wurde unnöthig, da Herzog Heinrich sich zum Frieden bequemte und Siegfried die Burg ohne Schwertstreich in Besitz nahm. Der Erzbischof von Cöln verlangte aber dennoch das versprochene Geld als Ersatz der Kriegskosten und Siegfried konnte es ihm nicht abschlagen. Um das Geld herbeizuschaffen, ward er bewogen, der Stadt Bremen das Hollerland zu verkaufen, jenes Bruch, welches durch Flamländer bebaut worden war. Die Stadt hatte bislang außer der Bürgerviehweide vor ihren Thoren kein Land besessen und ergriff gern die Gelegenheit, sich ein wenig auszubreiten. Obwohl Handel und Schifffahrt von Bremen aus getrieben ward, so war doch Ackerbau und Viehzucht noch immer die Grundlage des Lebens in der kleinen Stadt. Jeder Bürger hatte einen kleinen Acker und Aussaat, jeder ließ sein Vieh auf die Weide gehen. Das blieb noch nach Jahrhunderten allgemeine Sitte.

Jetzt war Siegfried die Gelegenheit geboten, das Land Hadeln wieder zu erlangen, welches durch den Herzog Magnus der bremischen Kirche entfremdet war. Aber die Einwohner des Landes waren der erzbischöflichen Regierung nicht geneigt und huldigten freiwillig dem neuen Herzog Bernhard. Siegfried ließ es geschehen, denn es war sein Bruder, dessen Macht dadurch erhöht wurde. In der Familie desselben ist das kleine Land immer geblieben. Bernhard's Nachkommen wohnten größtentheils in Lauenburg und haben Hadeln von dort aus regiert. Sie erlaubten sich fast nie Uebergriffe in die Gerechtsame desselben und haben gut geherrscht. Das Land Hadeln hat ein stilles friedliches Leben unter ihrem Scepter geführt und ist nie an die bremische Kirche zurückgefallen. Erst unter hannoverscher Herrschaft ist es dauernd mit unserer Provinz vereinigt.

Siegfried war überhaupt bemüht, mehr das Ansehen und die Macht seiner Familie, als die des Erzbisthums zu befördern. Das zeigte sich in der Angelegenheit von Ditmarschen. Dies reiche und sehr wichtige Land war der bremischen Kirche durch rechtliche Erbschaft zugefallen. Der Graf Adolf von Holstein hatte es in den kriegerischen Unruhen Heinrich's des Löwen eingenommen. Siegfried suchte es wiederzugewinnen, aber er wollte es nicht seiner Kirche, sondern seinem Bruder Bernhard zuwenden.

Darüber zerfiel er mit seinen Domherren, welche in dieser Erwerbung einen Ersatz für die Verluste sahen, welche die Kirche außerhalb unsers Landes erlitten hatte; denn sie hatte an auswärtigen Besitzungen nur noch Rastede, Repesholt, Bücken und ein paar andere kleine Klöster. Eine Landesherrschaft außerhalb unserer Provinz hatte der Erzbischof nicht mehr. Nur am linken Ufer der Weser und am rechten der Elbe bei Haseldorf gehörten ihm einige Landstriche, aber mit zweifelhaftem Gehorsam und unsicherer Herrschaft.

Die Domherren sahen kein anderes Mittel, Ditmarschen wieder zu erlangen, als einen Wechsel des Oberhaupts. Denn hatte Bernhard es durch Verzicht oder Belehnung seines Bruders einmal im Besitz, so schien es für alle Zeiten verloren. Der Dekan Dieberich, der Domküster Hartwig — später selbst Erzbischof — sein Bruder, der Abt Segebade von Harsefeld, Propst Hermann und Andere machten einen Anschlag gegen ihren Vorgesetzten. Sie hatten vom Erzbischof ihre Würden und manches Gute empfangen, aber der Nutzen der Kirche stand ihnen höher als menschliche Rücksicht und Dankbarkeit. Sie schickten den Scholasticus Heinrich nach Rom. Damals gab es noch keine Familiennamen, sondern jeder Vorname wurde durch den Geburtsort oder irgend eine Zufälligkeit näher bestimmt. So ward dieser Mann Dobelstein oder Heinrich der Brettspieler genannt. Er verklagte seinen Erzbischof bei dem Papste, daß er bunte Kleider trüge, auch gelegentlich einen Soldatenmantel, daß er auf geschmückten Pferden reite und überhaupt weltlich lebe. Diese Sachen mögen wohl begründet gewesen sein, Siegfried war ein Fürstensohn und hat vielleicht mehr äußeren Prunk getrieben, als gebräuchlich war. Es ward ihm aber nicht schwer, Anklagen dieser Art widerlegen zu lassen und der Papst ging nicht weiter darauf ein.

Siegfried starb 1184 Oct. 24. Ihm folgte H a r t w i g II., ein hiesiger Edelmann, aus Uthlede gebürtig, bislang Domherr in Bremen.

Etwa von dieser Zeit an finden wir das Domkapitel immer mit Männern aus dem einheimischen Adel reichlich besetzt. So lange der Kaiser die Bisthümer besetzte und die Domherren noch meistens als einfache Mönche lebten, war der Zudrang zu diesen Stellen mäßig. Aber der Kaiser mußte, wie oben gezeigt ist, sein Besetzungsrecht aufgeben und an das Domkapitel abtreten. Nun konnte jeder einzelne Domherr selbst Erzbischof werden, wenn er

die Stimmen seiner Genossen gewann. Die Einkünfte ihrer Stellen stiegen auch allmählig und so drängte der umwohnende Adel seine Mitglieder in das Domkapitel so viel wie möglich hinein. Das wäre an sich kein Nachtheil gewesen, wenn nicht die Domherren ihr Wahlrecht zur Beschränkung des Erzbischofs mißbraucht hätten. Aber fast jeder neue Erzbischof wurde nun veranlaßt, von seinen Gütern oder Befugnissen an das Domkapitel Abtretungen zu machen, und wir werden diese Schwächung seiner Macht und Würde im Folgenden nachweisen können. Jetzt aber fing diese verderbliche Politik des Kapitels an.

Hartwig hatte zuerst am Hofe Heinrich's des Löwen gelebt und daselbst das Amt eines Geheimschreibers verwaltet. Der Einfluß seines Herrn hatte ihn in das bremische Domkapitel gebracht, wo er das Amt eines Schatzmeisters und Küsters verwaltete.

Er wurde durch einstimmige Wahl seiner Amtsbrüder zum Bischof erkoren und von Kaiser und Papst ordnungsmäßig bestätigt.

Im Anfange seiner Regierung beschäftigte er sich mit den geistlichen Stiftungen seines Sprengels. Das von Ansgar in Bremen gestiftete Hospital erhob er zu einem Collegiatstifte und vollführte (1185) die von seinem Vorgänger begonnene Gründung des Nonnenklosters Osterholz, Benedictiner Ordens. Auch kaufte er im Kirchspiel Lesum einen Ort zur Anlage eines andern Klosters, Wolda genannt, das jetzige Dorf Wullah. Zu seinen Lebzeiten trat es aber nicht in's Leben. Sein Nachfolger aber, Erzbischof Gerhard, benutzte den gekauften Platz. Zum Andenken an seinen gegen die Stedinger gefallenen Bruder, Hermann von der Lippe, gründete er nahe bei Trupe, an einem Orte, welcher Northusen genannt wurde, eine Kapelle nebst Kloster. Eine reiche Bürgerfamilie in Bremen, Helwig von Thüringen, trug sehr viel zur Beförderung der neuen Stiftung bei. Dies Kloster nannte der Erzbischof Lilienthal. Es fing sehr klein an und bestand zuerst nur aus vier Cisterziensernonnen aus dem Kloster der heil. Walburgis bei Cöln. Die erste Aebtissin hieß Beatrix. Einige bremische Domherren, Johann von Beverstedt und der Dekan Gernand nahmen sich ihrer besonders an. Der Abt von Marienthal bei Aachen wurde geistlicher Aufseher des Klosters, gab aber wegen der weiten Entfernung dies Amt an den Abt von Hude im Oldenburgischen ab.

Der Ort war nicht gut gewählt. Schon nach zwei Jahren mußte das Kloster wegen der in jedem Frühling eintretenden Ueberschwemmungen verlegt werden. Es ward nun nach Wullah versetzt und die Pfarrkirche zu Lesum den Nonnen für's Erste zum Gebrauch eingeräumt. Das war aber unbequem und so siedelten sie ganz nach Lesum über. Hier blieben sie sechs Jahre. Darauf aber mußten sie wieder nach Wullah zurückkehren, wo sie 21 Jahre lang ihrem Gottesdienste oblagen.

Die Stiftung kam durch Geschenke und geistliche Fürsorge etwas empor. Der anfängliche Platz bei Trupe war nun gegen Wasser besser geschützt und bewohnbar gemacht worden. So wurde das Kloster denn schließlich zurückverlegt, kam zur Ruhe und ist von der Zeit an in Lilienthal geblieben.

Von dem Kloster Lilienthal haben wir eine sehr große Menge Urkunden und können daraus das Wachsthum und die Schicksale desselben ersehen. Aber wir müssen es uns versagen, darauf einzugehen. Der Lebensgang und die Geschichte eines Klosters ist eintönig und unerquicklich; nirgends tritt eine lebendige Persönlichkeit kräftig hervor; Schenkungen, Tauschverhandlungen, Erwerb von Reliquien und unbedeutendes Gezänk mit benachbarten Edelleuten bilden die geringen Unterbrechungen des langweiligen Klosterdaseins. Jene zahlreichen Schriftstücke sind in einigen seltenen Fällen wegen des Lichtes wichtig, welches sie auf gleichzeitige Personen und Ereignisse werfen, sonst aber sind sie für uns das Pergament nicht werth, worauf sie geschrieben stehen.

Aehnlich ist es mit den Schriften des Klosters Osterholz, welche eben so zahlreich sind*). Wir haben sie nicht übergehen dürfen, ein Geschichtschreiber muß nun einmal viel Tagelöhnerarbeit auf sich nehmen. Sehr ermüdend. Man begreift dabei das Wort des Hamlet: „Geh' in ein Kloster, Ophelia!"

Hartwig führte auch die Bettelmönche in Bremen ein, wo sie von ihm und dem Domkapitel mit manchen Gunstbezeugungen aufgenommen wurden. Den Bisthümern jenseits der Elbe widmete er besondere Sorgfalt.

Aber auch ihn traf wie ein Verhängniß die Angelegenheit der Grafschaft Stade. Das war nun einmal eine Verwicklung, welche nicht zu Ende kommen konnte.

*) Unsere klösterlichen Urkunden sind unzählig. Bei Hunderten finden sie sich auf dem Stader Archiv, große Bände voll. Wir erwähnen dies nur, um davor zu warnen. Denn es ist ein Abgrund von Langerweile.

Er hatte Stade von seinem Vorgänger ohne Schwierigkeit übernommen und wußte die Lage Adolf's von Schaumburg zu benutzen, daß dieser ihm das Land Ditmarschen durch einen Vergleich abtrat. Als Herzog Heinrich zum ersten Male von seiner Verbannung zurückkehrte, wollte Hartwig ihn nicht einmal sehen und begrüßen. So eifrig war er in der Vertheidigung der wieder erworbenen Besitzungen. Aber von ganz anderer Seite her drohte seiner Grafschaft Stade Gefahr.

Als die Verschwörung der Fürsten gegen Heinrich den Löwen ausbrach, hatte der Bischof von Verden sich nothgedrungen derselben anschließen müssen. Als aber die Beute getheilt wurde, konnte er nicht dabei so weit berücksichtigt werden, als wünschenswerth war. Er hatte nichts geleistet und konnte daher nichts bekommen. In den Ländern des Bischofs von Verden und anderen kleinen sächsischen Bisthümern hatte der Herzog freie Hand behalten. Als nun der verdische Bischof starb, wählte das dortige Domkapitel einen ganz fremden, aber mit kräftigen persönlichen Verbindungen ausgerüsteten Mann zum Oberhaupt. Dies war der Bischof Rudolf. Unter der schweren Hand Heinrich's hatten die kleinen Bischöfe Sachsens kaum athmen können, aber Rudolf brauchte solchen Druck nicht zu dulden.

Sein Ansehn am kaiserlichen Hofe war groß; er besaß die persönliche Freundschaft Friedrich Barbarossa's. Aus seiner Hand empfing der Kaiser und sein Sohn König Heinrich VI. das Zeichen des heiligen Kreuzes, als sie sich zu einer Heerfahrt nach Jerusalem verpflichteten.

Was die Wahl Rudolf's bedeutete, verstand der Herzog gar wohl. Als er daher im Frühling 1189 zu der Wahl gezwungen wurde, entweder den Kaiser auf dem Kreuzzuge zu begleiten, oder das deutsche Reich noch ein Mal auf drei Jahre zu verlassen, wählte er das letztere und begab sich zu seinem Schwiegervater nach England.

König Heinrich VI. war zur Verwaltung Deutschlands zurückgeblieben. Auf seine Anregung, oder jedenfalls unter seinem Schutze, machte der Bischof Rudolf Eingriffe in die Besitzungen des Herzogs, deren Unverletzbarkeit ihm zugesichert war.

Aber er beging einen großen Fehler. Viele Güter der stadischen Grafschaft lagen im Bisthum Verden, zwischen der Lühe und Harburg. Diese Besitzungen, das unzweifelhafte Eigenthum der bremischen Kirche, suchte er sich anzueignen und vertraute

dabei auf die Hülfe seines Königs. Zu solchen Versuchen konnte er mit einigem Scheine des Rechts sich veranlaßt fühlen. Die Diöcesan-Grenze des Erzstifts Bremen fiel nicht mehr mit der Hoheitsgrenze zusammen. Erstere erstreckte sich nur bis zur Lühe, letztere bis an die Este. Eben so waren in der Börde Selsingen und Rhade die Trennungslinien verschoben. Die Ursache lag in dem Erwerb der Stader Grafschaft und der sogenannten Güter der Gräfin Ida. Es lag nahe, daß Rudolf die ursprünglichen Grenzen hergestellt wünschte, denn das Verhältniß war immerhin wunderlich, daß es beträchtliche Bezirke gab, in denen ein Bischof geistliche und ein anderer Bischof weltliche Gerichtsbarkeit ausübte. Er machte aus seinen Absichten kein Hehl, aber durch diese ungerechten Maßnahmen überwarf er sich völlig mit dem Erzbischof Hartwig.

Als nun Herzog Heinrich im Herbste desselben Jahres, aufgebracht über Rudolf's Gewaltthätigkeit, zum Schutz seines Landes aus England plötzlich zurückkehrte, war Hartwig geneigt, sich mit ihm auszusöhnen; denn diesem schienen die Eingriffe seines Nachbaren in Verden gefährlicher, als die Macht des Herzogs, und persönlich war er auf das Bitterste gekränkt. Rudolf hatte dem Abt von Harsefeld, auf welches der Erzbischof so manche kaiserliche und päpstliche Versicherung besaß, Gelegenheit geboten, sich ihm anzuschließen und der bremischen Aufsicht sich zu entziehen. Es sollte die bremische Kirche selbst auf ihrem eigensten Felde Abbruch erleiden.

So war dem Erzbischof die Rückkehr Heinrich's des Löwen nicht ungelegen, damit er sich durch dessen Hülfe seines gefährlichen Nachbaren erwehren könnte. Aber er hatte auch noch andere Gründe, welche ihn lebhaft zu einer Aussöhnung stimmten. Das Land Ditmarschen hatte sich dem Erzbischof nicht unterwerfen wollen, obwohl er der rechtmäßige Gebieter desselben war. Er sammelte mit Hülfe der Grafen von Schaumburg und Oldenburg ein kleines Kriegsheer (1187), um die Aufrührer zu bewältigen. Die Ditmarschen wurden besorgt, und eine bremische Partei war auch unter ihnen; sie ließen es daher nicht zum Kriege kommen, sondern versprachen Gehorsam und große Steuern. Der Erzbischof entließ seine Truppen; diese mußten bezahlt werden und es schien billig, daß die Ditmarschen das Geld gaben, da sie die Veranlassung der kostspieligen Rüstung gewesen waren. Hartwig legte ihnen daher eine Kriegssteuer auf. Das war ihnen aber so lästig,

daß sie alsbald die Herrschaft des Erzbischofs abwarfen und sich unter die Botmäßigkeit des Bischofs Waldemar von Schleswig begaben. Er war der Bruder des dänischen Königs und konnte sich auf dessen bereite Hülfe stützen. Den Abfall entschuldigten die Ditmarschen mit dem schlechten Scherze, daß sie bei dem heil. Petrus doch geblieben wären, da dieser der Schutzherr sowohl der Kirche in Schleswig, wie der in Bremen sei.

So war Ditmarschen wieder für die bremische Kirche verloren. Hartwig hoffte, er wolle es mit dem Beistande des kriegskundigen Herzogs wieder erlangen. Es war eine Täuschung. Ditmarschen ist nie wieder mit der bremischen Kirche vereint worden. Es blieb bei der dänischen Krone, bis es sich nach der Schlacht bei Bornhövede wiederum Holstein anschloß. Am jenseitigen Ufer der Elbe blieb der erzbischöflichen Regierung nur ein kleiner Bezirk, die sogenannten sieben Kirchspiele, welche in der Haseldorfer Marsch lagen.

Durch diese ditmarsische Empörung war auch seine persönliche Lage sehr unangenehm geworden. Als Hartwig das Kriegsheer anwerben ließ, hatten sich die Stiftsedelleute für die Bezahlung desselben verbürgt. Als aber die Gelder von Ditmarschen ausblieben, konnte der Erzbischof so schnell, wie nöthig war, nicht dazu Rath schaffen. So mußten die Edelleute in's Mittel treten. Hartwig entsagte auf drei Jahre eidlich allen erzbischöflichen Gütern und versprach, so lange sich mit eigenen und zufälligen Einnahmen begnügen zu wollen.

Diese Bürgschaft der Stiftsedelleute ist von einer besondern Wichtigkeit. Man kann darin kaum etwas anderes sehen, als einen Anfang zur ersten Bildung der Landstände. Wenn wir uns hierin nicht irren, so ist der Anfang der Stände in unserm Lande von der Ritterschaft ausgegangen. Weder das Domkapitel, noch Prälaten, noch die städtischen Behörden werden bei dieser Bürgschaft erwähnt. Sie waren also noch nicht in diese Körperschaft eingetreten. Wir müssen auf solche Nachrichten Werth legen, weil der Ursprung unserer Landstände sehr dunkel ist und eine bestimmte Veranlassung ihres Anfangs nicht genannt werden kann.

Als Herzog Heinrich zum ersten Male aus der Verbannung zurückgekehrt war, hatte ihn Hartwig nicht einmal sehen wollen. Jetzt aber (1189) nahm er ihn sehr freundlich auf und trat ihm die Burg und Grafschaft Stade ab. Er hoffte sich dadurch aus seinen bedrängten Umständen herauszuziehen und auch Ditmarschen

wieder gewinnen zu können. Der Herzog hatte nun festen Fuß im Lande und Stützpunkte seiner Macht. Er sammelte ein Heer, um seine Feinde in ihre Schranken zurückzuweisen. Im Bisthum Verden fand er den ersten Widerstand. Die Stadt Bardowiek — welche einst der größte Sclavenmarkt des Nordens gewesen und dadurch reich und bevölkert geworden war — verschloß ihm die Thore. Die Mitglieder des verdener Stifts, welche sich in der Stadt befanden, ermunterten auf Befehl ihres Bischofs die Einwohner zum Widerstand und diese waren unbesonnen genug, nicht nur dieser Anregung zu gehorchen, sondern auch ihre Weigerung dem Herzog gegenüber durch kränkende Worte und die unanständigsten Geberden zu begleiten. Die Stadt wurde erstürmt (1189 Oct. 28.) und in einen Schutthaufen verwandelt.

Nun aber trat der König Heinrich VI. auf. Sein Vater war noch in Palästina. Er mußte den Bischof von Verden schützen, denn dieser hatte auf seinen Befehl gehandelt. Der erste Schlag des Königs traf den bremischen Erzbischof. Weil er den Herzog aufgenommen und unterstützt hatte, wurde er in die Reichsacht gethan; das Domkapitel, wie auch die Ritterschaft des Stifts lehnten sich nun gegen ihn auf. Er ging nach England, wo er ein Jahr blieb. Als er zurückkehrte, wollten ihn die Bremer nicht in ihre Mauern aufnehmen. Er war ein Freund des Herzogs und der Herzog hatte ihre Stadt verheert und geplündert. Auch in der Provinz hatte er durch den Anschluß an den verhaßten Herzog viel verloren. So wußte er nirgends zu bleiben und mußte sich dem Herzog um so enger anschließen.

Dieser hatte in Stade einen Befehlshaber, Conrad von Rode, zurückgelassen und gegen denselben verübten jetzt die Bremer offenbare Feindseligkeiten. So gingen Kriegszüge hin und her; die Provinz ward von Freund und Feind verheert. Die Güter des Klosters Zeven, welche an der Heerstraße zwischen Bremen und Stade lagen, wurden stark heimgesucht. Der dortige Propst Theodorich, zugleich Bischof von Lübeck, ein Gegner des Herzogs, hatte Mühe, von den Bremern das Geraubte wieder zu erlangen.

Hartwig saß während dieser Zeit in Hamburg und mußte die Dinge geschehen lassen. Sein Unglück aber wurde noch größer, als der Graf Adolf von Schaumburg aus Palästina zurückkehrte, wohin er den Kaiser Friedrich begleitet hatte. Dieser wandte sich alsbald gegen Heinrich den Löwen. Bei den Kämpfen um Lübeck nahm er mehre Stader Bürger gefangen und schenkte

ihnen unter der Bedingung die Freiheit, daß sie ihm bei einem etwaigen Anschlag auf Stade behülflich sein sollten, die Stadt zu erobern. Bald nachher zog er über die Elbe und verheerte das Land Kehdingen. Als er sich Stade näherte, hatten jene Bürger die Einwohnerschaft zu seinen Gunsten bearbeitet. Sie wollten lieber unter dem Grafen, als unter des Herzogs harter Regierung leben. Conrad von Rode bemerkte die gefährliche Stimmung der Bürger. Sie rotteten sich schon zusammen, um dem herannahenden Grafen die Stadt zu übergeben. Der Befehlshaber war mit seiner geringen Kriegsschaar diesen Umständen nicht gewachsen und verließ rechtzeitig unter einem schicklichen Vorwande die Stadt.

So kam Stade durch das Kriegsrecht in die Gewalt des Grafen Adolf von Schaumburg. Nun ward aber das Domkapitel thätig. Es sandte zwei seiner Glieder mit einer Klage über Adolf nach Rom. Der Graf erfuhr es und schickte auch einen Gesandten dahin. Beide Parteien wurden von dem Papste vernommen. Er gab zuletzt die Entscheidung ab (Urk. v. 3. März 1195 im Stad. Arch.), daß der Graf Adolf vor allen Dingen die geraubten Güter zurückgeben und dann seine Klagen gegen Hartwig vor den Erzbischöfen von Cöln, Münster und Osnabrück als Schiedsrichtern darlegen solle. Aber dies scheint weiter keine Folge gehabt zu haben.

Die Anhänger Herzog Heinrich's machten nun aber Streifzüge in die Grafschaft Stade, weil sie einen feindlichen Herrn bekommen hatte. Besonders litt das Kloster Zeven, wo noch von der Erbschaft der Gräfin Ida viele stadische Besitzungen lagen. Aber der dortige Propst Theodorich, obgleich ein Verwandter des Erzbischofs, gab nicht nach, Hartwig konnte ihn weder mit Güte noch mit Drohungen gewinnen. Er hielt fest zu den Bremern, mit denen er in enger Verbindung stand. Zuletzt that der Erzbischof ihn in den Bann. Aber dieser Schlag wirkte wenig; es reisete gerade ein Cardinal Hyacinth durch Bremen und hob den Bann als unrechtmäßig auf.

Heinrich der Löwe, alt und abgearbeitet, zog sich von der Bühne zurück und verlebte die letzten Tage in Braunschweig, mit Kunst und christlichen Bauten beschäftigt. Aber sein Sohn, Pfalzgraf Heinrich, setzte die kriegerischen Unternehmungen fort und machte den vergeblichen Versuch, die Grafschaft Stade mit Hülfe des Erzbischofs wieder zu erobern. Endlich hatte der Kaiser

Heinrich VI. mit dem alten Herzog eine persönliche Zusammenkunft, auf welcher die Aussöhnung erfolgte. In Folge dieses Vertrages wurde auch der Erzbischof der Reichsacht entledigt und in seine Würde und Rechte wieder eingesetzt.

Er kehrte nach Bremen zurück. Seine Partei daselbst war schwach und bestand nur aus Geistlichkeit und einigen Adligen. Die Bürger waren aber heftig gegen ihn erbittert, denn er hatte es mit dem Herzog gehalten. Sie waren damit umgegangen, ihn abzusetzen und Waldemar, den Bischof von Schleswig, an seine Stelle zu berufen. Dazu hatten sie nun freilich weder das Recht noch die Macht, aber die Bürgerschaft fühlte sich jetzt schon kräftig genug, ein Wort mitzureden. Es sollen schon Münzen mit dem Bilde Waldemar's geschlagen sein, aber diese Nachricht ist aus anderen Gründen wenig glaubhaft.

Die Bürger hatten bei der Verurtheilung Hartwig's vom Kaiser den Befehl empfangen, die erzbischöflichen Einkünfte zurückzuhalten. Darauf beriefen sie sich und stellten nun die Behauptung auf, Hartwig sei vom Kaiser noch nicht wieder zu Gnaden angenommen. Das ließ sich aber nicht schnell darthun, denn der Kaiser war noch in Süditalien. Der Erzbischof Adolf von Cöln nahm sich Hartwig's an und bewirkte durch Briefe und Boten wenigstens so viel, daß er an seinen geistlichen Amtsverrichtungen nicht länger gehindert wurde. Aber die Einkünfte wollten sie ihm nicht gestatten.

Graf Adolf von Holstein, welcher nun Stade in Besitz hatte, nahm sich des Erzbischofs kräftig an. Er hatte sich schon früher für seine Rückkehr verwandt und reisete persönlich nach Bremen, um den Streit auszugleichen. Er gab darin den Bürgern Recht, daß sie bis auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers die Einkünfte zurückhalten dürften. Der Erzbischof, schon lange gereizt und aufgebracht, wurde durch diesen Ausspruch auf's Höchste erzürnt, nannte den Grafen in's Gesicht einen Räuber kirchlicher Güter und verlangte von ihm die Rückgabe derselben bei Strafe des kirchlichen Bannes. Auf solche Begegnung war Graf Adolf nicht gefaßt gewesen, er war mit redlicher Absicht nach Bremen gekommen; daher legte er Berufung an den Papst ein. Hartwig aber rief seine geistliche Umgebung zum Rathe zusammen und es ward beschlossen, alle seine Gegner in den Bann zu thun, den Grafen und dessen Vogt, die Stadt und alle Widersacher. Weil die Geistlichen es mit ihrem Vorgesetzten hielten, so hatte der Bann

einen sehr starken Erfolg. Kein Gottesdienst wurde in der Stadt gehalten, kein Kind getauft, keine Ehe eingesegnet, die Todten blieben unbegraben in den Häusern liegen und vertrieben daraus durch ihren Verwesungsgeruch die Lebendigen. Der Graf konnte sich nur hie und da durch seine Anhänger im Stillen die Messe lesen lassen.

Der Zustand wurde unerträglich. Die Stadt theilte sich in Parteien, unter der Geistlichkeit erhob sich Zwiespalt. Der Erzbischof und seine Domherren durften sich nicht öffentlich sehen lassen. So wurde denn die Strenge des Banns darauf beschränkt, daß nur im Dom Gottesdienst gehalten, die übrigen Kirchen der Stadt aber geschlossen bleiben sollten. Mit seinem Domkapitel gerieth er zuletzt auch in Mißhelligkeiten. Er wurde wegen der Besitzungen des Erzstifts besorgt und drängte Hartwig zu dem eidlichen Versprechen (Urk. v. 3. Juli 1194 im Stad. Arch.), daß er weder Ditmarschen, noch die Grafschaft, Vogtei, Zoll und Münze von Stade, noch den Zoll und die Münze von Bremen und andere Güter veräußern wolle. Dazu kam noch, daß der Vogt Allardus von Bremen und drei andere Dienstmänner des Erzbischofs sich Einkünfte und Güter der Kirche anmaßten. Der Papst Cölestin nahm sich des Erzbischofs an und befahl den benachbarten Bischöfen von Münster und Osnabrück, ihm Beistand zu leisten. Diese Unruhe dauerte bis zur Rückkehr des Kaisers aus Apulien (1195), da kam denn endlich das kaiserliche Schreiben der Begnadigung, aber Hartwig mußte 600 Mark Buße zahlen. Außerdem mußte er dem Grafen Adolf die Veste Stade überlassen und den dritten Theil der stadischen Besitzungen zu Lehen geben. Dazu 50 Mark und das Anrecht auf die Lehnsgüter der kinderlosen Herren von Burtehude. Das war eine nicht unbillige Entscheidung. Der Bann wurde überall aufgehoben. Das Land kam wieder zur Ruhe.

Jetzt hatte Hartwig Zeit, an dem dritten Kreuzzuge Theil zu nehmen, welcher 1190 in's Werk gesetzt war. Er kam spät dazu (erst 1196); mag ihn der gewaltige Aufschwung des christlichen Geistes ergriffen haben, wie so viele Tausend Andere, oder drängte ihn ein Gelübde, welches er in der Stunde der Noth auf sich nahm. Die Reise war ohne viel Mühseligkeit; sie wurde zu Schiff zurückgelegt und war sorgsam vorbereitet. Mit einigen Bischöfen und Edlen fuhr Hartwig erst nach Lissabon, wo der dortige Bischof ihn freundschaftlich und ehrenvoll aufnahm. Dann wurde in

Sicilien wieder ein Haltpunkt gemacht. Endlich gelangte man nach Syrien. Was Hartwig und seine Begleiter dort ausgerichtet, wird uns nicht gemeldet. Er benutzte eine Schiffsgelegenheit nach Venedig, welches den Postdienst zwischen dem Abendlande und Palästina vermittelte und kehrte nach der Abwesenheit eines Jahres nach Bremen zurück. Einige Reliquien der heil. Anna und das Schwert, womit Petrus dem Malchus das Ohr abgehauen haben sollte, brachte er als Frucht seiner Reise mit. Es war eine persönliche Angelegenheit gewesen.

Kaum hatte er eine Zeitlang Ruhe gehabt und Muße gefunden, geistliche Verrichtungen vorzunehmen, wie z. B. die Bestätigung der von Geldenarus und seinen Söhnen gestifteten Kapelle zu Berhövede, als die Grafschaft Stade ihn wieder in Verlegenheit brachte. Der Kaiser Philipp und der Gegenkönig Otto IV. stritten sich um die Herrschaft in Deutschland. Philipp suchte sich dem bremischen Erzbischof geneigt zu machen und schenkte ihm die Grafschaft Stade, so weit er dieselbe nicht mehr besaß. Dies ist wahrscheinlich ohne Veranlassung von Seiten Hartwig's geschehen, denn er hatte sich mit Adolf von Schaumburg ausgesöhnt und war mit ihm zu einem Kriegszuge gegen die Dänen verbunden. So gab er dieser Sache anfänglich keine Folge. Als aber Adolf (1201) von den Dänen gefangen war, besetzte Hartwig Stade, aber wohl weniger um es ihm zu entreißen, als um es gegen die Söhne Heinrich des Löwen zu schützen. Aber er konnte es nicht halten. Der Pfalzgraf Heinrich und der König Otto eroberten die Burg (Weihnachten 1202) und nahmen den Erzbischof selbst gefangen. Auch Bremen eroberten die Brüder.

Um seine Freiheit wieder zu erlangen, mußte Hartwig den Pfalzgrafen mit Stade belehnen. Dieser begnügte sich nicht damit, sondern riß auch andern Besitz der Kirche in unserer Provinz und in Hadeln an sich, wofür er gebannt wurde. Gegen gute Versprechen erledigte ihn ein päpstlicher Legat davon. Weil er aber sein Wort nicht hielt, beauftragte der Papst Innocens III. den Probst von Paderborn, den Bann mit aller Feierlichkeit wieder in Kraft zu setzen (Urk. v. 5. April 1204 im Stad. Arch.) und nicht eher aufzuheben, bis der Kirche volle Genugthuung geworden sei. So gerieth der Pfalzgraf in den Bann, der lange Jahre dauerte und wie wir später sehen werden, ihm unerträglich wurde.

Als die Brüder in Paderborn Erbtheilung hielten, fielen die stadischen Güter und alles früher sächsische Besitzthum in unserm

Lande dem Pfalzgrafen zu. Dieser weilte oft und lange in Stade. Als seine Gemahlin Agnes (1204) starb, wurde sie im Marienkloster begraben. Die Todtenfeier leitete nicht Hartwig, als der nächst Berechtigte, sondern der Bischof Rudolf von Verden, sonst der heftigste Gegner der Familie. Wir kennen den genauen Zusammenhang dieser Verhältnisse nicht; Parteinahme, Fehde und Freundschaft wechselten rasch in jenen veränderlichen Zeiten.

Der Pfalzgraf überwarf sich mit seinem Bruder, dem König Otto, und schloß sich der Partei Philipp's an. Durch diesen Wechsel erhielt Hartwig Gelegenheit, wiederum in den Besitz der Grafschaft Stade vollständig zu gelangen. Er behielt sie nun bis an sein Ende. Wie ein Ball war sie aus einer Hand in die andere gegangen; fünf Mal hatte sie binnen Kurzem ihre Herren gewechselt.

Unter Hartwig's Regierung entwickelten sich die gefährlichen und gehässigen Stedingerkämpfe. Bei der Wichtigkeit dieser Verhältnisse müssen wir ihren Ursprung, so weit er zu verfolgen ist, darzulegen suchen.

Die Ufer der Weser sind nicht zu derselben Zeit eingedeicht. Das Butjadingerland und die Besitzungen von Jever waren schon durch Deiche geschützt und die Bewohner daselbst in dem Bunde der friesischen Seelande, als das rechte Ufer des Flusses und das linke von Bremen nach Butjadingen noch offen lagen. Das Land Wursten, Wührden, Vieland und Osterstade an unserm Ufer und das Stedingerland am jenseitigen sind spät eingedeicht. Wir kennen das Jahr nicht, aber wir haben ein bestimmtes Merkmal, daß es erst nach 936 geschehen sein kann. Denn alle diese genannten Landstriche wurden dem bremischen Erzbischof zehntpflichtig, während alle älteren Eindeichungen an der Weser und Elbe frei blieben. Es kann also nur geschehen sein, als er eine Landeshoheit besaß.

Das Land Wursten wurde von den Friesen des jenseitigen Ufers eingenommen. Namen und Sitten beweisen es hinreichend. Die Bewohner konnten auch nicht wohl anderswoher kommen, denn das an Wursten grenzende Hochland ist noch jetzt so gut wie unangebaut. Von den ersten Zeiten des Landes Wursten wissen wir im Uebrigen wenig. In den Zeiten Karl's d. Gr. war es noch völlig unbewohnbar. Dies sagt eine alte Aufzeichnung (Stad. Cop. Bd. IX. 2), welche Glauben verdient. In den Jahren Adalbert's waren spärliche Anbauer da, welche sich nach Debstedt

zur Kirche hielten. Sie werden noch „Inselbewohner" genannt (ebend.). Darin liegt der Beweis, daß es um 1050 im Lande Wursten noch keine Deiche gab. — Wir finden nachher, daß die Herzöge von Sachsen dort etwas Grundbesitz hatten (Theilungsvertr. v. 1203); ein Graf zu Dorum, Thanremod, wird genannt; hie und da lesen wir die Unterschrift eines Wurster Priesters — lauter verflogene Einzelnheiten, mit denen wir nichts zu bauen wissen.

Die Wurster nahmen den Zehnten auf sich und haben ihn Jahrhunderte lang unweigerlich bezahlt (Urk. v. 29. Sept. 1502 in J. Rhode Reg.). Er bestand aus einer Gesammtlieferung von 1400 Tonnen Gerste, 600 Tonnen Hafer und für die Ablösung des sogenannten Schmalzehntens gaben sie jährlich 1200 Goldgulden. Die Art des Getreides, lauter Sommerkorn, beweiset, wie schwach die ersten Deiche waren. Man konnte es noch nicht wagen, Winterfrucht zu bauen, obgleich der Boden geeignet ist, den schwersten Weizen und Roggen zu tragen. Diese Abgaben müssen von den Bewohnern als mäßig anerkannt sein, denn erst zur Zeit der Reformation wurden die Wurster unruhig. Es war der einzige Friesenstamm, welcher unsere Provinz bewohnte und dies Geschlecht war sonst gegen Druck sehr empfindlich und leicht zur Empörung geneigt.

Ganz anders war die Bevölkerung der übrigen oben genannten Landstriche an unserm Ufer. Wir haben Andeutungen, daß die Bewohner des Geestlandes im Sommer mit ihrem Vieh in die marschigen Niederungen zogen und dort in Hütten lebten, welche sie im Winter wieder verließen. Allmählig blieben einige auch während dieser Jahrszeit, denn das Land ward höher und fester. Zuletzt wurden Deiche angelegt unter Anregung oder Erlaubniß des Erzbischofs, denn ihm wurde von der Bevölkerung der Zehnte gestattet. Die Einwohner waren sächsischen Stammes, vom benachbarten Hochlande herabgekommen.

Am spätesten wurde das Land am linken Ufer eingedeicht, denn es ist zum Theil noch jetzt das Niedrigste. Dieser Landstrich hieß nachher Stedingen. Er gehörte dem bremischen Erzbischof. Das Eigenthumsrecht muß aber bewiesen werden, denn davon hängt das Urtheil ab, wer bei dem folgenden Streite zwischen dem Herrscher und der Bevölkerung im letzten Grunde Recht hatte. Der Beweis liegt in der Urkunde vom 27. Juni 1062. Hierin wird gesagt, daß der Kaiser Heinrich IV. dem Erzbischof

Adalbert außer dem Hofe Lesum und einigen Hoheitsrechten im Wigmodi-Gau auch „die Insel Lechter und die Moräste Linebroch, Asebroch, Aldenebroch, Weigeribroch, Huchtingebroch und Weigenbroch" geschenkt habe. Die Insel Lechter ist der Kern des jetzigen Stedingerlandes, wie jede Specialkarte von Oldenburg und die geographische Beschreibung dieses Landes bezeugt (siehe Kohli, Beschr. d. Herz. Old. 2, 211). Wenn man zu diesem Bezirke die obigen Brüche hinzuzählt, wie sie v. Wersabe (niederl. Col. 1, 87 ff.) vollständig aufklärt, und wenn man sich die Mühe nimmt, sie auf einer Karte zu umschreiben, so hat man das spätere Stedingerland nebst einem Theil des jetzigen stadtbremischen Gebiets. Wedekind (Not. z. d. Gesch. d. Mittelalt. 2, 83) ist der Ansicht, daß die obigen Gegenden Allodialgüter des Hofes Lesum gewesen sind. Wenn dies der Fall war, was allerdings wahrscheinlich ist, so hätte die Schenkung nicht in Reichsgut, sondern in kaiserlichem Erbgut bestanden. Unter allen Umständen war also die Schenkung gültig. Das hat auch bislang Niemand bezweifelt; alle oben genannten Schriftsteller geben die Rechtsbeständigkeit der Uebertragung und den begründeten Eigenthumsanspruch des Erzbischofs zu. Nur darüber läßt sich streiten, ob ein geistlicher Fürst das Recht habe, seinen Unterthanen die Zehntpflicht aufzulegen. Die Frage mag jetzt zweifelhaft sein; damals war sie es nicht.

Die Bevölkerung des Stedingerlandes war nicht gleichmäßig wie in den andern Marschen. Die Rasteder Chronik (ap. Meib. II. 99) sagt es ausdrücklich, und so unzuverlässig sie sonst ist, kann man ihr hier glauben, wo sie sich auf ihrem eigensten Felde bewegt. Es waren Rüstringer Friesen, Geestbewohner, einige Adlige, holländische Colonisten und mancherlei Volk verschiedenen Stammes. Viele scheinen zum Anbau gar keine Erlaubniß eingeholt zu haben oder weigerten sich sogleich, dem Oberherrn die Gebühr zu leisten, denn von Anfang an setzten sie sich in wehrhaften Zustand, indem sie ihre Wohnsitze am Deiche „nach Art der Städte" befestigten. Das war in den Marschen, welche schon von Natur schwer zugänglich sind, eine sehr ungewöhnliche Maßregel. Man kann die mißliche Lage der ganzen Gründung daraus erkennen und das böse Gewissen blickt durch.

Sie verweigerten den bremischen Erzbischöfen alle Unterthänigkeit und die Entrichtung des Zehnten. Diese waren theils zu friedliebend, theils zu schwach, um mit Gewalt ihre Herrschaft zu

begründen. Es war aber vorauszusehen, daß dies nicht immer so bleiben würde. Wenn ein Erzbischof Kraft genug und die Hände frei hatte, mußte er sich seiner Lage gemäß dieser Aufgabe zuwenden und die Stedinger unter seine Botmäßigkeit zu bringen suchen.

Als Hartwig II. Dithmarschen verloren hatte, suchte er einen Ersatz in dem nahe liegenden Stedingerlande. Damit begannen diese Kämpfe. Die Bedrohten waren lange und vollständig darauf vorbereitet.

Man hat die Stedingerkriege mit einer Glorie umgeben, welche vor einer unbefangenen und leidenschaftslosen Forschung nicht bestehen kann. Es sind Dinge damit in Verbindung gebracht, welche nicht zur Sache gehören. Man hat einen berechtigten Freiheitskampf des Volks darin gesucht gegen die angemaßte Herrschaft eines Unterdrückers. Das ist nicht der Fall. Das Maß der Freiheit, welches den Stedingern gebührte, hätten sie reichlich bekommen, auch wenn sie das Recht des Erzbischofs anerkannten. Von wirklichem Druck der Unterthanen ist unter dem erzbischöflichen Regimente im Allgemeinen keine Rede. Mildere Herrscher hat es nie gegeben.

Die Stedinger blieben einig; die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerung schlossen sich rasch an einander. Denn die Gefahr war immer da.

Sie wurden sehr reich. Ihr Land war fruchtbar, Zehnten und Abgaben drückten sie nicht, von allen Kriegen hielten sie sich fern; Häuptlinge oder andere Herrscher wurden nicht geduldet.

Man sagt, die Erzbischöfe hätten Vögte ins Land gesetzt und dem Grafen von Oldenburg eine Herrschaft darin übergeben, welche dieser durch die Schlösser Lichtenberg und Line aufrecht zu halten gesucht habe. Beides wird von unsern Geschichtschreibern nicht gemeldet. Es wurde im Gegentheil kein bremischer Vogt geduldet. Wir möchten glauben, daß jene Burgen zur Unterdrückung der Stedinger gar keine Beziehung hatten. Sie waren zu anderen Zwecken angelegt. Die Grafen von Oldenburg hatten sich mit vieler Mühe um das Zwischenahner Meer und die Hunte ausgebreitet und suchten durch jene Vesten ihren unsicheren Besitz zu decken. Weit mehr zur Abwehr stedingischer Uebergriffe, als zu Einfällen in dies Land waren sie bestimmt. Es ist völlig unglaublich, daß es den kleinen Oldenburgischen Grafen in den Sinn kommen konnte, die Stedinger zu unterjochen; sie waren viel zu

schwach gegen ein Volk, welches sich von Haus aus zu einer so straffen Einheit zusammen gefaßt hatte und welches 11,000 Krieger in Reih und Glied stellen konnte. Das wäre ein strategischer Unsinn gewesen. Die Vögte in den Burgen haben sich auch nie eine Gewalt oder Gerichtsbarkeit über die Stedinger angemaßt. Wir lesen kein Wort davon in unsern Geschichtsquellen. Aber die Schlösser waren den Stedingern lästig, es war eine stete Drohung an ihrer Grenze und ein Stützpunkt in dem Kampfe, der auf die Dauer nicht ausbleiben konnte. Als daher die Vögte oder ihre Kriegsknechte sich allerhand Unziemlichkeiten gegen die Frauen und Töchter des Landes herausnahmen, wenn diese wohlgeputzt nach Berne zur Kirche fuhren, so machten sie einen Anschlag gegen die Burgen, versammelten sich eines Nachts bei Brokdiek im Holze und erstürmten die verhaßten Schlösser. Diese wurden verbrannt (1187).

Der Graf Johann von Oldenburg sammelte eine Kriegsschaar und zog gegen die Frevler. Sie hatten sich von den verödeten Burgen längst fortbegeben. Johann nahm diese wieder in Besitz, aber er wagte es weder sie herzustellen, noch tiefer in's Land einzudringen. Vielleicht hätte er die Sache nicht so rasch aufgegeben, aber es brachen im Innern seiner Familie heftige Zwistigkeiten aus, welche alle Thätigkeit nach außen hemmten.

Der Würfel war nun gefallen, die Stedinger machten sich auf Alles gefaßt. Mit der Kraft, welche jede Volksherrschaft in der Stunde der Noth entwickeln kann, suchten sie ihr Land zu schützen. Sie gruben einen tiefen Canal, Steingraben genannt, zwischen Ochtmund und Lintow. Weil der letzte Ort nicht mehr da ist, streitet man über dessen Lage. Einige meinen, der Graben sei von der Ochtum bis Neuhuntedorf gegangen (v. Halem, Gesch. Oldenb. 1, 192) und habe so die südliche Grenze des Landes geschützt, Andere verlegen das Werk in die Nähe von Deichhausen und bringen es da mit der einzigen Brücke in Verbindung, welche die Stedinger als Zugang ihres Besitzes duldeten. Es ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls war es ein bedeutendes Werk, weil es die Kraft des ganzen Landes in Anspruch nahm. Rücksichtslos wie jede Republik vertrieben sie darauf alle Adligen, mit Ausnahme einer Familie von Keihusen *). Aber die Mitglieder derselben entfernten sich nachher freiwillig.

---

*) v. Halem in seiner Gesch. Oldenb. meint, es sei ein Schreibfehler des

Zu diesen kraftvollen Maßnahmen trug sehr viel ein Schritt des Erzbischofs Hartwig bei, welchen er in dieser Angelegenheit bei dem Papste gethan hatte. Bei seiner Anwesenheit in Rom beklagte er sich über den Ungehorsam der Stedinger und deren Verweigerung des Zehnten. Der Papst gab ihm die Erlaubniß, gegen sie das Kreuz predigen zu lassen. Es war nun einmal die Zeit der Kreuzzüge.

Das hat Hartwig nicht gethan, aber die Kunde davon muß viel böses Blut im Stedingerlande gemacht haben. Der Erzbischof schickt Mönche und andere Geistliche, sie an den Zehnten zu erinnern und an sein übriges Eigenthum im Lande, über welches ihm alle Gewalt genommen war. Aber die Abgesandten wurden sehr schnöde behandelt und auf dem Deiche in schimpflicher Weise (nudis natibus) herumgeschleppt. Einige von ihnen, welche dennoch fortfuhren, das Recht ihres Herrn zu wahren, wurden getödtet. Man begrub sie im Dom zu Bremen als Märtyrer.

Hartwig wollte sich solchen Uebermuth nicht gefallen lassen. Er konnte den Bann über sie aussprechen und dieser Schlag wäre von erschreckender Kraft gewesen, da die Geistlichkeit ihm anhing. Er hat es nicht gethan. Die weltliche Frage wollte er mit weltlichen Mitteln erledigen. Er sammelte ein Heer und zog gegen die Stedinger, konnte aber nichts ausrichten. Im Ganzen machte er zwanzig Gefangene, welche er für ein Lösegeld losgab.

Als die Sache der Stedinger so weit gut ging, schlossen sich die benachbarten Marschbewohner ihnen an. Es waren die nächst gelegenen Butjadinger bei Elsfleth und in der Umgegend. Diese standen unter Grafen und Häuptlingen und waren nach der neuen Freiheit begierig. Es hatte aber für sie schlimme Folgen. Jene weltlichen Gewalthaber konnten sie freilich nicht zur Unterthänigkeit zwingen, da die Macht der Stedinger hinter ihnen stand, aber sie machten verheerende Streifzüge in das Land der Abgefallenen und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Das Land ward dermaßen verödet, daß sich die Volkssage bilden konnte, in der Kirche von Elsfleth habe eine Wölfin Junge geworfen.

Chronisten und es müsse „Weihusen" heißen. Aber mehre Urkunden im Stader Arch. sind von Mitgliedern der Familie Keihusen ausgestellt oder bezeugt, so daß an deren Existenz nicht zu zweifeln ist.

So rächten sich die Herrscher. Hartwig aber konnte nach der ersten schwachen Unternehmung nichts mehr beginnen, denn er starb noch in demselben Jahre, wo sie mißglückte. (1207 Nov. 3.)

Hier müssen wir die Stedingerkämpfe für's Erste abbrechen, um sie nachher wieder aufzunehmen. Alles, was wir davon gesagt haben, ist streng in unsern Geschichtsquellen nachweisbar. Aber auch nichts mehr. Was wir nicht erzählt haben und später nicht erzählen werden, ist als unbegründet anzusehen. Dies muß erwähnt werden; denn es ist nicht zu sagen, mit welchen Ausschmückungen neuere Darsteller diese Sachen erweitert haben.

8. Schluß.

Der Bischof von Schleswig, Waldemar, war aus dem königlich dänischen Stamme entsprossen. Diese Abkunft reizte den ehrgeizigen Mann, nach der Königskrone zu streben. Er sammelte Anhänger und empörte sich gegen den König Kanut IV. und dessen Bruder Waldemar II. Sein Vorhaben mißglückte. Er wurde ergriffen und lange Jahre auf dem Schlosse Brunlund bei Apenrade gefangen gehalten. Gegen das eidliche Versprechen, Dänemark und alle benachbarten Länder meiden zu wollen, wurde er seiner Haft entlassen. Er entfernte sich und wohnte still in Bologna.

Als Hartwig II. gestorben war, ernannte das bremische Domkapitel diesen verbannten und halb vergessenen Mann zum Erzbischof. Es war eine sehr auffallende Wahl. Das Domkapitel mußte die großen Zerwürfnisse voraussehen, welche unausbleiblich folgten; er erlitt keinen äußeren Druck; der ferne Waldemar hat auch nichts dazu gethan; dennoch ward er gewählt. Es müssen sehr starke Gründe gewesen sein, welche die Domherren zu einem so gefährlichen und folgenreichen Schritte veranlaßten.

Sie sind nicht schwer zu finden. Es handelte sich um Dithmarschen. Der König Waldemar II. hatte ganz Holstein eingenommen und Adolf von Schaumburg aus seinen Besitzungen jenseit der Elbe vertrieben. Selbst Hamburg gehörte ihm und das war der Grund, daß das Domkapitel daselbst zu der neuen Wahl nicht hinzugezogen wurde. Es hätte nicht für einen Mann stimmen können, welcher ein Empörer gegen den zeitigen Herrscher gewesen war und nur gewählt wurde, um es wieder zu werden.

Den bremischen Domherren lag Alles an Ditmarschen; gegen diese Frage trat das Uebrige zurück. Wohl war die Graf-

schaft Stade ein unsicherer Besitz, wohl war Stedingen abgefallen — aber Ditmarschen mußte vor Allem herbeigeschafft werden. Die bremische Kirche hatte einen begründeten Anspruch auf dies stolze und reiche Land; sie war nicht gesonnen, denselben aufzugeben; sie wollte es wieder gewinnen, mit welcherlei Mitteln es auch sein mochte.

Das sollte Waldemar von Schleswig bewirken.

So wie die Wahl geschehen war, erhob sich das hamburgische Domkapitel dagegen. Es protestirte und einigte sich mit der kleinen Minderheit, welche auch in Bremen gegen Waldemar gestimmt hatte. Das Haupt der unterlegenen Partei daselbst war der Domprobst Burchard aus der Familie von Stumpenhausen und diesen wählte das hamburgische Kapitel zum Erzbischof.

Die Domherren von Bremen beachteten den hamburgischen Widerspruch nicht. Aus ihrer Mitte und auch „von den Edelleuten des Stifts" ordneten sie Gesandte an Waldemar ab. Wir mögen die Vermuthung nicht unterdrücken, daß hierin wiederum Abgeordnete einer ständischen Körperschaft zu sehen sind. Sie suchten Waldemar auf, rüsteten ihn mit Dienerschaft aus und begleiteten ihn nach Rom, um bei dem Papste die Bestätigung zu erwirken. Dieser nahm ihn artig auf und wünschte ihm Glück, daß er nach so manchen Wechselfällen des Schicksals einen Platz wieder gefunden habe, welcher seines königlichen Blutes würdig wäre. Aber vorsichtig verschob er die Bestätigung, da er sich erst genauer über die Sache unterrichten müsse.

Bald kamen auch die hamburgischen Gesandten herbei, sprachen ihren Protest aus und fochten vor dem Papst die Wahl als ungesetzlich an. Es traf dazu ein Gesandter des dänischen Königs ein, der Probst Peter von Roskilde — freilich ohne Briefe und Beglaubigungen, er hatte sie unterwegs durch Räuber verloren — und widersprach der Wahl auf Grund des Eides, welchen der Bischof seinem Könige geleistet habe, nie in die Nähe Dänemarks zu kommen.

Waldemar und seine Anhänger erkannten leicht, daß unter diesen Umständen an eine Bestätigung des Papstes in Rom nicht zu denken sei. Aber sie wußten auch, daß der Papst vollendeten Thatsachen gegenüber nachzugeben pflegte. Waldemar entfernte sich von Rom und begab sich nach Deutschland.

Hier war Alles in der größten Verwirrung. König Philipp stritt wider den Gegenkönig Otto IV. Letzterer war ein Freund

des dänischen Herrschers. Waldemar schloß sich daher an Philipp an und wurde von diesem ohne Umstände bestätigt und belehnt.

König Philipp verwandte sich schriftlich für Waldemar bei dem Papst. Dieser war aber viel zu vorsichtig, um darauf einzugehen. Er antwortete nicht dem König Philipp selbst, sondern richtete seine Erwiederung an dessen Gemahlin, die Königin Maria. Sie wurde gebeten, bei ihrem Manne dahin zu wirken, daß er den Waldemar fallen lassen möge.

Dieser kam nach Bremen. Die Stadt nahm ihn gern auf und huldigte ihm als ihrem rechtmäßigen Landesherrn. Sie stand auf Philipp's Seite, denn Otto war ein Welfe und von diesem Geschlechte hatte sie Leid genug erlitten.

Eine andere und ganz unerwartete Hülfe kam ihm von den Stedingern. Sie stellten sich ihm völlig zur Verfügung. Wir kennen die Bedingungen nicht, unter denen sie es thaten; bei der Bedrängniß, worin er war, hat Waldemar gewiß das Aeußerste bewilligt. Den Stedingern aber schien dies der günstigste Zeitpunkt, aus ihrer doch immer mißlichen Lage herauszukommen und mit dem bremischen Erzbischof ihren Frieden zu machen. Denn mit den Oldenburgern waren sie gründlich verfeindet und mit allem Adel überworfen. Waldemar nahm sie gern an, er bekam dadurch eine beträchtliche Hülfe, denn die Stedinger waren gut organisirt und im Felde brauchbar.

Der Domprobst Burchard, dessen Wahl freilich eben so mangelhaft war, als die Waldemar's, begab sich zum König Otto IV. und erhielt von ihm, aber nicht vom Papste, die Bestätigung als Erzbischof. Waldemar ward vom Papste in den Bann gethan. Dazu war zwar kein rechter Grund vorhanden, aber um einen Grund sind die Päpste nie verlegen gewesen. Er ward gebannt, „weil er sich ohne Erlaubniß von Rom entfernt“ habe. Die Bannbulle wagte Niemand in Bremen zu veröffentlichen, bis sie von unbekannter Hand auf den Altar des Doms gelegt wurde.

Eine heillose und landesverderbliche Zerrüttung trat auf allen Seiten ein. Zwei Könige und zwei Erzbischöfe, welche sich gegenseitig mit dem Schwert bekämpften. Unsere Provinz war der blutige Kampfsplatz. Das Land litt sehr viel. Die Fehden, die Wechsel, die Parteinahmen überstürzten sich. Man hat Mühe, den Gang dieser raschen Ereignisse zu übersehen.

Burchard bemächtigte sich durch einige Freunde der Burg Stade und gewann dadurch einen festen Halt im Lande. Waldemar

zog mit einem Heer von Stedingern herbei und suchte die Festung vergeblich mit List zu erobern. Er mußte die Stadt belagern. Es gelang ihm, sie mit Gewalt einzunehmen, als gerade ein heftiger Windsturm die Thürme und Häuser stark beschädigt hatte. (1208 Aug. 3.) Die Stadt wurde gänzlich ausgeplündert, Burchard zog aber dänische Hülfstruppen herbei, eroberte Stade auf's Neue und befestigte es stark. Der dänische König sammelte unterdeß ein starkes Heer und ging über die Elbe. Er war der erste, welcher diesen Fluß von Insel zu Insel überbrückte, um seine Truppen auf das andere Ufer zu werfen. Das hat man ihm erst in unserm Jahrhundert nachgemacht. Er nahm Harburg ein, befestigte es auf das Sorgfältigste und behielt es auch während des ganzen Krieges im Besitz.

In demselben Jahre aber traten zwei Parteihäupter vom Schauplatz ab. Philipp der König ward erstochen und der Erzbischof Burchard trat von seinen Bewerbungen zurück.

Dadurch veränderte sich die ganze Lage der Dinge. Aber nicht zum Besseren, die Verwirrung wurde größer als zuvor.

Der Pfalzgraf Heinrich nahm Stade auf friedliche Weise in Besitz; es hatte sein Bundesgenosse besessen und er hatte dabei keine Schwierigkeit. So war Stade wiederum für die bremische Kirche verloren.

Auf das Eifrigste bemühte sich Waldemar um die Gunst des Papstes, nachdem sein Nebenbuhler die Bemühungen um den erzbischöflichen Stuhl aufgegeben hatte. Er bat und flehte, der Papst möge sich des Vertriebenen und Gebannten erbarmen. So viel erreichte er, daß der Bann aufgehoben und ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, außerhalb Bremen in bischöflicher Kleidung die Messe lesen zu dürfen. Aber als Erzbischof von Bremen ward er nicht bestätigt. König Otto, welcher sich gerade zur Krönung in Rom befand, hinderte es.

Die Freundschaft des neugekrönten Kaisers und des Papstes war aber nicht von Dauer. Noch in Rom überwarf sich der Kaiser mit den dortigen Einwohnern und gleich darauf mit dem Papste. Die Ursachen dieses Streites sind unklar. Otto IV. ward vom Papst mit dem Bann getroffen. Seine Freundschaft mit dem dänischen König war auch zerrissen.

Dadurch veränderte sich wiederum die Sachlage. Der Papst ernannte aus eigener Machtvollkommenheit, ohne irgend ein Domkapitel zu fragen, auf den Rath Burchards und seiner Freunde

(Urk. v. 30. Oct. 1210 im Stad. Arch.) den Bischof von Osnabrück, Gerhard I., einem geborenen Grafen von Oldenburg*) zum Erzbischof von Bremen. Dieser Zwischenfall war von großem Erfolge; er zersetzte völlig die Parteien. Wie durch eine chemische Einwirkung sonderten sich die Massen.

Die Adeligen der Provinz, zum größten Theil Dienstmänner des Stifts, schieden sich rasch von Waldemar, dem sie bislang angehangen hatten, und schlossen sich Gerhard an. Ihre Namen werden uns genannt; die Familien sind lange dahin; nur die Düring, Schulte, Schwanewede, Issendorf, Marschalk und Wersabe sind von ihnen übrig, das sind die ältesten jetzt noch blühenden Geschlechter unsers einheimischen Adels; die anderen Familien, welche hier leben, sind aus der Fremde gekommen oder jüngeren Ursprungs.

Mit diesen Edelleuten verband sich der König von Dänemark und der Graf von Hoya zu Gunsten Gerhards.

Kaiser Otto IV., der Pfalzgraf Heinrich, sein Bruder und der Markgraf Bernhard von Brandenburg stellten sich auf die Seite Waldemars. Dazu die Bremer und Stedinger. Lauter neue wunderliche Freundschaften. Sie mußten sich erstaunt anblicken, daß sie bei einander waren.

Dazwischen flogen die Bannstrahlen hin und her. Sie waren gänzlich wirkungslos, weil die niedere Geistlichkeit sich auch den Parteien angeschlossen hatte.

Waldemar wurde vom Markgrafen Bernhard nach Bremen geführt. Er vertrieb die ihm feindlich gesinnten Domherren und Geistlichen und bemächtigte sich ihrer Güter. (Urk. v. 27. Febr. 1212 im Stad. Arch.).

Der Papst schrieb an alle benachbarte Bischöfe, sie sollten auf jede Weise Waldemar zu entfernen suchen. Der Befehl mochte wenig Wirkung gehabt haben, denn zwei Jahre später schrieb er in strenger Weise an sämmtliche Geistliche des bremischen Sprengels, sie sollten die Excommunication Waldemar's verkündigen.

Der Krieg dauerte beinahe elf Jahre und war äußerst verderblich, weil auf einen kleinen Raum beschränkt und nie mit großen Kräften geführt. Den Bundesgenossen fehlte auf beiden Seiten die Einheit. So zersplitterte alles in endlosen Fehden und Ueber-

---

*) Nicht von der Lippe, wie gewöhnlich angegeben wird. Vergl. Lappenberg Geschichtsqu. S. 10.

fällen. Nirgends ein großer Sieg, nirgends eine entscheidende Niederlage.

Die Stedinger waren die rührigsten. Sie verheerten das Land an den Weserufern und zerstörten (1212) die Burg Monsowe. Sie lag eine halbe Stunde oberhalb Beverstedt an dem linken Ufer der Lune, wo die Wälle und Gräben noch sichtbar sind. (Der Platz gehört dem adligen Hofe Wellen und wird jetzt „Monsenjen" genannt.) Diese Burg gehört zu denjenigen Vesten, welche nur an einer Seite durch Wasser geschützt sind. An der anderen Seite finden sich mehre nicht sehr tiefe Gräben in trockenem Sande. So ist es auch bei der Pipinsburg (Kspl. Debstedt) und der Ohrensburg (Amt Harsefeld). Beim ersten Anschauen begreift man nicht, wie diese niedrigen Wälle irgendwie schützen konnten. Aber wir lernen aus der zufälligen Bemerkung einer späteren Urkunde (vom 24. Aug. 1328), daß die Kämme dieser Wälle eine hölzerne Mauer (Planken) trugen und dadurch wehrbar wurden.

Darauf belagerten die Stedinger das Haus Hagen. Es war ein kleines Lust- und Jagdschloß der Erzbischöfe und dabei eine Zuflucht in der Noth, von Adalbert oder einem seiner nächsten Nachfolger gegründet, sehr fest und für den äußersten Fall mit einem noch vorhandenen unterirdischen Gange versehen, welcher in einem nicht fernen Gebüsch zu Tage führte. Das Haus ist nie erobert, steht noch und ist eines der niedlichsten unsrer alten Bauwerke. Auch die Stedinger konnten es nicht einnehmen und mußten sich damit begnügen, es zu blokiren. Dagegen zerstörten sie im folgenden Jahre das Schloß Stotel. Mit dem Pfalzgrafen Heinrich vereint kämpften sie dann gegen den Grafen von Hoya, welcher viele von ihnen aufgegriffen hatte. Der Erfolg war wechselnd. Der Pfalzgraf baute Falkenburg (im Oldenburgischen), der Erzbischof Gerhard wenige Stunden davon bei Delmenhorst das Schloß Schlutter (1213).

Manche Ritter ließen sich in dieser Zeiten Noth mit dem Kreuze bezeichnen, um jeder Parteinahme entgehen zu können. Wer sich zur Kreuzfahrt rüstete, war dadurch aller übrigen Fehden entledigt. Es muß eine ziemliche Anzahl in unserer Provinz gewesen sein, denn der Papst richtete an sie ein besonderes Schreiben und bezeichnete Ort und Zeit des bevorstehenden Kreuzzugs (Schreiben vom 8. Jan. 1216 im Stad. Arch.)

So wogte der kleine Krieg an der Weser auf und ab. An der Elbe ging es ebenso. Der Kaiser zog mit Waldemar gegen

die Dänen (1215). Gern ergab sich ihm Hamburg. Weiter dehnte er seinen Zug nicht aus. Der dänische König ging dagegen mit Schiffen über die Elbe, um Stade zu erobern. Aber der Pfalzgraf trieb ihn zurück. Im folgenden Winter kam er über das Eis wieder; er hoffte die gefrorenen Burggräben leichter zu überschreiten. Aber plötzlich eintretendes Thauwetter machte ihn wegen seines Rückzuges besorgt. Er kehrte um und wandte sich mit allen Kräften gegen Hamburg. Die Stadt leistete Widerstand und der König konnte sie nicht mit Gewalt einnehmen. Er gedachte sie auszuhungern und errichtete dazu ein kleines Kastell — man meint, daß davon die jetzige Neueburg in der Stadt ihren Namen hat. An der andern Seite baute des Königs Statthalter, Albert von Orlamünde, eine ähnliche Veste. Die Hamburger hielten eine Zeit lang die Noth aus; da sie aber von keiner Seite Hülfe sahen, unterhandelten sie mit dem König und ergaben sich auf Bedingungen.

Die Stedinger traf jetzt (1216) ein großes Unglück. Ein Sturm zerriß ihre Deiche und die Wasserfluthen überströmten das Land. Sie bekamen alle Hände voll im eigenen Hause zu thun Vielleicht aus diesem Grunde, vielleicht auch durch die Unbeständigkeit, welche aller Volksherrschaft inne wohnt, fielen sie plötzlich von Waldemar ab. Sehr gelegen kam ihnen hiebei ein Sendschreiben des Papstes, welches an sie besonders gerichtet war und die Aufforderung enthielt, Waldemar zu verlassen und sich Gerhard anzuschließen (Urkunde v. 14. März 1216 im Stader Archiv). Dadurch erhielt dieser an der Weser das Uebergewicht. Die Bremer, welche noch immer treu zu Waldemar hielten, wurden nun von ihren bisherigen Bundesgenossen angegriffen und mußten gegen sie den Pfalzgrafen Heinrich zu Hülfe rufen, ihren Schirmvogt.

In der Mitte der Provinz tobte derselbe Kampf. Mit dem Grafen Albert von Orlamünde baute Erzbischof Gerhard eine Burg oberhalb Stade, im jetzigen Dorfe Schwinge, wahrscheinlich um die Ausfälle der Besatzung von Stade zu hindern. Der Pfalzgraf eroberte sie bald, dagegen verlor er sein Schloß Bremervörde.

Es hielt sich ein Wunderthäter bei Bevern auf, ein Betrüger, Namens Otbert, welcher großen Zulauf hatte. Die Kranken heilte er mit Zaubersprüchen. Sein Ruf ging weit im Lande. Man hatte Volkslieder, Loisen genannt, ihm zu Ehren gemacht.

Der Vogt des Pfalzgrafen, Heinrich von Ochtenhusen, schützte ihn, weil er von den Wallfahrten Vortheil zog. Einige Edelleute des Stifts benutzten dies, verkleideten sich als Pilger, reiseten durch Bremervörde und überrumpelten das Schloß.

Der Wunderthäter entfloh nach Stade, ging darauf nach Lübeck und starb endlich in Riga. (**Chron. Slav. ap. Lind. ad 1218**). Seine Heilungen müssen aber sehr unzuverlässig gewesen sein, denn man pflegte sprüchwörtlich von einer nutzlosen Sache zu sagen, es helfe so viel als Otberts Segen.

Endlich wurden auch die Bremer der schweren Drangsale müde und fielen (1217) von Waldemar ab. Dieser sah seine Freunde allmählig sich entfernen, und obwohl er durch kaiserliche Hülfe sich noch hätte halten können, zog er es doch vor, seine Ansprüche aufzugeben. Er begab sich in das Kloster Loccum, wo er als Mönch in Ruhe starb. Der Kaiser und sein Bruder, besonders durch den Abfall der Bremer gereizt, fielen noch einmal in das Land und richteten eine große Verheerung an. Nach der Entfernung Waldemars hatte aber dieser Kriegszug keinen rechten Sinn mehr, es war nichts als eine Rache.

So endete diese unselige Verwirrung. Die Provinz war in Blut gebadet, Feuer und Schwert hatte gewüthet, wie nie zuvor. Und das Alles, weil ein paar Domherren in Bremen einen verkehrten Anschlag auf ein fernes Land machten. Aber von Ditmarschen war gar keine Rede in diesem Kriege; so standen die Sachen niemals, daß man es hätte erreichen können. Es war ein großer politischer Fehler, und ein solcher rächt sich immer. Mit vieler Mühe und großen Kosten suchte man die Güter, welche Waldemar verpfändet oder veräußert hatte, wieder heranzuziehen. Der Papst und der Kaiser mußten mit Befehlen dazu helfen.

Es war der letzte Kriegszug, welchen Otto IV. machen konnte. Er wurde an Leib und Seele krank und begab sich nach der Harzburg. Hier ließ er sich zur Büßung seiner Sünden von den Geistlichen martern. Sie mußten ihn mit den Füßen auf den Hals treten. Er starb daselbst 1219.

Sein Bruder, der Pfalzgraf Heinrich, wurde durch das Ableben Otto's in seiner Macht geschwächt, aber auch geistig tief erschüttert. Die unaufhörlichen und doch im Ganzen erfolglosen Kriege hatten ihn müde gemacht; er sehnte sich nach Ruhe. Er hatte den Bann auf sich geladen und das war eine sehr lästige Sache, wenn er von den Geistlichen ernstlich in Wirkung gesetzt

wurde. Er sowohl wie sein Bruder hatten viel von ihres Vaters schwermüthiger Bigotterie geerbt. So kampfesmuthig und fröhlich er im Kriege sein konnte, so hing doch der Streit mit der Kirche, der Bann und die Strafe des Himmels wie eine düstere Wolke über seinem Geiste.

Der Pfalzgraf wollte Versöhnung und Frieden. Sehr theuer mußte er ihn bezahlen.

Mit dem Erzbischof machte er einen sehr wichtigen Vergleich (1219 Sept. 1.—24.), welcher von den vornehmsten Begleitern und Freunden beider bezeugt wurde. Vor Allem sollte der Kirchenbann aufgehoben sein und sein eigener Jahrestag, wie der seines Vaters und Bruders im Dom und in allen bremischen Klöstern alljährlich mit Seelmessen gefeiert werden. Dafür entsagte er allem Anspruch auf Zollrecht im Stifte, der Vogtei, der Münze und den Zöllen in der Stadt Bremen, der Probstei Wildeshausen mit ihrem ganzen Zubehör und vor Allem der Grafschaft Stade und deren Besitzungen. Aber erst nach seinem Tode sollte es in den Besitz der bremischen Kirche übergehen. Wenn er sich früher zur Abtretung entschließen würde, müßte ihm eine Summe von 6200 Mark — in genau bestimmten Terminen — dafür gezahlt werden. Alle Dienstmannen sollten jetzt schon dem Erzbischof Treue schwören. Die Festung Harburg, welche noch im Besitz Alberts von Orlamünde war, sollte ihm mit Güte oder Gewalt abgenommen werden.

Nie hat die Kirche einen so über alle Maßen günstigen Vergleich abgeschlossen. Der Vortheil war ganz auf ihrer Seite. Die Vogtei von Bremen konnte unter Umständen von dem höchsten Werthe sein und die Grafschaft Stade war es jetzt schon. Die Gründe, warum der Pfalzgraf diesen seiner Familie äußerst nachtheiligen Vergleich ohne irgend eine materielle Gegenleistung abschloß, können nur in seiner Geistesstimmung gesucht werden. Von außen lag gar kein zwingender Anlaß vor.

Freilich war der Vergleich noch lange nicht rechtskräftig. Es fehlte die Zustimmung der Erben, welche nach deutschem Rechte unerläßlich war, es fehlte vor Allem die Bestätigung des Kaisers, Friedrichs II. Sie sind beide erst sehr spät erfolgt, aber sie wurden durch die nachfolgenden Ereignisse auch überflüssig.

So war denn endlich die Grafschaft Stade für die bremische Kirche errungen. Es war ein schweres Stück Arbeit gewesen. Jetzt waren die Erzbischöfe Landesfürsten über unsere ganze Pro-

vinz; es fehlte nur noch das Land Hadeln, das unerreichbare, und die kleine Grafschaft Stotel. Die Adligen des Landes waren zum Theil schon Dienstmänner der Kirche gewesen; jetzt wurden es Alle, da der Pfalzgraf sie vertragsmäßig an den Erzbischof wies. Es wird uns keiner als Ausnahme genannt. Es waren im Ganzen 79 Edelleute, deren namentliches Verzeichniß noch vorhanden ist. (M. S. auf der Hamburger Stadtbibliothek No. 406.) Sie wohnten sämmtlich auf der Geest, nur zwei finden wir in den Marschen, die eine Familie in Döse bei Oederquart, die andere in Bassenfleth im Altenlande.

Da die Erzbischöfe sich allmälig als Landesfürsten darstellten, so fehlte ihnen der Hofstaat nicht. Sie waren von vornehmer Dienerschaft umgeben. Es gab Hofämter, einträgliche Dienste, welche von den Besitzern bei dem Antritt eines neuen Erzbischofs gern behalten wurden. Hartwig II. ließ sich von dem Kaiser die Verordnung geben (Urkunde vom 25. Sept. 1190), daß kein Hofamt erblich sein sollte, als das des Truchseß, Mundschenken, Marschalls und Kämmerers.

Er wohnte in Bremen in seinem Palast, palatium genannt, am Domshofe. Das Gebäude ist noch jetzt da, zu einer Stadtwache, Postanstalt und Dienstwohnungen umgestaltet. Es ist so sehr verändert, daß man die ursprüngliche Anlage nicht mehr zu erkennen vermag.

Um den Dom und diesen Palast wohnten die Dienstmannen (Ministerialen), Hofbeamten und Domherren in eigenen Häusern, welche zum Theil mit Gärten versehen waren. Es war gleichsam eine zweite Gemeinde in der Stadt Bremen. Mit ihren bewaffneten Hörigen umgaben sie wie eine Leibwache den Erzbischof; es war eine kleine kriegerische Macht, welche die fürstliche Gewalt gegen das Bürgerthum in Ansehen hielt, so lange das letztere noch schwach war. Diese Vasallen der Kirche, welche auf eigenen Höfen in der Stadt weilten — zuletzt gegen 200 Wohnungen — werden uns zum großen Theil genannt. Der Graf von Oldenburg hatte dort sein Stadthaus, desgleichen der Graf von Delmenhorst, von Bruchhausen, von Diepholz, der Edle von Grünberg, von Machtenstedt, von Rempenhausen, von Stoltenbroke, die Ritter von Eilendorf, Aumund, Luneberg und zahlreiche andere. Manche von ihnen, besonders niederen Adels, siedelten in die Stadt selbst über, sagten sich allmälig von der unmittelbaren Verbindung mit dem fürstlichen Hofe los und bildeten die Patriciergeschlechter in

Bremen. Sie lebten nur von ihrem Grundbesitz, Zehnten und Meiergefällen und trieben niemals bürgerliche Gewerbe. Als erster Stand in der bürgerlichen Stadt pflegten sie den Kern des Raths zu bilden. Trotz aller Heirathen und sonstiger Verbindungen gingen sie nie völlig in der städtischen Gemeinde auf; ihre Interessen und Neigungen fielen nicht immer mit denen der übrigen Bevölkerung zusammen und diese Ungleichheit hat viel zu den heftigen Parteikämpfen beigetragen, von denen in späteren Zeiten die Stadt zerrissen wurde.

Die Beamten, Vögte und kriegerischen Anführer nahm der Erzbischof aus seinem ihn umgebenden Adel. Dieser hat seine Stellung früh und oft mißbraucht. Manche Beamte suchten sich eine so unabhängige Stellung zu verschaffen, daß der Erzbischof sie mit eigener Macht nicht niederhalten konnte. Selbst der Papst mußte sich bisweilen der Erzbischöfe gegen die Anmaßung ihrer Ministerialen annehmen (Urkunde vom 10. Febr. 1195) und die benachbarten Kirchenfürsten ihnen zu Hülfe senden.

Das Recht, welches die Erzbischöfe über die Stadt Bremen gehabt und durch den Stader Vergleich wieder erlangt hatten, ist niemals zu einer völligen Klarheit gekommen. Jedem neuen Erzbischof huldigte die Stadt in feierlicher Weise, aber unter Vorbehalten und so vieler Wahrung ihrer Freiheiten und Privilegien, daß es niemals ein staatlich angemessenes Verhältniß wurde. Der Streit über die beiderseitigen Grenzen der Macht ruhte oft, aber starb nie und konnte auch nicht sterben, denn beiden Theilen lag an der Unklarheit, weil sie eine Ausdehnung der Gewalt ermöglichte. Man hat den Streit nie gründlich ausgetragen und als die erzbischöfliche Macht (1648) aufhörte, stand die Sache noch auf demselben Flecke und Schweden mußte schließlich aus dem Munde der Kanonen das letzte Wort in der Angelegenheit sprechen lassen.

Außer dem Palast in Bremen besaß der Erzbischof mehre Landgüter und Burgen, auf denen er zu Zeiten weilte. Anfänglich scheint Hagen der Lieblingsaufenthalt gewesen zu sein, später wurde es Bremervörde. Außerhalb unserer Provinz hatte er aber keine Lustschlösser. Sonderbarer Weise scheinen die Erzbischöfe sehr selten in Stade sich aufgehalten zu haben, obwohl dort eine stattliche Burg war und sie außer Bremen und Stade gar keine Städte besaßen. Ob mit Absicht oder aus Zufall Stade gemieden wurde, können wir nicht mehr sagen. Manche Erzbischöfe weilten auch

gern in den Klöstern der Provinz, besonders in Lilienthal und Osterholz. Sie schickten dann Hausrath und Lebensmittel voraus. Es scheint Laune und Vergnügen an weiblichem Geschwätz gewesen zu sein. Harsefeld vermieden sie; der Abt daselbst strebte nach einer unabhängigen Stellung und stand öfter auf Seiten der erzbischöflichen Gegner.

Am Schluß dieser Periode kam zu den Klöstern unserer Provinz ein neues hinzu. Die Grafen von Diepholz besaßen einige Güter im Lande Hadeln und die Kapelle zu Midlum. Auch hatten sie, so gering die Besitzungen waren, doch darin die Gerichtsbarkeit. (Diese war oft äußerst klein; wir haben ein Beispiel im Altenlande, bei Bergfried, wo sie sich auf zwei Häuser erstreckte. Weil aber bei uns Alles dauersam ist, so erhielt sich diese unbedeutende Jurisdiction bis 1850.) Sie übergaben den Grundbesitz der bremischen Kirche unter der Bedingung, dort ein Kloster zu gründen. Bei der geringen Begabung desselben waren sie wegen des Erfolgs unsicher und bestimmten, daß die Güter an sie zurückfallen sollten, wenn die Stiftung mißglückte. Das Kloster ward eingerichtet (1219), aber es blieb nicht lange in Midlum Aus unbekannten Gründen wurde es 1282 nach Altenwalde gelegt, wo der Klosterplatz noch sichtbar ist. Die Stelle ist einzig in ihrer Art; man übersieht von der Höhe die Elbe, Weser und das Meer. Aber sie war doch übel gewählt; aus Mangel an Trinkwasser mußte das Kloster weiter in's Land verlegt werden und kam 1334 nach Neuenwalde. Dort ist es geblieben. Es konnte, wie fast alle unsere Klöster, nicht recht zu Kräften kommen und blieb eine kümmerliche Stiftung bis in das 17. Jahrhundert wo sich die bremische Ritterschaft desselben annahm. Es wurde zu einem protestantischen Fräuleinstift umgestaltet und gelangte durch manche Schenkungen und sorgfältige Verwaltung zu seiner jetzigen Blüthe.

Drittes Hauptstück.

1. Die Höhe der erzbischöflichen Macht.

Niemals hat sich Deutschland verlassener gefühlt, als in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Die Kraft und Sorge der hohenstaufischen Herrscher war Italien gewidmet, wo das Papstthum und die Kaiserherrschaft sich gegenseitig zu Grunde richteten.

Wir lesen mit Theilnahme diese Kämpfe. Wir bewundern das Geschlecht der Hohenstaufen. Es sind vornehme, fein gebildete Charactere; sie haben Sinn für die Schönheit und den Schmuck des Lebens; sie haben die Kunst und Literatur hoch geschätzt. Aber — und das geht uns hier an — der Streit gegen die Kirche war der politische Fehlgriff, welcher sich rächen mußte. Und Deutschland wurde unmittelbar und folgeweise das Opfer. Deutschland wäre groß und glücklich geworden, wenn die Hohenstaufen nur die Hälfte der Kraft und Anstrengung, welche sie Italien widmeten, dem eigenen Lande zugewandt hätten.

Mit menschlichem Mitleid sehen wir Conradin, den letzten Sproß, auf dem Blutgerüst sterben. „Die Geister seines Geschlechts hatten ihn über die Alpen gerufen.“ Aber für Deutschland war es ein Glück, denn die Hohenstaufen arbeiteten an einer unlösbaren Aufgabe, an der Unterjochung und zugleich an der Einheit Italiens, und Deutschland mußte Menschen und Geld dazu hergeben. So lange noch einer des Stammes am Leben war, konnte keine Ruhe kommen.

Am Hofe Friedrichs II. in Neapel war Glanz und des Lebens Genuß. Da blühte die Poesie, da waren die Reize des Daseins, da erging man sich in Philosophie und Geistreichthum, in heiterem Jagdleben und morgenländischer Tanzkunst. Aber wie sah es in Deutschland aus! Da war das staatliche Elend auf's Höchste gestiegen. Alle Stände im Kriege gegen einander, die Parteiungen der Guelfen und Gibellinen rissen das Land aus-

einander, kein Reichsgericht war in Kraft, Alles beherrschte das Faustrecht. Da wurden die Schwachen elend und die Starken übermächtig.

Es war die Schuld und Versäumniß der Hohenstaufen.

In solchen Zeiten konnte ein Mann sich Raum schaffen, wie wir ihn nun an die Spitze unserer Provinz treten sehen.

Als der Vertrag mit dem Pfalzgrafen Heinrich über die Grafschaft Stade abgeschlossen war, reisete Gerhard I. persönlich nach Frankfurt zum Kaiser, um die Bestätigung desselben einzuholen. Aber auf der Reise starb er. (1219 Aug. 13.)

In demselben Jahre noch wählte das bremische Domkapitel **Gerhard II.**, einen Grafen von der Lippe*), damals Domprobst in Paderborn, zum Erzbischof. Das bremische Kapitel hatte ihn einstimmig gewählt, aber das hamburgische wollte ihn nicht anerkennen. Der Streit über die Bischofswahl hatte sich schon zur Zeit Liemars entsponnen, aber er wurde durch Gerhards Bemühungen nun zu Ende gebracht. Die erzbischöfliche Würde wurde formell an Bremen abgetreten (1223) und diese Uebertragung vom Kaiser und Papst bestätigt. Drei hamburgische Domherren sollten in's Künftige zu jeder Bischofswahl hinzugezogen werden, deren Rangordnung und Sitz genau bestimmt wurde. Wenn sie aber ordnungsmäßig geladen bei dem Wahlacte ausblieben, sollte die Handlung doch gültig sein. Damit wurde dieser Zwist in der Hauptsache erledigt, obgleich kleinere Reibungen nicht gänzlich ausblieben.

Gerhard II. bestieg den erzbischöflichen Thron und nahm sich vor, Herr im Hause zu werden. Was bei seinem Antritt noch unsicheres und schwankendes Besitzthum der bremischen Kirche war, das wollte er mit fürstlicher Hoheit beherrschen. Mit diesem festen Entschlusse verband er aber große Nüchternheit des Geistes und klaren politischen Blick. Nur das Erreichbare stand ihm vor Augen. Er hat sich um Ditmarschen nicht bekümmert, er hat keinen Anschlag auf das Land Hadeln und die friesischen Grafschaften am linken Ufer der Weser gemacht, obgleich solche Ansprüche nahe und lockend waren. Aber der stadische Besitz sollte sein werden, die Burgen in der Provinz wollte er gewinnen, Bremen sollte ihm gehorchen und die Stedinger ihn als Herrn anerkennen. Es waren die Aufgaben seines Lebens. Er hat sie

*) Siehe seine Verwandtschaft bei Lappenberg, Geschichtsquellen S. 10.

nicht alle gelöset. Aber es ist bedeutend an ihm, daß er rasch eine Sache aufgab, wenn er die Unmöglichkeit ihrer Durchführung erkannte. So hat er sich mit manchen Feinden versöhnt, und die Versöhnung ist von seiner Seite aufrichtig und dauernd gewesen.

Bei seiner Thronbesteigung war Ottersberg, eine nahe liegende und drohende Veste, in feindlichen Händen. Sie gehörte Bernhard von Wölpe, der mit unerschütterlicher Treue dem Welfenhause anhing. Gerhard belagerte die Burg und gewann sie, nachdem er zuvor den Grafen und seine stedingischen Hülfstruppen bei Hoya geschlagen hatte.

Es war seine erste That als Fürst. Ihm mußte vor Allem daran liegen, in seiner Residenzstadt als Herr anerkannt zu werden. Die Befugnisse des Erzbischofs über die Stadt Bremen und ihre Bürgerschaft waren, wie wir gesagt haben, unklar und dehnbar. Der Bischof Adaldag hatte sich in alter Zeit vom Kaiser Markt-, Zoll- und Münzrecht daselbst geben lassen — die Bremer behaupteten, er habe sie damit begnadigt, die Erzbischöfe, es sei zu Gunsten ihres eigenen Stuhls geschehen. Die Urkunde ist vorhanden (vom 8. Aug. 966), sie läßt beide Auslegungen zu.

Einen Fürsten erkennt man daran, daß ihm die Unterthanen Steuern bezahlen; damals gab es aber noch gar keine directen Steuern; von Personen- und Häuser- und Gewerbesteuer wußte man nichts und das Land ward nicht vermessen. Die einzigen wirklichen Steuern waren Zölle und Accise.

Gerhard verlangte, die Bürger in Bremen sollten ihm von den aus- und eingehenden Waaren Zoll bezahlen. Sie verweigerten es.

Den Streit, welcher darüber entstand, möchten wir am Liebsten mit den Worten der bremischen Chronik von Schene wiedergeben und dessen lebendige und hübsche Darstellung in unsere Schrift herübernehmen. Aber wir müssen leider fürchten, daß es nicht Jedermanns Sache ist, das Plattdeutsche zu verstehen, welches vor fünfhundert Jahren geschrieben wurde. So wollen wir die Stelle in der wörtlichen Uebersetzung geben, auf die Gefahr hin, daß sie wie ein schmuckes Bauernmädchen im modigen Gewande sich weniger gut ausnehme.

„In demselben Jahre (1220) da begann der Erzbischof zu Bremen, Gerardus, der ein geborner Herr war von der Lippe, zu streiten mit der Stadt von Bremen und wollte die Stadt eines Theils bringen von ihrer alten Freiheit, da sie mit begnadigt war

gewesen von Sanct Wilhads und König Karls Zeiten. Das verhielt sich also. Er wollte Zoll haben von allen frommen Kaufleuten auf der Weser bei dem weißen Schlosse. Hier legte sich der Rath entgegen mit den gemeinen Kaufleuten und wollten das nicht leiden. Und dieser Herr bedrängte (nouwede) die Bürger zu Lande wo er konnte von des Stifts Schlössern. Darauf zählten sie nicht viel, denn sie hatten so große Nahrung zur See mit ihrem Bier, denn man wußte zu der Zeit bei der See von keinem anderen Bier zu sagen und hatten auch sehr große Nahrung aus Friesland von fettem Rindvieh (queke), Häuten, Schafen, Käsen und Eiern allzu großen Kaufes. Ein Bürger konnte kaufen und umtauschen eine fette Kuh mit einer Tonne Tafelbier und die Haut galt ihm das Geld wieder, so hatte er das Fleisch um nichts. Ein fettes friesisches Lamm um sechs Schwaren, das war anderthalb Grote und allewege zwölf Eier um einen hohlen Pfenning. Und wenn die Zeit von dem Jahre war, so fand man allezeit großes fettes Rindvieh genug auf den friesischen Werdern so guten Kaufes, wie ihr hiebevor habt gehört.

Auf daß ich wieder komme zu der ersten Rede; da der Erzbischof Gerardus sah, daß die Bürger von der See so große Nahrung hatten, daß er sie zu Lande nicht zwingen konnte, da wollte er sie zu Wasser zwingen und überpfählte die Weser bis auf eine Fährstraße; da ließ er zu schmieden eine große Kette, die er davor schließen ließ und meinte, da sollte Niemand durchfahren ohne seinen Willen. Aber was that da der Rath und der gemeine Kaufmann? Sie warteten ein großes Wasser ab und rüsteten da ein großes Schiff vollständig zu mit aller Herrlichkeit und bemannten es mit Rathsleuten und mit andern guten Leuten, die da nütze zu waren und gingen zu Segel, da ein guter Wind wehte, und segelten die Kette mitten entzwei. Und zogen die Pfähle zumal leicht auf und thaten das also: das Schiff legten sie an die Pfähle und alles Volk des Schiffes ging an das eine Bord, und legten um den Pfahl ein Tau, so niedrig als sie konnten. Wenn dann der Zimmermann rief: Lopet over by de anderen bord, mit dem so schlug er den Pfahl auf den Kopf, so fuhr der Pfahl aus dem Grunde; also wurden die Pfähle allzumal aufgezogen, daß es der Bischof auf dem Schloß genau sehen konnte. Und nahmen beide Theile der Kette in das Schiff. Diese Kette lag in der Schatzkammer manches Jahr; man sagt, daß sie nun liege vor den Thoren unserer Stadt. Da dies also geschah, da kränkte sich

der Erzbischof Gerardus allzu sehr, daß er die großen Kosten so leicht verlor. Das sah mit ihm ein frommer Ritter, der kürzlich zu ihm geritten war aus der Herrschaft von der Lippe und hieß Herr Diederich Sachte. Der tröstete ihn und sprach: **Here van Bremen, hir ne horet men gut mot to. Moghet die Bremere sulke waterborghe maken, dar sie mede to unde van moghen, we kan dar vore ghenesen?** Aber der Ritter bat den Erzbischof Gerardus, daß er möchte einen Frieden (Waffenstillstand) sprechen lassen, auf daß er die Wasserburg inwendig möchte sehen, er hätte nie ein so großes Schiff gesehen. Das geschah: und der Rath nahm den Frieden an und empfingen den Ritter in dem Schiffe so ehrenvoll und pflegten seiner mit Wein und Gemüse und Kost also reichlich, daß der Ritter sich verwunderte der Herrlichkeit und der Gemächer, die er da besah mit ihren stolzen Betten und hatten ihr Geräth ebenso, als wenn sie zu Bremen in ihren Häusern wären. Dieser Ritter arbeitete darauf und fuhr zwischen dem weißen Schloß und dem Schiffe so lange, daß er den Krieg erst beruhigte und brachte es fort zu Ende und zur Versöhnung in dieser Weise, daß der Erzbischof Gerardus dem Rath und der Stadt gab das weiße Schloß, daß sie damit möchten thun, was sie wollten. Das geschah, da man schrieb 1221 des Sonntags, da man singt Judica. Und der Rath verband sich wieder mit dem Erzbischof Gerardus, daß sie ihm ein anderes Schloß wollten wieder helfen bauen, das dem Stifte sollte viel nützlicher sein, innerhalb des nächstfolgenden Jahres. Das half ihnen Gott und der gute Herr Sanct Petrus, daß sie das an beiden Seiten fort brachten. Und das Schloß ward genannt der Langwedel. Dies geschah, da man schrieb 1222 Mitte Sommer. Und dieser vorgenannte Erzbischof Gerardus gab da der Stadt seinen offenen besiegelten Brief, daß die Bürger von Bremen da sollten zollfrei sein, wie sie bei allen anderen Schlössern des Stifts waren; wäre es aber, daß dem Rath von Bremen und ihren Bürgern oder den Ihrigen davon hinfort irgend ein Schaden geschähe von dem Langwedel, so sollte der Bürgermeister, Rathmänner und die ganze Gemeinheit aller Huldigung ledig sein. Als dies Schloß fertig war, da brach der Rath das weiße Schloß von Stund an und alle kleinen Kähne, deren viele waren, und Schiffe fuhren die Steine in kurzer Zeit nach Bremen. Und da wurden viele Straßen von gepflastert, denn da waren in der Zeit noch viele Straßen, welche

mit Planken versehen waren. Und man findet noch viel großes Holz unter den Steinwegen in manchen Straßen."

So weit die Chronik. Wir haben wenig hinzuzufügen. Das weiße Schloß, die Witteborg, lag zwei Stunden unterhalb Bremen an der Weser. Der Platz ist noch durch einige Trümmer kenntlich. Mit den Steinen der Burg wurde zuerst die Lange Straße in Bremen gepflastert. Im Jahre 1564 wandte man sich noch einmal dahin, grub die Fundamente des großen Thurms und die Kellermauern heraus und verwandte die Steine zur Pflasterung des jetzigen Buntenthorssteinwegs.

Der Plan des Erzbischofs war mißlungen; die Stadt war zu selbstständig geworden und ließ sich nicht mehr unterdrücken. Gerhard erkannte es, fand sich darin und ließ von allen neuen Versuchen ab. Von nun an lebte er mit der Stadt in dauerndem Frieden; er grollte nicht; da er sie nicht beherrschen konnte, suchte er eine Bundesgenossin in ihr und förderte ihre Blüthe durch Verleihungen und mittelbaren Einfluß. Die Mißverständnisse, welche später sich zu erheben drohten, wurden rechtzeitig ausgeglichen. Sie entstanden über die Gerichtsbarkeit des erzbischöflichen Vogts und die Theilung der Geldbußen (1246). Gerhard war in diesen Dingen nachgiebig; auf eine wirkliche Herrschaft über die Stadt scheint er bald verzichtet zu haben.

Das Schloß Langwedel, welches er in Gemeinschaft mit den Bremern baute, war ihm von größerer Wichtigkeit. Hier hatte der Pfalzgraf Heinrich eine Veste „zum bleibenden Verderben" der bremischen Kirche bauen wollen (Urkunde von 1224). Der Erzbischof kam ihm aber zuvor und errichtete mit Hülfe der Stadt Bremen dort ein festes Schloß. Er versprach der letzteren daselbst weder Zoll noch andere Abgaben erheben zu lassen, noch es jemals zu verpfänden. Er hielt sein Wort, aber nicht seine Nachfolger. Denn der Zoll von Langwedel war später eine sehr einträgliche Einnahme und das Schloß ist oft genug verpfändet worden. Als Gerhard es baute, sollte es eine Vormauer werden gegen den Herzog Otto, dessen Angriff er kommen sah.

Dieser machte Ansprüche auf die Grafschaft Stade. Der Pfalzgraf Heinrich erkannte das Unrecht, welches er seiner Familie oder vielmehr dem letzten männlichen Sproß derselben, dem Herzog Otto, durch jenen Vertrag über Stade angethan hatte. Da der Kaiser ihn nicht bestätigt und Otto seine Einwilligung nicht gegeben hatte, so hielt der Pfalzgraf die ganze Verhandlung

für ungültig. Er machte eine neue Verfügung, erklärte Otto (1223) für seinen Erben, übergab ihm Braunschweig und die Grafschaft Stade und ermahnte die Bürger und Dienstmänner zur Treue und zum Gehorsam gegen ihren künftigen Herrn. Otto machte sogleich Anstalt, die Uebergabe in Kraft zu setzen.

Diese Sache gewann für den Erzbischof ein sehr drohendes Ansehen. Von drei Seiten war er in Gefahr. Der Herzog Otto, die Stedinger und die Dänen standen gegen ihn. Zu seinem Glück erhob sich nun aber der dänische Krieg und brachte ihm Erleichterung.

Der König von Dänemark, Waldemar II., hatte sich mit dem Grafen Heinrich von Schwerin überworfen und war von ihm mit List gefangen worden. Nach dreijähriger Haft löſ'te er sich durch sehr drückende Bedingungen. Weil er dieselben nicht erfüllen konnte oder wollte, ließ er sich vom Papste des Eides entbinden, womit er sie beschworen hatte und begann den Krieg. Graf Heinrich brachte ein Bündniß gegen Waldemar zu Stande, welchem sich Herzog Albrecht von Sachsen, der Erzbischof Gerhard und andere Fürsten anschlossen, der Herzog Otto dagegen stellte sich auf die Seite des dänischen Königs. Es war sein naher Verwandter und er hoffte vielleicht durch diese Hülfe das Reich Heinrichs des Löwen, seines Großvaters, zum größten Theil wieder herstellen zu können. Daher ließ er die Provinz Bremen für's Erste in Ruhe und zog mit seiner Mannschaft den Dänen zu Hülfe.

Waldemar brach mit seinem Heer in Holstein ein, welches den dänischen Statthalter verjagt und Adolf IV. von Schaumburg an die Spitze gestellt hatte. Waldemar unterwarf zuerst die Dithmarschen und war unvorsichtig genug, eine Schaar derselben mit seinem Heere zu vereinigen. Die Dithmarschen versprachen heimlich dem Grafen Adolf, in der ersten Schlacht zu ihm überzugehen.

Bei Bornhövede trafen sich die feindlichen Heere (1226 Juli 26). Im dänischen Hintertreffen standen die Dithmarschen und entschieden durch rechtzeitigen Uebertritt die Schlacht zu Gunsten der Deutschen. Der Erzbischof Gerhard war selbst zugegen und führte mit seinen Völkern das Hintertreffen. Waldemar entfloh mit Mühe, Herzog Otto wurde gefangen, auch Albrecht von Orlamünde. Letzterer kaufte sich dadurch los, daß er Lauenburg an

Albrecht von Sachsen abtrat, welcher dort das Herzogthum Sachsen-Lauenburg stiftete.

Herzog Otto blieb in der Gefangenschaft des Grafen Heinrich von Schwerin. Dieser starb bald und sein Bruder Gunzelin wollte den Herzog ohne Lösegeld freigeben, um einen guten Nachbaren an ihm zu haben. Aber Albrecht von Sachsen gab dies nicht eher zu, bis Otto ihm Hitzacker abgetreten hatte. So ward Otto frei und hätte sich nun gegen Stade wenden können, besonders da sein Oheim, der Pfalzgraf (1227), gestorben war. Aber die Umstände litten es nicht. Er mußte sich vor Allem nach Braunschweig wenden, wo er eine Empörung seiner Dienstmannen zu beruhigen hatte, welche von den Bischöfen von Magdeburg und Halberstadt angeregt war und unterhalten wurde. Diese Händel dauerten mehre Jahre hindurch und Stade blieb im Besitze des Erzbischofs.

Dieser suchte sich die Grafschaft zu sichern. Den Vertrag, welchen sein Vorgänger mit dem Pfalzgrafen darüber abgeschlossen hatte, ließ er von dem Kaiser Friedrich II. bestätigen (1232). Dieser haßte das guelfische Haus und ließ sich nicht lange bitten, dem Erzbischof zu Willen zu sein.

So hatte der Erzbischof von dieser Seite freie Hand bekommen und konnte sich einer andern Aufgabe zuwenden, der Unterjochung der Stedinger.

Zuerst müssen wir hier einen eigenthümlichen Vorfall erwähnen. Die Frau eines Stedingers, Bohlke von Bardenfleth, eines reichen Bauern, ging in Berne am Sonnabend vor Ostern zur Beichte und legte als Beichtpfennig einen Flinderken (eine Silbermünze, vier Grote werth) auf den Altar. Dem Priester erscheint die Gabe zu gering und er begeht die Unverschämtheit, am andern Tage ihr bei der Communion statt der Hostie das Geldstück in den Mund zu stecken. Die Frau bemerkt mit Verwirrung, daß sie etwas Ungenießbares empfangen hat, glaubt in der Einfalt ihres Herzens an eine wunderbare Verwandlung der Hostie, behält sie im Munde und nimmt sie erst im Hause mit einem reinen Tuche heraus. Da findet sie ihr Beichtgeld. Ihr Mann, empört über solche Gottlosigkeit, verklagt den Priester, aber ohne Erfolg. Er entschließt sich zur Selbsthülfe und erschlägt ihn mit Hülfe seiner Freunde.

Diese Begebenheit wird von allen einheimischen Schriftstellern sorgfältig verschwiegen, aber von so vielen auswärtigen bestätigt,

daß sie nicht wohl bezweifelt werden kann. Unsere eigenen Geschichtsquellen sind in den Zeitbestimmungen sehr genau und daher ist ihr Stillschweigen zu bedauern, weil wir durch sie das Jahr wissen würden, worin die That geschehen ist. Die auswärtigen nennen die Zeit nicht und daher wissen wir das Ereigniß nicht in ein bestimmtes Verhältniß zu den Begebenheiten zu bringen. Es ist aber sehr willkürlich, wenn Neuere die That gerade in das vierte Jahr vor Beendigung des Krieges setzen und sie in einen festen Zusammenhang mit dem Ausbruch desselben bringen. Wie viel oder wie wenig sie dazu beigetragen hat, ist nicht zu entscheiden; veranlaßt hat sie den letzten Krieg nicht, denn er mußte unter allen Umständen kommen, oder, um genauer zu reden, er hatte noch niemals aufgehört.

Es war eine sehr schwere Aufgabe, welche Gerhard übernahm, diese Unterjochung der Stedinger. Was er bislang darin geleistet hatte, war wenig. Er hatte ihre kriegerischen Einfälle zurückgeschlagen, er hatte die Burg Schlutter hergestellt, er hatte einen gelegentlichen Streifzug gemacht, aber das wollte wenig bedeuten. Seit fast vierzig Jahren waren die Stedinger im Kriege geübt, sie kannten nun das Handwerk. Die Rücksichtslosigkeit und innere Kraft einer freien Volksherrschaft beseelte sie. Der Erzbischof hatte keine Partei unter ihnen, der Adel war fort und die wenigen Geistlichen ohne Einfluß. An dem Herzog Otto besaßen die Stedinger einen kräftigen Bundesgenossen. Die Osterstader am rechten Ufer der Weser hatten sich völlig ihnen angeschlossen; die Rüstringer Friesen leisteten ihnen manche Unterstützung. Selbst die Friesen des Landes Wursten wurden wankend; aber als vorsichtige Leute hielten sie sich noch zurück und standen nur mit ihren guten Wünschen auf Seiten der Stedinger.

Des Erzbischofs Lage wurde durch diese langsam aber stetig fortschreitende Entfremdung seines Gebiets immer bedrohter. Und doch fehlte es ihm gänzlich an bereiten Hülfsmitteln, die Gefahr zu bewältigen. Seine Finanzen befanden sich durch die erzählten kriegerischen Unternehmungen in einer fortwährenden äußersten Spannung; er wußte kein Geld herbeizuschaffen; er wandte sich an seine Untergebenen und selbst der Papst Honorius **III**. wurde veranlaßt, den Unterthanen des Stifts — wobei wir wiederum gern an die Anfänge landständischer Körperschaft denken — aufzugeben, dem Erzbischof mit Geld beizustehen (Urkunde v. 18. März 1224). Man glaubt aus einigen Andeutungen schließen zu

dürfen, Gerhard habe an die Klöster, namentlich an das aufblühende Lilienthal, vielen Grundbesitz verkauft, um zu seinen Rüstungen Geld zu bekommen. Es ist nicht unwahrscheinlich. Die Dienstmannschaft des Stifts und die Edelleute müssen sehr schwierig gewesen sein; sie haben sich ersichtlich zurückgehalten, denn unter der Menge einzelner Ritter, welche uns bei diesen Unruhen genannt werden, findet sich auch nicht ein einziger adeliger Name aus unserer Provinz, sondern lauter fremde. Das ist schwerlich Zufall. Ihre Vorsicht hatte nahe liegende Gründe; wollte der Erzbischof nur seine eigene Macht in's Feld führen, so war es gegen die kräftigen Stedinger ein hoffnungsloser Kampf. Dabei war sein Streit mit Herzog Otto nicht zu Ende, und Niemand unter den Stiftsedelleuten konnte voraussagen, welchem von beiden er schließlich Gehorsam zu leisten schuldig sei.

Es war eine Lage zum Verzweifeln, aber Gerhard verzweifelte nicht. Trotz aller Bedrängnisse ging er gegen die Stedinger vor. Am Sonntag Lätare 1229 wurde in Bremen unter dem Vorsitz des Erzbischofs eine feierliche Synode wegen der Stedinger gehalten. Das Protokoll dieser Versammlung ist noch vorhanden (Stader Archiv Cop. Bd. XXVI., S. 228), es macht einen unangenehmen Eindruck. Alle Mitglieder der Synode wußten, daß von wirklicher Ketzerei keine Spur zu finden war. So mußte der gewöhnlichste Aberglaube, welcher noch jetzt im Volke ist und damals ungleich mehr darin war, deren Stelle vertreten. Die Stedinger, heißt es, fragten Zauberinnen um Rath, machten sich Bilder von Wachs, suchten bei Geistern Antworten und mißbrauchten den Leib des Herrn auf höchst unziemliche Weise. Außerdem hätten sie Geistliche mißhandelt, Kirchen verbrannt und Klöster beraubt. Das ist gewiß begründet gewesen, aber eigentliche dogmatische Ketzerei war es nicht. Dennoch wurden sie auf Grund dieser Anklagen für Ketzer erklärt und der Bann über ihr Land ausgesprochen.

Es war damals noch Disciplin in den Geistlichen, mit einem Schlage hörte jeglicher Gottesdienst auf; alle Priester verschwanden.

Da ward ein sonderbarer Zustand im Stedingerlande. Die Jahreszeiten kamen und gingen, die Sonne schien und der Regen fiel; das Getreide wuchs und die Ernten waren reich. Aber keine Glocke läutete, keine Ehe ward eingesegnet, kein kirchliches Gebet über einen Todten gesprochen. Wie aus einem verfehmten

Lande die Geistlichkeit war entflohen; kein Bettelmönch war zu bewegen, seinen Fuß auf das gebannte Gebiet zu setzen.

Die Stedinger hielten es aus. Sie thaten keinen Schritt zum Frieden.

Der Erzbischof mußte heftigere Mittel anwenden. Er hatte sie.

Durch die Christenheit sind bisweilen geistige Erregungen gegangen mit einer Kraft, welcher kein Einzelner sich hat entziehen können. Wir erinnern an die Kreuzzüge und ihren Aufschwung des Geistes. Aber auch andere Strömungen sind gekommen, dämonischer Art und nie genug zu beklagen. Wir nennen als Beispiel die Hexenprocesse.

In den Zeiten, von denen wir reden, ging durch das christliche Volk ein gleicher Wahngeist, der wilde Fanatismus gegen das Ketzerthum. Die Städte der ausgerotteten Albigenser rauchten das Blut der vermeinten Ketzer floß in Strömen; in Spanien sandte die Inquisition Tausende in den Tod; in Frankreich brannten aller Orten die Scheiterhaufen; in den Niederlanden spürten und wütheten die Dominikaner; in Deutschland zog Konrad von Marburg umher und tobte gegen Alles, was Ketzer hieß.

Konnte der Erzbischof die Stedinger zu Ketzern machen, so waren sie unrettbar verloren.

Nicht ohne Absicht hatte Gerhard (1225) die Dominikanermönche in Bremen eingeführt, die treuesten Diener der Inquisition.

Im Jahre 1230 wurden die Stedinger öffentlich für Ketzer erklärt und das Kreuz wider sie gepredigt. Im Abendlande war der Name Ketzer noch neu und das Volk verband damit die wunderlichsten und schreckhaftesten Begriffe.

Conrad von Marburg, Dominikaner und päpstlicher Bevollmächtigter, zog in Deutschland umher und suchte allenthalben Ketzer. Dieser Mann ist wider Willen einer der größten Wohlthäter Deutschlands geworden. Mit einem Eifer, welcher an Wahnsinn grenzte, verfolgte er Schuldige und Unschuldige; der leiseste Verdacht, die haltloseste Anklage genügte ihm. Diese tolle Uebertreibung erregte solchen Abscheu unter Geistlichen und Laien und brachte Alles, was Ketzerverfolgung hieß, in einen so gehässigen Ruf, daß sie niemals nachher wieder im Großen aufgenommen ist. Conrad hat unser Vaterland vor den Schrecken der Inquisition bewahrt.

Im Ganzen hatte Conrad bislang wenig Nahrung für seinen Eifer gefunden. Es mußte ihm sehr lieb sein, bei den Stedingern

einmal in ausgedehntem Maße wirken zu können. Die wunderlichen Gerüchte, welche über sie verbreitet wurden, nahm er ohne Prüfung als lautere Wahrheit an. Man begreift kaum, wie er es wagen konnte, einen Bericht an den Papst zu senden, welcher von den albernsten Anklagen wimmelt. Er schrieb: „die Stedinger verachteten ohne Scheu vor Gott und Menschen die Kirchen; wie von wilden Thieren gesäugt schonten sie weder Geschlecht noch Alter, vergössen Blut wie Wasser, lästerten die Sakramente, tödteten die Priester und kreuzigten sie zur Beschimpfung des Kreuzes Christi. Gleich den Manichäern glaubten sie an ein zweifaches höchstes Wesen, verehrten in der Aegidienkirche zu Berne den bösen Gott Asmodi unter einem abscheulichen Ammonsbilde, opferten demselben ihre Kinder und behaupteten, Lucifer sei mit Unrecht aus dem Himmel verstoßen und werde einstdahin zurückkehren. Das Sakrament des heiligen Abendmahls würde schrecklich verunehrt, Zauberinnen zu Rathe gezogen. Wenn Jemand in ihre Geheimnisse sich einweihen ließe, so erschiene ihm erst eine Kröte von übernatürlicher Größe, hoch wie ein Backofen, welche er küssen und von der Zunge des Thiers den Geifer schlürfen müsse. Darauf erscheine ein bleiches Menschenbild mit schwarzen Augen, welches der Einzuweihende küssen müsse. Bei diesem Kusse durchzöge ein kalter Schauer seine Glieder und damit schwinde alle Erinnerung des christlichen Glaubens aus seinem Herzen. Wenn sie sich von dem Mahle erhöben, steige ein schwarzer Kater mit aufgekrümmtem Schwanze an einer Säule herunter und werde von den Vollkommenen geküßt, von den Unvollkommenen mit Zauberliedern begrüßt.“

Dem Papste waren diese Beschuldigungen nicht neu; bei den Waldensern hatte man ähnliche Klagen vorgebracht. Er glaubte aber nicht recht daran. Das zeigt ein sehr vorsichtig gehaltener Brief (v. 25. Aug. 1232 im Stad. Archiv) und erst auf die dringendsten Bitten des bremischen Erzbischofs trat er zögernd der Sache näher. Im Dogma war Gregor immer mild. Er übersandte zuletzt dem Erzbischof zwei verschiedene Excommunications-Formulare (beide ebendaselbst) ohne Begleitschreiben, nur mit der Bemerkung, daß diese Bannsprüche gegen Catharer, Arnoldisten, pauperes de Lugduno, Speronisten und andere Ketzer gebraucht würden. Endlich von allen Seiten gedrängt, schickte er Briefe an die Bischöfe von Minden, Lübeck, Ratzeburg, Paderborn, Hildesheim, Verden, Münster und Osnabrück, „sie sollten gegen

die treulosen Ketzer, Stedinger genannt, welche die Völker der Gegend auf eine grausame Art tödteten, das Kreuz predigen, damit ihre Bekehrung veranlaßt oder sie in den Abgrund des Verderbens gestürzt würden."

Der Erzbischof bat zu gleicher Zeit den Kaiser, er möchte seine empörten Unterthanen in die Reichsacht thun. Es geschah. Die Stedinger wurden für vogelfrei erklärt, Jeder dürfe sie fangen und tödten, „wo sonst ein Mann Frieden und sicheres Geleite hat, da sollt ihr keines haben und wir weisen euch die vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." Das Unglück zog sich von allen Seiten her über das Stedingerland zusammen.

Allmählig trafen in Bremen die Krieger ein, welche sich mit dem Kreuz bezeichnen ließen. Es ging langsam; gerade die nächst Wohnenden hielten sich zurück. Die Stadt Bremen war unlustig und wollte an dem bedenklichen Zuge nicht theilnehmen.

Die Stedinger blieben ohne Beistand. Sie hatten nur einen Freund, den Herzog Otto, und dieser machte wirklich Anstalt, ihnen zu Hülfe zu kommen. Er rüstete und sammelte ein Heer. Aber der Bann des Papstes und die Acht des Kaisers schreckte ihn. Er hörte und sah die bewaffneten Tausende, welche aus allen Landen nach Bremen zogen. Diesem Sturm war er nicht gewachsen. Herzog Otto war ein wackerer Mann, der seine Freunde sonst nicht verließ und es hat ihm gewiß das Herz schwer genug gemacht, das halb gezogene Schwert in die Scheide zurückzustoßen. Aber er sah sein eigenes unabwendbares Verderben vor Augen. Er wäre in die Reichsacht gefallen und was das bedeutete, hatte sein Großvater, Heinrich der Löwe, bitter genug erfahren müssen. Was Otto besaß, waren die kaum geretteten und mühsam behaupteten Reste des großen Reiches, welches einst durch eine kaiserliche Acht zertrümmert war; ihm hätte eine neue Acht Alles aus den Händen geschlagen. Außerdem war er zu schwach, dem Kreuzheere zu widerstehen; seine Dienstmannen hatte er mit Mühe zum Gehorsam gebracht, seine Edelleute waren lau und wenig verläßlich. Er konnte die Stedinger nicht retten; sie waren verloren, wenn er auch seinen letzten Heerhaufen in den Strudel geworfen hätte; es wäre ritterlich aber nutzlos gewesen.

Am Ende des Jahres 1230 waren so viele Kreuzfahrer versammelt, daß der Erzbischof mit ihnen einen Schlag auszuführen gedachte. Graf Hermann von der Lippe, der Bruder des Erzbischofs, stellte sich an die Spitze des Heeres, welches Gerhard

selbst begleitete. Am Weihnachtstage überfiel er die Stedinger. Sie ließen sich aber nicht überraschen, sondern empfingen tapfer ihre Feinde. Graf Hermann verlor bei dem ersten Angriff das Leben, sein Fall verbreitete allgemeine Verwirrung, das Heer floh. Der Erzbischof entrann und schenkte zum Heil der Seele seines erschlagenen Bruders dem Kloster Heiligenrode einen Zehnten. Das Kreuzheer zerstreute sich.

Der Erzbischof gab trotz des ersten Fehlschlags die Unternehmung nicht auf, sondern verdoppelte seine Anstrengungen, ein neues Heer zusammen zu bringen. Die Dominikaner predigten fern und nah; Conrad von Marburg that sein Aeußerstes, Alles gegen die Ketzer aufzuregen; die Briefe des Papstes verhießen geistlicheu Lohn und Ablaß, gerade als wenn ein Zug in das heilige Land gemacht wäre. Allenthalben schürten die Mönche, „denn die Stedinger wären so schlimm als Saracenen, Türken und Preußen und müßten billig von der Welt vertilgt werden."

Aber es ging wiederum sehr langsam. Viel Zeit verfloß, bis kirchlicher Eifer, Thatendurst, Langeweile und Habsucht ein neues Heer zusammen brachten.

Der Erzbischof schickte viele Abgesandte aus, und über die Thätigkeit derselben haben wir ein friesisches, mit vielem Aerger geschriebenes Zeugniß (Ubb. Emm. 10, 145). Zwei derselben kamen nach Appingadamm im Groningerlande und forderten zum Kreuzzuge gegen die Stedinger auf, mindestens aber zu einer Beihülfe an Geld. Das Volk blieb kalt und ungerührt. Die Gegend gehörte unter die geistliche Hoheit des Bischofs von Münster, wo bremische Abgesandte eine auffallende Erscheinung sein mußten, und die Stedinger wurden als halbe Stammesgenossen angesehen. Als die Prediger nichts ausrichten konnten, geriethen sie in übergroßen Zorn und Hitze, schalten und tobten, und gingen so weit, daß sie die Zuhörer Ketzer und Verworfene nannten. Ein heftiger Tumult erhob sich und mit genauer Noth retteten sich die bremischen Gesandten nach Groningen. Von hier aus thaten sie die Einwohner von Appingadamm in den Bann. Sie hatten freilich nicht das mindeste Recht dazu und die Sache konnte schlimm für sie ausfallen. Aber ihre Dreistigkeit hatte Erfolg. Die ganze Gegend ward erschreckt, die Leute von Appingadamm baten demüthig um Verzeihung, warfen sich den Bremern „diesen Schurken" zu Füßen, ließen sich mit Ruthen schlagen und erlangten mit Mühe Begnadigung. Darauf zahlten sie den geforderten Geldbeitrag.

Die Stedinger waren nicht müssig. Sie überfielen die Burg Schlutter und suchten selbst Oldenburg durch einen Handstreich zu nehmen. Der Anschlag wäre gelungen, wenn nicht der Anführer des dahin gehenden Zuges, Namens Wige, dem Grafen verrätherisch eine Anzeige davon gemacht hätte. So ward der Angriff abgeschlagen. Aber ihr Muth stieg. Sie spotteten über des Kaisers Acht und des Papstes Bann und wählten scherzweise unter sich Kaiser, Päpste, Erzbischöfe und Pröbste.

Im Jahre 1233 hatte Gerhard ein neues Heer versammelt. Es war ihm schwer geworden. Man erkennt seine große Verlegenheit an den bedeutenden Opfern, zu welchen er sich verstand, um die Hülfe der Stadt Bremen zu erlangen. Alle ungerechten Zölle im Erzstift, besonders die Wasserzölle auf der Weser und Hunte, sollten aufgehoben werden. „Von Hoya bis an's Meer darf kein Schloß am Wasser gebaut werden. Wenn ein solches aus politischen Gründen im Stedingerlande nöthig sein sollte, so wird es von bremischen Bürgern besetzt werden. Der dritte Theil der Beute wie der nachherigen Contribution soll den Bremern gegeben werden.“ (Urkunde vom 23. März 1233 in Cassel. Sammlung p. 122.)

Der Erzbischof schickte das neue Heer diesmal nicht unmittelbar gegen die Stedinger, sondern gegen die Osterstader am rechten Ufer der Weser. Hier hatte es ein leichtes Spiel. Keine feindliche Macht stellte sich ihm entgegen. Am 25. Juni ward das Land eingenommen. Vierhundert Einwohner wurden getödtet, Männer und Weiber und Kinder. Was man lebendig griff, ward in's Feuer geworfen. Die ganze Gegend wurde verheert und geplündert. Darauf führte der Erzbischof das Heer auf Schiffen über die Weser und ließ die Stedinger Deiche durchgraben, während von der andern Seite der Wildeshäusische Graf Burchhard (von oldenburgischer Familie) in's Land fallen sollte. Die Stedinger sollten durch Wassersnoth und doppelten Kriegsangriff getheilt und vernichtet werden. Aber der Plan mißlang. Die Durchstechung der Deiche nützte nichts, die Jahreszeit war ungünstig und das Wasser zu niedrig. Bei dem Angriff seines eigenen Heeres verlor der Erzbischof viele Leute, ohne etwas auszurichten. Dem Grafen Burchhard erging es aber noch schlimmer. Er rückte mit seiner Heeresabtheilung bis Hemmelskamp vor und traf hier auf die Stedinger. Es kam zum Kampf und er selbst mit etwa zweihundert der Seinen blieb auf dem Platze.

Die Stedinger hatten wiederum das Uebergewicht.

Nun erhob sich auch unter der Geistlichkeit des Erzstifts bedenkliche Unruhe. Viele wußten, wie unbegründet die Beschuldigung der Ketzerei war, welche gegen die Stedinger erhoben wurde. Andere fanden ihre Beschwerden gegen den Erzbischof gerecht. Gerhard erkannte, wie gefährlich dies werden konnte. Aber er war nun einmal in tiefem Wasser. Er mochte oder konnte nicht zurück. Unverrückt ging er auf sein Ziel los, und warf rechts und links Alles bei Seite. Er ließ sich vom Papst die Vollmacht ertheilen (Urkunde v. 12. Nov. 1233 im Stader Archiv), Geistliche, welche von der Ketzerei angesteckt wären, auch ohne die sonst nöthige Zuziehung benachbarter Bischöfe absetzen zu dürfen. Dies schreckte. Die Geistlichen schwiegen und ließen die Dinge geschehen.

Herzog Otto konnte es doch nicht über das Herz bringen, die Stedinger gänzlich zu verlassen. Freilich durfte er es nicht wagen, sich ihnen unmittelbar anzuschließen, aber zu ihrer Erleichterung machte er einen kriegerischen Zug in das Erzstift. Allenthalben verheerte er unser Land von Bremen bis Stade und kehrte dann nach Lüneburg zurück. Er wollte den Stedingern seinen guten Willen zeigen, mehr konnte er nicht. Es war gegen Pfingsten 1233 geschehen, dennoch brachte ihn diese Demonstration — denn weiter war es nichts — in eine gefährliche Lage. Man betrachtete ihn mit großem Mißtrauen. Er galt als ein Freund der Ketzer. Die Sache wurde so beängstigend, daß er der Zumuthung nicht ausweichen konnte, sich selbst mit dem Kreuze bezeichnen zu lassen. Darüber empfing er ein Dankschreiben des Papstes. (Orig. Guelf. 4, 139). Aber von dem Kreuzzuge selbst hielt er sich fern und „beschäftigte sich mit besseren und heilsameren Sachen“. (Ib. 8, 43.)

Zwei große Kriegszüge des Erzbischofs gegen die Stedinger waren erfolglos geblieben. Aber die Kunde hatte sich nun auch weit verbreitet. Immer größere Schaaren strömten nach Bremen.

Während dieser Zeit suchte der Papst den Streit zu schlichten. Er gab seinem Legaten, dem Bischof von Mantua, welcher in Norddeutschland war, den Auftrag (Urkunde v. 16. März 1234), den Streit gütlich beizulegen, oder wenn dies nicht möglich, ihm die Entscheidung zu überlassen. Diese wohlwollende Absicht war aber schon von den Ereignissen überholt, als der Brief ankam.

Ein neues Heer war (1234) versammelt, mächtiger als je. Der Herzog Heinrich von Brabant, der Graf Florentius von Holland,

Diederich von Cleve, zahlreiche Ritter aus Sachsen, Flandern und Westphalen kamen mit ihren Schaaren. Eine Menge einzelner Abenteurer hatte sich ihnen angeschlossen.

Bevor das gewaltige Heer, welches auf 40,000 Mann geschätzt wurde, in Stedingen eindrang, gingen einige Mönche dahin, ein Dominikaner Heinrich und ein anderer, um die Unterwerfung zu predigen. Es war die letzte Stunde. Die Hoffnung auf die Wirksamkeit ihrer Predigt war gering, die Gefahr des Lebens groß. Sie wußten es. Heinrich sagte: „O mein theurer Freund, es ist Zeit, daß wir die Abendcollecte sprechen, die Vigilie werden wir mit Hülfe Gottes im Himmel singen.“ Beide wurden erschlagen. Man hat ihren Versuch einen schwärmerischen Unsinn genannt. Die das sagen, kennen weder die Liebe zum Volke, noch die christliche Begeisterung. Diese armen Mönche stehen sehr hoch in unserer Achtung.

Am 6. Juni 1234 ging das Kreuzheer um Mittag auf einer Schiffbrücke, welche über die Ochtum geschlagen war, in das Stedingerland.

Die Stedinger, elftausend Mann stark, stellten sich ihnen muthig bei Altenesch entgegen. Bohlke von Bardenfleth, Tammo von Huntorf, Detmar vom Damm und Andere waren ihre Führer. Einer von diesen forderte sie zur Vertheidigung des Lebens und Landes auf und sagte: „wenn sie nicht unterliegen wollten, müßten sie um sich beißen wie tolle Hunde.“ Dies derbe und bäurische Wort hat die neuere Geschichtschreibung in eine edle Ansprache und wohlgesetzte Beredtsamkeit verklärt.

Es kam zur Schlacht. Die Partie war nicht so ungleich, als man denken möchte. Die Kreuzfahrer hatten das Uebergewicht der Zahl, aber die Bestandtheile ihrer Truppen waren nicht von gleichmäßigem Werthe. Es waren unter ihnen die wohlgeordneten Schaaren der Fürsten und Grafen, aber auch viel loses abenteuerndes Gesindel. Die Stedinger hatten die Einheit des Befehls voraus, die größere Kriegsübung und die Kenntniß des Kampfplatzes. Ihre tactische Aufstellung wird sehr gerühmt. Aber der Mangel an Reiterei drückte sie.

In den Marschen hängt der Erfolg der Schlachten mehr als anderswo vom Wetter ab. Ist es nasse Jahreszeit oder Regen, so ist die Reiterei eine nutzlose Waffe und die Marschbewohner, an ihren schlüpfrigen Erdboden gewöhnt, sind im großen Vortheil. Dadurch haben sie in manchem Gefechte gesiegt.

Dies Mal war es anders. Das Erdreich war fest. Ein gnädiger Regen und die Reiterei der Kreuzfahrer war gelähmt, aber kein Tropfen fiel, der Himmel war hart wie Erz.

Die Kreuzfahrer griffen an. Mit großer Besonnenheit vertheidigten sich die Stedinger. Der Herzog von Brabant und Graf Heinrich von Oldenburg drangen eifrig vor, aber sie wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Der Letztere stürzte mit dem Pferde und wurde nebst neun der Seinen erschlagen. Gleiches Loos traf den Grafen Wilhelm Egmont, Gerhard von Muelwerth, Gerhard von Diest, Heinrich von Wilthusen und andere Holländer.

Während der Kampf heftig tobte, standen die Mönche, welche das Kreuzheer begleiteten, in der Nähe des Streites und sangen das Lied: „Mitten wir im Leben sind.“ Das Lied ist einst gedichtet worden in der Schweiz bei dem Anblick schrecklicher Lebensgefahr und es giebt kein Lied, in welches so viel Herzensangst und inbrünstiges Flehen hineingelegt ist.

Die Schlacht war noch unentschieden, als der Graf von Cleve mit seinen Reitern sich den Stedingern in die Seite stürzte. Dieser rechtzeitige Angriff lockerte ihre Glieder. Die Reihen kamen in Unordnung und nun that die Uebermacht der Kreuzfahrer ihre Wirkung.

Die Stedinger wurden völlig geschlagen. Sechstausend von ihnen deckten den Boden. Der Verlust des Kreuzheeres wird gering angegeben. Die Todten wurden ohne Unterschied zusammen begraben.

Auf dem Schlachtfelde bei Altenesch erhebt sich jetzt ein Denkmal in Gestalt einer Pyramide als Erinnerung jenes Kampfes. Am 27. Mai 1834 ist es unter dem Zulauf von Tausenden errichtet. Wir wollen die Kraft und Aufopferungsfähigkeit der Stedinger anerkennen; wir wollen den Fürsten nicht rühmen, der mit Lug und Trug das Kreuzheer zusammenbrachte; aber wir müssen immer die Behauptung aufrecht erhalten, welche aus unserer Darstellung hervorgeht, die Stedinger waren ungerechtfertigte Empörer. Als das Denkmal errichtet wurde, war der Großherzog von Oldenburg, Paul Friedrich August, selbst zugegen. Wir begreifen es nicht, wie man den alten Mann in diese falsche Stellung gebracht und bewogen hat, aufrührerische Unterthanen zu verherrlichen, unter deren Streichen zwei seiner Vorfahren gefallen sind. Wir leben in einer wunderlichen Zeit.

Als die Schlacht und mit ihr der Krieg zu Ende war, theilten

sich die Sieger in die Beute. Der Erzbischof nahm die eine Hälfte des Landes sammt den ausgeschriebenen Strafgeldern, die Grafen von Oldenburg die andere. Die überwundenen Stedinger bekamen ihre Höfe meistens wieder, aber nun zu Meierrecht und zehntpflichtig. Die Kreuzfahrer wurden auch mit Land belohnt; sie erhielten es als freies, aber den landesherrlichen Schatzungen unterworfenes Eigenthum. Die Edelleute unter ihnen empfingen auch Ländereien, aber als adlig, d. h. von allen Abgaben freie Höfe. Wenige Fremde haben diese Freigebigkeit des Erzbischofs benutzt, am wenigsten Edelleute. Die Herren von Aschweden, Gruben, Juchter, Lienen und ein paar Andere wagten das gefährliche Spiel und ließen sich unter der besiegten Einwohnerschaft nieder.

Gerade so machte es der Erzbischof in Osterstade an unserem Ufer. Die alten Bewohner wurden Meier, die Anbauer „Erberen", freie Besitzer, die Edelleute bekamen steuerfreie Höfe, aber sie mußten den Roßdienst des bremischen Adels auf sich nehmen. Hier kamen viele Fremde, aber nur wenig Adlige. Das ist der Ursprung der sogenannten Osterstader Junker. Es sind ihrer nur sieben. Aber es ist merkwürdig, daß sowohl diese wie jene Adligen im Stedingerlande bald ihren Ursprung vergaßen. Sie hatten hübsche Höfe, welche noch jetzt vorhanden und bekannt sind, und wurden unzweifelhaft reicher, als ihre Standesgenossen auf der Geest, aber sie hielten nicht auf die Reinheit des Geschlechts, sondern verheiratheten sich bald mit den Töchtern des Landes und wurden wie ihre Nachbarn. Als daher der Adel unseres Landes sich zu einer wirklichen Körperschaft ausbildete, sich Vorschriften gab und als Landstände darstellte, wollte er die Osterstader nicht als vollberechtigt anerkennen. Sie mußten sich den Titel als Junker gefallen lassen, und genossen nicht die großen Privilegien des übrigen Adels.

In Stedingen trat derselbe Fall ein. Hier wurden die eingedrungenen Adligen in wenigen Menschenaltern völlig zu Bauern und unterschieden sich gar nicht von ihren Nachbarn. Es mag ihr Glück gewesen sein. Die Grafen von Oldenburg haben mit Absicht und Berechnung alle in ihrem Lande wohnenden Edelleute allmälig vernichtet. Es giebt schon seit Jahrhunderten gar keinen einheimischen Adel in Oldenburg.

Nachdem das Land beruhigt war, wurde der päpstliche Bann aufgehoben. Die Verbindung mit Italien war sehr mangelhaft; es dauerte länger als vier Monate, bis die Entscheidung des

Papstes da war. Alle Kirchen und Friedhöfe des Stedingerlandes mußten neu geweiht werden. Auch bei diesem Anlaß zeigte der Papst Gregor, daß ihm die Beschuldigung der Ketzerei bei den Stedingern wenig begründet schien. Er glaubte nie recht daran. In dem Briefe, worin er die Aufhebung des Banns ausspricht, redet er von den Stedingern als „Ungehorsamen und Aufrührern", aber er vermeidet es gänzlich, ihre Ketzerei zu erwähnen, obgleich dies doch am nächsten lag.

Jährlich am fünften Sonntage nach Ostern wurde im Bremer Dom ein feierlicher Gottesdienst zum Andenken an den Stedinger Sieg gehalten. Erst durch die Reformation erlosch diese Festlichkeit.

Mit der Unterdrückung der Stedinger hatte der Erzbischof die schwerste Aufgabe vollendet. Er war wieder Herr in seinem Lande. Was ihm sonst an fürstlicher Hoheit fehlte und wünschenswerth schien, erlangte er ohne besondere Schwierigkeit. Es war im ganzen Mittelalter gebräuchlich, daß die Klöster sich sogenannte Schirmvögte wählten. Diese hatten das Kloster gegen feindliche Angriffe zu schützen, unberechtigte Ansprüche nöthigen Falls mit bewaffneter Hand zurückzuweisen und die weltliche Gerichtsbarkeit in den Besitzungen des Klosters auszuüben. Letztere war wegen der Geldbußen gewinnreich. Solche Schirmvogteien lagen ihrer Natur nach meistens in weltlichen Händen. Gerhard fühlte sich aber stark genug, sie selbst übernehmen zu können. Vor Allem lag ihm daran, dies Amt in dem reichsten Kloster des Landes, in Harsefeld, zu besitzen und dadurch die Aebte zu beherrschen, deren Wankelmuth und Freiheitsbestreben schon oft lästig geworden war. Es gelang ihm in Harsefeld, wie in Lilienthal.

Die älteste Grafenfamilie des Landes, die Herren von Stotel, waren schon seit geraumer Zeit durch schlechte Finanzwirthschaft in Bedrängniß. Eine Menge von Urkunden, in denen sie Theile ihres Besitzes veräußern, beweisen es. Die Familie ging ersichtlich ihrem Untergange entgegen. Gerhard, welcher oft in Hagen weilte, kaufte von ihnen Güter in den nahe liegenden Dörfern und die Gerichtsbarkeit in denselben, namentlich in Bramstedt *), dem alten Kirchdorfe, wozu Hagen gehörte.

*) In den Urkunden Gerhard's kommen auch die Herren von Bramstedt vor, welche seine Dienstmannen wurden. Dies hat einige Verwirrung in unsere Geschichtschreibung gebracht. In dem Bramstedt unseres Landes haben nie Adlige gewohnt; jene Edelleute in den Urkunden sind die v. Barmstedt in Holstein. Auch in Bremen wohnte eine Familie v. Bramstedt, aber sie war nicht von Adel.

So befestigte sich die Macht des Erzbischofs immer kräftiger im Stifte. Aber die Grafschaft Stade, obgleich in seinem Besitz, ward noch immer vom Herzog Otto beansprucht. Er hatte den Stedingern nicht beistehen können, aber nach deren Niederlage trat er von Neuem mit Kriegsmacht auf und machte im Winter 1235 einen Einfall in das bremische Gebiet. Einige seiner Freunde hatten das Schloß Ottersberg mit List eingenommen und ihm übergeben. Mit dem Kaiser Friedrich II. war er ausgesöhnt und zum Herzog von Braunschweig (1235) ernannt. Dieser unterstützte ihn in seinen Ansprüchen auf Stade und ertheilte Befehl an die Bürger und Dienstmannen daselbst, dem Herzog Otto, als ihrem rechtmäßigen Herrn, gehorsam zu sein. Außerdem hatte der Graf Siegfried von Osterburg, ein Schwiegersohn des Grafen Bernhard von Wölpe, ein sehr reicher Herr, seine Güter und Dienstmänner in der Grafschaft Stade, sowie auch seine zwischen Celle und Bremen belegenen Güter an Herzog Otto verkauft.

Die Lage Gerhards war sehr gefährdet, als Otto mit solchen Mitteln und Ansprüchen gegen ihn auftrat. Dennoch kam am Ende des Jahres 1236 ein Vergleich zwischen ihnen zu Stande. Die Grafschaft Stade blieb im Besitz des Erzbischofs und die beiden Schlösser Ottersberg und Harburg wurden nach Uebereinkunft niedergebrochen. Der Herzog erhielt einige Lehngüter.

Es ist unerklärlich, wie der Herzog unter den günstigsten Umständen einen so nachtheiligen Vergleich abschließen konnte, und es ist fast noch unerklärlicher, daß uns die Urkunde desselben, ein so überaus wichtiges Schriftstück, nicht aufbewahrt ist, obgleich hunderte von andern Verträgen aus diesen Jahren uns vorliegen. Wir möchten glauben, es sei gar kein schriftlicher Vergleich geschlossen und Gerhard habe die Ansprüche Otto's auf die Grafschaft einfach mit Geld abgekauft. Aber das ist nur eine Vermuthung.

Dem sei indeß wie ihm wolle, Otto hat durch solche weise Selbstbeschränkung sich von einem Handel befreit, der weder ihm noch seinen Nachfolgern jemals Ruhe gelassen hätte. Durch die Billigkeit, welche er in allen seinen Verhandlungen offenbarte und vorzüglich durch die Verweigerung der ihm angetragenen Kaiserkrone hat Otto den besten Grund zu der Größe seines Hauses gelegt. Es ist das gesammte Braunschweigische und Lüneburgische Fürstenhaus.

Der langdauernde Zwist wegen der Grafschaft Stade war

auf diese Weise endlich beigelegt und die Besitzung blieb fortwährend in erzbischöflichen Händen.

Schon vorher (1228) war Gerhard so vorsichtig gewesen, sich wegen der Ansprüche zu versichern, welche die Nachkommen des Herzogs Bernhard von Sachsen daran machen konnten. Dieser hatte freilich kein unmittelbares Anrecht an diese Besitzungen, aber in seiner Würde als Herzog von Sachsen konnte er sich in die Regierung derselben mischen. Dem Erzbischof lag aber bei seinem unbegrenzten Streben nach freier Herrschaft viel daran, Niemand über sich zu haben, als das Regiment des Kaisers. Der Herzog Bernhard erfüllte den Wunsch des Erzbischofs und trat ihn gegen einige Lehngüter jenseit der Elbe an der Bille alle seine Rechte an Hamburg, Ditmarschen, Stade und die Probstei Wildeshausen ab. Das waren keine Erb- oder Besitzansprüche, sondern seine hoheitlichen Rechte als Herzog der sächsischen Länder. Diese Rechte waren jetzt freilich veraltet und zur Zeit werthlos, was sie aber in kräftiger Hand werden konnten, hatte Heinrich der Löwe bewiesen.

In allen weltlichen Angelegenheiten war Gerhard II. sehr sorgfältig und seine Anordnungen bewiesen sich als gut berechnet und dauerhaft. Dagegen zeigte er in den geistlichen Dingen weit weniger richtigen Blick und Einsicht.

Es giebt aus seiner Regierungszeit eine Verordnung des Papstes Gregor IX., „in welcher er das bestätigt, was sein Legat über die vier Archidiakonate der bremischen Kirche, über das Vicedominat und die Cantorei, über die Zahl der 24 Domherren und 12 Obedienzen angeordnet hat.“ Dies Schriftstück, welches sich mit anscheinend unbedeutenden Kirchlichkeiten beschäftigt und von Neueren nur der Vollständigkeit wegen genannt wird, ist doch die wichtigste Urkunde aus der ganzen Zeit Gerhards. Diese Verordnung ist die Grundlage des Verfalls unserer Kirche. Sie drängte die gesammte bremische Geistlichkeit auf den abschüssigen Weg, auf welchem keine Rückkehr und kein Stillstand war. Wo dieser Weg aufhörte, da mußte die Reformation anfangen.

Wir müssen etwas eingehender davon reden.

Das kirchliche Leben im bremischen Erzstifte war im Ganzen und Großen ein erfreuliches. Das Christenthum war eine wirkliche Macht, eine Richtschnur des Lebens, eine Quelle aller Tugenden. Die Kirche war die Trägerin und Vermittlung aller Segnungen, welche die christliche Lehre den Menschen brachte.

Die Kirche war in ihrer Wirkungsfähigkeit an ihre Diener gebunden. Waren diese zuverlässig, thätig und pflichtgetreu, so war das Leben der Kirche erfreulich und voll Wachsthum; trat das Gegentheil ein, so mußte die Kirche und Alles, was mit ihr zusammenhing, verfallen.

Bislang waren diese Diener ihrer Kirche getreu gewesen und hatten gethan, was ihres Amtes war. Freilich war der Erzbischof aus seinem geistlichen Charakter herausgetreten und ein weltlicher Fürst geworden, aber auf die Priester hatte diese Veränderung wenig Einfluß. Denn nicht unter der Aufsicht des Erzbischofs standen die niederen Geistlichen, sondern es war eine Mittelbehörde da, die Archidiakonen.

Eine Einrichtung sehr alter Zeit. Die bischöflichen Sprengel waren viel zu groß, als daß ein Einzelner die Aufsicht, welche nothwendig war, hätte ausüben können. Daher war jedes Stift in kirchliche Districte getheilt, an deren Spitze ein Archidiakonus stand. Ein solcher hatte seine eigene Gemeinde und wohnte darin, aber er hatte auch eine unmittelbare Gewalt über die ihm untergeordneten Geistlichen. Seine disciplinarische Macht war groß. Er ernannte oder, wenn die Wahl von Patronen abhing, bestätigte sämmtliche Prediger. In seinem Sprengel hatte er persönlich die einträglichste Pfarre und diese reichen Einkünfte gaben ihm eine unabhängige Stellung. Wenn man sich die Superintendenten unserer Zeit mit einer sehr großen Macht bekleidet denkt, so hat man eine richtige Vorstellung der Archidiakonate.

Diese kirchliche Anordnung hatte sich seit Jahrhunderten bewährt. Die wenigsten Menschen können eine gewisse Zucht und Aufsicht entbehren. Die Archidiakonen hielten die Geistlichen in Gehorsam und Thätigkeit. Sie konnten es, denn sie wohnten in ihrer Mitte, kannten aus eigener Anschauung die Verhältnisse der Gemeinden und hatten große Gewalt.

Sie waren von dem Erzbischof ernannt und blieben ihm untergeordnet.

Eine ganz andere Stellung hatten die Domherren, welche zusammen das Domkapitel bildeten. Ursprünglich Mönche in der steten Umgebung des Erzbischofs, hatten sie sich nach und nach eine freiere Stellung zu verschaffen gewußt. Sie wohnten nicht mehr wie anfangs in einem Kloster, sondern einzeln in kleinen Häusern, Curien genannt, mit großen Gärten. Durch die Freigebigkeit der Erzbischöfe, durch Vermächtnisse und Memorienstif-

tungen waren sie unabhängig geworden. Früher hatte der Erzbischof sie unterhalten, jetzt thaten sie es selbst.

Bei der Erledigung des bischöflichen Stuhls wählten sie den neuen Kirchenfürsten. Das war ihr großes Vorrecht.

Ihre kirchliche Thätigkeit war gering. Sie hatten keine Gemeinde und keine Seelsorge. Sie lasen die Messen im Dom; das war Alles.

Auf die niedere Geistlichkeit des Stifts hatten sie gar keinen Einfluß.

Lange hatten die Domherren, im Range die ersten nach dem Erzbischof, auf die bedeutende Macht und die großen Einnahmen der Archidiakonen mit Neid geblickt. Sie strebten darnach, deren Stellen zu erlangen. Unter kläglichen Vorwänden. Sie gaben an, daß sie sich dann desto ehrlicher unterhalten, Gott davon dienen und fremde Priester, Studenten und Schüler besser beherbergen könnten. Bei den benachbarten Stiften gelang es ihnen durch die Wahlkapitulation des neuen Inhabers, welcher eidlich versprechen mußte, die erledigten Archidiakonate nur an Domherren zu vergeben. In Bremen ordnete dasselbe der päpstliche Legat (1232) an und der Papst bestätigte es durch die obengenannte Bulle.

Wenn die Domherren nun ganz und vollständig in die Stelle der Archidiakonen getreten wären und deren Gemeinden und Wohnsitze übernommen hätten, so würden die Verhältnisse sich gleich geblieben sein. Aber sie hatten zu einer Thätigkeit in den Gemeinden keine Lust, sie wollten nur die Macht und Einkünfte jener Stellen, aber nicht ihre Lasten und Verpflichtungen. Die Archidiakonatspfarren ließen sie durch Vicare verwalten und blieben ruhig in ihren Curien und in ihrem Müssiggang.

Es ist kaum zu sagen, welchen unseligen Einfluß dieser Schritt der Domherren auf die ganze Kirche gehabt hat. In die niedere Geistlichkeit kam der Sinn der Zuchtlosigkeit und das ist der Tod alles christlichen Wesens. Sie fühlten sich frei und ungebunden, denn was wollte es sagen, daß alle vier Jahr der Domherr kam und sie visitirte, wofür er sich noch obendrein bezahlen ließ. Solche Aufsicht war so gut wie gar keine.

Seitdem verfiel das kirchliche Leben. Dies läßt sich freilich im Einzelnen nicht nachweisen, denn erst hielt die alte Zucht noch vor und das Verderben kam allmälig. Aber im Großen ist es

ersichtlich genug und erreichte kurz vor der Reformation den Höhepunkt. Wir werden dann mehr davon reden.

Diese Verhältnisse hat der Papst und die hohe Geistlichkeit entweder nicht vorausgesehen oder nicht zu verhindern vermocht. So auch Gerhard II. Er hatte sonst Kraft genug und stand vortrefflich mit den Päpsten, so daß er nicht nachgiebig zu sein nöthig hatte, aber er hat die eintretende Lage nicht vollständig überblickt oder sich von der Zeitströmung fortreißen lassen.

So kräftig Gerhard II. als weltlicher Herrscher auch war, konnte er sein eigenes Land doch nicht vollständig in Ruhe halten. Das litt die Zeit nicht, wo das Faustrecht regierte; Jeder half sich selbst, wenn er konnte. Die Herren von Bederkesa hatten Streit mit den Wurstern, ihren Nachbarn. Die Ursache wird nicht genannt. Sie riefen ihre Freunde zu Hülfe und machten einen Kriegszug in das Land der Wurster, wo sie mehre Häuser verbrannten. In demselben Jahre (1255 Sept. 19.) wiederholten sie die Unternehmung. Sie waren des Sieges zu sicher, und als es zum Kampfe kam, wurden sie in die Flucht geschlagen und erlitten eine große Niederlage. Dabei wurden getödtet „einige Adlige, viele Soldaten, berühmte Räuber.“ Man sieht, mit welchen Mitteln diese Kriegszüge vollführt wurden.

In diesen Jahren tritt die Stadt Stade zuerst etwas selbstständiger hervor. Bislang war sie wenig mehr als ein Burgflecken gewesen. Sie war erfreulich gewachsen und von allen Seiten begünstigte man ihr Aufblühen. Nachdem sie Stadtrechte (1206?) empfangen hatte, begnadigte der Kaiser Otto IV. sie mit besonderen gerichtlichen Freiheiten. Der Pfalzgraf Heinrich erweiterte dieselben (1225), Kaiser Friedrich II. ertheilte ihr die Zollfreiheit und der Erzbischof Gerhard II. wirkte ihr (1238) Befreiung von den Zöllen in Holstein aus und bestätigte (1252) alle Vorrechte, welche der Stadt von den früheren Herrschern geschenkt waren.

Der große Hansabund begann sich zu bilden und die Stadt Stade war bei diesen Anfängen thätig. Sie setzte sich mit der Stadt Braunschweig in Verbindung, wozu die Gemeinschaft des Herrscherhauses etwas beigetragen haben wird, und schloß mit derselben einen Wechselvertrag über die gleiche Behandlung der beiderseitigen Bürger ab. Als die Hansa in's Leben trat, schloß sie sich vollständig derselben an.

Das erste Aufblühen und Wachsthum der Stadt war

erfreulich; vorher ein unbedeutendes Ackerstädtchen, warf sie sich mit Kraft und Muth in die Handelsbewegung der Zeit. Sie that es, als die Umstände scheinbar sehr ungünstig waren, als Krieg und Raub um sie tobte und die Beherrscher oft wechselten. Mitten in diesen Unruhen entwickelte sie sich rasch zu einer Handelsstadt. Es scheint, als ob bisweilen die Waghalsigkeit, Thatkraft und die elastische Spannung, welche der Handel erfordert, durch kriegerische Zeitläufte nicht gehemmt, sondern befördert wird. So bei Stade. Ersichtlich setzten die genannten Herrscher große Hoffnungen auf das schnelle Emporkommen der Stadt, aber diese Aussichten haben sich nur schwach verwirklicht. Sei es, daß der erste kräftige Geist der Stadt sich verflüchtigte, sei es, daß das nahe Hamburg mit seinem mächtig aufstrebenden Handel sie mittelbar niederdrückte — die Stadt sank in ihre frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Sie war und blieb ein Mitglied des Hansabundes, aber ein machtloses. Ohne daß äußere Bedrängnisse es veranlaßten, ohne daß innere Zwistigkeiten sie zerrütteten, verfiel sie in Armuth. Um die Kosten der Gesandtschaften zu den Hansatagen zu vermindern, mußte sie mancherlei Mittel anwenden, welche von ihrer großen Schwäche Zeugniß gaben.

Eine Handelsstadt ist sie nicht geworden trotz aller Mühe, welche die fürstlichen Herrscher mit Gunst und Vorrechten sechshundert Jahre lang darauf verwandt haben. Es hat ihr der Geist gefehlt, welcher die Städte groß und reich macht.

Reichlicher und dauernder versah sich Stade mit geistlichen Einrichtungen. Außer mehren Pfarrkirchen waren jetzt schon zwei Klöster da, das Marienkloster Benedictiner-Ordens und das St. Georgskloster, welches Gerhard II. von Neuem bestätigte. Letzteres ist durch die Reformation zu einem Gymnasium umgestaltet. In dem ersteren war in dieser Zeit Albertus Stadensis Abt, der Geschichtschreiber unsers Landes. Die Chronik, welcher er hinterlassen hat, ist in manchen Stücken unbehülflich und verworren, Wichtiges und Unbedeutendes gleichmäßig behandelnd, aber dennoch ein unentbehrliches Hülfsmittel für die Geschichte unserer Provinz. Es war ein ernster eifriger Mann. Sein Kloster fand er in einem Zustande, welcher ihn nicht befriedigte. Die meisten Klöster arten aus. Sie werden gegründet von der Weltentsagung, von der Liebe zur Armuth und Einsamkeit, von der Freude an den schönen Gottesdiensten, von dem Eifer, sich die Seligkeit nicht schenken zu lassen, sondern selbst zu verdienen. Aber das Alles

hält nicht vor. Bald kommt die Langeweile und Trägheit, der erste feurige Geist entflieht, es wird lauter todtes und hohles Wesen. Das sah Albertus mit Schmerz. Er wollte sein Kloster bessern und erwirkte zur Reform desselben sich die Ermächtigung des Papstes. Aber er konnte den entflohenen Geist nicht zurückführen; das Leben ließ sich nicht mit Gewalt schaffen. Mißmuthig und verstimmt trat er zuletzt ganz zurück, gab seine Würde als Abt auf und wurde Franziscaner=Mönch. Die größere Strenge dieses Ordens sagte seinem Sinne zu; er wurde zuletzt General dieser geistlichen Gemeinschaft.

Von dem Erzbischof Gerhard II. wird rühmend erwähnt, er habe seine Geistlichkeit nie zu Geldsteuern herangezogen und als einmal päpstliche Gesandte solche Brandschatzungen im Lande versucht hätten, wären sie auf seinen Befehl bei Gielermühlen gefangen genommen. Dort wären sie schimpflich gehalten, hätten gleich Eseln die Säcke in die Mühle tragen und zuletzt ihre eigenen Beglaubigungsscheine verbrennen müssen. Diese Erzählung stammt aus einer wenig verläßlichen Quelle und paßt gar nicht zu dem guten Einverständniß, welches Gerhard mit den Päpsten seiner Zeit unterhielt. Wir können nicht mehr entscheiden, wie viel Wahrheit oder Entstellung dieser Erzählung zum Grunde liegt.

Die letzten Jahre seiner langen Regierung verlebte Gerhard in äußerlicher Ruhe, aber schmerzlicher Krankheit. Von der Gicht gelähmt, mußte er sich zehn Jahre lang auf einem Rollstuhle bewegen lassen. Dadurch in seinem Amte vielfach gehindert nahm er seinen Neffen, Simon, einen Grafen von der Lippe, damals Bischof von Paderborn, zum Gehülfen an. Das Domkapital erklärte sich mit der Aushülfe einverstanden.

Nach einer Regierung von 39 Jahren starb Gerhard II. (1258 Juli 27.) hochbetagt in Bremervörde und wurde mit großer Feierlichkeit in Bremen begraben. Die Urtheile über seine Person und Wirksamkeit gehen weit auseinander. Die Zeitgenossen und Nächstlebenden erheben seine Regierung über alles Maß. Die neueren Geschichtschreiber können kaum Worte genug finden, seine Grausamkeit und List und Herrschsucht zu schildern. Sie haben beide Recht. Für die weltliche Macht seines Reichs hat Niemand mehr gethan; er sicherte und festigte die schwankenden Besitzthümer seines Stuhls und schaffte klare Verhältnisse im Lande. Sein Benehmen gegen die abgefallenen Stedinger kann dagegen nicht einmal entschuldigt werden; wir möchten die stärksten Ausdrücke

dafür gebrauchen. Aber beides war vorübergehend. Dauernden Schaden jedoch hat er, wie wir oben schon andeuteten, durch die Veränderung in den Archidiakonaten seiner Kirche gethan; er zerstörte die Grundlagen kirchlicher Disciplin, und dadurch hat er mehr Unheil angerichtet, als durch alle Kriege und Hinterlist. Er ist dazu nicht durch stärkere Macht veranlaßt oder überredet; in seinen besten Tagen gab er die Zustimmung zu der unseligen Maßregel; er wußte nicht, was er that.

Wir müssen am Schlusse dieses Abschnitts noch einen Blick auf die Bevölkerung werfen. Es ist sehr schwer, sich von dem Zustande unserer Bauern im Mittelalter eine richtige Vorstellung zu machen. Es sind genug Schriftsteller in jenen Zeiten gewesen, aber es schien ihnen ein nutzloses Ding, alltägliche Verhältnisse zu beschreiben, welche Jedermann kannte. Es fehlen uns Reisebeschreibungen von Fremden, welchen das Abweichende neu und des Anmerkens werth schien, denn Reisende aus Lust und Gewerbe gab es noch nicht. Wir haben nur Eine Quelle, welche uns Kunde geben kann, die deutschen Dichter des Mittelalters. Manche von ihnen sind aus dem Volke selbst hervorgegangen und beschäftigen sich gern mit ihren kindlichen Erinnerungen. Einige, wie Neidhard von Reuenthal (1250) haben es sich vorzugsweise zur Aufgabe gestellt, das ländliche Leben in niederen Kreisen zu schildern. Mag dabei auch immerhin eine dichterische Verklärung über das Ganze ausgegossen sein, es ist doch eine nüchterne wirkliche Grundlage erkennbar, welche uns ein annähernd richtiges Bild jener Kreise vor Augen stellt. Wir sehen, daß in der nördlichen Hälfte Deutschlands die Scheidung des niederen Adels von dem Bauernstande sich erst im XIII. Jahrhundert vollzog. Noch sind wechselseitige Heirathen nicht ungewöhnlich; ein wohlhabendes Bauermädchen freit den Junker; ein adliges Mädchen aus zahlreichem Schwesterkreise verschmäht es nicht, auf den Bauerhof zu ziehen. Aber diese Verhältnisse fangen schon an beklagt zu werden. Die ländlichen Vergnügungen und Feste sind noch gemeinsam, bei Tanz und Schmaus tritt kein Unterschied hervor.

Die Bauerhöfe hatten einen größeren Flächenraum, als in späterer Zeit. Das ist erst jetzt in unserer Provinz erkennbar geworden. Durch die Theilung und Verkoppelung sind unzählige Haideflächen wieder umgebrochen und bebaut. Dabei zeigt sich, daß ein großer Theil, vielleicht selbst der größere Theil der Haide schon früher urbar gewesen ist. Man sieht die alten Bebauungen

wieder, lange schmale, stark gerundete Aecker. So lange die Haide „in heiler Haut" liegt, wie man es nennt, ist bei dem unregelmäßigen Wachsthum der darauf stehenden Pflanzen dies schwer zu erkennen, aber bei der Bearbeitung durch den Pflug tritt es alsbald deutlich hervor. Die Landwirthschaft ist in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters allem Anschein nach bei uns vollkommener und ausgebildeter gewesen, als in den späteren Zeiten. Man kann dies aus den sehr bedeutenden Leistungen erkennen, welche einzelne Bauerhöfe zu tragen hatten, Leistungen, welche nachher sehr schwer, wo nicht gar unmöglich werden mußten. Dies läßt sich bis in eine sehr ferne Zeit auch urkundlich verfolgen. Das, was hie und da ein Bauerhof in den karolingischen Zeiten zu leisten hatte (siehe z. B. Seite 37), würde er schon im XVI. Jahrhundert nimmermehr haben tragen können. Das Güterverzeichniß des Klosters Fulda (Dronke trad. Fuld. besonders cap. 43) zeigt uns die Landwirthschaft von Niedersachsen und Ostfriesland in einer solchen Blüthe und Ertragsfähigkeit im IX. Jahrhundert, daß sie selbst den jetzigen vermeintlich hohen Standpunkt übertroffen haben muß. Man rühmt in dieser Hinsicht die neuere Zeit zu viel, „es ist Alles schon da gewesen."

Durch die unaufhörlichen Kriegsleiden der Feudalzeit ging bei uns die Landwirthschaft immer weiter zurück; tausende von fruchtbaren Aeckern wurden wieder Haide und nutzlose Flächen, welche der ursprüngliche Eigenthümer nicht einmal zu beanspruchen der Mühe werth hielt. Daß es völlig herrenloses Land ward, ist daraus zu erkennen, daß einzelne Adlige sich an passenden Plätzen neue Wohnungen gründeten, obwohl ihnen kein Eigenthumsrecht zustand. Sie nahmen dann von dem Stammsitz einige Zehnten und ähnliche Leistungen und übertrugen sie auf das neue Haus als die hauptsächlichste Grundlage des Bestehens.

Später wurden die unbebauten Flächen als Eigenthum der benachbarten Ortschaften angesehen und bekamen den Namen von „Gemeinheiten." Erst in der schwedischen Zeit scheinen sich diese Zustände zu einem gesetzlich und rechtlich zu handhabenden Verhältniß ausgebildet zu haben. Dieser Rechtszustand verhärtete sich immer mehr und bildete allmählig eine der größten Hemmungen einer besseren Landwirthschaft, indem der einzelne Bauer nicht befugt war, sich neue Aecker zu schaffen, sondern die weite Fläche als das gemeinsame Eigenthum Aller angesehen wurde. Die etwa strebsamen und rührigen Bewohner eines Dorfes wurden durch

die Masse zurückgehalten, sie durften sich keinen Raum schaffen. Erst unsere Zeit hat dies unglückliche Verhältniß umgestaltet.

2. Die Höhe der erzbischöflichen Macht. Fortsetzung.

Im Mittelalter hängt mehr als in anderen Zeiten das Wachsthum und der Verfall weltlicher Macht von der Persönlichkeit dessen ab, welcher sie in Händen hat. Wir finden langsames Emporkommen und langsames Sinken, wir finden rasche Blüthen und schnelles Welken je nach den zeitigen Herrschern. Der Grund des plötzlichen Wechsels, des allmähligen Verfalls, der schroffen Uebergänge liegt hauptsächlich in dem Mangel jeder organisirten Macht im Staate. Nicht einmal eine Leibwache hatte ein Fürst. Wir sehen, daß deutsche Kaiser bisweilen um ein paar tausend Mann in der bittersten Verlegenheit sind. Zu anderer Zeit sammeln sich ungeheure Heere und zerfließen wie Dunst. Die Dinge sind unberechenbar. Bei den geistlichen Herrschern waren die Schwierigkeiten, eine dauernde Machtstellung zu behaupten, noch viel größer.

Dies zeigte sich bald nach dem Tode Gerhard's. Er hatte die Höhe erreicht; seine Nachfolger hielten sich eine Zeitlang auf derselben. Aber bald ging es abwärts.

Wir kommen zu sehr trüben Jahren. Das sittliche Leben verfiel; das Faustrecht entwickelte sich zu einem maßlosen Umfange.

Es war ein großes Glück für unsere Provinz, daß in diesen wilden Zeiten der einheimische Adel so wenig zahlreich war. Wir können dies aus der Zahl der „Glavien“ wissen, d. h. der Lanzen oder berittenen Krieger, welche der Stiftsadel in's Feld stellte und deren Zahl in den folgenden Jahren zwischen 70 und 90 schwankt. Dies ist auch die annähernd richtige Zahl der zeitig blühenden Adelsfamilien. Es waren wenig, wenn wir damit das Stift Verden oder das Herzogthum Lüneburg vergleichen, wo fast in dem kleinsten Dorfe Adlige wohnten und wo in manchen Ortschaften einzelne Familien dermaßen gewuchert hatten, daß kaum noch ein Bauer darin zu finden war.

Die Erzbischöfe hatten selbst keine Freudigkeit am Kriege. Ihre Erziehung und Beschäftigung war anders angelegt. Was sie kriegten, geschah aus Noth. Während die weltlichen Fürsten Lust an Fehden und Raub hatten, hielten die geistlichen Herrscher so lange Frieden, als sie nur konnten.

In so weit hatte unser Land wenig zu besorgen. Aber jede neue Wahl eines Erzbischofs brachte die Gefahr nahe, daß die

Bewerber ihre Ansprüche mit Gewalt durchsetzen wollten. Dann entstand plötzlich Parteinahme und Krieg.

So geschah es nach dem Tode Gerhard's II.

Der größere Theil des Domkapitels wählte zu seinem Nachfolger den Archidiakonus von Rüstringen, Hildebold, den Sohn des Grafen von Wunstorf (oder Bruchhausen.) Drei Mitglieder der wählenden Körperschaft gaben ihre Stimmen an den Domprobst von Bremen, Gerhard von der Lippe, Neffen des verstorbenen Erzbischofs. Ihnen schloß sich das Kapitel von St. Wilhadi in Bremen an, welches einen Antheil an der Wahl des Erzbischofs zu haben behauptete und dies Recht bei der Einsetzung Gerhard's II. allerdings auch ausgeübt hatte. Auf diesen Präcedenzfall berief es sich und focht die Gültigkeit der Wahl an, weil es zu derselben nicht zugezogen war.

Simon, der bisherige Verwalter des Erzstifts, bekam gar keine Stimme. Er wäre sonst wohl der nächste zur Würde gewesen, aber man mochte ihn nicht. Es fehlte ihm alles geistliche Wesen, er war kriegerisch und doch immer unglücklich. Das Domkapitel fürchtete das Schlimmste bei seiner großen Lust und ebenso großen Unfähigkeit zum Kriege.

Dennoch suchte er aus den streitigen Wahlverhältnissen Nutzen zu ziehen. Er hatte Langwedel besetzt und weigerte sich, die Veste Hildebold zu übergeben. Auf gleiche Weise war Bremervörde in den Händen einiger Stiftsedelleute, welche daraus nicht weichen wollten.

Hildebold war ein gewandter Mann. Mit Hülfe seiner Freunde sammelte er eine kleine Schaar von Kriegsleuten und zog vor Langwedel. Aber er ließ sich nicht auf eine Belagerung ein, sondern versuchte es, Simon mit Geld abzukaufen. Es gelang ihm. Für 400 Mark trat Simon die Festung ab. Ebenso ging es mit Bremervörde. Hildebold gab Geld und kam in den Besitz.

So war Hildebold thatsächlich Herr des Landes. Sein Gegner Gerhard war nach Lübeck gegangen. Aber dessen Partei ruhte nicht. Der Dekan des Wilhadikapitels, Gottfried, wurde von ihr als Bevollmächtigter nach Rom gesandt, um die Aufhebung der geschehenen Wahl zu bewirken. Hildebold begab sich auch dahin.

In Rom trafen sich beide. Hildebold wußte, daß man mit Geld viel ausrichten kann. Er bestach den Dekan Gottfried und bewog ihn mit Geschenken und noch größeren Versprechungen, von der Klage zurückzutreten und die Vollmachten in seine Hände zu

geben. Hildebold verhieß, die Rechte des Wilhadikapitels anzuerkennen und zu bestätigen, was er freilich zu thun nachher versäumte. Auch den Widerstand in der Umgebung des Papstes besiegte er mit Geld. Denn es liegt eine Quittung von Thomas Spiliati in Florenz vor, daß er für den Cardinal Richard die versprochenen 100 Pfund neuer und gesetzlicher Sterlinge empfangen habe. (Urk. v. 1260 im Stad. Arch.) Außerdem mußte er noch 1000 Pfund an die Cardinäle zahlen, was ihm erst nach zwei Jahren möglich war. (Ebendas.) Noch später holte der Secretair des Papstes, Albert von Parma, Nuntius in Deutschland, ihm 1000 Pfund für die römische Kammer ab. Reiche Versprechen hatte Hildebold gegeben und in Rom vergaß man in Geldsachen nichts. Er weigerte sich freilich aufs Aeußerste, aber der Nuntius sprach die Excommunication aus. Da zahlte der Erzbischof. Dennoch muß die Sache nicht völlig ins Reine gekommen sein, denn erst 1268 geben verschiedene römische und florentinische Kaufleute dem Erzbischof General-Entlastung von dem Reste der Schuld.

Als diese Hindernisse hinweggeräumt waren, hatte Hildebold keine Schwierigkeiten mehr. Er wurde vom Papste ohne Anstoß (1259, April 17.) bestätigt.

Mit großer Freude ward er in Bremen bei seiner Rückkehr empfangen.

Sein Mitbewerber Gerhard scheint keine weiteren Schritte gegen ihn versucht zu haben und starb auch bald nachher (1260) in Lübeck.

Aber eine große Gefahr zog sich gegen den neuen Erzbischof zusammen.

Wir haben früher schon erwähnt, daß von den Besitzungen jenseits der Elbe dem Erzstifte nichts geblieben war, als die sogenannten sieben Kirchspiele. Diese lagen in und bei der Haseldorfer Marsch und sind theils durch die Fluthen abgerissen, theils durch spätere Verpfändung an Holstein übergegangen. Es waren Langenbrock, nachher versetzt und Neuendorf genannt, Asfleth, Bishorst, Haselau, Haseldorf und Seester. Das siebente Dorf ist so früh in die Elbe gebrochen, daß wir den Namen nicht mit Bestimmtheit angeben können. Die Erzbischöfe ließen den Landstrich durch Vicegrafen verwalten und die Herrn von Bramstedt scheinen stets dies Amt in ihrer Familie behalten zu haben.

Die Grafen Johann und Gerhard, denen Holstein und auch die Stadt Hamburg gehörte, hatten schon lange mit neidischen Augen

die fremde Herrschaft in ihrem Lande betrachtet. Der Bezirk war zwar klein, aber reich und fruchtbar; er lag in den natürlichen Grenzen Holsteins.

Die Streitigkeiten bei der Wahl Hildebold's schienen ihnen eine passende Gelegenheit, sich des Landstrichs zu bemächtigen. Wenn Simon von Paderborn den Erzbischof an der Weser beschäftigte und sie ihn an der Elbe angriffen, so schien er diesen Anfällen unterliegen zu müssen.

Die Sache konnte sehr gefährlich werden, denn sie wurde gut und sorgfältig eingeleitet. Aber Hildebold war großen Schwierigkeiten gewachsen, ein kluger umsichtiger Mann und hatte an Otto von Bramstedt einen verläßlichen kriegskundigen Helfer.

An beiden Seiten brach der Streit aus, wild und roh, ohne Ursache, ohne Kriegserklärung, wie eine brutale Laune. Simon wandte sich an die Stedinger, deren Groll und Kampflust noch nicht erloschen war. Dort sammelte er rasch ein Heer und zog nach Wildeshausen. Unterwegs fügte er den Bremern vielen Schaden zu. Aber die Oldenburgischen Grafen, wegen des Stedingerlandes die natürlichen Verbündeten des Erzbischofs, besonders Heinrich der Bogener genannt, überfielen ihn unerwartet bei Munderloh im Kirchspiel Hatten. Simon's Heer erlitt eine vollständige Niederlage und nur mit Mühe entkam er selbst, als Mönch verkleidet, seinen Gegnern. Dadurch bekam Hildebold an der Weser Sicherheit und freie Hand. Das Uebergewicht, welches er erlangt hatte, suchte er dauernd zu machen. Aus der Zeit der Stedingerkämpfe lag an der Weser eine verfallene Burg (crancke veste), Warfleth genannt. Diese ließ Hildebold herstellen, um die benachbarten Stedinger im Zaum zu halten. Dadurch aber gerieth er mit der Stadt Bremen in Streit. Jede Burg an der Weser war in ihren Augen der Anfang eines Zolls und deshalb hatten sie schon wegen der Witteborg einen Krieg mit Gerhard nicht gescheut. Es war in ihren Privilegien oft genug gesagt, daß ohne ihren Willen keine Veste an der Weser gebaut werden dürfe und mit großer Eifersucht wachten sie darüber. Als Hildebold die Burg Warfleth wieder in Stand setzte, schlossen die Bremer rasch ein Bündniß mit den Stedingern. Es kam zum Kriege. Hildebold suchte seine Gegner zu trennen und bot den Bremern einen günstigen Frieden an. Diese aber standen treu zu den Stedingern und wollten nur dann den Frieden annehmen, wenn er sich mit ihren Bundesgenossen ausgesöhnt hätte. In dieser Zeit brach der

Streit an der Elbe aus. Hildebold konnte nicht zwei Kriege zugleich führen und machte wohl oder übel mit den Stedingern Frieden. Es verursachte ihm große Kosten, denn er mußte das Wehrgeld für ihre Erschlagenen zahlen. Darauf söhnte er sich mit der Stadt Bremen aus (1260, März 12.)

Die größere Gefahr drohte ihm an der Elbe. Die Holsteinischen Grafen hatten die Stadt Hamburg in den Streit zu verwickeln gewußt. Unzweifelhaft hat das dortige Domkapitel sehr viel dazu beigetragen, denn Hildebold zürnte lange mit demselben. Es war seinem bremischen Vorgesetzten immer feindlich.

Wie die Sache ablief, erkennen wir aus einer gleichzeitigen Hamburger Beschwerdeschrift (Lappenberg, hamb. Urkundenb. 1, 673.) Da die Stelle in der Sprache leicht verständlich ist und auch auf den Reichthum Hamburgs und dessen gedrückte staatliche Lage Licht wirft, wollen wir sie hier wiedergeben.

Do bischop Hildebold uan Bremen ghekoren wart, dar wart schelinghe (Zwietracht) umme den kore twisschen usen heren, greuen Johanne unde greuen Gherde, an der enen side, unde hern Otten uam Barmestede unde sinen helperen an der anderen siden. Dor groter bede (auf große Bitte) der greuen sende wy use kogghen (Kriegsschiffe) uor Haseldorpe mit wapenden luden. Dat costede seshundert mark pennynghe. Dor des orleghes (Kriegs) willen wante uns unse heren jamerliken ere grote noet gheklagheden, so queme (kamen) wy dor eren willen in dat orleghe untgheghen des bisschop van Bremen unde legheden ses kogghen uor de Swynghen. Dar worden uele user borghere gheuangen, ghewundet unde gheslaghen. Dat kostede neghen dusend lodighe mark suluers. Dar kostede id to uarende unde to ridende to den deghedingen (Unterhandlungen) achtehundert lodighe mark suluers. Darna voreuenden (einigten) sik de bisschop unde de greuen unde leten de stad dar enbuten (draußen, d. h. schlossen sie nicht mit in den Frieden ein.) Do louede (versprach) de stad den greuen vyfhundert mark pennynghe to lenende oppe alsodanne vorword, ofte se en hulpen to liker sone (zu gleicher Sühne) so scholden se de pennynghe beholden, unde ne deden se des nicht, so scholden se de pennynghe wedder gheuen. Dar loueden se myd vyf unde twintich ridderen uore (am 5. Juli 1263), de pennynghe entfenghen se, unde ne hulpen en nicht also se hadden gheredet. Darna do uereuende sik de bisschop unde

de stad (am 6. Sept. 1266 in Graft, einem Fährhause an der Elbe im Kirchspiel Neuenfelde.) Dat kostede seshundert lodighe mark, unde twehundert pund to ridende unde to uarende, eer id op enen ende quam.

Diese Schrift ist lehrreich. Sie zeigt uns, daß Hildebold in der Fehde, welche mehre Jahre dauerte, entschieden im Vortheil war. Die Holsteinischen Grafen bedrängte er durch Otto von Bramstedt, daß sie mit großen Bitten und flehentlich (jamerliken) ihre Stadt Hamburg zu Hülfe rufen mußten. Aber auch diese konnte auf die Dauer gegen Hildebold nichts ausrichten. Der Streit wurde ihr sehr kostbar und durch den einseitigen Friedensschluß der Grafen höchst widerwärtig. Sie suchte ein Ende darin zu machen, und es gelang ihr durch Zahlung von 600 Mark. Die großen Geldsummen, welche die Stadt aufwandte, zeigen uns den raschen Aufschwung Hamburgs. Sie konnte mehr als 10,000 Mark*) für eine Streitsache opfern, welche sie im Grunde nichts anging. Aber das scheint ihr nicht schwer geworden zu sein, denn sie beklagt sich nicht so sehr über die großen Kosten, als über den häßlichen Undank ihrer Grafen. Die Schriftsteller sagen es auch oft genug, daß in dieser Zeit die Stadt Bremen hinter Hamburg in Handel und Reichthum zurückgetreten sei, obgleich sie es früher weit überragt hatte, und verhehlen nicht, daß die inneren Parteikämpfe die meiste Schuld davon tragen. Hamburg hat nur selten und nur vorübergehend davon gelitten.

Nach Beendigung dieser großen Streitigkeiten gewann Hildebold einige Ruhe. „Er regierte ruhmreich die Kirche und vermehrte sie an Macht und Reichthum.“ Die Stadt Wildeshausen, welche ihm den schuldigen Gehorsam verweigerte, gewann er durch List und Bestechung einiger Bürger, denen er aber nachher das Geld wieder abnahm.

Ein päpstlicher Legat, der Cardinal Guido, kam auf seiner Rückreise von Schweden in unsere Gegend und hielt sich längere Zeit in Bremen und Hamburg auf. Er schlichtete viele Streitigkeiten unter den Kapiteln und Klöstern. Auf einem Concil, welches er (Nov. 1266) in Bremen abhielt, erließ er heftige Befehle gegen „die Ehefrauen“ und Concubinen der Geistlichen. Also war auch jetzt noch nicht die Ehelosigkeit der Priester völlig durchgeführt. Außerdem gab er Befehl, man solle die Schiffbrüchigen

*) Eine Mark war damals kein geprägtes Geldstück, sondern eine Summe von Münzen, im jetzigen Silberwerth etwa 5 Thlr.

nicht mehr zu Leibeigenen machen, sondern unterstützen und freilassen. Dies Verbot in Verbindung mit den Verträgen, welche Bremen und Hamburg mit den Marschländern abschlossen, machte der barbarischen Strenge des Strandrechts ein Ende.

Außerdem haben wir aus Hildebold's Regierungszeit einige Nachrichten, die aber so kurz und mangelhaft sind, daß wir ihren Grund und Zusammenhang nicht auffinden können. Die Herzöge Albert und Johann von Braunschweig bedrohten in Verbindung mit ihrem Bruder Conrad, Bischof von Verden, das Stift Bremen mit Krieg. Aus unbekannten Ursachen. Aber die Stadt Verden, mit Bremen in Bundesverhältniß, verweigerte den nöthigen Uebergang über die Allerbrücke. Die Fürsten bauten sich deswegen unterhalb Verden eine Brücke und zogen hinüber. Hildebold schickte ihnen Kriegsleute und bewaffnete bremische Bürger entgegen. Es kam aber nicht zum Kriege, sondern der Friede wurde rechtzeitig vermittelt. Wie die Fehde entstand und wie sie endete, wissen wir nicht.

Ebenso wenig wissen wir von einem Kriegszuge, welchen er auf Veranlassung des dänischen Königs gegen Schleswig unternahm (Aug. 1272.) Die Stadt wurde erobert, viele Beute gemacht, aber auch einige Mannschaft verloren. Es wird angemerkt, daß hier zum ersten Male ein bremischer Erzbischof sich den Kriegszug mit Geld habe bezahlen lassen.

Am Ende seines Lebens stand er mit der Stadt Bremen in einem freundlichen Verhältniß und ertheilte ihr manche Begünstigungen, welche Zeugniß davon ablegen.

Nach funfzehnjähriger Regierung starb er am 11. Oct. 1273. Er ist einer der wenigen Erzbischöfe, welche oft und lange in Stade verweilt haben. Die Kämpfe an der Elbe und Schwinge veranlaßten es. Die Stadt scheint ihm dabei manchen dankenswerthen Beistand geleistet zu haben, welchen er ihr durch ein kostbares Geschenk vergalt. Sie erhielt von ihm das Recht, eigene Münzen schlagen zu dürfen (Urk. v. Apr. 1272 im Stad. Stadtarch.) Mit dieser Befugniß waren sonst alle Landesherren in Norddeutschland sehr zurückhaltend. Oft mußten sie das Münzrecht verpfänden, weil die Noth drängte; oft verpachteten sie es auch auf gewisse Jahre gegen einen augenblicklichen namhaften Gewinn; aber sie verstanden sich nicht leicht dazu, dies hochgeschätzte Vorrecht dauernd abzugeben. Auch Stade mußte es sehr theuer mit Zehnten, Hausrenten und einer jährlichen Abgabe von 20 Mark bezahlen.

Dennoch war es eine große Gunst Hildebold's. Denn Bremen hat bis zur Mitte des XV. Jahrh. das Münzrecht nur pachtweise vom Erzbischof gehabt; Hamburg empfing es von den holsteinischen Grafen erst im XIV. Jahrh.; Burtehude hat es nie besessen.

Obgleich Stade es sehr früh empfing und man keinen Zweifel haben kann, daß die Stadt dies bedeutende Vorrecht auch thatsächlich ausgeübt haben wird, so sind doch gar keine Stader Münzen aus älterer Zeit auf uns gekommen. Die ältesten Münzen, welche man kennt, sind erst vom Jahr 1510 und gehören zu den größten Seltenheiten.

Mit geistlichen Angelegenheiten scheint er sich wenig beschäftigt zu haben. Er war ein Kind seiner kriegerischen Zeit und im Kampf um weltliche Macht und Besitzung ist sein Leben hingegangen. Er ist begraben in der Kirche zu Bremen. Seinem Nachfolger hinterließ er das Land im Frieden und wohlgeordnete Finanzen, wie er überhaupt auf das Geld Werth legte und es richtig zu gebrauchen verstand.

Giselbrecht bestieg nach ihm den erzbischöflichen Stuhl. Er war ein geborner Herr von Brunkhorst, mit Hildebold nahe verwandt. Ihre Mütter waren Schwestern, beide die Töchter des Grafen Moritz von Oldenburg.

Er ist der letzte unter den bremischen Erzbischöfen, welcher die staatliche Höhe behauptete, welche seine beiden Vorgänger errungen hatten. In der norddeutschen Geschichte spielt er eine große Rolle und wirkte kräftig auf die Verhältnisse der benachbarten Länder ein. Er war noch im Stande, sowohl die kriegerischen Edelleute seines Landes niederzuhalten, als auch neben der täglich mehr erstarkenden politischen Macht der Städte Bremen und Hamburg eine achtunggebietende Stellung einzunehmen. Nach ihm finden wir Abhängigkeit, Willkühr des Faustrechts, Entartung der Geistlichkeit und zerrüttete Finanzen.

Giselbrecht wurde einträchtig und ohne irgend Widerspruch zum Erzbischof erwählt. Gleich nach seiner Ernennung machte er sich auf die Reise, um die Bestätigung des Papstes persönlich einzuholen. Dieser hielt gerade ein Concil in Lyon über die Hülfsmittel, einen neuen Kreuzzug ins Werk zu setzen. Hier ward Giselbrecht von ihm geweiht. Bald nachher erhielt er die Belehnung mit seiner weltlichen Herrschaft von dem Kaiser Rudolph.

Er kehrte zurück und wurde mit Freude empfangen. Sein Land war ruhig.

Aber Hildebold hatte ihm eine unerledigte Sache hinterlassen. Die Kehdinger hatten sich ihm widersetzt. Worin ihr Ungehorsam bestand, ist nicht ersichtlich, aber es geht aus Hamburger Urkunden hervor, daß die Beschwerde sich besonders auf Seeräuberei bezog, welche die Kehdinger auf der Elbe trieben. Der Rath von Hamburg bewilligte dem neuen Erzbischof 400 Mark zur Herstellung des öffentlichen Friedens. Giselbrecht fing die Sache mit einiger List an. Er berief seine Edelleute und Dienstmannen zu einer feierlichen Hofhaltung und festlichem Turnier nach Stade. Als sie versammelt waren, führte er sie gegen die nichts ahnenden Kehdinger, beraubte und plünderte das Land, machte Gefangene und ließ einige tödten. Zugleich machten die Hamburger auf die Seeräuber Jagd und fingen deren elf, „über welche Urtheil und Recht erging.“ Sie hatten sich erst mit der Bitte um Abhülfe des Unwesens an ihren Grafen Gerhard gewandt und dieser hatte versprochen, die Sache mit einem Worte zu erledigen, wenn ihm 1000 Mark zinslos auf eine Reihe von Jahren vorgestreckt würden. Aber sie ließen sich nicht darauf ein, er hatte sie schon zu oft hintergangen, wante id uns to swar duchte, so leet he uns underweghen.

Die Kehdinger waren besiegt. Der Erzbischof kehrte nach Bremen zurück.

Hier war es unruhig wie gewöbnlich. Bürgerliche Zwistigkeiten zerrütteten die Stadt. Der Erzbischof gab sich sehr viel Mühe und schonte selbst keine Kosten, um den Frieden herzustellen. Er liebte die Bürger sehr und suchte sie zu fördern. In ihnen sah er einen Halt gegen den Adel, welcher immer unbändiger wurde. Seine Bemühungen um ihr Wohl gingen so weit, daß die Edelleute seiner spotteten und ihn „den Bischof der Bauern und Kerle“ nannten.

Dies gute Verhältniß wurde bald getrübt. Die Ursache war geringfügig, so weitschweifig sie uns auch in den Chroniken erzählt wird. In der stillen Woche gerieth einer der erzbischöflichen Dienstmannen mit einem Goldschmied in der Stadt Bremen in Streit, verwundete ihn und flüchtete darauf in den Palast seines Herrn. Das gemeine Volk der Stadt, an Unruhe gewöhnt und bei jeder Veranlassung zum Aufstand bereit, erhob sich und tobte um das Haus des Erzbischofs. Dieser erbot sich vergeblich zu aller Genugthuung. Er mußte entfliehen. Seine Dienerschaft suchte den Palast noch eine Weile zu vertheidigen, war aber bald

dem Sturme nicht mehr gewachsen und übergab sich einigen Rathsherren, welche herbeigeeilt waren. Von diesen wurden die Diener in's Gefängniß geführt, damit sie der aufrührerischen Menge entzogen werden könnten. Der Pöbel drang nun in's Haus, beraubte es, zerschlug die Geräthe und warf Feuer in das Innere, wodurch großer Schaden angerichtet wurde. Wie es bei solchen Gelegenheiten selten an vornehmen Anführern fehlt, so hatte sich ein Rathsherr, Reineke Brushaver, an die Spitze des Aufruhrs gestellt. Er wurde nachher dafür an die Schwänze der Pferde gebunden, durch die Stadt geschleift und vor dem Thore gerädert. Als das Volk wieder zur Besinnung kam, that es sein Mögliches, die Sache ungeschehen zu machen. Demüthig bat es um Vergebung, und dem rückkehrenden Erzbischof kamen Männer und Frauen barfuß entgegen mit Kreuzen und Fahnen. Giselbrecht war von Natur versöhnlich nnd vergaß leicht, aber man wollte doch bemerken, daß von dieser Zeit an sein Herz den Bürgern entfremdet war und sich seinen Rittern mehr zuwendete.

Aber auch an diesen konnte er keine Freude haben. Der Geist dieser Zeit war ein Geist der Willkühr. Niemand suchte Recht bei der Obrigkeit, wenn er es sich selbst mit dem Schwerte verschaffen konnte. Dennoch hat Giselbrecht gethan, was er konnte, um die Unbändigkeit des Adels zu unterdrücken und das Faustrecht zu hindern. Weil es ihm an einer bereiten Kriegsmacht fehlte, welche er sich so gern in den bremischen Bürgern herangezogen hätte, so ergriff er das einzige Mittel, welches ihm noch übrig blieb. Er baute neue Burgen in der Provinz, befestigte die alten und übergab sie treuen Händen. In Bremervörde baute er einen neuen Thurm, Langwedel wurde stärker gerüstet, das zerstörte Ottersberg wieder hergestellt. In Thedinghausen ließ er eine Veste bauen und übertrug sie mehren Burgmännern, desgleichen am Balksee (im Amte Neuhaus) das Schloß Rempe am gleichnamigen Bach, später auch Rempempe genannt, wovon die Spuren noch sichtbar sind. Später tauschte es Heinrich von Bramstedt, der Holsteiner, gegen Besitzungen jenseit der Elbe ein. Alle diese Bauten waren gegen das Innere gerichtet und sollten die Uebergriffe der kriegerischen Ritterschaft mäßigen und die Gewalt des Oberherrn in Achtung erhalten. Denn gegen den Andrang äußerer Feinde waren sie zu schwach.

Aber auch darauf war sein Blick gerichtet. Obwohl mit allen

fürstlichen Nachbarn in Frieden, dachte er an eine Zukunft, welche das gute Verhältniß ändern konnte.

Wir haben erzählt, daß nach dem Frieden von 1236 die beiden Schlösser Ottersberg und Harburg niedergebrochen werden mußten. Aber der Herzog Albert von Braunschweig stellte (1253) gegen das Versprechen seines Vaters Harburg wieder her. Dagegen hatte Gerhard II. Verwahrung eingelegt, aber den Bau nicht hindern können. Bei seinem Alter und seiner Krankheit mochte er keinen Krieg darüber wagen und hatte schließlich dem Herzog seinen Willen gelassen. Aber Harburg war ein gefährliches Schloß, ein Stützpunkt für jeden feindlichen Einfall. Obwohl Giselbrecht mit dem dermaligen Besitzer in gutem Vernehmen lebte, schien es ihm doch nöthig, dem drohenden Harburg eine andere Veste entgegen zu stellen. Dazu bot sich ihm ein passender Platz bei Burtehude dar. Hier war ein Dorf, schon 959 unter dem Namen Bucstadin erwähnt, mit einer dem heil. Petus geweihten Kirche, der Sitz einer alten adligen Familie. Diese wird (in einer Urk. v. 25. Oct. 1195) als dem Aussterben nahe genannt und stiftete ein Nonnenkloster, wo jetzt Altkloster liegt. Auf der Viehweide des Klosters legte Giselbrecht 1272 die neue Stadt an und umzog sie mit einem Graben, welcher schon damals Viver hieß. Er entschädigte das Kloster, welchem besonders die neu gegründete Mühle Schaden that, mit anderen Besitzungen. An der jetzt noch sichtbaren Regelmäßigkeit der Straßen, richtig angebrachten Thoren und den sich der Mauer und dem Graben anpassenden Linien läßt sich trotz alles späteren Umbaues erkennen, daß Burtehude zu den Städten gehört, welche sich nicht allmählig durch eigenes Wachsthum gebildet haben, sondern auf allerhöchsten Befehl angelegt sind. Solche Gründungen pflegen selten zu glücken, aber Burtehude gewann doch ein kräftiges Leben. Es kam ohne irgend eine Unterstützung des Landesherrn so gut in Kraft und Blüthe, daß es 1369 ein Mitglied des Hansabundes werden konnte.*)

---

*) Die kleine Stadt hat ganz unverschuldeter Weise das Unglück gehabt, in den Ruf eines Krähwinkels zu kommen. In J. Grimm's Mährchen steht eine lustige Geschichte von einem Wettlauf des Hasen und des Schweinigels auf der Burtehuder Haide, (welche, beiläufig gesagt, gar nicht existirt, denn die Stadt liegt in lauter Wiesen). Dies Mährchen ist der Ursprung des wunderlichen Geredes, welches namentlich der vormalige Reichsminister Detmold durch seine Flugschriften und einige Maler durch Illustrationen überall verbreitet

Die Stadt war in einer sehr volkreichen Gegend angelegt. Neben ihr lag das Dorf **Burtehude**, denn die Stadt wird in den ältesten Urkunden „unsere neue Stadt bei dem Dorfe Burtehude" genannt. Einen bestimmten Namen gab ihr der Gründer nicht und allmählig ging die Benennung des Dorfes auch auf die Stadt über. Zum Unterschied wurde dann das Dorf „Altenburtehude" genannt. Aber auch dieser Name verschwand nach und nach, und das Dorf hieß schließlich nach dem Kloster, welches darin lag, „Altkloster." Es waren ein Probst und 60 Nonnen darin, welche nach der Regel des heil. Benedicts lebten (Schr. d. Papst Urb. v. 19. Jan. 1388 im Stad. Arch.). Man hatte es der Jungfrau Maria geweiht.

An der andern Seite der Stadt lagen die Dörfer des Altenlandes und holländische Colonien. Die Ortschaft **Rübke** ist eine solche; darüber sind urkundliche Nachrichten vorhanden (Wersabe, niederl. Col. 1, 179), wenn wir auch die Zeit der ersten Anlage nicht kennen. Aber auch das Dorf **Neuland** muß eine solche sein, denn abgesehen davon, daß es ungeachtet seiner unmittelbaren Nachbarschaft von dem Altenlande in der Verwaltung stets getrennt war, ward das Stadtthor, welches dahin führt und später Marschthor hieß, anfangs das **Holländerthor** (valva hollandrorum) genannt. Man darf daraus schließen, daß vor demselben niederländische Colonisten wohnten. Dies wird dadurch bestätigt, daß im Jahre 1392 der Deich an Neuland Holnerschen Damm genannt wird.

Nahe bei diesem Thore lag das erste Gotteshaus, welches in der Stadt gebaut ward, eine Kapelle, der Jungfrau Maria gewidmet. Sie war von dem Probst des Altenklosters gegründet (Urk. v. 12. März 1388 im Burt. Arch.), reich mit Bildern geschmückt, schon 1390 mit einer Orgel versehen und sollte das erste geistliche Bedürfniß der neuen Stadt decken. Im Jahre 1392 begann man die große Peterskirche zu bauen. Sie war vielleicht kaum fertig, als man eine dritte Kirche gründete, die Kapelle zum heil. Geist am Geestthor (Urk. v. 1399 im Stad. Arch.). Unsere Zeit hat kein Verständniß mehr für diesen „Hunger und Durst nach dem Reiche Gottes"; drei Gotteshäuser und mindestens 16 Geistliche — denn allein an der Peterskirche waren 14 — in

---

haben. Es stammt also aus der neuesten Zeit, aber es wird schwer zu vertilgen sein, denn es sucht immer neue Nahrung.

einer Stadt, welche in ihren blühendsten Zeiten wenig mehr als 2000 Einwohner gehabt hat.

Die junge Stadt hatte anfänglich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Keinem war die Anlage derselben widerwärtiger, als der Familie von Schulte. Sie hatte gerade in dieser Gegend ihre besten Besitzungen und Vesten, Esteburg, Horneburg und die Dörfer im Delm nebst Sittensen. Und mitten in diesen Kreis pflanzte ihr der Erzbischof eine feste Stadt, wie einen Pfahl in's Fleisch. Wenn die Stadt erstarkte, so wurden die Ritter bedrängt und konnten ihre Ellenbogen nicht mehr rühren; das war voraus zu sehen. Sie stellten sich daher bald in ein feindseliges Verhältniß zu dem neuen Orte. Aber die Burtehuder waren kluge Leute und fanden das rechte Mittel, ihnen mit Erfolg zu widerstehen. Zu ihrem Grefen erwählten sie einen Ritter von Zesterfleth. Diese Familie war an Gliedern vielleicht nicht so zahlreich, wie die Schulte, aber es war — wie das Zesterflether Familien-Archiv in Wiegersen in zahlreichen Stücken lehrt — unzweifelhaft das reichste Adelsgeschlecht der Provinz im XIV. Jahrhundert. Was Reichthum und Einfluß vermochten, setzten seitdem die Zesterfleth für die kleine Stadt ein. Das geschah freilich nicht bloß um ihrer schönen Augen willen, sondern es waren mit der Grefenschaft auch manche Einnahmen, besonders Gerichtssporteln, verbunden. Als die Herren von Schulte offene Feindseligkeiten ausübten, ist es gewiß der Hülfe der Familie von Zesterfleth zuzuschreiben, daß das Domkapitel zu Bremen sich eifrig der Stadt annahm. Es übte einen solchen Druck auf die Schulte aus, daß diese sich zu einem höchst nachtheiligen Vergleich herbeilassen mußten (Urk. v. 24. Mai 1321 im Burt. Arch.). Sie hatten den Bürgern der Stadt Kühe und Schweine weggetrieben und sonstigen Schaden gethan. Dafür mußten sie alle Besitzungen und Einkünfte, welche sie im Altenlande von der bremischen Kirche zu Lehn trugen, der Stadt auf so lange Zeit übergeben, bis der Schaden daraus ersetzt war. Es wurde dabei der mildernde Zusatz gemacht, daß den Rittern auch schon früher diese Besitzungen ausgeantwortet werden sollten, wenn sie im Stande wären, durch baares Geld den Schadenersatz zu leisten.

Nach dieser Zeit ließen die Ritter von Schulte die Stadt in Ruhe, ja sie kamen allmählig in ein ersichtlich freundliches Verhältniß zu derselben. Denn wir lesen (Urk. v. 24. Febr. 1362 im Burt. Arch.), daß sie ein Haus in der Stadt besaßen am Kirch-

hofe, welches 150 Mark und 2 Pfund hamb. werth war, und als sie es verkaufen mußten, machten sie so zahlreiche und günstige Bedingungen zur Ermöglichung eines späteren Rückkaufes, daß man deutlich erkennt, wie sehr ihnen an dem Besitze gelegen war.

Auch mit anderen Adelsfamilien hatte die Stadt ein gelegentliches Zerwürfniß. Die Ritter Segebade und Marquard, von Marschalk und Lambert von Bachtenbrock wurden gefangen genommen und gezwungen, Urfehde, d. h. ewigen Frieden, zu schwören (1360). Solcher Sühnverträge der Stadt mit andern Rittern finden wir mehr, aber die Einzelnheiten dieser Fehden kennen wir nicht.

Die Stadt kam durch Handel rasch zu einer gewissen Blüthe und besaß schon im Jahr 1363 solche Geldmittel, daß sie dem Erzbischof Albert nach und nach mehr als 4000 Mark hamb. vorstrecken konnte (Burt. Arch.). Die Handelsverbindung mit ihren Bürgern wurde auswärts eifrig gesucht, eine Streitigkeit mit den Bewohnern der Wilster Marsch durch Vertrag ausgeglichen und selbst die Dithmarschen fühlten sich veranlaßt, durch ein sehr artiges Schreiben (v. 3. Apr. 1352) die Burtehuder zum Besuch ihres Landes einzuladen, wobei sie die Versicherung aussprechen, daß ihnen alle Gunst und Freiheit des Handels erwiesen werden solle.

Dieser rasche Aufschwung wurde aber durch die Alles überwältigende Handelsbewegung Hamburgs niedergehalten und konnte sich nicht zu der Blüthe entfalten, welche die ersten Anfänge versprachen. Wäre Hamburg nicht gewesen, so würde Burtehude sehr groß geworden sein. Denn es war der Geist in der Stadt, welcher nach Handelsmacht und Reichthum strebt durch eigene Kraft, und dieser Geist ist auch jetzt noch darin zu finden.

Obgleich Giselbrecht sich Mühe genug gab, in seinem Lande die Ruhe zu erhalten, konnte er doch nicht völlig der Dinge Herr werden. Mit der herzoglichen Familie von Lüneburg entstanden Mißhelligkeiten. Conrad, einer der vier Söhne Otto's des Kindes, war zum geistlichen Stande bestimmt und Domherr in Bremen geworden. Später wurde ihm das geistliche Leben leid, er gab seine Stelle auf und suchte an der Regierung seiner Brüder Theil zu nehmen. Diese verweigerten es und gaben ihm eine Abfindung in Geld. Als er aber seine Domherrnstelle in Bremen wieder antreten wollte, war dieselbe schon vergeben. Es verdroß ihn und als er mit Mühe Bischof von Verden wurde, konnte er mit

Giselbrecht nicht in ein freundnachbarliches Verhältniß kommen. Die Spannung blieb und wuchs, als Conrad Vormund seines minderjährigen Neffen Otto in Lüneburg wurde. Bei der Uebernahme dieser Vormundschaft wurde die lüneburgische Ritterschaft aufrührerisch und fand sowohl bei Giselbrecht, wie bei dem Herzog von Sachsen-Lauenburg Unterstützung. Der Erzbischof machte einen Streifzug nach Lüneburg, schonte aber die Geistlichkeit und Ritterschaft. Herzog Otto rächte sich durch einen ähnlichen Zug, aber schonte nichts. Drei Tage lang umlagerte er mit den Seinigen die Stadt Bremen. Der Bischof Conrad muß daran Theil genommen haben, denn bald nachher veranstaltete Giselbrecht einen Kriegszug nach Verden. Das Süderend der Stadt wurde (1281, Oct. 22.) erobert, geplündert und verbrannt. Nur die Andreaskirche ward verschont. Der Dom verbrannte mit vielen seiner Heiligthümer.

Diese Rache war zu groß; sie schmerzte Giselbrecht, und er gab seinem Nachbarn aufrichtiges Beileid zu erkennen. Die nächste Folge davon war, daß der Friede zwischen beiden dauerhaft war und Conrad Muße ließ, den Neubau des jetzt noch stehenden Doms in Verden beginnen zu können.

Ein allseitiger Friedensschluß kam zu Stande, an welchem sich der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die lüneburgische Ritterschaft betheiligte.

So lange Bischof Conrad lebte, blieb das Verhältniß gut. Nach seinem Tode ward Friedrich von Honstedt Bischof zu Verden, ein scheinbar träger und gleichgültiger Mann. Einige Ritter des Erzstifts Bremen ließen sich durch diesen Schein betrügen und machten einen Anschlag auf die Veste Rotenburg. Aber Friedrich überfiel sie in ihrem Hinterhalt, trieb sie in die Flucht und setzte sich durch einen Streifzug in Achtung, welchen er mit Herzog Otto bis nach Bremen ausdehnte. Reiche Beute ward ihnen zu Theil. Sie hielten Giselbrecht wohl nicht mit Unrecht für den stillen Urheber des beabsichtigten Ueberfalls. Dieser verhielt sich auch nachher ruhig. In Bremen entstand wieder Zwiespalt, reiche und vornehme Bürger wurden vertrieben. Diese riefen ihre Verbindungen unter dem Adel unsers Landes zu Hülfe; so war Raub und Fehde auf allen Landstraßen.

Zu Wasser ging es nicht anders. Der Geist der Raubsucht scheint sich damals aller Welt bemächtigt zu haben. Die Rüstringer, Ostringer und Wurster griffen bremer Schiffe auf der Weser

an, plünderten die Ladung und tödteten die Mannschaft. Darüber erhob sich ein Krieg, der länger als zwölf Jahre dauerte und erst allmählig sich legte. Die Stadt Bremen söhnte sich einzeln mit ihnen aus, mit den Rüstringern 1291, mit den Wurstern 1304, mit den Ostringern (jetzt Jever) 1306. Nie hätte das geschwächte und zerrüttete Bremen so günstige Friedensschlüsse machen können, wenn diese friesischen Stämme jemals einig gewesen wären. Aber das ist das Unglück aller Friesen gewesen, die Uneinigkeit.

Von einer Thätigkeit Giselbrecht's in diesen kriegerischen Unruhen lesen wir nichts. Er mußte die Dinge geschehen lassen; zu Wasser vermochte er nichts. Verbote halfen nicht, das Recht der Kriegsführung nahm Jeder in Anspruch.

Das zeigte sich auch in Dithmarschen. Das Land hatte sich von allen Herrschern frei gemacht. Die holsteinischen Grafen Heinrich und Johann regten aber die Frage von Neuem an und behaupteten, ein Recht auf die Regierung zu haben, welches sie nöthigen Falls mit den Waffen verfechten wollten. Die Dithmarschen widersprachen. Sie behaupteten, Niemandem als dem bremischen Erzbischof unterthan zu sein, und um diesem Worte etwas mehr Haltung zu geben, erklärten sie Giselbrecht ihren Gehorsam und baten ihn um Hülfe. Sie erinnerten sich, wie glücklich sein Vorgänger gegen die holsteinischen Grafen gekämpft hatte. Giselbrecht wußte aber, welch unsicherer Besitz Dithmarschen immer gewesen war und hütete sich wohl, ihnen einen Heerhaufen zu Hülfe zu senden. Um indeß die Sache nicht ganz abzuweisen und für einzelne Möglichkeiten die Hand daran zu behalten, schickte er ihnen einige von seinen kriegskundigen Rittern. Diese sollten den ungeordneten Schaaren der Dithmarschen am Tage der Schlacht mit Rath und Erfahrung beistehen.

Die Grafen rückten mit kriegerischer Ordnung heran und waren im Begriff, in die Marsch herabzusteigen, als ihnen die Dithmarschen entgegen kamen. Der Kampf nahm einen lächerlichen Anfang. Vor den ersten Reihen der Holsteiner lief ein Hase vorüber und diese erhoben in soldatischer Laune das gebräuchliche Jagdgeschrei. Die letzten Schaaren mißverstanden den Lärm und meinten, es sei der Schlachtruf der siegreichen Feinde. Manche unter den holsteinischen Kriegern kämpften ungern gegen die Dithmarschen und ergriffen die Gelegenheit, Unruhe und Verwirrung in das eigene Heer zu bringen. So gerieth die Schlachtordnung in's Wanken, die Dithmarschen bemerkten die Unsicher-

heit ihrer Gegner, griffen muthig an und trieben sie in die Flucht (1289). Selten haben die Holsteiner gegen die Dithmarschen Glück gehabt. Diese freuten sich eines leicht errungenen Sieges. Vom Erzbischof war aber keine Rede mehr.

Dieser hatte nun eine Zeitlang Ruhe und konnte sich mit friedlichen Angelegenheiten beschäftigen, so weit es die Umstände erlauben wollten. Er sorgte für den Wohlstand seiner Klöster und suchte seine Verhältnisse mit dem hamburgischen Domkapitel zu ordnen.

In diese Zeit fällt der Anfangspunkt des hamburgischen Besitzthums Ritzebüttel. Die Insel Neuwerk, damals Insel O genannt, auch Nova O, gehörte zum Lande Hadeln. Sie war eine Niederlage des Fischfangs, und ihrer günstigen Lage wegen eine Versuchung zur Seeräuberei und zum Mißbrauch des Strandrechts. Der Erzbischof, die Herzöge von Sachsen, als Herren des Landes Hadeln, und die Städte Bremen, Stade und Hamburg schlossen darüber einen Vergleich. (Urk. v. 14. Apr. 1286), nach welchem dem ersten die Hälfte der Insel und der Fischereiabgaben überlassen, der Stadt Hamburg aber die Erlaubniß ertheilt werden soll, daselbst eine Feuerbake zu errichten. Die Sache muß aber nicht gleich in's Werk gesetzt sein, denn 13 Jahre später wiederholen die Herzöge von Sachsen der Stadt Hamburg die Erlaubniß, einen Leuchtthurm zu bauen und die nöthigen Steine aus Altenwalde zu entnehmen. Die Landschaft Hadeln (Schulzen, Schöffen, Richter und Gemeinde) bestätigten die Schrift.

So faßte Hamburg zuerst Fuß am Ausfluß der Elbe. Es erbaute einen hölzernen Thurm in Neuwerk und als dieser 1372 abbrannte, das steinerne Gebäude, welches noch jetzt vorhanden ist.

Im letzten Jahre seiner Regierung, als der Erzbischof von Altersschwäche und Steinschmerzen sehr geplagt wurde, zog sich die drohendste Gefahr von Seiten der Marschbewohner noch einmal gegen ihn zusammen. Er konnte vor Schwachheit nicht mehr gehen und mußte sich in einem kleinen Wagen umherführen lassen, aber sein starker Geist war nicht von ihm gewichen, sondern trat dem Unheil kräftig entgegen.

Es widersetzten sich ihm die Kehdinger, die Bewohner der sieben Kirchspiele, die Leute von Crempe und das Alteland. Zum ersten Mal wird uns hier dieser Bezirk genannt. Der Geist des Aufruhrs, Eigenwillens und Freiheitstaumels in den Marschen muß ungemein groß gewesen sein, daß sich selbst die Altländer

ihm nicht entziehen konnten. Sonst waren diese Leute mit dem holländischen Blute in ihren Adern bedächtig und still, vermieden sorgfältig jede Aufregung und hielten sich von allen Fehden fern. Sie pflanzten ihre Obstbäume und schmückten ihre Wohnungen, aber von Krieg und Kriegsgeschrei mochten sie nichts hören.

Wiederum kennen wir die Gründe nicht, welche den Aufstand hervorriefen. Beinahe niemals werden uns die Ursachen solch eines Aufruhrs genannt, weder in den Chroniken, noch in den zahlreichen Sühnverträgen. Wir glauben daraus schließen zu können, daß überhaupt keine haltbare Ursache da war, sondern daß der Geist der Zeit die Völker in den Freiheits- und Kriegsstrudel riß. Die Ruhe war langweilig, sie wollten einmal kriegen und rauben.

Giselbrecht entschloß sich ungern zum Kriege gegen seine Unterthanen. Er gab sich viel Mühe, sowohl persönlich als auch durch Vermittler, den Frieden herzustellen. Vergebens. Auch die Dithmarschen zeigten sich geneigt, sich den holsteinischen Marschbaueru anzuschließen. Aus reinem Uebermuth. Es war völlig zwecklos, da Giselbrecht's Herrschaft in ihrem Lande bloß dem Namen nach bestand. Er mußte von Stade aus einen Warnungsbrief an sie richten. Daß sie sich den Empörern anschließen könnten, übergeht er mit Stillschweigen; aber er sagt, „daß die Städte und Kaufleute über sie Klage geführt hätten. Diese Klage sei auch an den Papst geschickt, und er müsse leider von diesem den Befehl erwarten, die Uebelthäter zu strafen, und könne sich der Ausführung desselben nicht entziehen. Daher sollten sie sich eines Besseren besinnen, so lange es noch Zeit wäre.“ Dieser Brief wurde von allen Kanzeln verlesen, und scheint auch nicht ohne Wirkung geblieben zu sein. Als der Erzbischof alle gütlichen Mittel erschöpft hatte, griff er zu den Waffen. Die Herzöge von Sachsen und Lüneburg, wie die Grafen von Holstein, kamen ihm zu Hülfe. Letztere gegen gute Belohnung. Die holsteinischen Dörfer Delve und Tellingstedt wurden ihnen geschenkt und Langenbrock nebst einigen andern für 500 Mark verpfändet. Seine bremische Ritterschaft stand in Waffen, sowie er sie gegen die Marschbauern aufrief. In Holstein trennte sich der Adel über diese Fehde in Parteien. Einige Ritter stellten sich auf die Seite der Bauern. In Hamburg entstand ein ähnliches Verhältniß. Der Rath stellte sich auf die Seite der Fürsten, hielt es aber nicht für gerathen, wehrhafte Mannschaft in's Feld zu stellen, sondern unterstützte die

erstern mit Lebensmitteln. Die Bürgerschaft war dieser Theilnahme entgegen, sie hatte den Vertrag des Raths mit den Fürsten nicht genehmigt. Allen dynastischen Kriegen abhold, erklärte sie sich gegen den Rath und zerstörte funfzig Wagen, welche mit Victualien beladen waren und den Fürsten zugeführt werden sollten.

Das Kriegsheer scheint sich in der Nähe von Harburg versammelt zu haben. Es rückte nach Stade vor. Hier kamen ihm die Bauern muthig entgegen. Aber in einer großen Schlacht (1306, Sept. 8.) wurden sie besiegt und mußten fliehen. Die siegreichen Krieger drangen in die Marschen ein und verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert.

Diese Verheerung muß sehr groß gewesen sein, denn es wurde gar kein Sühnvertrag abgeschlossen, wie sonst gebräuchlich war. Es scheint ganz an Leuten gefehlt zu haben, mit denen er hätte gemacht werden können. Wäre ein Vertrag gemacht, so würden wir auch die Urkunde davon haben, denn von diesen Zeiten an fehlt kein wichtiges Schriftstück in unsern Archiven. Die Marschen nahmen die furchtbare Lehre zu Herzen und haben sich seitdem fast niemals wieder empört.

Selbst dem Erzbischof war die Verwüstung zu schrecklich geworden. Er quälte sich darüber noch auf seinem Sterbelager und sprach gegen die Umstehenden seinen großen Schmerz und bittere Reue aus.

Man glaubt, daß durch diesen Sieg zuerst der Adel in die Marschen herabgekommen sei und sich Grundbesitz in Kehdingen und im Altenlande erworben habe. Es ist möglich, aber die neueren Geschichtschreiber gehen zu weit, wenn sie es mit Bestimmtheit aussprechen. Es ist nichts weiter, als eine Vermuthung mit einem allerdings hohen Grade von Wahrscheinlichkeit. Aber wir haben schriftlich auch nicht die geringste Andeutung von einer Einwanderung des Adels in die Marschen. Einzelne waren schon früher da, wie wir oben erwähnt haben. Als der Adel nach Kehdingen und dem Altenlande kam, — mag es nun gewesen sein, wann es will, — da hat er alle seine sonstigen Ansprüche nicht mit hineingenommen. Er unterwarf sich den Sitten und Gesetzen des Landes, nahm nachbargleichen Antheil an den Wasserbauten und Deichlasten und — was nach den Zeitverhältnissen hoch anzurechnen ist — kein besonderes Jagdrecht für sich in Anspruch. Das war gewiß eine Ueberwindung, denn damals war die Jagdlust der Ritter unmäßig groß und nicht ein Vergnügen, sondern eine

Lebensbeschäftigung. Aber in den Marschen ist die Jagd immer für Jedermann frei gewesen, wie noch jetzt. Diese Selbstbeschränkung und die Verzichtleistung auf alle Vorrechte hat den Adel in den Marschen trotz seiner doch immer geringen Zahl gehalten.

Bei der Machtfülle, welche Giselbrecht besaß, dachte er daran, die alten Besitzungen seiner Kirche am linken Weserufer wieder zu erlangen, welche durch frühere Kriege verloren gegangen waren. Als sich zwischen den Stedingern jenseits der Hunte und ihrem Landesherrn, dem Grafen von Oldenburg, Irrungen erhoben, mischte sich Giselbrecht in den Handel und ließ sich das Versprechen von den Einwohnern geben, ihn als Herrn und Beschützer anzuerkennen, wenn der Graf den abgeschlossenen Vergleich nicht erfüllte (Urk. v. 1306 im Hann. Arch.). Die Sache konnte sehr wichtig werden, wenn nicht der Erzbischof schon in demselben Jahre gestorben wäre.

Nach einer Regierung von 33 Jahren starb Giselbrecht (1306, Nov. 17.) in Bremervörde und ward im Dom zu Bremen beerdigt. Von Natur ein sehr sanftmüthiger und wohlwollender Mann, aber dennoch kräftiger Thaten fähig, wenn es sein mußte. Die persönliche Abhaltung des Gottesdienstes war ihm lästig, selten erging er sich in den prachtvollen Feiern der Kirche, obgleich er seine Geistlichkeit liebte und auf alle Weise für sie sorgte. Hätte die Zeit es gestattet, so würde er sich mit Kunst und Wissenschaft reichlich beschäftigt haben; dazu besaß er Neigung und schätzte die Dichter. Es giebt ein wunderschönes Gedicht von Heinrich Vrouwenlop auf ihn, welches davon Zeugniß ablegt*). Aber mit Sorgen und gefährlicher Arbeit ist sein Leben hingegangen. Es wurden große Aufgaben ihm zuertheilt, und er hat sie nicht immer und nicht alle lösen können, aber in einer unsäglich wilden Zeit hat er gethan, was ein Mann thun kann und was ein Fürst thun soll.

---

*) Oft abgedruckt, auch in Lappenb. Geschichtsquell. S. 178.

Viertes Hauptstück.

1. Der Verfall der erzbischöflichen Macht. Unglücklichster Zustand des Landes.

Die sprüchwörtliche Rede, daß nie eine Regierung fester und mächtiger scheine, als am Vorabend ihres Sturzes, bestätigte sich in unserem Lande nach dem Tode Giselbrecht's.

Der Mangel an natürlicher Erbfolge, die Entartung des sittlichen Lebens der Geistlichkeit, das Alles beherrschende Faustrecht und die Schwäche der deutschen Kaiser hatte schon lange die Grundlagen der erzbischöflichen Macht zerstört. Nur die kräftigen Persönlichkeiten der drei letzten Herrscher hatten den Sturz verhindert, welcher doch einmal kommen mußte. Es ist ein Beweis ihrer großen Thatkraft, daß sie unter sehr ungünstigen Umständen die Macht ihrer Regierung nicht sinken ließen, sondern gerade auf die höchste Stufe hoben.

Um so heftiger mußte der Sturz sein, wenn er einmal eintrat. Es geschah bald.

Der Glanz, mit welchem Giselbrecht seinen Thron zu umgeben gewußt hatte und die scheinbare Machtfülle, welche er hinterließ, blendeten die Augen der Menschen. Viele Bewerber traten auf aus den vornehmsten Familien. Die Domherren konnten sich nicht über eine einhellige Wahl vereinigen und doch war eine solche nöthig. Jeder wußte, wie viel Unglück doppelte Wahlen nach allen Seiten hin angerichtet hatten.

Man schob deshalb die Entscheidung in einer Weise auf, welche bei geistlichen Wahlen viel im Gebrauch gewesen ist, indem man den ältesten Mann erkor, welchen man finden konnte. Dadurch gewann man einige Zeit.

So wurde Heinrich von Golthorn, der Dekan des bremischen Domkapitels, einstimmig erwählt. Es war nur eine Aushülfe.

Er war äußerst schwächlich, hoch bei Jahren und stammte aus einer hildesheimischen Adelsfamilie. Ein stiller verträglicher Mann von bequemen Formen des Umgangs. Er beschäftigte sich mit Taubenzucht und ähnlichen Liebhabereien in seiner Curie.

Wegen seines hohen Alters konnte er die Reise an den päpstlichen Hof persönlich nicht unternehmen. Er sandte einige Domherren dahin, um seine Bestätigung auszuwirken. Vor ihrer Wiederkehr wurde er selbst aber auf der Rückreise von Stade von einem Fieber ergriffen, mußte in Bremervörde bleiben und starb daselbst (1307, Apr. 9.). Seine Regierung, wenn man sie so nennen will, hatte nur vier Monate gedauert.

In dieser kurzen Zeit hatten die Herren der Domkapitel sich über einen Nachfolger nicht einigen können. Sie arbeiteten mehre Tage vergeblich an einer einhelligen Wahl. Zuletzt trennten sie sich darüber gar in drei Parteien. Die eine wählte den bremischen Domprobst **Bernhard**, einen Grafen von Wölpe. Dieser wird schon im Jahr 1258 als Domherr zu Magdeburg genannt, war also jetzt mindestens 73 Jahre alt. Die anderen ernannten den Scholasticus **Florentius** von Brunkhorst, den Neffen Giselbrecht's. Er scheint wenig jünger gewesen zu sein, als sein Mitbewerber. Man sieht, diese beiden Parteien wollten das frühere Mittel eines Aufschubs noch einmal anwenden. Die dritte, welche tiefer sah und klüger war, wollte für der Zeiten Bedrängniß einen kräftigen Mann an die Spitze stellen. Weil sie aber ihren Willen nicht erreichen konnte, suchte sie die Wahl der andern zu hindern und enthielt sich aller Stimmenabgabe.

Bernhard von der Stadt Bremen und Florentius vom Adel des Erzstifts begünstigt, reiseten beide nach dem römischen Hofe, welcher damals in Poitiers war. Sie sahen einen langen Aufenthalt voraus und hatten sich mit so vielem Gelde ausgerüstet, als sie nur herbeischaffen konnten. Otto von Diepholz, ein bremischer Domherr, ein Verwandter Bernhard's, reisete mit. Auch er hoffte auf die erzbischöfliche Würde und mindestens auf die Nachfolge.

Alle Bewerber gaben sich viel Mühe, bei dem Papste ihre Ernennung zu erreichen. Nach der gewöhnlichen Politik des römischen Stuhls in solchen Fällen wurde aber die Entscheidung auf's Aeußerste verzögert. Mitten in den Unterhandlungen starb Florentius und bald nachher auch Otto von Diepholz. Dennoch konnte Bernhard seine Bestätigung nicht erreichen. Des Streites

und des langen Aufenthalts in der Fremde, wie der großen Kosten überdrüssig, kehrte er nach Bremen zurück.

Hier lebte der alte Mann noch fast drei Jahre und starb, an einem Fieber erkrankt, im Anfange des Jahres 1310.

Für den kriegerischen Adel unsers Landes war es eine erwünschte Zeit. In der Stadt Bremen wurde eine große Anzahl vornehmer Familien verbannt, welche die Herrschaft widerrechtlich ausübten. Sie wandten sich an die Ritter der Provinz und bewogen sie durch Geld und Gut, ihnen beizustehen. Obwohl sie nun der Stadt durch Raub und Brand manchen Schaden zufügten, so waren sie doch auf die Dauer der wehrhaften Bürgerschaft nicht gewachsen. Zwölf Burgen wurden gebrochen und die Ritterschaft konnte sich schließlich freuen, daß sie einen Frieden erreichte, welcher nachtheilig genug für sie ausfiel. Keines dieser Schlösser durfte wieder aufgebaut werden. Mehr als hundert Stiftsgenossen verbürgten sich für die Ausführung des Vertrages (1308).

Wie es dabei dem Lande erging, wird uns nur mit wenigen Andeutungen gemeldet. Die Menschen hatten sich an Unglück und Gewaltsamkeit so sehr gewöhnt, daß sie nur noch das Außerordentliche aufzuzeichnen der Mühe werth hielten. Jeder war sein eigener Herr, und nur der Erzbischof hatte nichts mehr zu befehlen. Wir können von diesen drei Jahren keine Einzelheit berichten, aber wir haben ein ganz bestimmtes Merkmal, daß der Zustand des Landes über alle Maßen trostlos und verzweifelt geworden war. Als Bernhard starb, war kein Bewerber um die Nachfolge da. Niemand konnte sich die Macht zutrauen, in diese wüste Wirthschaft Ordnung zu bringen. Nicht ein einziges Schloß war mehr in den Händen des Fürsten, seine Einkünfte erloschen, seine Dienstmannen thaten, was sie wollten.

Es war in der That kein Wunder, wenn sich Niemand um die Herrscherwürde bewarb. Es gab da nichts mehr zu beherrschen. Und doch kam eine Zeit, wo man auf diesen Zustand mit Sehnsucht blickte, denn das Uebel sollte noch ärger werden und erst in dem Uebermaß des Jammers seine Heilung finden. Was das Land gelitten. hat in diesen Jahren, ist nicht zu beschreiben.

Weil kein Erzbischof von selbst kommen wollte, so mußte der Papst einen senden. Er ernannte Jens Grant, auch Jonas oder Johannes heißend, einen gebornen Dänen.

Es ist der Menschen Gewohnheit, das Unglück eines Zeit-

thums, welches vielleicht aus hundert Quellen zusammenfließt, dem Einzelnen aufzubürden, welcher zufällig dem Blicke Aller am meisten ausgesetzt ist. So ist es diesem Johannes gegangen. Er hat mehr gelitten, als alle anderen, und doch sollte er allein Schuld sein an dem, was die übrigen litten.

Als Johannes in Bremen Erzbischof ward, war er schon bei Jahren. Sein Leben war eine Kette abenteuerlicher Wechselfälle gewesen. Er stammte aus sehr hoher Familie; sein Vater war ein vornehmer Ritter, Thorbern Hvid, seine Mutter Cäcilie stammte aus dem dänischen Königshause. Er ward erst Probst zu Roeskild, dann Erzbischof in Lund (1289). Mit dem König Erich gerieth er wegen der Anstellung einiger Geistlichen in heftigen Streit und wurde von demselben zu Sioborg auf Seeland eingekerkert. Er beugte sich aber nicht, sondern that den König und seine Genossen in den kirchlichen Bann. Der Papst suchte ihn zu befreien, aber der König kümmerte sich um dessen Fürsprache nicht. Als er zwei Jahre im Gefängniß zugebracht hatte, wußten ihm seine Freunde Feilen zuzustecken, mit denen er sich seiner Bande entledigte, und die Wächter theils zu bestechen, theils mit Wein zu berauschen. So entfloh Johannes an den päpstlichen Hof, wo er mit großer Achtung empfangen wurde. Auf Bitten des dänischen Königs begab sich der Domherr Martin von Ripen, ein berühmter Gelehrter damaliger Zeit, ebenfalls dahin, um die Anklagen des Johannes zu widerlegen. Die Streitsache wurde sehr weitläuftig behandelt und schließlich zu Gunsten des Erzbischofs entschieden. Der König sollte Genugthuung leisten, und, um der Sache mehr Nachdruck zu geben, wurde sein Reich bis dahin mit dem Kirchenbann belegt. Er dauerte sechs Jahre. Der König wandte große Geschenke an, um sich dem römischen Hof wieder geneigt zu machen. Es gelang ihm. Der Papst vermittelte eine Versöhnung, welche freilich dem König sehr theuer zu stehen kam. Er mußte 40,000 Mark bezahlen. Der Erzbischof nahm das Geld und verzichtete dafür auf seine Würde. Er legte die großen Summen in Paris an, wo er verweilte und hohe Zinsen bezog.

Um die Versöhnung zu Stande zu bringen, hatte der Papst ihm ein reiches Bisthum versprochen und bot ihm nun das von Riga an. Es war dem Johannes zu unbedeutend und ward von ihm abgelehnt.

Als das Erzbisthum Bremen erledigt war, wurde es dem Johannes angeboten. Er verstand sich dazu, es zu übernehmen.

Es gehörte ein großer Entschluß dazu, in diese Verwirrung einzutreten. Johannes wagte es auch gar nicht, geradezu auf den erzbischöflichen Stuhl zu steigen. Ohne irgend ein Gefolge, in unscheinbarer Weise kam er an und blieb zuerst in dem Cisterzienserklöster zu Hude im Oldenburgischen, um die Dinge abzuwarten. (1310, Nov.)

Alles kam ihm mit Freuden entgegen. Bürger, Geistliche und Ritter begrüßten ihn. Alle hofften, er solle der Verwirrung, welche Niemand mehr ertragen konnte, ein Ende machen. Selbst das Domkapitel, dem die Wahl gesetzlich zustand, freute sich, der schweren und bedenklichen Ernennung überhoben zu sein, und leistete ihm willig Gehorsam. Jedermann fühlte, daß ein strenger und unbeugsamer Herrscher noth thue, und man traute dem neuen Erzbischofe diese Eigenschaften zu, denn er hatte dem König Erich Jahre lang auf's Tapferste widerstanden.

Er trat fest und entschieden auf. Er ließ sich feierlich huldigen, untersuchte den Besitz der Lehnsgüter und verlangte vor Allem, daß ihm sämmtliche Burgen des Erzstifts übergeben würden. Dies geschah an der Weser ohne Widerrede.

Dann reisete er nach Stade und begehrte von der Kirche eine Unterstützung. Dies war nicht ungebräuchlich. In dringender Noth pflegte ein Zehntel aller geistlichen Einkünfte dem Oberherrn zur Verfügung gestellt zu werden. Und die Noth war dringend genug. Der größte Theil der Geistlichkeit erklärte sich zu dem Geschenke bereit. Nur der Probst des hamburger Domkapitels, Ludwig von Brunkhorst, weigerte sich.

Johannes übersah diesen Widerspruch und wandte sich einem wichtigeren Geschäfte zu.

Als er die erzbischöflichen Güter und Schlösser begehrt hatte, war ihm Bremervörde, die festeste Burg, anfänglich verweigert.

Dort wohnte Heinrich von der Borch, ein sehr junger Mann, aus einer recht räuberischen und rücksichtslosen Familie, welche zuweilen ihre Gewaltthaten schwer büßen mußte (Urk v. 1306 im Stad. Arch.). Sein Vater war wahrscheinlich Vogt oder Amtmann auf dem Schlosse gewesen und Heinrich hatte dasselbe als eine ihm zugefallene Erbschaft behalten. Niemand hatte ihn in dem Besitz gestört, denn Niemand hatte dazu die Macht gehabt. Heinrich war sehr reich, von alter mächtiger Familie, Eigenthümer mehrer Burgen und Güter, und nun im Besitz einer

fast unüberwindlichen Veste — einen solchen Mann wagte Niemand anzugreifen.

Der Erzbischof forderte das Schloß von ihm, aber Heinrich verweigerte es. Beiderseitige Freunde schlichteten die Sache. Sie stellten Heinrich vor, der Erzbischof habe die ganze Provinz auf seiner Seite, er werde die Dienstmannschaft aufrufen und dann müsse ein Einzelner unterliegen. Der Bischof sei hart und fest, er werde in keinen Vertrag willigen, welcher die Burg in fremder Gewalt ließe; Heinrich solle sie ohne Bedingung und Widerstand herausgeben. Von allen Seiten bestürmt, gab Heinrich nach. Er ging von der Burg und mußte dem Erzbischof geloben, hinfort Frieden zu halten.

Er zog sich nach Horneburg auf sein Stammschloß zurück. Von hier aus ließ er mitten im wüsten Moor in einer tiefen Lache eine neue Veste bauen, die Burg im Tannensee (bei Beckdorf, Kirchsp. Apensen). Er mußte sich eine Zuflucht für die schlimmen Tage suchen, welche bei seinem wilden Leben kaum für ihn ausbleiben konnten.

Es war der zügelloseste Raubritter, welchen unser Land gesehen hat. Seine Hand war gegen Jedermann. Er schonte Niemand. Tapfer, unermüdet, gewandt und aller menschlichen Rücksichten baar, kannte er kein anderes Vergnügen, als Raub, Brand und Mord. Klöster zu plündern, Kirchen zu verbrennen, Nonnen zu überwältigen und Geistliche zu martern, war seine liebste Beschäftigung. Selbst seine Standesgenossen, die Adligen, schonte er nicht — wehe dem, welcher ihm irgendwie entgegen trat. Trotz seiner Jugend war er ein Meister in qualvollen Todesarten; seine Gefangenen ließ er erfrieren, ersäufen und verhungern. Mitleid kannte er nicht. Arme Bauern, stolze Ritter, hohe Geistliche — Keiner war vor ihm sicher. Die Volkssage erzählt, er habe seine eigene Frau in einem Backofen verbrennen lassen; unsere Schriften melden es nicht, aber keine Schandthat ist so groß, daß sie ihm nicht zugetraut werden könnte. Nur seine Söldnerschaar suchte er an sich zu fesseln; nicht durch Liebe und Sorge, sondern durch Geld und Genossenschaft der Verbrechen; sie war ihm ergeben bis in den Tod. Es gab damals keine Kaufleute zu plündern, denn aller Handel in der Provinz hatte aufgehört; die Reichthümer schienen für ihn auch nur geringen Reiz zu haben, aber ein tolles Leben im Sattel und Stegreif, ein Kloster brennen zu sehen, eine Burg niederzuwerfen, das war seine Lust.

Ein Mann von solcher Rücksichtslosigkeit, unerschrocken, mit Reichthum und Familienverbindungen ausgestattet, hätte es in jenen Tagen weit bringen können. Er konnte Herr der Provinz werden, es war die Zeit, wo in Oldenburg und Friesland sich Ritter und Grafen zu Fürsten des Landes machten. Aber es fehlte ihm die gemäßigte Politik, der weite Blick, die Berechnung der Zukunft. Kein großer Plan stand vor dem Auge seines Geistes; er blieb, was er war, ein blutdürstiger Ritter. Aber das im vollsten Maße. Unsere Schriftsteller können nicht Worte genug finden, um das Uebermaß seiner Grausamkeit zu bezeichnen.

Heinrich hatte dem Erzbischof das eidliche Versprechen gegeben, hinfort ein friedliches Leben zu führen und unter dieser Bedingung Straflosigkeit seiner unzähligen Schandthaten erhalten. Aber solch ein Schwur band ihn nicht. Es lag im Wesen jener ungebändigten Zeit, ein Gelöbniß nur so lange zu halten, als es dienlich war.

Nichts kränkte ihn tiefer, als daß er Bremervörde aufgegeben hatte, dies stolze Schloß, an dessen Befestigung zwölf Erzbischöfe nacheinander alle Mühe verwandt und es gegen jede Eroberung sicher gestellt hatten. Er hatte keine Hoffnung, es wieder zu gewinnen.

Voll Zorn stürzte er sich in sein früheres Leben und trieb es toller als zuvor. Er machte Streifzüge durch die ganze Provinz, raubte, brannte und mordete nach Herzenslust und schonte weder Freund noch Feind. Alle bisherigen Raubzüge und Fehden der Ritter waren Kinderei gegen seine Thaten; das Land zitterte vor ihm, er bekam den Namen des eisernen Heinrich. Anderthalb Jahre lang dauerte dies entsetzliche Treiben. Der Erzbischof schleuderte den Bannstrahl auf ihn. Heinrich lachte darüber.

Endlich war das Maß voll. Der Erzbischof machte ein Bündniß mit Herzog Otto dem Strengen von Lüneburg und dem Bischof Friedrich von Verden — denn auch diese Länder bekriegte Heinrich — zur Vernichtung des furchtbaren Ritters. Das Stift Bremen allein war zu schwach gegen ihn.

Eine bedeutende Heeresmacht wurde zusammengebracht und zog im Januar 1311 gegen die Burg im Tannensee. Es mußte ein harter Winter sein, welcher eine Annäherung an das Schloß möglich machte.

Die Belagerer konnten über das gefrorne Moor bis an den Rand des See's vordringen, aber der Schloßgraben hielt nicht,

weil das Eis zu schwach war oder die Belagerten es rechtzeitig zerbrochen hatten. Um das Haus zu stürzen, wurden die damals üblichen Sturmwerkzeuge herbei gebracht. Dies waren Wurfmaschinen, machinae petrariae, auch blyden und drywendes werk genannt. Es bestand aus einem Balkengerüst mit Hebelwerk, wodurch schwere Steine, Spieße und Pfeile geworfen wurden. Die bewegende Kraft lag in sehr starken Ankertauen, welche durch Winden umeinander gedreht und dann plötzlich losgeschnellt wurden, worauf eine Art Löffel, Schuh genannt, die Wurfgeschosse, welche in ihm lagen, fortschleuderte. Man kann sich an jeder Säge, welche durch Stricke gespannt wird, dies Verhältniß deutlich machen.

Gegen solche Waffen war die leicht gebaute Burg nicht gerüstet. Sie wurde gestürzt oder vielmehr zerschmettert.

Heinrich hatte sich nicht auf dem Hause befunden oder war rechtzeitig entflohen. Die Sieger belagerten ihn darauf in Horneburg. Sein dortiges Schloß ist jetzt noch bekannt und bewohnt. Die natürliche Lage desselben ist nicht so fest, wie das Haus im Tannensee, aber es machte den Belagerern dennoch größere Schwierigkeit. Es ist entweder Thauwetter eingetreten, wobei der halbmarschige Boden die schweren Belagerungsmaschinen nicht tragen wollte, oder die Bestürmung fand überhaupt erst im Frühling statt. Das Schloß ward blockirt und, wie es scheint, ausgehungert, indem durch drei Schanzen alle Zugänge verwahrt wurden. Heinrich entfloh und irrte einsam umher (solivagus). Die Volkssage erzählt, er habe sich im Moore hinter Torfhausen verborgen und sei durch das Geschrei der Kibitze den Verfolgern verrathen worden. Obgleich die schriftlichen Quellen es nicht melden, so ist doch diese Erzählung so eigenthümlich, daß sie einigen Glauben zu verdienen scheint. Heinrich ward gefangen. Der Erzbischof ließ Horneburg durch einen Vogt verwalten.

Heinrich wurde nach Bremervörde gebracht und in den Thurm geworfen. Dies Verfahren ist sehr schwer zu erklären. Nach unseren Anschauungen ist es natürlich, einen Gefangenen in den Kerker zu legen; aber der damaligen Sitte nach mußte der Erzbischof ihn tödten als einen Landfriedensbrecher, oder gegen Lösegeld freilassen als einen in offener Fehde gefangenen Ritter. Wir können nicht sagen, welche Gründe den Erzbischof zu einer abweichenden Handlungsweise bestimmten. Er tödtete ihn nicht und ließ ihn nicht los; er mußte Besonderes mit ihm im Sinne haben.

Zwei Jahre hatte Heinrich im Thurm gelegen, da leuchtete ihm eine Hoffnung der Freiheit. Ein Ritter, Otto von Schack, den Umständen nach kein Anderer, als der Vogt von Horneburg, einigte sich mit den heftigsten Feinden des Erzbischofs und übergab die ihm anvertraute Veste den Freunden und Verwandten Heinrichs*). Von allen Seiten strömten die wilden Genossen herzu. Der Haufen begab sich nach Bremervörde, wo auch der Erzbischof sich aufhielt. Die Besatzung war im offenen Felde dem herankommenden Kriegszuge nicht gewachsen. Sie suchte sich erst im Orte selbst zu halten, aber gab diesen — voreilig, wie die Chronik meint — auf und zog sich in die Burg zurück. Diese war viel zu fest, als daß sie hätte genommen werden können. Die Feinde zerstreuten sich bald, und der Erzbischof zog nach Bremen. Aber Heinrich mußte im Thurm bleiben.

Erst nach fünf Jahren kam die Stunde der Freiheit. Der Domherr Johann von Lüneburg machte ihn frei.

Heinrich war sehr verändert. Eine jahrelange Gefangenschaft hatte seinen Körper gelähmt und seinen Geist gebrochen. Eine Kerkerhaft in damaliger Zeit konnte auch den wildesten Sinn beugen, denn kein Gefangener wurde menschlich behandelt.

Er zog nach Horneburg zurück. Von allen Fehden muß er sich fern gehalten haben, denn sein Name wird nicht mehr genannt. Sein Ende kennen wir nicht.

Im Volke lebt sein Andenken bis auf diese Stunde; Mährchen von goldnen Schätzen, blutigen Raubthaten und nächtlichen Ritten sind mit seinem Namen verflochten. Keines Erzbischofs Namen kennt das Volk mehr; kein Kaiser, kein älterer Fürst wird von ihm genannt; kein Ritter hat ein dauerndes Gedächtniß hinterlassen — dieser Räuber ist der einzige, den es in seinen Erzählungen nennt. So unverlöschlich haben die Greuelthaten des Mannes sich eingeprägt.

Es ist hier am Orte, etwas über das Raubschloß im Tannensee zu sagen. Der Stader Verein für Alterthum und Geschichte unserer Provinz hat durch einige seiner Mitglieder eine örtliche Untersuchung geschehen lassen. Sie ist mit Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt.

---

*) Lappenberg (Geschichtsquell. S. 32) meint, Heinrich müsse damals frei gewesen sein, weil eine Urkunde v. J. 1314 seine Unterschrift trägt. Das muß aber ein anderer Ritter gleichen Namens sein, denn alle Geschichtsquellen melden übereinstimmend die Loslassung erst durch Johann von Lüneburg.

Die Burg liegt auf einer Insel in einem See von Moorwasser und ihre Stelle war früher fast unzugänglich. Nur im Winter konnte man dahin gelangen, wenn Alles gefroren war. Für die Erhaltung der Reste war dies gut; das Wasser schützte sie vor Vernichtung durch Zeit, Wetter oder Raub. In unsern Tagen ist das Moor, worin der See liegt, verkoppelt und vertheilt, Gräben sind gezogen und Abwässerungen bewirkt. Der See hat sich jetzt völlig verlaufen und nur sein trocknes, etwa 9 Fuß tiefes Bett vom weißem Sande umschließt die emporragende Burgstätte. Das Wasser bildet jetzt kein Hinderniß des Zugangs mehr, aber auch keinen Schutz vor Verwüstung. Die Ueberbleibsel sind nun der Zerstörung durch Wind und Wetter ausgesetzt; was die Menschen von den Trümmern benutzen können, wird fortgetragen; es war vorauszusehen, daß in wenigen Jahren nur noch spärliche und für die Forschung werthlose Spuren der Raubburg übrig sein würden. Es durfte also mit der Untersuchung nicht gezögert werden. Die erforderlichen Anstalten wurden gemacht; Arbeiter, Meßketten, eiserne Sucher u. s. w. waren zur Hand und das Werk ward mit Umsicht betrieben.

Zuerst wurde die Decke von Haide und Gras, welche die Trümmer überwucherte, abgehoben und die Fundamente der Burg bloßgelegt. Sie bestanden aus eichenen, 1½ Fuß im Durchmesser haltenden Pfählen, welche reihenweise standen, so daß man ohne Schwierigkeit die einzelnen Wände des Hauses verfolgen konnte, welche sie getragen hatten. Das Haus hatte aus zwei Theilen bestanden, welche unter einem rechten Winkel zusammenstoßen; es ließ sich aber nicht nachweisen, ob diese beiden Gebäude miteinander verbunden oder durch einen kleinen Gang getrennt waren. Die Entfernungen der Pfahlreihen wurden gemessen und auf der entworfenen Karte bezeichnet.

Darauf untersuchte man die Umgebungen der Burg. Es war sehr leicht, die Stelle zu finden, auf welcher die Belagerer sie 1311 angegriffen hatten. Sie ward, wie oben erwähnt, durch große auf sie geschleuderte Steine zerstört. Diese Steine fanden wir wieder, einen großen Haufen an der Ecke des Hauses, alle von ungefähr gleicher Größe, 2 bis 2½ Fuß im Durchmesser haltend. Die Wurfwerkzeuge damaliger Zeit müssen große Kraft gehabt haben, denn der See ist freilich an dem Angriffspunkte am schmalsten, aber doch immer von beträchtlicher Breite. Daß es aber dieselben Steine waren, konnte keinen Zweifel leiden, denn

auf und neben ihnen waren die Trümmer zusammengestürzt, Holz, Backsteine und Dachziegel, Bretter und Thürpfosten, eine wüste Masse.

Wir entdeckten auch einige Pfahlreihen, welche in den See hineinreichten und die Vermuthung einer Brücke nahe legten. Indeß war diese Annahme zweifelhaft. Die Pfahlreihen gingen nicht bis an das jenseitige Ufer, sondern hörten in der Mitte auf. Als nach den Verkoppelungsarbeiten vor einigen Jahren das Wasser verlief, hat man zwei Schiffe gefunden, von denen das eine nach Wiegersen, das andere nach Beckdorf gebracht und leider der wohlerhaltenen Planken wegen zerschlagen sind. Man konnte daher wohl fragen, wozu eine Brücke, wenn zwei Schiffe da waren, oder was sollen die Schiffe in dem kleinen See, wenn eine Brücke vorhanden war? Die Sache bleibt ungewiß.

Außer dem Herrenhause fand man mehre kleine Nebengebäude, deren Grundlagen noch sichtbar waren. Sie hatten aber nicht auf eingerammten Pfählen gestanden, wie die Burg selbst, sondern müssen so leicht gewesen sein, daß der Moorgrund sie tragen konnte. Sie hatten zu Viehställen gedient. Es war noch sichtbar. Während die übrige Burgstelle, wie die ganze Insel, mit Haide überwachsen war, stand hier das üppigste Gras. Die Haide wächst nur in einem losen mageren Boden; wird die Erde fest, so können die Wurzeln nicht mehr eindringen. Durch den Dünger in den Viehställen ist die Erde so dicht und fett geworden, daß die Haide den Platz scheut und hohes Gras an ihre Stelle getreten ist. Dies überschreitet die geraden Linien der früheren Gebäude nicht; wo diese aufhören, fängt wiederum die Haide an.

Der Backofen ward aufgefunden. Er war nach Form und Größe wie die jetzigen.

Die ganze Insel war von einer Palissadenreihe eingefaßt, welche unmittelbar Pfahl an Pfahl stand. Diese Pfähle waren aber nur noch soweit sichtbar, als sie in der Erde saßen; den oberen Theil hatten die Jahrhunderte vernichtet. Nur wenige fanden sich noch unversehrt, sie hatten einen halben Fuß im Durchmesser, Erlen und Birken. Sie hatten die Brustwehr der Insel gebildet und aus den unverletzten Pfählen erkannte man ihre Höhe; sie reichte einem erwachsenen Mann bis an die Schulter. Sie bot bei einem Angriff gegen gewöhnliche Schußwaffen hinreichenden Schutz; man kann sie der Schanzkleidung eines Schiffes vergleichen. Nur an der Seite, wo der See, welcher mehr lang als breit ist, die größte Ausdehnung hat, hörte die Pfahlreihe

auf; sie war nicht mehr nöthig; die Insel konnte dort offen bleiben, denn kein Geschoß damaliger Zeit hatte eine solche Tragweite, daß es von der Seite her den Bewohnern noch Schaden zufügen konnte.

Die Dachziegel, welche sich in großer Menge fanden, und von denen einige in das Museum des Vereins aufgenommen sind, waren sehr lang, gut gebrannt und ohne Ueberfall, so daß zu einer Deckung je drei gehörten, welche sich auf eine sinnreiche Weise durch hervorragende Zapfen gegenseitig festhielten.

Die zahlreichen Backsteine waren von ungewöhnlicher Größe und Schwere, aber nach dem Urtheil des anwesenden Architekten mangelhaft gebrannt. Dagegen war alles Holzwerk sauber und zweckmäßig gearbeitet.

Wir suchten vergeblich nach einem Keller und einer Lehmdiele; beides hatte der moorige und von Wasser durchzogene Grund nicht leiden können. Wir fanden kein Stückchen Kalk; alle Steine mußten mit Lehm gemauert gewesen sein, denn sie waren ganz glatt. Nicht eine einzige Glasscherbe ward gefunden, obwohl wir ein besonderes Augenmerk darauf richteten. Die Burg hatte keine Glasfenster gehabt. Diese wurden damals durch geöltes, in Rahmen gespanntes Papier ersetzt. Wir ersehen dies noch aus einigen Klosterrechnungen, wo eine Ausgabe für Terpentinöl zu diesem Zwecke verzeichnet wird*).

Die ganze Burg war in Fachwerk und ersichtlich leicht gebaut. Sie war sehr klein; der Flächenraum beider Wohnungen ist wohl nicht so groß, wie ein gewöhnliches Bürgerhaus in der Stadt.

Einzelne Gegenstände wurden gefunden, aber von geringem Werth, eine Art, Beil, Dolch, Lanzenspitzen, eine hölzere Bank, etwas Fußzeug. Wir vermutheten, die großen hölzernen Pfeile zu finden, welche damals bei Belagerungen in reichem Maße verwandt wurden, aber nicht einer war da. Die dicken Steine reichten zur Vernichtung aus.

Es lag dem Verein, welcher die Aufgrabung veranlaßt hatte, weniger daran, einzelne Ueberbleibsel aus jener Zeit zu erlangen,

*) Die Glasfenster wurden anfänglich nur in den Kirchen gebraucht. Die Constanzer Chronik zum Jahre 1301 klagt über den steigenden Luxus, daß man sich schon nicht mehr scheue, Glasfenster in Bürgerhäuser zu setzen. Bei uns im Norden sind sie gewiß noch später eingeführt.

als vielmehr die Lage der Burg, ihre baulichen Verhältnisse und die Bedingungen ihrer Wehrhaftigkeit festzustellen. Das ist jetzt so genau geschehen, als es möglich war; es war hohe Zeit, denn es wird von Jahr zu Jahr schwieriger. In dem Archiv des Vereins werden diese Nachweisungen die Kunde von dem Raubschlosse bewahren, wenn vielleicht ihre Stätte im Moore von Beckdorf nicht mehr zu finden ist. Denn auch diese Zeit ist nahe. Noch ist es freilich eine Insel im trockenen Bett eines See's, auf weitem Moor, daliegend in tiefer Einsamkeit und Stille, wie seit Jahrhunderten. Aber man sieht schon die schnurgeraden Gräben, welche das Moor theilen, die Buchweizenfelder kommen dem See immer näher, die Torfwagen dringen immer weiter in's Moor hinein — vielleicht ist in einem Menschenalter nichts mehr zu sehen von Insel und Schloß und See; dann wird Alles geebnet sein und Kartoffeln und Getreide wird wachsen, wo einst das Ritterthum wohnte.

Auch in der Umgebung des See's wurden Spuren von Behausungen entdeckt. Unmittelbar am Rande desselben fanden wir die Grundlagen eines schmalen, aber 70 Fuß langen Gebäudes, welches eine Scheune gewesen sein mag. Es war auch auf Pfählen gegründet, aber von geringerem Durchmesser. Querwände fehlten. Desgleichen die Reste einer engen Straße, welche, aus kleinen Kieseln bestehend, zum Schlosse geführt hatte.

So verließen wir spät am Tage diese Stätte, welche so viel Erinnerungen birgt an vergangene Zeiten. Der letzte Rest einer grausigen bluttriefenden Geschichte. Da wohnte einst der mächtige Ritter, der wildeste in einer wilden Zeit, ein Mann voll Jugend, Tapferkeit und Reichthum, vor dessen Augen eine ganz andere Zukunft liegen konnte. Wenigen Leuten ist so viel Macht entgegen getragen, als diesem Heinrich von der Borch; es lag an ihm, Herr des Landes zu werden. Es hat ihm der Sinn gefehlt, welcher sich die Stufen des Throns baut; er hat nie einen weit aussehenden Plan gehabt. Er blieb ein wilder verwerflicher Raubritter und nichts mehr.

Wir kehren zur Geschichtserzählung zurück. Als der eiserne Heinrich besiegt und gefangen war, trat Ruhe ein. Eine Centnerlast war dem Lande vom Herzen gefallen, es athmete auf. Die Kraft des Erzbischofs wurde gepriesen, allenthalben der Friede verkündigt und Gott in den Kirchen gelobt. Es wird ausdrücklich

erwähnt, daß „nun die Felder wieder besäet wurden.“ Das Wort sagt sehr viel.

Jonas hatte sich weit umher Achtung erworben. Er wurde vom Papst auserſehen (Urk. v. 13. Nov. 1311), einen Streit der Deutschritter und des Bischofs von Riga zu entscheiden. Mit Besorgniß vernahm das kaum beruhigte Erzstift, daß er wegreisen würde. Aber rechtzeitig kam ein Brief des Papstes an, welcher Alles rückgängig machte, weil die streitige Sache auf andere Weise geschlichtet war.

Bald darauf war die Kirchenversammlung von Vienne. Jonas konnte es sich nicht versagen, derselben beizuwohnen, obgleich kein bestimmter Grund vorlag*). Zu Generalvicaren in seiner Abwesenheit ernannte er den Archidiakon von Rüstringen, Burchard Grelle und den Magister Johann von Lütken. Diese führten den Auftrag mit Kraft und Sorgfalt aus, reiseten in der Provinz umher und hielten sowohl die Geistlichkeit, wie die unruhige Ritterschaft in Ordnung. Der letzteren hatte das Schicksal Heinrich's v. d. Borch einen heilsamen Schrecken eingeflößt. Längere Zeit hindurch war Alles still im Lande.

Als der Erzbischof von Vienne zurückkam, brach die oben erwähnte Unternehmung des Otto von Schack gegen Bremervörde aus. Sie blieb ohne bedeutenden Erfolg und zerfiel in sich selbst. Jonas' Ansehen wurde dadurch nicht erschüttert.

Nach Bremen zurückgekehrt, setzte er Martin von der Hude als Schutzvogt oder Amtmann nach Langwedel und forderte Thedinghausen von dem Grafen von Hoya, welches dieser in der früheren Zerrüttung des Landes besetzt hatte. Er scheint es zurückgegeben zu haben.

So weit war Alles gut gegangen. Durch diese Erfolge überschätzte aber Jonas seine Kraft, versäumte es, sich eine verläßliche Partei im Lande zu verschaffen und überwarf sich schließlich mit Allen.

Zuerst kerkerte er einen Presbyter, Namens Ubbo von Bremen, aus unbekannten Gründen ein. Man behauptete sogar, er habe ihn ermorden lassen. Diese Sache, deren Einzelnheiten wir nicht kennen, regte den Rath und die Bürgerschaft von Bremen so heftig auf, daß Jonas den Aufenthalt daselbst nicht für sicher genug hielt, sondern sich nach Langwedel begab.

---

*) Die mehrfach ausgesprochene Annahme, daß er sich über eine neue Mauer habe beklagen wollen, wodurch seine Kirche in Bremen von der Stadt ausgeschlossen sei, scheint auf einem Mißverständniß zu beruhen.

Auch das Domkapitel muß sich jenes Ubbo angenommen haben, denn von nun an lebte der Erzbischof mit demselben in Zwietracht. Einen Domherrn von Delen wollte er absetzen; dem Burchard Grelle, welcher den Zehnten für das gelobte Land eingesammelt und zeitweise sein Archidiakonat niedergelegt hatte, wollte er sein Amt nicht wiedergeben, sondern setzte den Domherrn Everhard an seine Stelle.

In Bremen war ein Geistlicher von einigen Bürgern getödtet. Diese erboten sich zu der üblichen Genugthuung, aber Jonas wollte sie nicht annehmen, sondern verlangte schwerere Strafe.

Auch mit dem Grafen Johann von Delmenhorst überwarf er sich. Dieser hatte ihm Geld geliehen und konnte es nicht wieder erhalten. Deshalb nahm er eine Sendung Hafer weg, welche für den Erzbischof bestimmt war. Dieser that ihn in den Bann. Es war ein großer Fehler, denn an diesem Grafen konnte er eine kräftige Stütze haben.

Am Meisten drückte den Erzbischof die Geldnoth. Sein eigenes Vermögen saß in Frankreich fest, er konnte oder wollte es nicht flüssig machen. Von seinen Unterthanen verlangte er daher Unterstützung. Diese waren auch nicht abgeneigt und ernannten Bevollmächtigte. Aber Jonas wollte von Unterhandlungen nichts wissen und verwarf die erwählten Männer. Das Domkapitel von Hamburg wurde zu Geldleistungen aufgefordert, und, als es zögerte und Einreden machte, in den Bann gethan. An den Rath und die Bürgerschaft Hamburgs muß er ähnliche Ansinnen gerichtet haben, denn diese legten (Urk. v. 1. Oct. 1316) eine Verwahrung ein, welche sich darauf bezog. Auch die Bisthümer und Stifte jenseits der Elbe appellirten wegen der zugemutheten Unkosten und Abkaufung der Visitationen.

So brachte Jonas allmählig alle Welt gegen sich auf. Die Rathsherren und Bürgerschaften der Städte, die Domkapitel und Prälaten, Ritter und Geistliche, Alles appellirte. Unzählige Rechtsverwahrungen wurden eingelegt. An allen Seiten saß Jonas fest, er konnte nicht weiter kommen.

Zuletzt suchte er Gewalt anzuwenden. Er verpfändete an den Domherrn Johann von Lüneburg die Schlösser Bremervörde, Ottersberg und Langwedel, und sammelte einen Haufen Landsknechte von 100 Mann. Aber auch dies Mittel schlug fehl. Das Geld ging ihm zu früh aus; nach einem Monate mangelten die Lebens-

mittel; rauben mochte und kaufen konnte er sie nicht; die Schaar mußte entlassen werden.

Dann wandte er sich wieder zum Frieden. Er nahm Vermittler an, aber deren Vorschläge dünkten ihm hart und unwürdig. Er entließ sie und behauptete, es seien Alle feile Verräther.

In Langwedel ward ihm der Aufenthalt zuletzt unerträglich. Er suchte Hülfe in den Marschländern. Wie ein Ertrinkender an Alles sich anklammert. Im Jahr 1315 finden wir ihn in Jever, im folgenden zu Meldorf in Dithmarschen. Allenthalben fand er eine so frostige Aufnahme, daß er bald wieder hinweg eilte. Er ging nach Ostfriesland. In der Stadt Norden nahm man ihn aus unbekannter Ursache gefangen und ein Weib prügelte ihn daselbst mit einem Stocke.

Das ist die tiefste Erniedrigung der erzbischöflichen Würde gewesen. Wir haben diese Fürsten geächtet gesehen, flüchtig, im Kerker und ohnmächtig, aber bis zu diesem Uebermaß von Schmach ist bislang keiner herabgesunken.

Aus Ostfriesland begab sich Jonas nach Wildeshausen, nachdem er unterwegs von einem Ritter, Otto von Oyten, aufgegriffen und eine Zeitlang gefangen gehalten war.

Man kann leicht erachten, in welche heillose Verwirrung die ganze Provinz durch diese Zerwürfnisse gerieth. Das Raubritterthum, durch Jonas' kräftigen Anfang geschreckt, warf jede Rücksicht bei Seite. Fehden über Fehden; alle alten Wunden brachen wieder auf.

Dazu kam eine zweijährige Theurung (1316). Der Landbau lag an sich darnieder; trat Mißwachs hinzu, so war der Jammer groß. Der Scheffel Roggen galt 24 alter Grote auf dem Bremer Markt. Viel Volk verschmachtete vor Hunger.

Der Zustand konnte nicht bleiben, wie er war; das erkannte Jeder. Der Domherr Johannes, Sohn des Herzogs Otto des Strengen von Lüneburg, welcher die Burgen des Stifts im Besitz hatte, „wurde vom Kapitel und Stift" zum Administrator der geistlichen und weltlichen Angelegenheiten der bremischen Kirche (16. Mai 1316) ernannt. Es war eine schwere Aufgabe. Der neue Verwalter hatte eben so wenig eine Partei im Lande, als Hoffnung auf äußere Hülfe. Kein Stand gehorchte ihm, Bürger, Ritter und Geistliche thaten, was ihnen beliebte. Diesen verwirrten Zustand suchte der Graf Gerhard von Holstein zu einem Anschlage gegen die Dithmarschen zu benutzen. Wenn diese mit

mächtigen Nachbaren in Händel geriethen, war ihre gewöhnliche Ausflucht, daß sie sich als Unterthanen der bremischen Kirche darstellten. Um ihnen diesen Ausweg abzuschneiden, machte der Graf mit dem Administrator ein Bündniß, dessen Worte unbefangen lauten, aber dessen letzter Zweck ziemlich deutlich die Ueberlassung des Landes an Holstein war. Eine bedenkliche Abweichung von der bisherigen Politik der bremischen Erzbischöfe, welche den Anspruch an Dithmarschen nie aufgaben, sondern immer auf Zeit und Gelegenheit warteten, es wieder zu gewinnen. Er hieß Administrator, aber seine Macht war gerade so groß, wie die des Jonas gewesen war. Um doch irgend etwas ausrichten zu können, ließ er den gefangenen eisernen Heinrich los und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündniß. Man muß dies beinahe als eine Maßregel der Verzweiflung ansehen. Und sie nützte doch nicht. Ob Heinrich sich Mühe gegeben hat, seinem Befreier zu danken, wissen wir nicht; ausgerichtet hat er aber nichts mehr.

Gegen den Erzbischof hatte das Domkapitel starke Schritte gethan und ihn angeklagt, als einen seines Verstandes nicht mächtigen Menschen. Es erreichte auch wirklich bei dem Papste seine Absetzung. Die Kunde traf den Jonas in Wildeshausen, wo er still sich aufhielt, besserer Zeiten wartend. Aber er unterhielt geheime Verbindungen mit einigen bremischen Geistlichen. Einer von diesen, der Presbyter Marcellus, wurde bei diesem Briefwechsel ertappt, nach Bremervörde gebracht und im Gefängniß getödtet.

Das regte Jonas heftig auf. Er ritt nach Bremen, was ihm Niemand wehrte, und sprach zornigen Muthes: „Ich will meinen Feinden nachjagen und sie ergreifen und nicht umkehren, bis ich sie umgebracht habe.“ (Ps. 18, 38.)

Er reisete an den päpstlichen Hof nach Avignon und verklagte seine Widersacher.

Der Administrator Johann von Lüneburg ward vorgeladen. Er gehorchte und nahm Borgher, den Vogt von Bremen, welcher französisch verstand, mit sich. Dieser rieth ihm, er möge sich an die Königin von Frankreich wenden, mit welcher er noch eine entfernte Verwandtschaft nachweisen konnte, und sie um ihr Fürwort bei dem Papste ansprechen. Es geschah; „sie saß auf und ritt mit zu dem Papste.“

Ihre Fürsprache hatte Wirkung. Der Papst wagte es nicht, gegen Johann von Lüneburg streng einzuschreiten, sondern sagte achselzuckend zu Jonas: „Die Königin steht zu meiner Rechten in

eitel köstlichem Golde" (Ps. 45, 10). Jonas verstand, was er meinte und sprach unmuthig auch ein Bibelwort: „O Teufel, wie stimmet Christus mit Belial?" (2 Cor. 6, 15). Zuletzt wies der Papst die Anklage des Jonas gegen seinen Widersacher mit dem Worte zurück: „Willst du königliches Blut trinken?" Er mußte die Privatfeindschaft fallen lassen, und der Mord des Presbyter Marcellus blieb ohne Folgen.

Dagegen stand der Papst ihm in der Hauptsache bei. Alle seine Gegner wurden nach Avignon geladen. Einige kamen, wie der Bischof Heinrich von Lübeck, andere schickten Bevollmächtigte.

Der Urtheilsspruch lautete zu Jonas' Gunsten. Die Absetzung wurde aufgehoben und Jonas wieder in seiner Würde bestätigt (Urk. v. 27. März 1318).

So war er wieder rechtmäßiger Erzbischof. Aber nicht um eine Welt wäre er nach Bremen zurückgegangen.

Zu seinem Generalvicar ernannte er Heinrich Dartsowe, einen Domherrn von Lübeck und Presbyter von Ratzeburg. Dieser konnte nichts ausrichten. Er gab sich Mühe genug. Aber Niemand wäre im Stande gewesen, in diesen Hexensabbath von Parteiungen, Fehden und Zerwürfnissen, welche die Provinz durchtobten, Ordnung zu bringen.

Wiederum ward auf die Absetzung des Erzbischofs vor dem päpstlichen Gericht angetragen. Die Schriften gingen hin und her, Termine wurden anberaumt, viele Worte geschrieben, aber keine Entscheidung ausgesprochen. Der Handel wurde aber sehr theuer. An Proceßkosten mußte das Domkapitel (1323) auf einmal 3000 Gulden dem päpstlichen Hofe auszahlen. Zuletzt kam eine Art von Vergleich zu Stande, in Folge dessen Probst Burchard in seine Würde wieder eingesetzt wurde. Die Schlösser sollten eingelös't und die Ruhe hergestellt werden. Es war leicht gesagt, aber schwer auszuführen.

Heinrich Dartsowe starb und der Bischof von Verden, Nic. Ketelhut, und der Domherr Diederich von Xanthen übernahmen das Generalvicariat. Sie hatten einige Erfolge. Die verpfändeten Schlösser wurden zum Theil eingelös't und mit der Stadt Bremen, dem Domkapitel und den Grafen von Hoya, Diepholz, Delmenhorst und Oldenburg ein Landfriede abgeschlossen (Urk. v. 27. Mai 1325). Der Bischof von Verden zog das Schwert, zerstörte einige Raubschlösser und machte mit den Herren von Roden und von der Kuhla Frieden. Erster wohnte in Kehdingen, dieser in Sel-

fingen; sie scheinen arge Unruhestifter gewesen zu sein. Auch die Vorburg von Langwedel zerstörte er; es ist aber nicht ersichtlich, ob sie in feindlichen Händen war oder ob er die günstige Gelegenheit benutzte, eine Veste zu schwächen, welche nur zwei Stunden von seiner Stadt entfernt lag, oft eine Gefahr und immer eine Drohung.

Diesen guten Anfang der Generalvicare störte Jonas selbst. Die Nachrichten, welche in so weite Ferne zu ihm gelangten, entstellten Manches, und sein eigener Unmuth sah die Dinge nicht mit Unbefangenheit. Er meinte, seine Geschäftsführer wären gegen die Feinde nicht streng genug. Von nun an wechselte er sehr rasch mit seinen Stellvertretern, gönnte ihnen nur kurze Zeit des Wirkens und durchkreuzte ihre Maßregeln durch seine Befehle.

Auf diese Weise trat der frühere Zustand wieder ein; Verwirrung, Selbsthülfe und Rathlosigkeit an allen Seiten.

Jonas starb in Avignon (1327, Mai 30.). Er hinterließ von den großen Summen, welche er aus Dänemark bezogen hatte, nur 1400 Gulden, und auch diese gingen für die Seinigen verloren. Er war ohne Testament gestorben und die päpstlichen Hofbedienten nahmen das Geld an sich.

Das Erzbisthum hinterließ er in großer Bedrängniß. Es war nicht ganz seine Schuld. Er hat Fehler gemacht, seine Maßnahmen waren bisweilen übereilt, aber er hat das Gute erstrebt und gethan, was möglich war. Ich glaube, es war ziemlich gleichgültig, wer in diesen Zeiten an der Spitze stand, es ging über die Macht jedes Einzelnen hinaus, die unseligen Verhältnisse zu beherrschen. Auch die kräftigst organisirte Persönlichkeit hat ihre Schranken und die größte Staatsweisheit ist ohnmächtig, wenn die Menschen sich einmal im wilden Taumel der Zügellosigkeit gefallen und umhertreiben. Unter andern Umständen würde Jonas' Gedächtniß vielleicht gesegnet werden. Denn er war gerecht, ein streng sittlicher Mann und hatte ein Herz für seine Untergebenen.

— In diesen unruhigen Zeiten werden uns zuerst die Ritter von Lappe genannt, welche an der nördlichsten Spitze von Hadeln wohnten. In dieser kleinen Provinz gab es nur zwei adlige Familien, die eben genannten von Lappe und ein Geschlecht von der Kuhla in Wellingsbüttel. Letztere blühten bis 1707; sie erlangten aber nicht die geschichtliche Bedeutung, welche die von Lappe gewannen. Diese waren ein uraltes Geschlecht und scheinen von den freien

Eingesessenen der ersten Zeiten abzustammen. Ihre Besitzungen waren reichsfrei und gingen lange bei keinem Fürsten zu Lehen. Ihnen gehörte das jetzige Amt Ritzebüttel. Zuerst wohnten sie vermuthlich bei dem Dorfe Salenburg, wo der alte Schloßplatz noch gezeigt wird. Nachdem sie aus unbekannten Gründen den dortigen Wohnsitz verlassen hatten, bauten sie das sehr feste Schloß von Ritzebüttel, welches anfänglich diesen Namen nicht führte, sondern einfach Steinborgh genannt wurde.

Sie lebten als Freiherren und wehrten sich sehr lange gegen alle Oberherrschaft. Mit dem Lande Hadeln war ihre Verbindung schwach und beschränkte sich ersichtlich nur auf nachbarliche Nothwendigkeit. Mit dem Erzstift Bremen hatten sie gar keinen staatlichen Zusammenhang; ihr Name wird uns in dieser Verbindung niemals genannt. Sie waren kleine Dynasten, still und friedlich lebend. Solche Freiherren waren sehr selten geworden, da auch die Höchsten im Lande selbst bei Kirchen und Klöstern gierig nach Lehen gingen und die Unabhängigkeit kein Ruhm mehr war.

Sie konnten in Ruhe leben. Die Provinzen Hadeln und Wursten, lauter friedliche Marschbauern, und das unbewohnte Hochland trennten sie räumlich sehr weit von anderen Herrschern und schützten sie dadurch vor kriegerischen Verwicklungen.

Mit der Stadt Hamburg geriethen sie 1315 in einen unbedeutenden Zwist. Sie beschuldigten die Stadt der Theilnahme an der Ermordung einiger ihrer Verwandten, der Ritter von Crummendyk, und nahmen deshalb den hamburgischen Hauptmann von Neuwerk gefangen, einen Rathsherrn Gerhard von Cölln. Der hamburger Senat bewies aber seine Unschuld an den betreffenden Vorfällen und nahm andere Verwandte der Familie von Lappe gefangen. Der Streit wurde beigelegt und ging in ein sehr freundschaftliches Verhältniß über. Zum Schutz der Schifffahrt und des Leuchtfeuers auf der Insel Neuwerk hatte Hamburg manche Verträge mit dem Lande Hadeln gemacht. Diese nützten im Ganzen wenig, denn die Obrigkeiten der Marschländer waren im Strandrecht und gegen Seeraub sehr nachsichtig. Nun aber gewährte der hamburger Rath den Rittern von Lappe die nicht unbedeutende Summe von jährlich zehn Mark, wofür sie sich verpflichteten, die Insel gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen. Da Neuwerk Fußgängern bei Ebbezeit zugänglich ist, so wurde es ihnen leicht, diese Verbindlichkeit zu erfüllen. Sie hielten das Versprechen,

denn wir lesen nicht, daß seitdem Neuwerk den Hamburgern Sorge machte.

Die äußere Stellung der Herren von Lappe war damals gut, denn der Herzog Erich I., Besitzer von Hadeln, verpfändete (1324) an sie für 200 Mark die Kirchenspiele Altenwalde und Groden. In letzterem Orte stifteten sie aus eigenen Gütern 1342 eine Kaplanei, deren Einkünfte jetzt zur Unterhaltung der Kirche in Ritzebüttel dienen.

Allmählig wurde ihre Finanzlage schlecht. Die beiden Kirchspiele verpfändeten sie 1372 an den Rath von Hamburg für 240 Mark mit der Erlaubniß, sie nach zwei Jahren einlösen zu dürfen. Der Rath hatte dabei nicht die Vergrößerung des hamburger Landbesitzes, sondern die Sicherheit des Handels im Auge, denn er machte die Bedingung, daß ihm während der Verpfändung das Schloß Ritzebüttel offen sein sollte. Herzog Erich II. wollte widersprechen, mußte sich aber vor dem mächtigen Hamburg beugen. — Im Jahre 1383 verkauften die Herren von Lappe ihr Kirchspiel Nordleda mit allen Rechten an Herzog Erich d. Jüngeren. So ging eine Besitzung nach der andern fort. Im folgenden Jahre liehen sie 60 Mark von Hamburg und verzichteten für 6 Jahre auf die oben genannten 10 Mark.

Endlich geriethen die Ritter mit den Hamburgern (1392) in ein sehr ernstes Zerwürfniß. Die Gründe desselben sind unbekannt. In Verfolg des Streites belästigten sie hamburgische Schiffe. Es war eine große Unvorsichtigkeit, denn bei ihrem Alleinstehen konnten sie nirgends auf Hülfe rechnen. Den Hamburgern kam die Sache gelegen. Rasch schlossen sie mit den 16 Rathgebern des Landes Wursten ein Bündniß (Urk. v. 10. Nov. 1393). Diese stellten 800 Mann in's Feld und belagerten Ritzebüttel. Die Ritter, von ihren Verwandten schwach und von ihrem Lehnsherrn — wenn sie einen solchen hatten, was zweifelhaft ist — gar nicht unterstützt, konnten dem Angriff nicht widerstehen. Sie mußten sich zu einem äußerst nachtheiligen Vertrag herbeilassen, in welchem Hamburg die frühere Geldschuld erließ, 200 Mark hinzu zahlte und das ganze Gebiet in Besitz nahm. So gelangte Ritzebüttel mit seiner Umgebung unter die Herrschaft Hamburgs. Anfänglich war es ein unsicherer Besitz. Die Hamburger fürchteten die Verbindungen, welche die Ritter von Lappe mit dem Erzbischof und den Edelleuten des Stifts besaßen oder erwerben konnten. Sie schlossen daher mit den Eingesessenen des Landes Wursten einen

neuen Vertrag (1399, Juni 29. im Stad. Cop. IX.), wodurch diese sich zu einer ausreichenden Beschützung des Schlosses gegen jeden Feind, „es sei der Erzbischof oder ein anderer Herr“, verpflichteten.

Mit den Herren von Lappe ging es seitdem schnell abwärts. Sie hatten 1396 von der Stadt Bremen die Hälfte des Schlosses Bederkesa inne nnd waren verpflichtet, zu einem etwaigen Kriegszuge vier gewaffnete gute Leute zu stellen. Ihre eigene Herrschaft hatte ein Ende, sie waren Beamte geworden.

Die neue Bedienung hielt auch nur wenige Jahre vor. Der eine der Brüder, Alverich, ging nach England, wo er verschollen ist; der andere, Wolderich, lebte zuletzt in Hamburg und zwar, wie es scheint, von dem Gnadenbrot, welches ihm der Rath aus Mitleid ertheilte. Nach seinem Tode daselbst wurde er in der Kirche zu Groden begraben. Er war der letzte seines Stammes.

Ob eigener Leichtsinn oder hamburgische Selbstsucht dies alte Geschlecht vernichtet hat, ist jetzt nicht mehr zu entscheiden.

Unter den Klagen, welche unsere späteren Geschichtschreiber über Hamburg aussprechen, lesen wir zuweilen, daß Ritzebüttel dem Erzstifte geraubt sei. Das ist nicht wahr. Dies kleine Gebiet hat nie zu unserem Lande gehört.

— Von den später so laut ertönenden Beschwerden, daß der Papst unmäßiges Geld in Deutschland erpresse, finden wir in diesen Zeiten das erste Beispiel. Eine Urkunde von 1323 besagt, daß das bremische Domkapitel 432 Mark Silber und 4½ Pfund Turnoisen nebst 8½ Pfund schwerer Pfennige von dem päpstlichen Zehnten aus dem Behältnisse in der Domkirche an sich genommen habe und sich verpflichte, einen Monat nach geschehener Anmahnung das Geld zurückzuzahlen. Woher dies Geld kam, wissen wissen wir nicht, die Summe ist aber für diese Zeit bedeutend. Der Papst Johann XXII. rundete diese Summe zu 6000 Gulden ab, welche das Domkapitel im folgenden Jahre mit vieler Mühe aufbrachte.

2. Burchard.

Länger als zwanzig Jahre hatte die wildeste Unordnung im Lande geherrscht. Es ist die unglücklichste Zeit, welche unsere Provinz jemals gesehen hat. Alle Versuche, Frieden zu stiften, waren gescheitert; es war, als hätte man einen Haufen trunkener Menschen zur Ruhe bringen wollen. Aber wie das tollste Gelage

ein Ende erreichen und schließlich der Nüchternheit weichen muß, so kamen die Menschen zuletzt zur Besinnung.

Es war Zeit. Jeder erkannte es. Das Land war so gut wie zu Grunde gerichtet. Aber dadurch fehlte nun auch alle Ursache, den unseligen Zustand fortdauern zu lassen. Das Geld war wie verschwunden, und wer es besaß, mochte es nicht verwenden. Es gab im Lande kaum noch etwas zu rauben und zu plündern. Die Güter des Lebens hatten ihren Werth verloren; Häuser und Grundstücke waren ein unsicherer Besitz und standen gar nicht im Verhältniß zu den unerhört hohen Getreidepreisen. Die Geltung der Dinge hatte sich unnatürlich verschoben; der Grund und Boden war sehr wohlfeil, aber das Korn, welches darauf wuchs, unmäßig theuer*). Der Verkehr hatte aufgehört; auf der großen Handelsstraße, welche von Bremen über Gieler Mühlen nach Stade führte, war seit langen Jahren kein Kaufmann mehr gesehen worden.

Dieser Zustand des Raubs und der Fehden war allein auf unsere Provinz beschränkt geblieben. Der Krieg war localisirt, wie man jetzt sagen würde. Die benachbarten Gegenden freuten sich, wir lesen es ausdrücklich, daß sie Ruhe hatten, weil der kriegerische Adel des Erzstifts gegen sein eigenes Fleisch und Blut wüthete.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Das Elend traf Alle. Die Armuth kam über das Land wie ein gewappneter Mann.

Die Menschen wurden ernüchtert. Niemand konnte es mehr ertragen.

Man sah sich nach Hülfe um. Diese glaubte man zu finden, wenn man den besten Mann des Landes an die Spitze stellte.

Es war Burchard Grelle, Domherr in Bremen und Archidiakonus von Rüstringen. Er stammte aus einer begüterten Bürgerfamilie, hatte in Paris studirt, allmählig geistliche Würden erreicht und war in allen Kreisen des Landes beliebt und angesehen.

Er bewarb sich nicht um den erzbischöflichen Stuhl. Dies dornige Amt begehrte Niemand mehr. Aber man trug es ihm

---

*) Ein Morgen guten Marschlandes ($3^1/_{16}$ hannov. M.) kostete in diesen Jahren 20 Mark und $19^1/_2$ Scheffel (1 Sch. = $2^2/_5$ hannov. Himten) Weizen kosteten 2 Mark, d. h. mit anderen Worten, man konnte für den vierfachen Werth der jährlichen Ernte das Stück Land selbst kaufen.

an und drängte ihn dazu von allen Seiten. Die Domherren und Aebte, die Bürgermeister der Städte, die Geistlichen und Ritter, alle baten dringend, er möchte sich dem Amte unterziehen.

Burchard mochte diesen Bitten nicht widerstehen. Der Papst, welcher um seine Bestätigung ersucht wurde, stellte erst genaue Nachfrage an, was für ein Mann es sei, ob adlig, reich und in geistlichen Graden genugsam vorgerückt. Mit Bescheidenheit und offen beantwortete Burchard diese Fragen und erbot sich, gern zurückzutreten, wenn der Papst vielleicht eine andere geeignete Persönlichkeit für die erledigte Stelle kenne. Auf den Papst und dessen Umgebung machte er einen sehr guten Eindruck; nach wenigen Monaten konnte er Avignon verlassen. Auch die Kosten seiner Bestätigung waren thunlichst verringert worden.

Von Allen wurde seine Rückkehr mit Freuden begrüßt. Ohne Widerstand huldigte man ihm. Man wußte, daß er Geld nöthig haben würde und kam ihm mit Geschenken entgegen. Die Geistlichkeit bewilligte einen Theil ihrer spärlichen Einkünfte zu seinem „fröhlichen Antritt." Nur das Domkapitel in Hamburg, immer mit den Erzbischöfen in Hader oder Spannung, verweigerte die Spende. Ebenso die Dithmarschen. Burchard hatte darauf wohl kaum gerechnet.

Er forderte seine Schlösser von den zeitigen Besitzern. Bremervörde und Hagen wurden ihm sogleich, die andern etwas später übergeben. Die schwachen Weigerungen überwand er leicht durch Geldversprechen. Er brauchte das Schwert nicht zu ziehen.

Das ganze Land wetteiferte in Gehorsam. Das lange Unglück hatte viele Herzen weich gemacht. Bei Anderen war es die natürliche Erschlaffung nach dem unbändigen Toben, welche sie der Vernunft zugänglich machte.

So eifrig Burchard auch die Herstellung eines friedlichen Zustandes erstrebte und so sehr er auch dabei von allen Wohlgesinnten unterstützt wurde — er mußte doch am Ende das Schwert ziehen. Der kleine Bezirk von Kehdingen, welcher jenseits der Oste liegt, wollte sich seinem Worte nicht fügen. Kaum zeigte sich dort ein Widerstand gegen den Erzbischof, so eilte auch Alles dahin, was die Ruhe nicht ertragen mochte. Unverbesserliche Raufbolde, mittellose Ritter aus dem Stegreif, müssige Lanzknechte, Strolche, kurz, die ganze wilde Brut, welche der langjährige Kriegszustand geboren hatte. Sie mußten fürchten, daß ein fester Friede sie als Bettler auf die Landstraße warf.

Die sieben Kirchspiele jenseits der Elbe, welche während der Regierung des Jonas keine Herrschaft empfunden und doch Frieden gehabt hatten, gefielen sich in diesem Zustande und suchten ihn zu verlängern. Sie vereinigten sich mit den Kehdingern und deren Genossen.

Die größte Schwierigkeit lag aber in dem Geldmangel, woran Burchard litt. Er hat nie reiche Einnahmen gehabt, so lange er regierte. Seine Vorgänger hatten in den unruhigen Zeiten viele Besitzungen veräußert. Was noch vorhanden war, brachte wenig ein. Die Zölle leisteten nichts, wo der Handel fehlte; die Münze konnte nichts gewinnen, wenn sie kein Metall zu verprägen hatte; die Gerichtsgebühren hörten auf, wenn sich Jeder mit dem Schwerte Recht verschaffte, und der Grundbesitz, die reichste Einnahmequelle, gewährte wenig, weil der Ackerbau darniederlag. Aber zum Kriege gehört Geld und wieder Geld. Mit vieler Mühe brachte Burchard einige Summen auf. Er scheint dazu manche erzbischöfliche Besitzungen verpfändet zu haben; wenigstens verpfändete er das Schloß Haseldorf für 400 Mark an die Grafen von Holstein, welche dadurch die Hoheit über die sieben Kirchspiele erlangten und sie allmählig ganz unter ihre Herrschaft zu bringen wußten.

Burchard sammelte ein Kriegsheer. Sehr wenig Mannen bekam er aus unserem Lande, denn die streitlustigen Ritter desselben waren gerade seine Gegner. Aber aus Lüneburg, Holstein, Dithmarschen, selbst aus Westphalen, kamen kriegsbereite Haufen. Sie lebten vom Streit; der Krieg war ihr Acker und Pflug, das Zelt von Laub ihre Heimath.

Mit diesen Schaaren zog Burchard über die Oste. Es kam zur Schlacht und die Gegner wurden besiegt. Raub und Mord und Feuersbrunst allenthalben. Mit festem Griff zerdrückte er das Raupennest.

Um aber für die Zukunft Ruhe zu haben und den Kriegszug nicht wiederholen zu müssen, legte er zwei Zwingburgen an. Die eine gehörte ihm fast zur Hälfte; die andere Hälfte besaßen die Junker von Ostenhagen. Mit letzteren schloß er einen Vertrag ab (1328, Aug. 24.), welcher ihn zum Herrn der Burg machte. Die andere baute er am Ufer und man nannte sie Kyk in de Elve. Sie ist nicht mehr da und man kennt auch den Ort nicht, wo sie war. Lange hat sie nicht gestanden, weil die Kehdinger sie bald zerstörten.

So ward wieder Ruhe im Lande. Diese hat mit Ausnahme eines unbedeutenden Kriegszugs, welchen die Verdener gegen Langwedel unternahmen, bis an das Ende Burchard's gedauert.

Er selbst aber gürtete noch einmal das Schwert um und half den Bremern in einer Fehde gegen die Rüstringer Friesen, welche auf der Weser Seeräuberei trieben. Er brachte sie auch zu einem Vertrage (1334), welcher freilich, wie alle solche Verträge, nur so lange dauerte, als es ihnen gut dünkte.

Als er auf diese Weise nach allen Seiten Ruhe gewonnen und geschaffen hatte, fand er Muße, ein großes Kirchenfest zu feiern, wie es Stadt und Land bei uns noch nicht gesehen hatte. Einst hatte der Erzbischof Adaldag viele Reliquien von Rom mitgebracht. Diese waren an seine Klöster verschenkt, aber zum größten Theil im Dom zu Bremen geblieben. Aus Furcht vor Raub und Verwüstung hatte man sie eingemauert und nachher die Stelle vergessen, wo es geschehen war. Als aber einmal, so erzählen die Chroniken, Burchard im Osterfest auf das Domchor in Bremen ging, spaltete sich die Mauer mit großem Laut, ein lieblicher Geruch drang hervor und die verlornen Ueberreste der Heiligen wurden sichtbar. Er berieth sich mit seinem Domkapitel und man beschloß, zu Pfingsten des nächsten Jahrs (1335) die Heiligthümer herauszunehmen und denselben eine würdigere Stelle anzuweisen. Weit und breit ließ der Erzbischof das Fest, de hochtyd, anzeigen; all seine Suffraganen, Prälaten und Dienstmannen mußten zur Feier in Bremen erscheinen, dazu der Rath mit der Bürgerschaft und Frauen und Jungfrauen. Es ward ein großes Freudenfest. Mahlzeiten, Hoftänze, Turnier und ritterliche Uebungen. Die reichen Bürger hatten sich herrlich gekleidet und standen den Rittern in den kriegerischen Künsten nicht nach. Am Pfingstmontage wurden die Heiligthümer herausgenommen, alle Bischöfe, Aebte und Herren standen umher. Nach der Messe schlug der Erzbischof vor seinem Saale, Gode unde der hochtyd to eren unde to loue, zwölf seiner besten Mannen zu Rittern.

Es war eine unglaubliche Menge Volks zusammen gekommen, und es mußte derselben Gelegenheit gegeben werden, auch etwas zur Ehre der Kirche zu thun. Es wurden freiwillige Gaben eingesammelt und zwar auf eine eigenthümliche Weise. Der Bürgermeister Hinrich Doneldey stellte sich in eine Kufe, welche so groß war, daß sie ein Fuder Wasser halten konnte und da wurde er „herausgeopfert“ mit Geschmeiden, Kleinodien, Gold und Silber.

Von diesen Opfergaben erhielt der Erzbischof 300 Mark zu einem Ersatz der großen Kosten, welche er für das Fest aufgewandt hatte. Das übrige Geld wurde zum Ausbau des Thurms und zur Anfertigung der großen Glocken verwandt.

Mit diesem großen Feste begann eine Zeit der Ruhe für Burchard, welche auch bis an sein Ende nicht gestört wurde. Er hatte sie nöthig, um seine Finanzen in Ordnung zu bringen. Er hatte beim Antritt seiner Regierung viele Versprechen geben müssen und die Kriege hatten zu neuen Verpfändungen der erzbischöflichen Schlösser geführt. Der Graf Hinrich von Bruchhausen besaß auf diese Weise Thedinghausen, der Ritter Liborius, Schwager des Erzbischofs, Hagen und Wildeshausen. Um seinen Verpflichtungen nachzukommen, mußte er mehrfach den guten Willen der Geistlichkeit ansprechen. Er bat (1338) um ein Elftel aller ihrer Einkünfte und (1342) wieder um den zehnten derselben. Das geschah mitten im Frieden und in ruhigen Zeiten und beweiset, wie sehr die alten Schulden ihn drückten. Bei seinem Tode (1340, August 12.) hinterließ er kein Vermögen.

Der Zustand des Landes war so beruhigt, daß die Domherren es wagen konnten, einen Mann auf den erzbischöflichen Stuhl zu heben, welcher unter anderen Umständen dieser schweren Stellung nicht gewachsen gewesen wäre. Es war Otto, ein Graf von Oldenburg, bislang Dombechant von Bremen. Ein alter kümmerlicher Mann. Er konnte nicht mehr auf ein Pferd steigen und mußte immer getragen oder gefahren werden. Er regierte selbst nicht, sondern ließ regieren, und das brachte viel Druck der Unterthanen und Beamtenwillkühr hervor. Seine Vögte thaten, was ihnen beliebte. Es ist uns eine kleine Erzählung aufbewahrt, welche davon Kunde giebt. Otto erhielt einst Briefe von seinen Verwandten in Oldenburg und fragte den Ueberbringer, wie es im Lande stände. Der Mann antwortete, es stehe schlimm, denn allenthalben sei Druck und Beraubung. Der Erzbischof gerieth in heftige Aufregung, ließ seinen Vogt, Namens Beverbeck, kommen und stellte ihn zornig zu Rede. Dieser nahm die Sache scheinbar leicht, behauptete, solche Leute klagten immer, um ein gutes Geschenk zu erhalten, und sagte zu dem Boten: „Geh' in die Küche und laß' dir zu essen geben.“ Darauf aber ließ er ihn in den Thurm werfen, und als er ihn lange genug gequält hatte, schickte er ihn wiederum vor den Erzbischof. Er mußte sich stellen, als käme er mit Aufträgen von Oldenburg. Zum zweiten Mal fragte

der Erzbischof, wie es im Lande stände, und nun antwortete der Mann: „Here van Bremen, by lifftiden ne so wol, also idt nu steidt.“ So wurde der alte Herr betrogen.

Schon bei seinen Lebzeiten hatte er den Grafen Moritz von Oldenburg, seinen Neffen, mit Bewilligung des Domkapitels, zum Gehülfen angenommen. Dieser wurde nach Otto's Tode (vor d. 14. März 1348) zu seinem Nachfolger erwählt und sandte Boten nach Avignon zum Papst, um dessen Bestätigung zu gewinnen. Die Wahl muß aber nicht ordnungsmäßig zugegangen sein oder Moritz muß von Anfang an eine Partei der Körperschaft gegen sich gehabt haben, denn es fand eine Gegenwahl statt, welche auf Gottfried, Grafen von Arnsberg, Bischof von Osnabrück, fiel. Daß dieser die Ernennung annahm, beweiset, wie gut dies Erzstift wieder in Ruhe und Ordnung gekommen war. Hätten die alten Zustände noch geherrscht, so würde Gottfried sich wohl gehütet haben, die Wahl anzunehmen. Damals konnte ein Land sich rasch erholen. War Krieg oder Aufruhr vorüber, so trat die frühere Lage wieder ein. Denn man kannte die künstlichen Verfahren der Neuzeit nicht, wo das Unglück des Kriegs durch finanzielle Nachwehen auf Menschenalter ausgedehnt wird und die Enkel büßen, was die Vorfahren gesündigt haben.

Gottfried wurde vom Papst begünstigt und erhielt ungeachtet seiner jedenfalls sehr mangelhaften Wahl die Bestätigung. Es ist nicht leicht zu erklären, daß er sich von der ganzen Sache nicht zurückzog, denn er war nicht mehr jung, schon 30 Jahre in Osnabrück Bischof gewesen und hatte viel Unruhe und Krieg durchgemacht in den Cölner und Münsterschen Zerwürfnissen. Kaum waren diese zu Ende gebracht, so stürzte er sich durch Annahme der bremischen Wahl in neue Verwirrungen, welche er voraussehen konnte.

Gottfried kam nach Bremen, brachte des Papstes Schreiben mit und verlangte die Huldigung. Der Rath gerieth in große Verlegenheit. Die Bestätigung des Papstes machte Gottfried zum wirklichen Erzbischof und die Huldigung konnte ihm nicht wohl versagt werden. Dagegen war Moritz, wie alle Oldenburgischen Fürsten, mit dem bremischen Rath in bester Freundschaft und Gunst. Es schien unnatürlich, sich gegen ihn zu erklären. Der Rath wollte aber, wenn irgend möglich, sich gerade jetzt von aller Parteinahme fern halten. Mit vieler Mühe hatte er eben eine vornehme und staatsgefährliche Verbrüderung, das Casino in Bremen, damals noch Casaal genannt — es ist derselbe Wortstamm — aufgehoben

und die Mitglieder desselben vertrieben (vredelos ghelecht). Es war bei einem Kriege die Rückkehr der Verbannten und ihre Rache zu fürchten.

Beide Bewerber, Gottfried und Moritz, rüsteten sich zum Kampf und sprachen die Stadt um Hülfe an. Der Rath weigerte sich. Bei seinem guten Verhältniß mit Moritz brachte er es dahin, daß dieser sich für befriedigt erklärte, wenn die Stadt in dem bevorstehenden Kriege unparteiisch bliebe. Der Rath erklärte also auch bei Gottfried seine Neutralität bis zu ausgemachter Sache.

Alle Schlösser im Stifte besaß Moritz außer der Burg Thedinghausen. Diese hatte der Graf Gerhard von Hoya in einer Fehde dem Herrn von Bruchhausen entrissen und stand auf Seiten Gottfried's. Wenn dieser die Stadt Bremen nicht zu Hülfe bekam, so hatte er überhaupt keinen festen Fuß im Lande und gar keine Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen.

Gottfried sah dies ein und zog die Freunde, welche er unter den Domherren hatte, darüber zu Rathe. Er erklärte ihnen, er müsse das Stift räumen, der Dechant Moritz wäre ihm „zu schwer.“

Die befreundeten Domherren kannten aber die Stadt und ihr unruhiges Volk. Sie behaupteten, wenn er aus der Bürgerschaft drei oder vier, welches die rechten Leute wären, für sich gewönne, so könne er mit dem Rath machen, was er wolle. Gottfried ging darauf ein. Er ermächtigte seine Freunde zur Bestechung und versprach, sie schadlos zu halten.

Der Anschlag gelang. Vier einflußreiche Bürger, ere namen dore yck nich nomen, wurden gewonnen. Sie bearbeiteten den gemeinen Mann. Als die Sache reif war, entstand Tumult, das Volk drang auf das Rathhaus und verlangte, die Stadt solle sich mit Gottfried verbinden. Das wäre der rechte Herr, dem habe der Papst das Stift gegeben; man müsse sich schämen, wenn man ihn verderben ließe. Aber man sähe nun die Freundschaft des Raths mit Moritz. Das wären die Folgen des Essens und Trinkens unde des danczens, des se mit eme hedden myt iuncfrouwen unde frouwen.

Der Rath wehrte sich auf's Aeußerste. Er stellte die Gefahr vor und die augenblickliche günstige Lage, er warnte, er redete Stunden lang Vernunft. Es war vergebens. Die Freundschaft und der Vertrag mit Moritz mußte aufgehoben werden.

Auch die Stadt Stade erklärte sich zu ihrem großen Schaden für Gottfried.

Beide Gegner rüsteten. Gottfried und die Städte nahmen Söldner an, Moritz rief seine Freunde zusammen. Die Ritterschaft stand auf seiner Seite.

Zuerst legte er alle Straßen nach Bremen wüste. Kein Bürger durfte sich vor den Thoren sehen lassen. Selbst die Schiffe auf der Weser waren gefährdet. Sein Hauptquartier hatte er in Ritterhude. Die Stader ließ er von Bremervörde aus durch Heinrich von Issendorf bedrängen.

Gottfried und die Bremer konnten den großen Schaden nicht rächen, welchen sie erlitten, weil der Weg über die Lesum ihnen durch Moritz versperrt war.

Mit vieler Mühe machten sie eine Brücke über diesen Fluß, bauten Brückenköpfe daran und eine Burg daneben. Das ist der Ursprung des jetzigen Ortes Burg an der Lesum. Die Beste wurde auf gemeinschaftliche Kosten gebaut und ein beträchtlicher Strich Landes dazu gelegt zwischen dem Kuhgraben und Lesum, zwischen der Weser und Wümme. Auch das St. Jürgensland und alles, dat wy winnen unde krighen kunnen van den van der hude unde van anderen unsen vianden. Früher hatte der Bezirk zur Vogtei Langwedel gehört; jetzt sollte er einen eigenen Amtmann erhalten (Urk. v. 23. Mai 1350 im Stad. Arch.) Aber doch konnten sie die Brücke nicht vollkommen sichern, sie mußten einige Kriegsschiffe derselben zur Seite legen. Allmählig erhielten sie hierdurch die Oberhand, machten Streifzüge in die Provinz und verheerten das Land mit Raub und Feuer.

Moritz mußte kräftigere Maßregeln anwenden. Er rief die Grafen von der Mark und Steinfurt zu Hülfe, den Bischof von Paderborn, den Grafen von Oldenburg und viele Ritter. Sein Heer stieg bis auf 900 Mann.

Hiermit zog er vor Bremen. Er näherte sich der Stadt, wo sie am schwächsten war, bei der Rembertikirche und dem Hospital. Hier kamen die Bremer ihm entgegen, um die Landwehr, eine Schanze mit Graben, zu vertheidigen. Aber der Graben war vernachlässigt und verweht, Moritz und sein Heer überstieg ihn und schlug die Bremer in die Flucht. Mehr als dreißig fielen; der Stadthauptmann Carnap von Luneberg ward getödtet; Hinrich Gröning mit Anderen gefangen. Die Hecken und Zäune retteten die Uebrigen.

Den Reitern waren diese Hindernisse lästig; sie drangen nicht weiter vor, sondern wandten sich dem Osterthore zu. Hier lagerte sich Moritz, schlug mehre in seinem Heere zu Rittern und brannte die Vorstadt nieder. Sie war gut bevölkert, bestand schon zum Theil aus steinernen Häusern und ward von Handwerkern und Krämern bewohnt.

Von da ging er, Alles verheerend, an die Lesum zurück. Hier nahm er die Burg und die Brücke und gewann selbst eines der Kriegsschiffe. Kein Bremer wagte ihn zu stören. Als er sich so den Rücken frei gemacht hatte, zog er wieder vor die Stadt.

In Bremen sah es schrecklich aus. Es wüthete da „der schwarze Tod," eine furchtbare Pest, welche damals fast ganz Europa durchzog. Die Menschen starben wie Fliegen. Städte und Dörfer verödeten. Wir haben die Nachricht, daß in Osnabrück nur vierzehn, in Münster nur elf Ehen ungetrennt blieben. In Bremen begrub man bisweilen an einem Tage 200 Gestorbene.

Als Moritz zum zweiten Male vor die Stadt kam, war Alles still und öde. Die Thore standen offen. Kein Wächter ließ sich sehen. Die Straßen waren menschenleer, die Häuser verschlossen. Es schien eine Todtenstadt. Die Pest hatte ihren Höhepunkt erreicht, alle Gemeinschaft der Menschen hatte aufgehört.

Verwundert schaute das Heer diese neue Lage der Dinge an. Einzelne wagten sich in die Stadt und brachten die Kunde zurück, daß nirgends ein Widerstand zu sehen sei. Sie hätten mehr als zehn Häuser betreten; wollte Moritz die Stadt haben, so wäre sie sein.

Aber Moritz wollte nicht. Er sprach das theilnehmende Wort: „Ich mag nicht kriegen, wenn Gott selbst mit der Stadt kriegt; wer heute lebt, ist morgen todt. Dasselbe kann auch uns geschehen. Wir haben ihnen Schaden genug gethan, den wir gern vermieden hätten, wenn es möglich gewesen wäre." Und mit wehmüthiger Erinnerung setzte er hinzu: „Wir haben manchen guten Tag darin gehabt mit Hofhaltung unde mit dansende mit frouwen unde mit iuncfrouwen; wy willen des nummer don; sint wy nu vigende, wy mogent vrund werden."

Moritz führte sein Heer zurück.

Der Krieg, die Pest und die Nahrungslosigkeit brachte das Volk endlich zur Besinnung. Die Bürgerschaft bat mit Reue und Klagen den Rath, eine Sühne zu Stande zu bringen.

Dies geschah auf sehr einfachen Grundlagen. Eine allge-

meine Straflosigkeit ward ausgesprochen und die beiden streitenden Herren dahin versöhnt, daß Gottfried als Erzbischof anerkannt und allein ermächtigt wurde, die geistlichen Befugnisse seines Amtes auszuüben, Moritz dagegen, als Administrator des Erzstifts, die weltliche Macht ausüben und jenen „auf ehrliche Weise erhalten“ solle.

Der Friede wurde hergestellt. Gottfried nahm seinen Wohnsitz in Stade. Bald aber beklagte er sich, daß ihm der versprochene Unterhalt nicht ordentlich gegeben würde. Mochte es Wahrheit oder Vorwand sein, er verließ Stade und begab sich zu dem Grafen Gerhard von Hoya. Um einer guten Aufnahme sicher zu sein, übertrug er ihm das Schloß Thedinghausen.

Dadurch entstand von Neuem eine Fehde, welche länger als fünf Jahre dauerte; aber sie wurde sehr schlaff geführt, und scheint über einige Grenzstreifereien nicht hinausgegangen zu sein.

Beide Parteien bewarben sich um die Hülfe der Stadt Bremen. Aber diese war wie ein verbranntes Kind, welches das Feuer scheut. Sie wollte sich auf Nichts einlassen, entschuldigte sich und blieb streng neutral.

Dennoch wurde die Stadt in den Streit verwickelt. Sie hatte durch die Pest einen großen Theil ihrer Bevölkerung verloren und die Lücken durch Aufnahme vieler Fremden auszufüllen gesucht. Dabei mochte wohl manche sonst gebräuchliche Vorsichtsmaßregel übersehen sein; es waren allerlei Leute aufgenommen und der Graf von Hoya klagte, daß sieben von seinen Hörigen in die Stadt gezogen seien; über welche er sein Eigenthumsrecht wahren wollte. Wir erkennen aus den Verhandlungen über diese Sache, daß die Leibeigenschaft in diesen Zeiten schon einen milden Charakter angenommen hatte; die Unfreien waren nur zu einer jährlichen Geldabgabe an ihren Herrn verpflichtet, aber nicht mehr zu persönlicher Arbeitsleistung.

Die Leibeigenen läugneten die Verpflichtung. Es mochte zweifelhaft sein, denn es war allgemeines Städtegesetz aus alter Zeit, wenn ein Höriger ein Jahr und einen Tag unangefochten in einer Stadt gewohnt hatte, so war er frei und mußte geschützt werden. Ihre Landsleute in der Stadt traten auf ihre Seite. Viele Besprechungen und Unruhe. Sie überredeten am Ende die Bürgerschaft und traten mit Klagen über den Grafen vor den Rath. Sie baten, der Rath möge der Forderung desselben kräftig widerstehen und ihr Leben und Gut nicht achten, wenn es etwa

zum Krieg käme. Sie wollten lieber Krieg, als die jährliche Anforderung eines unrechtmäßigen Herrn. Käme es zum Kampfe, so könne der Rath nie bessere Kundschaft bekommen; „sie wüßten, wo dem Grafen das Herz säße, es wäre kein Katzenpfad in seiner Herrschaft, den sie nicht kennten.“

Der Rath ging ungern daran. Er überlegte die Sache lange. Sie bot einige Vortheile, es ließ sich nicht verkennen. War man mit Moritz, dem Stift und dem Kapitel im Bunde, so konnte der Graf schwerlich sich halten. Dann war es möglich, die beiden wichtigen Burgen Thedinghausen und Langwedel zu gewinnen, welche er durch Eroberung und Verpfändung besaß. Aber man konnte dasselbe vielleicht auch durch Unterhandlungen erreichen. Mit Mühe beruhigte der Rath die Bürgerschaft eine Weile, welche sich erbot, lieber all ihr Gut auf's Spiel zu setzen, als sich alle Jahr schatzen zu lassen.

Der Graf von Hoya hörte diese Dinge und wurde sehr besorgt. Er war der Uebermacht, welche sich gegen ihn zusammenzog, nicht gewachsen. Daher erbot er sich zu Urtheil und Recht. Vergeblich. Er erbot sich zuletzt, er wolle mit seinem Bruder, dem Grafen Johann, in Bremen einreiten und dort herbergen, bis die Sache durch Güte oder Rechtsspruch von Obmännern erledigt wäre. Half alles nichts. Die Bürgerschaft wollte Krieg.

Sie hatte in den wenigen Jahren der Ruhe sich rasch erholt. Der Handel war wieder aufgeblühet. An allen Küsten der Nordsee fuhren sie umher; ihr Bier war berühmt und begehrt, „wahrlich zum großen Schaden Frieslands, sagt ein dortiger ernster Schriftsteller, da dieses Mittel einer unseligen Schwelgerei ebenso begierig wie theuer gekauft wird.“

Mit dem Wohlsein kehrte aber auch der alte Uebermuth und der Geist der Unruhe zurück. Mit sehr gehässigen und thörichten Worten wiesen sie den Grafen ab. „Sie wollten Jeder für einen Pfenning Roggen in den Zipfel binden und damit den Grafen aus seinem Lande jagen.“

Der Rath konnte nicht widerstehen und mußte kriegen. Er verband sich mit Moritz (1356, Dec. 22.) und entsagte dem Grafen von Hoya.

So begann diese unglückliche Fehde zum größten und verdienten Schaden der Bremer.

Es lag ihnen vor Allem daran, Thedinghausen zu gewinnen. Um einen Stützpunkt für den Angriff zu haben, machten sie den

Kirchthurm des Dorfes Lunsen an der Weser zu einer Burg, umgaben ihn mit einem Graben und setzten einen Vogt mit Mannschaft hinauf. In den friesischen Ländern war es sehr gebräuchlich, geistliche Gebäude als Schutzwehren zu benutzen; bei uns war es nie geschehen. Es erhoben sich manche Bedenken dagegen und man bemerkte später, daß keiner der Vögte daselbst auf dem Bett gestorben sei. Lange Merten, der erste Vogt, ward wegen Fälschung in einer Kufe gebrannt, d. h. in siedendem Wasser hingerichtet, Lüder Nakede gerädert, Ludwig Buck starb im Kerker zu Hoya, Hinrich von Witbergen wurde erschlagen.

Von Lunsen aus verheerten die Bremer die Grafschaft Hoya mit Raub und Brand.

Gerade in dieser Zeit traf die Bremer ein harter Schlag. Sie waren von den Küstenstädten bei dem Hansatage in Lübeck angeklagt, daß einer ihrer Bürger, Holleman, Seeraub triebe und sie ihm nicht wehrten. Zur Verantwortung aufgefordert, blieben sie wegen ihrer Kriegsnoth aus; die Vertheidigung wäre nicht schwer gewesen, denn sie waren unschuldig; aber ihre Feinde benutzten die Gelegenheit und Bremen wurde aus der Hansa gestoßen. Es that erstaunlichen Schaden; in drei Jahren verarmte die Stadt wieder. Mit vieler Mühe und großen Opfern wurde die Wiederaufnahme in die Hansa erreicht.

Die Fehde mit Hoya hatte während dessen ihren Fortgang. Man beschloß, dem Grafen ein Schloß in's Land zu bauen bei Jebel (im Amte Syke). Das wäre dem Grafen sehr gefährlich gewesen, und er suchte sich dagegen zu wehren. Mit dem Fürsten von Gülich machte er einen Vertrag, daß er mit 300 Lanzen ihm zu Hülfe kommen sollte.

Dem Rath von Bremen, welchem die Sache schon lange lästig war, schien es eine gute Gelegenheit, die Bürgerschaft umzustimmen. Sie stellten die Gefahr, die großen Kosten und den geringen Erfolg selbst im günstigen Falle vor. Aber die Bürgerschaft blieb hartnäckig. Der Graf wäre arm und allenthalben verpfändet; gegen seine 300 Lanzen solle der Rath 600 in Sold nehmen, sie wollten es bezahlen; der Anschlag solle fortgehen.

Der Rath und Moritz versuchten es. Sie ließen den Grafen Engelbert von der Mark mit 600 Lanzen kommen. Er blieb eine Zeitlang in und um Bremen. Aber plötzlich zog er ohne Angabe irgend eines Grundes davon. Zum großen Verdruß der Bremer

und des Stiftes, welche viele Kosten von ihm gehabt hatten. Der Kriegszug unterblieb.

Der Graf von Hoya hatte aber nicht nur mit Feinden, sondern auch mit Verräthern zu kämpfen. Zwei und zwanzig seiner Ritter, Johann von Klencke an der Spitze, fielen von ihm ab und gingen zu den Bremern über. Zum Lohn erhielten sie nachher Burglehne in Thedinghausen, Häuser und Ländereien.

Hierdurch ermuntert, unternahm die Stadt einen neuen Kriegszug in die Grafschaft. Sie war verderbt, es gab wenig darin zu rauben. Die Bremer ließen Alles in Feuer aufgehen, selbst die Kirchen. Als das der Graf sah, faßte er großen Muth, fiel auf die Kniee und bat Gott, er möge ihm doch gegen die Kirchenschänder beistehen; er wisse ja, wie gern er Recht genommen und gethan hätte.

Vorher hatte er den offenen Kampf gemieden; jetzt suchte er ihn.

Er kam den Bremern in der Nähe der Aller zu Gesicht. Johann von Klencke erkannte die augenblicklich ungünstige Stellung der Bremer und rieth, man solle dem Kampf ausweichen und über die Aller zurückgehen. Er wollte die Verantwortung und den etwaigen Schimpf auf sich nehmen, he wolde gerne hase wesen. Es war noch Zeit genug, aber die Bremer blieben; sie wollten die Sache mit einem Schlage zu Ende bringen.

Ein heftiger Zusammenstoß erfolgte. Der Kampf währte sehr lange. Der Graf stürzte mit seinem Pferde und lag unter demselben. Die Bremer hätten ihn tödten können, aber sie wollten ihn lieber lebendig greifen. Das brachte etwas Zögerung; es kamen friesische Krieger dem Grafen zu Hülfe und riefen: „De Bremere vleet, de Bremere vleet!“ Einige Hauptleute erschraken und begaben sich wirklich auf die Flucht. Andere folgten, die Unordnung nahm zu, zuletzt eilte Alles davon.

Die Bremer waren völlig geschlagen. Viele waren getödtet, mehr als 150 der reichsten und vornehmsten Bürger mit einigen Rathsherren gefangen genommen.

Dennoch gaben die Bremer den Streit nicht auf, sondern machten nur größere Anstrengungen. Sie rüsteten eine große Flotte aus, warteten hohes Wasser ab und zogen grades Weges vor die Burg von Hoya. Der Versuch eines Sturmes mißlang. Der Graf stellte sich selbst auf die Mauer und rief: Wanne, stolten lude, wille gy my de Hoygen afwinnen laten? Die

Bremer warfen dann Feuer hinein; aber es regnete und ihre Geschosse zündeten nicht.

Allmählig wurden die Bremer inne, daß sie die Burg nicht gewinnen könnten. Sie zogen mit ihren Schiffen fort, aber lagerten sich nun vor Thedinghausen. Dies griffen sie an demselben Tage mit dem größten Eifer an. Mit Geschossen, Steinen, Büchsen und Armbrüsten setzten sie der Burg so zu, daß die Besatzung sich zu Verhandlungen erbot. Unter guten Bedingungen zog sie ab und übergab das Schloß.

Die Bremer kamen an demselben Tage in ihre Stadt. Hier entstand große Freude. Es war der erste günstige Erfolg.

Endlich wurde der Streit gesühnt (1359, Mai 1.).

Bremen hatte unglaublich gelitten. Der unbesonnen angefangene Krieg und die Ausschließung aus der Hansa machte es nahrungslos. Vele armes volkes tooch van Bremen, de sick van armut bynnen Bremen nicht kunden bergen. Dat Gras begunde to wassende uppe deme steenweghe. Die Nachwehen waren aber fast noch schlimmer, als das Unglück selbst. Die Gefangenen begehrten Schadenersatz aus der Stadtkasse für das selbst bezahlte Lösegeld und darüber entstanden Unruhen, welche mit Blutvergießen und Verbannungen endeten.

Unsere Provinz litt unter diesen Zerwürfnissen sehr wenig. Die Heerfahrt der alten Zeit scheint gänzlich erloschen zu sein; wir haben gar keine Andeutung mehr, daß von den Bauerhöfen Kriegsleute gestellt werden mußten. Der Krieg war ein Handwerk geworden, welches die Ritter und Knappen als Aufgabe des Lebens betrieben. So verpflichtete sich eine Anzahl unserer Adligen, die Herren von Elmlohe, Bollen, Mansingen u. A., für Sold auf einem bremer Kriegsschiffe zu dienen, welches als ein Theil der Hansaflotte gegen Dänemark kämpfen sollte. Es waren funfzig Gewappnete der besten Ritter und Knechte unde der lengesten vromesten lude. Der Rath von Bremen hatte sie gleichmäßig gekleidet, damit man sie besser kennen möchte.

— In diese Zeit fällt auch das Ende der Grafen von Stotel. Sie waren, wie erzählt ist, das älteste Geschlecht des Landes. Ihr Bezirk war klein, aber fruchtbar; zu einer Zeit, wo man im übrigen Lande von Steuern und Abgaben wenig wußte, empfingen sie daraus große Einnahmen. Sie lebten Jahrhunderte lang still und unangefochten; selten wird ihr Name genannt. Wir machen bei mehren unserer ältesten Familien, welche ausgestorben sind,

die trübe Bemerkung, daß die letzten Glieder derselben in Geistesleben und Körperkraft ersichtlich schwinden und abnehmen, — sei es, daß durch stete verwandtschaftliche Heirathen das frische Blut ihnen entzogen wurde, welches zur Aufrechthaltung des Geschlechts nöthig scheint, oder daß überhaupt eine natürliche Grenze der Lebensdauer da ist, welche mancher einzelne Stamm nicht zu überschreiten vermag. Die letzten Geschlechter von Stotel theilten dies Schicksal; sie scheinen immer mehr herabgekommen, geistig schwach und unfähig geworden zu sein. Der alte stattliche Baum starb langsam ab. Man sieht aus den Urkunden, wie sehr die Geistlichkeit dies Verhältniß zu Schenkungen und Verleihungen mißbrauchte.

Die Linie wurde dünn, es kamen keine Kinder oder sie starben früh; meistens stand die ganze Hoffnung der Fortdauer auf zwei Augen. Die Finanzwirthschaft war sehr schlecht, so reich auch die anfängliche Grundlage des Bestehens war.

Im Jahre 1350 starb Rudolf II., der letzte Graf von Stotel. Seine Gemahlin, eine geborne von Brunkhorst, hatte keine Lust, auf dem einsamen Schlosse zu bleiben. Sie bot, was vom Besitzthum noch übrig war, dem Domkapitel zum Kauf an und erklärte demselben, daß sie schwanger sei. Sie hoffte dadurch auf höheren Preis und schnelleren Abschluß. Das Domkapitel ging in das Netz und zahlte mit Genehmigung des Erzbischofs eine ziemlich große Summe. Als es sich nachher zeigte, daß die Schwangerschaft der Gräfin nichts als Mondschein gewesen war, suchte das Domkapitel vergeblich etwas von dem gezahlten Preise zurück zu bekommen. Die verschuldete Grafschaft machte aber den neuen Eigenthümern wegen der Geldverwicklungen viele Beschwerde. Nachdem die Verzichtleistung des Ritters Erich von Luneberg, welcher Agnes, die Tochter des letzten Grafen, zur Frau hatte (1363), herbeigeschafft war, vertauschten die Domherren schließlich den ganzen Besitz gegen andere Güter des Erzbischofs. So erlangte dieser die Herrschaft oder vielmehr das, was von derselben noch übrig war.

Das alte Schloß stand noch 1566, war aber 1581 ein von Obstbäumen umgebener Trümmerhaufe*). Ob es zerstört, verfallen

*) Der Verfasser des bremischen Rittersaales, Mushard, hat viel mittelmäßige lateinische Verse gemacht und seinem Buche eingereihet. Aber unter diesen ist eine ungemein hübsche Elegie aus seiner Jugend auf die Burgstelle

oder abgebrochen ist, läßt sich nicht mehr sagen. Das letzte ist das Wahrscheinlichste. Der Amtschreiber Detlev von Minden ließ 1667 den ganzen Schloßplatz reinigen, die Steine wegfahren und machte sich einen Hausgarten von der Stelle. So ist Alles verschwunden, was an die alte Zeit erinnern könnte.

— Bei allen vorher erzählten Kriegen und Unruhen litten die Marschen am wenigsten. Die natürliche Lage der Dinge schützte sie. Sie hatten den großen Vorzug und Schutz einer alten und festen Organisation. So wie Marschen eingedeicht werden, erzwingen die Verhältnisse des Wasser- und Deichwesens eine sehr strenge Ordnung; es entsteht augenblicklich eine Regimentsform und Gehorsam. Das ganze Wohl des betreffenden Bezirks hängt davon ab, daß die Leistungen geschehen. Damit hängt das Gerichtswesen und des Staates Herrschaft unmittelbar zusammen, und so entsteht naturgemäß eine höhere Verwaltung, welche über die gesammten Kräfte des Landes gebietet.

Diese anfänglich sehr einfachen Verwaltungen wurden aber durch die allen Marschbewohnern eigene Freiheitsliebe und Eifersucht immer ausgebildeter. An der Regierung wollten sich thunlichst Viele betheiligen; man suchte auch Gewährleistungen, daß die zeitigen Leiter der Verwaltung keine Uebergriffe machten, und so finden wir in den meisten Marschen eine beinahe künstliche Regierungsform, welche oft wegen der Menge ihrer Factoren schwer zu verstehen ist. Sie erreichte allerdings ihren Zweck und hielt die Gewalten im Gleichgewicht, aber sie hatte auch den Nachtheil der Schwerfälligkeit, der Rechtsverzögerung, des kleinlichen Regierens und der Plackerei.

3. Albert.

Als Graf Gerhard von den Bremern bedrängt, von seinen Rittern verlassen und in großer Noth war, mußte er sich nach kräftigem Beistande umsehen. Diesen glaubte er bei dem Herzog Magnus von Braunschweig finden zu können. Er reisete persönlich hin, sprach ihn um Hülfe an und erbot sich dagegen, seinem jungen Sohne Albert, welcher zum geistlichen Stande bestimmt war, das Erzstift Bremen zu verschaffen. Gerhard konnte dies

von Stotel (Mush. monum. nob. p. 47). Das Gedicht ist Allem ebenbürtig, was Neulateiner geschrieben haben.

versprechen, denn Gottfried war alt und schwach und mit Allem zufrieden. Er hatte sich bereit erklärt, seine Würde in die Hände des Papstes zu resigniren und dieser sollte bewogen werden, statt seiner den Sohn des Herzogs zu ernennen.

Magnus ging darauf ein. Er schloß mit Gerhard ein Bündniß, welches diesen rettete und entsagte der Stadt Bremen.

Bei dem Papste wurden die erforderlichen Schritte gethan. Aber auch Moritz hatte Freunde am päpstlichen Hofe, welche der Uebertragung entgegen arbeiteten. Die Sache verzögerte sich dadurch zwei Jahre lang.

Der Herzog Magnus, welcher Moritz' Widerstand nicht beseitigen konnte, suchte das Domkapitel zu sich herüber zu ziehen. Dies beobachtete freilich alle Höflichkeit und Rücksicht, sandte zwei aus seiner Mitte nach Braunschweig, mit denen der junge Albert so viel Latein sprach, daß sie ihn für einen Gelehrten erklärten, aber in der Hauptsache blieben sie Moritz treu und behaupteten, von ihm nicht lassen zu dürfen.

Zuletzt entschloß sich der Papst doch und gab Albert das Erzstift.

Gottfried lebte noch einige Zeit, wahrscheinlich in Hoya, starb 1363, Dec. 4., und wurde im Georgskloster in Stade begraben. Sein Grab, noch bis auf neuere Zeiten sichtbar, trug die Inschrift, daß er zwölf Jahre lang von den Seinen großes Unrecht erlitten habe. Wie denn Grabschriften gern die halbe Wahrheit sagen.

Dem Herzog Magnus lag nach der Bestätigung von Seiten des Papstes Alles daran, daß sein Sohn im Erzstifte aufgenommen würde. Dies konnte vorerst nur in Bremen geschehen, denn alles andere Land hatte Moritz im Besitz. Magnus suchte daher den Frieden des Grafen von Hoya mit Bremen zu vermitteln.

Die Stadt ging gern darauf ein. Sie hatte mit freilich unverhältnißmäßigen Opfern Thedinghausen gewonnen und damit den Hauptzweck des Krieges erreicht. Mit allen Kräften mußte sie nach der Wiederaufnahme in die Hansa streben.

In Walsrode wurden die Verhandlungen geführt und auch das Domkapitel hinzugezogen. Die Bremer schienen beweisen zu wollen, daß weder die lange Fehde mit Hoya, noch die Trennung von der Hansa ihre Kräfte erschöpft habe. Drei Bürgermeister und vier Rathsherren in prachtvoller Kleidung „mit Gold und Bunt," begleitet von vierzig Rittern, fanden sich ein. Sie hatten

große Zurüstungen gemacht, die Fürsten zu bewirthen; Speise und Wein die Fülle; bremer Bier, so viel Jeder mochte.

Zuerst ward der oben erwähnte Friede zwischen dem Grafen und der Stadt zu Stande gebracht. Es hatte keine Schwierigkeit, Beide waren des Krieges müde.

Darauf verlangte Magnus, die Stadt Bremen möge seinem Sohne, als dem nunmehrigen Erzbischof und Landesfürsten, huldigen. Die Rathsherren erklärten sich dazu bereit, sobald sie von Moritz ihrer Pflicht entledigt wären, und wollten die nöthigen Schritte bei ihm thun.

Das Domkapitel aber ließ sich des Papstes Briefe vorlegen und erklärte Albert darauf für den rechtmäßigen Oberherrn. Die Schriften wurden nach Bremervörde an Moritz gesandt und der Rath gab sich viel Mühe,. ihn zum Rücktritt zu bewegen, aber Moritz wollte sich auf Nichts einlassen.

Die Waffen mußten entscheiden. Der Erzbischof Albert zog mit seinem Vater und Brüdern, wie auch mit dem Herzog Wilhelm von Lüneburg, vor Bremervörde. Moritz hatte sich mit Oldenburgischer Hülfe gestärkt.

Es kam zu einigen heftigen Kämpfen, Sturm und Ausfall. Nachdem mehre Ritter gefallen und der Kriegsehre ein Genüge gethan zu sein schien, wurden Unterhandlungen begonnen, welche mit einem Friedensschluß endeten. Moritz gab alle Ansprüche an das Erzstift auf, entließ alle Eingesessenen ihrer Unterthanenpflicht und erhielt das Schloß Hagen mit allem Zubehör als Abfindung auf Lebenszeit.

Nun sandte der Rath von Bremen zwei Beamte, welche dem Erzbischof im Namen der Stadt Treue schwören mußten. Es war die gewöhnliche Verpflichtung, welche Alles und Nichts sagte: „dat eme de rad scolde truwe wesen, also een man synem heren, utesproken sede, wonheit, vryheit, privilegie unde unsse olde recht.“

„Alsofort da dies geschehen war, da holte ihn die ganze Geistlichkeit und die ganze Stadt mit den Kreuzen ein zu dem Herdenthore. Die Procession von den Fürsten, Grafen, Rittern und Mannen, die mit ihrem Harnisch vor ihm gingen, wie stolz und herrlich das war anzusehen, das ist unglaublich nach zu sprechen vielen Leuten! Und die Herren und Edelleute ließ der Rath legen in die besten Herbergen, die da binnen Bremen waren.

Und der Herzog ließ mit reinem löthigem Silber einen Jeden wohl beschenken."

Albert war nun in aller Form anerkannter Erzbischof. Er hätte sich und seinem Lande gute Tage schaffen können; die Zeit gestattete es, aber er war ein verzogenes unbesonnenes Fürstenkind, hochfahrend im Glück, schlaff und muthlos in der Bedrängniß.

Wir haben früher dargethan, welche Mühe sich die Erzbischöfe gaben, die Stadt Bremen groß und mächtig zu machen. Als es gelungen war, konnten sie die Stadt nicht in Unterthänigkeit halten; sie entwuchs ihrer Herrschaft. Manche versuchten es, sie irgendwie in das frühere Verhältniß zurückzubringen, aber es mißlang.

Den letzten Versuch dieser Art machte Albert. Die Gelegenheit war so verführerisch, daß sie auch einen bedächtigeren Mann verlocken konnte.

Die langjährige Fehde mit Hoya hatte die Stadt zerrüttet und nach dem Friedensschlusse waren innerliche Zerwürfnisse der gefährlichsten Art ausgebrochen. Für die Gefangenen sollte das Lösegeld aus der Stadtkasse bezahlt werden; hätte diese die Mittel besessen, so möchte es ohne Unruhe abgegangen sein. Aber der Staatsschatz war leer und die Betroffenen klagten fortwährend auf Zahlung und Ersatz. Die Sache war billig, der Rath und die vornehmen Bürger waren zu einer allgemeinen Schatzung bereit, aber das Volk widerstand heftig. Theils aus Abneigung gegen alle Abgaben, theils durch einige Volksführer aufgeregt. Aufruhr und offener Kampf erfolgte. Die Unruhe ward, wie gebräuchlich, in Blut erstickt und durch Flucht und Verbannung geendigt.

Achtzehn Rädelsführer, zum Theil vornehme Leute, waren verjagt. Sie machten mit ihren Freunden in der Stadt eine Verschwörung. Aber jeder Versuch mußte bei ihrer geringen Zahl und Schwäche scheitern, wenn sie nicht sehr starken Beistand finden konnten.

Diesen gewährte ihnen der Erzbischof. „Er glaubte den Verbannten," was nie ein Fürst thun soll, denn alle Verbannte täuschen sich und Andere. Sie erhielten eine Schaar Bewaffneter zu Hülfe.

In der Pfingstwoche 1366 in der Nacht brach die sorgfältig angelegte Verschwörung aus. Das Geheimniß war gut bewahrt. Die Söldner kamen mit Schiffen an die Holzpforte und wurden

eingelassen; andere von ihnen gingen über die Brücke und durch das Herdenthor. Alle trafen sich auf dem Marktplatz. Hier stießen sämmtliche Verschworne zu ihnen. Sie schauten sich betroffen an; ihr Haufe war sehr klein; der Muth wollte ihnen fast entfallen.

Aber es war einer unter den Verschwornen, welcher sich auf die Sache verstand; Johann Holleman, ein reicher, aber anrüchiger Bürger. Ein thätiger rastloser Kaufmann, zuweilen auch ein Seeräuber. Um seinetwillen war Bremen eine Zeitlang aus der Hansa gestoßen und nur mit Mühe war er der Vergeltung entgangen.

Die Sturmglocken wurden geläutet, das Volk lief zusammen. Auf dem Markt begann der Streit, Niemand wußte recht warum und gegen wen. Rathsherren eilten herbei, treue Bürger sammelten sich. Das gemeine Volk wußte nicht recht, woran es war.

Da stand Holleman auf dem Markt und rief: „Wer bei dem alten Rechte bleiben wolle, der möge zu ihm treten. Darum sei der Erzbischof gekommen, daß er ein rechtes Gericht halte und Jeden bei seinem alten Recht bewahre.“ Das Wort wirkte. Der Haufe der Verschwörer stärkte sich. Mancher half ihnen auch des Nachts, de sick des daghes des ghescemet hedde.

Die Bürger wurden in die Flucht gedrängt, einige Rathsherren getödtet und gefangen. Am Morgen übersahen die Verschwörer ihre Lage. Sie war doch bedenklich; ihre Zahl war zu klein.

Sie besetzten und befestigten das Osterthor und ein großes Steinhaus an der Weser als Burgen. Viele Lebensmittel holten sie aus der Stadt ohne Bezahlung und verproviantirten die Häuser.

Der Rath ward abgesetzt und hundert neue Rathmänner aus den Handwerkern und dem Volke gewählt.

Den Verschwornen war aber die Anwesenheit des Erzbischofs lästig. Er muß sie in ihren Absichten durchkreuzt und beschränkt haben. Sie machten mit ihm einen Vertrag. Das vorher wahrscheinlich gegebene Versprechen, ihm die unmittelbare Herrschaft der Stadt einzuräumen, zogen sie zurück. Dagegen gelobten sie ihm, 20,000 Mark baar zu zahlen, einen Stromzoll einzuräumen und das Schloß Stotel, wie die Hälfte von Thedinghausen zu übergeben. Mit Mühe brachten sie den Erzbischof dahin, daß er aus der Stadt ging. Nur acht Tage hatte er dort verweilt.

Drei Wochen stand die Stadt in der Gewalt der Verschwornen. Sie hatten ihre mächtigsten Gegner verbannt, aber sie konnten den

Uebermuth ihrer eigenen Freunde nicht recht im Zaum halten. Bald merkten sie, daß ein Umschwung in der öffentlichen Stimmung sich bilde, der Boden begann unter ihnen zu wanken, ihre eigene Waghalsigkeit reichte nicht mehr aus und von Neuem boten sie dem Erzbischof die volle Herrschaft an.

Es war zu spät geworden. Die vertriebenen Rathsleute hatten sich nach Oldenburg gewandt und bei dem Grafen Conrad Schutz und Beistand gefunden.

Eine Kriegsschaar ward gesammelt, der Graf rückte vor Bremen. Hier zog sich Alles bei Seite, was nur mit halbem Herzen den Verschwornen angehangen hatte. Das befestigte Osterthor ward durch Unterhandlung gewonnen. Die Oldenburger drangen in die Stadt. Von Widerstand war keine Spur. Sie durchzogen die Straßen und suchten die Verschwornen auf.

Der Graf selbst ging zu Holleman's Haus in der Langestraße. Die Thür ward eingestoßen, der Graf erschlug den Holleman mit einem kurzen Schwerte und ließ ihn in seinem Glasfenster vor der Thür aufhängen. „Da hing er wohl eine kleine Weile. Da das seine Frau sah, da fiel sie in ihrer Kammer in Ohnmacht und genas eines Kindes und starb nicht lange darnach.“

In den Straßen wurden seine Anhänger ergriffen und todtgeschlagen. Viele entflohen.

Der alte Rath wurde wieder hergestellt, nahm das gemeine Volk zu Gnaden an, aber verschärfte von nun an den Bürgereid.

Als die Ruhe wieder hergestellt war, nahm der Rath Kriegsleute in Sold und begann eine Fehde mit dem Erzbischof. Sie dauerte nicht lange und endigte noch in demselben Jahre mit einem Vertrage. Der Erzbischof entsagte allen Vortheilen, welche ihm durch den Verrath zu Theil geworden waren, gab die Schlösser zurück und mußte die Schuldverschreibungen vernichten. Das Domkapitel hatte sich auf die Seite der Stadt gestellt und war dafür von dem Erzbischof mit dem Bann gestraft worden. Diesen Spruch mußte er zurücknehmen.

Diese unglücklich endende Angelegenheit verleidete dem Erzbischof alle kriegerischen Unternehmungen. Er unternahm fortan Nichts mehr, sondern gönnte seinem Lande und seinen Nachbaren Ruhe.

Es war ein leichtfertiger sinnlicher Mann, dem aller Ernst und das Bewußtsein amtlicher Pflichten fehlte. Die Rücksichtslosigkeit seines Privatlebens bereitete ihm eine große Widerwär-

tigkeit. Im Jahre 1376 erhob sich das Gerücht, der Erzbischof sei ein Mannweib, ein Hermaphrodit. Der Dechant Johann von Zesterfleth und einige Andere aus dem Domkapitel hatten dies offen ausgesprochen. Der Erste war ein ernster zuverlässiger Mann, der vor- und nachher in seinem Leben bewies, daß er nicht fähig war, böswilligen Leumund zu erfinden. Selbst der Tag wird uns genannt (Febr. 5.), an welchem er die Anklage erhob. Sie war gewiß nicht ohne Grund, denn der großen sinnlichen Leidenschaft Albert's kann man jede Verirrung zutrauen.

Diese Nachrede mußte dem Erzbischof nicht nur höchst gehässig sein, sondern auch gefährlich. Nach kanonischen Gesetzen machte ihn ein körperlicher Mangel zu seinem Amte unfähig. Er ließ den Rath von Bremen zu sich nach Osterholz entbieten und überzeugte denselben durch den Augenschein von der Grundlosigkeit des Gerüchtes. Der Dechant war in Bremen und hielt sich dort für sicher. Aber der Erzbischof bat den Rath, er möge den Verläumder nicht schützen.

Bei der Rückkehr des Raths fragte der Dechant an, ob er in Bremen auf Schutz hoffen dürfe. Er empfing abschlägige Antwort. Auf seinen Einwurf, der Rath möge die Sache wohl bedenken, da es als ein vorgängiger Fall angesehen werden könne, wodurch der Erzbischof sich eines Jeden in der Stadt bemächtigen würde, erwiderte der Rath, die Anklage sei ersichtlich grundlos, und er dürfe der Rache des Verleumdeten nichts in den Weg legen.

„Da saß er alsofort auf einem Wagen und floh hinweg nach Verden zu. Da er war nicht zwei Meilen von Bremen gekommen, da kamen die Vögte von (Bremer) Vörde mit des Erzbischofs Dienern einrennend in Bremen und sofort vor seinen Hof. Da ward ihnen berichtet, daß er bereits wohl über zwei Meilen wäre; do leten se eme na gliden. Da sie vor den Langwedel kamen, da war der Dechant bereits wohl zu Mitte Weges zwischen dem Langwedel und Verden. Und er konnte mit Noth nach Verden und die Pforte zukriegen, des Erzbischofs Diener waren davor."

Dem Erzbischof lag viel daran, das böse Gerede aus der Welt zu schaffen. Der Rath mußte eine eigene Deputation wählen, welche in der Badstube zu Bremen sich von seiner körperlichen Fehlerlosigkeit überzeugte. In Hamburg ließ er alle seine Suffraganen, die Aebte und Rathmänner der Städte, mehr als 500, zu gleichem Zwecke entbieten. Eine widerwärtige Geschichte. Dennoch hielt sich das Gerücht mit Hartnäckigkeit und der Erzbischof

unterwarf sich an der äußersten Grenze seines Sprengels in Stralsund noch einmal einer ähnlichen Untersuchung.

Der Dechant begab sich nach Meienburg, rief seine Familie und Freunde zusammen und begann offene Fehde gegen den Erzbischof. Die Zesterfleth waren eines der mächtigsten unsrer Geschlechter. Sie brachten den Erzbischof in solche Noth, daß er sich zur Aussöhnung bereit erklärte. Junker Carsten von Oldenburg, Bruder des Grafen Conrad, wurde beiderseits zum Schiedsrichter erwählt. Der Dechant mußte in Begleitung von hundert Rittern den Erzbischof öffentlich um Verzeihung bitten. Damit wurde die Sache beigelegt.

— Unter Albert's Regierung gingen auch die kleinen, aber reichen Besitzungen verloren, welche die bremische Kirche noch jenseits der Elbe besaß. Die sieben Kirchspiele, oder auch einfach Haseldorf genannt. De Herliken schonen gudere auer de Elue myt Tegeden tynssen Item myt krutzepennyngen, ruft Joh. Rohde (MS. p. 10) seufzend aus. Die Hälfte des Besitzes hatte Albert 1366 an den Ritter Burchard von Krummendyk verpfändet. Den Grafen von Holstein mußte es sehr lästig sein, daß mitten in ihrem Regierungsbezirk fremdes Eigenthum lag und zu manchen Reibungen Anlaß gab. Weil sie selbst in dieser Zeit durch Hamburg's erstaunlich blühenden Handel sehr viel Geld, der Erzbischof aber nichts hatte, so machten sie den Plan, die sieben Kirchspiele zu gewinnen. Die Sache wurde klug eingeleitet; sie schlossen 1375 einen wohlwollenden und scheinbar unverfänglichen Bund mit dem Erzbischof. Im nächsten Jahre streckte Graf Adolf demselben 3000 Mark vor und erhielt dafür die Hälfte von Haseldorf zum Pfande. Dies war die Hauptsache. Um aber die Einlösung mit den größten Schwierigkeiten zu umgeben, ließ er sich von dem Erzbischof zum Verwalter des ganzen bremischen Stifts machen, so weit derselbe es noch nicht anderweit vergeben hatte. Er bekam Bremervörde mit allem Zubehör, Burtehude, das Alteland und Kehdingen zu verwalten. Dabei wurde die sehr mißliche Bedingung gemacht, daß der Erzbischof dem Grafen für alle Unkosten haften wolle, welche zum Besten des Erzstifts aufgewandt würden. Damit war ein weites Feld für spätere Streitigkeiten eröffnet, zu deren Schlichtung voraussichtlich Haseldorf dienen sollte. Der Abt Garlef von Harsefeld und die Brüder Gebhard und Friedrich Schulte wurden vom Grafen als seine Unterverwalter bestätigt.

Noch immer empfing der Erzbischof kleinere Summen von dem Grafen, welche ihm dieser unter der Bedingung vorstreckte, sich aus den Einnahmen von Haseldorf bezahlt machen zu dürfen. Einmal 450, dann sogar 2700, zuletzt noch 100 Mark. Wiederum ward bestimmt, daß die Kirchspiele nicht eingelös't werden sollten, so lange einer von ihnen lebte. Außerdem erkannte der Erzbischof eine Kostenrechnung von 500 Mark an, welche der Graf in seinem Dienste verwandt haben wollte.

Durch diese Verschreibungen, Geldanleihen und Verpflichtungen wurde der überelbische Besitz dermaßen bestrickt und verwickelt, daß kein späterer Erzbischof es wagen mochte, den Knäuel zu entwirren. Die sieben Kirchspiele waren verloren.

Der ganze Handel liegt im Gottorper Archiv, in dessen Urkunden er sich Schritt vor Schritt verfolgen läßt.

Die Nachlässigkeit und Schwelgerei des Erzbischofs brachten die Finanzen des Landes in große Unordnung und den Herrscher selbst um alle Achtung. Es gab kaum noch eine Burg, welche er nicht verpfändet hatte. Staatsangelegenheiten waren ihm gleichgültige Dinge, ein guter Koch dagegen von großer Wichtigkeit. Er gab Mahlzeiten, welche ihm 1000 lübische Mark kosteten. Es ist uns der Küchenzettel eines seiner Bankette aufbehalten, aber er enthält fast nichts als gebratenes und gesottenes Fleisch und Geflügel, wobei die im Naturzustande gebliebenen Schweiffedern und einige Verzierungen von Gold- und Silberschaum das höchste Erstaunen der Eingeladenen erregten. Nicht die Feinheit und Seltenheit der Speisen, sondern ihre Menge und Mannigfaltigkeit war der Luxus des Tisches. Menschenähnliche Gebilde von Backwerk, Burgen aus gleichem Stoff, in deren Gräben kleine lebendige Fische schwammen, und aus deren Fensterluken wirkliche Vögel entflogen, schienen einem Chronisten merkwürdig genug zu sein, um in seinem ernsten Werke eine Stelle zu finden.

Die Schwäche der erzbischöflichen Regierung, welche sich nach allen Seiten hin kundgab, ließ die Fehden und Raubzüge des müssigen Adels zu neuer Blüthe kommen. Es war aber nicht Kriegslust allein, welche die Ritter zu diesen Unternehmungen trieb; die Noth des Lebens war eine eben so dringende Ursache. Der Adel trieb selbst keinen Ackerbau, sein Grundbesitz war sehr gering; er lebte von seinen Bauern und deren Leistungen. Wären diese geschont und gefördert worden, so konnten sie auf die Dauer eine Quelle des Reichthums werden. Aber sie wurden gedrückt,

Gewalt ging über Recht; der Ackerbau lag darnieder und beschränkte sich auf das Allernöthigste. War von den Bauern zeitweise nichts zu erpressen, so mußten sich die Ritter durch Raubzüge ernähren.

Um einmal das Bild eines solchen Zuges im Einzelnen zu geben und zu zeigen, wie es dabei herging, nehmen wir die wörtliche Beschreibung desselben in unsere Blätter auf.

„In dem Jahre des Herrn 1381 des Montags, wenn man aller Christen Seele begehet (Nov. 2.) nach St. Michaelistage, da hatten sich versammelt Heinrich, Diederich und Statius, Brüder, geheißen von Mandelsloh, Ulrich und Werner, Brüder, geheißen Behr, Gerhard und Ortgies, Brüder, geheißen Klenckoc, Barthold von Landsberg, Johann Gröpeling, Arnd von Weyge, Culeman und die gemeinen Burgmänner von Drakenburg, und reiseten aus der Drakenburg mit hundert Lanzen und mit vierzig Schützen in das Stift von Bremen und ritten über die Weser durch das Furt oberhalb Thedinghausen und beschädigten die Vogtei zum Langwedel mit Raub und mit Brand und Plünderung. Da ließ der lange Friedrich von Schulte, Vogt zum Langwedel, die Glocken schlagen und ließ den Rath bitten, daß sie jagten zu Fuß und zu Pferde bis nach Thedinghausen. Da fanden sie den langen Friederich mit einem guten Haufen. Und die Burgmänner zu Thedinghausen mußten mit jagen und der Rath bat den langen Friederich, daß er die Jagd bestellte. Hierunter kam ihm so große Hülfe, daß sie stärker wurden als die Feinde. Als sie da den Feinden nachjagten, da ließen sie die Beute stehen und warfen alles Geplünderte fort, und die von Bremen folgten vor Blendern (Kirchdorf im Amte Thedinghausen). Da die Feinde waren durch das Holz gekommen, außerhalb des Heckes (Schlagbaum am Eingang eines Dorfes), wohl zwei Acker Landes, da blieben sie halten vor Müdigkeit der Pferde. Das war ihre Absicht, denn sie konnten nicht weiter. Und da jagte der lange Friederich durch das Heck allein mit Dreißigen und wartete nicht seines Gefolges, denn die Jagd war wohl eine Meile lang. Als das die Feinde sahen, da ritten sie ihm wieder unter die Augen. Arnd Doneldey hatte der Bürger Hut; der griff sofort an mit zwanzig. Da der lange Friedrich die Feinde sah, da rief er eilig aus: „Die Feinde sind uns zu stark, wir wollen wieder in das Heck, da wollen wir denn angreifen.“ Ehe sie da wieder auf kamen, darüber wurden sie gefangen und geschlagen. Und die Feinde rannten mit den Unseren

wieder durch das Heck und Diejenigen, welche Friedrich's Absicht nicht kannten und seine Worte nicht hörten, die flohen alle."

Viele vornehme Männer waren gefangen, der Probst von Hadeln, Johann Slamestorf, Friedrich von Schulte, vier Burgmänner von Thedinghausen und mehre angesehene Bürger von Bremen. Zwei waren getödtet, Hinrich Gröning und ein Knecht. Die Gefangenen zahlten ein Lösegeld von 1000 Mark.

Die Stadt Bremen war aber nicht Willens, solche Schmach ungerächt zu lassen. Sie hatte eine nachhaltigere Stärke, als die wenigen Adelsfamilien, und nahm dies Mal die Sache gründlich vor. Zuerst machte der Rath einen Vertrag mit dem Stift Bremen, so daß er über 300 Lanzen gebieten konnte. Die Rache traf zunächst die Brüder von Mandelsloh. Sie hatten große Besitzungen in unserer Provinz und mehre Schlösser. Alles wurde ihnen genommen.

Der Herzog Albert von Lüneburg kam den bedrängten Rittern zu Hülfe und that im Amte Achim einigen Schaden. Aber die Bremer ritten mit 300 Lanzen in sein Fürstenthum, brannten Walsrode nieder und richteten zehnmal mehr Unglück an, als der Herzog gethan hatte.

Darnach zogen sie vor Drakenburg, gewannen das Schloß und machten es der Erde gleich. Mit Belagerungswerkzeugen wohl versehen, reiseten sie dann nach Schwitschen (Kspl. Visselhövede), eine Burg der Herren von Behr. Diese steckten selbst das Schloß in Brand und flohen.

Mehre andere Burgen wurden noch genommen, darunter das bedeutende Brobergen. Endlich nach neun Monaten wurde Friede gemacht. Die wichtigste Besitzung, welche die Stadt Bremen dadurch gewann, war die Hälfte des Schlosses und der Herrschaft Bederkesa.

Das Schloß Bederkesa war nebst dem zu Bremervörde die ausgebildetste Burg in der Provinz. Es hatte eine Vorburg, d. h. einen befestigten Brückenkopf von solcher Größe, daß zuweilen Familien darin wohnen konnten. Es war mit einem Bergfried versehen, d. h. mit einem mächtigen Thurme, welcher zu ebener Erde keinen Eingang hatte, sondern nur im ersten Stock durch eine außen angebrachte und leicht zu entfernende Treppe betreten wurde. Dieser Thurm wurde später in seinem oberen Theile abgetragen und mit dem jetzigen Wohnhause unter ein Dach gebracht,

aber die ursprüngliche Anlage ist noch in ihren erstaunlich dicken Mauern erkennbar.

Rings um den Hof, aber ganz von dem allein stehenden Bergfried getrennt, waren neun Curien, d. h. einzelne Wohnhäuser derjenigen Ritter, welche zu Burglehnen berechtigt waren. Diese Besitzungen mit den daran hangenden Rechten gingen durch Erbschaft, Verpfändung und Kauf in die verschiedensten Hände über und bildeten die Schwäche der Burg. Zur Vertheidigung derselben waren freilich alle Besitzer gleichmäßig verpflichtet, aber sie hatten nicht gleichmäßig das nöthige Interesse dafür. Daher war die Burg, ungeachtet ihrer ursprünglichen großen Stärke, gegen einen Feind nie auf die Dauer zu halten.

Die Menge der Einzelbesitzer führte auch viele Unannehmlichkeiten herbei. Streit und Zerwürfnisse lagen immer vor. Es suchten daher starke Besitzer die ganze Burg in ihre Gewalt zu bekommen und wiederum schwächere sich ihres Antheils durch Verkauf an mächtige Herren zu entledigen. So entstand ein schneller Wechsel des Besitzes, welcher bei der Menge der Berechtigten sich nicht immer mit voller Deutlichkeit verfolgen läßt.

Das Schloß bestand damals aus einem oberen und unteren Hause. In letzterem wohnte die freiherrliche Familie von Bederkesa, in dem ersten eine Familie von der Lieth, mehrfach mit ihr verschwägert. Außerdem waren mehre Burglehne auf dem Schlosse, d. h. gewisse Ländereien desselben waren anderen Rittern gegen die Verpflichtung eingeräumt, die Burg im Fall der Noth vertheidigen zu helfen. Das war sehr gebräuchlich. Der Erzbischof Albert, welcher vielen Tausch und Verkauf mit Grundbesitz trieb, erwarb von Johann v. d. Lieth 1375 einen Theil des Schlosses und der Güter. Die Bremer raubten in der obigen Fehde dem Besitzer des anderen Theils nach Kriegsrecht sein Eigenthum, weil er sich auf der Seite ihrer Feinde befunden hatte. Sie setzten 1382 den hamburgischen Domprobst Bernhard von Schaumburg als Amtmann auf das Schloß. Diese Nachbarschaft war aber den drei Söhnen des Johann v. d. Lieth so unleidlich, daß sie den Rest ihres dortigen Besitzes auch an den Erzbischof verkauften. So entstand dies wunderliche Verhältniß, daß die eine Hälfte des Schlosses dem Erzbischof, die andere der Stadt Bremen gehörte.

Der obige Schlag war für die Raubritter sehr hart. Die Familie von Mandelsloh war früher reich und mächtig, sie hatte

Burglehen in zehn Schlössern unsers Landes und konnte mehr als 30 Lanzen in's Feld stellen; jetzt verarmte sie. Von den Klencken hört man wenig; die Behr hielten sich still im Stellichte. Es war einmal tüchtig aufgeräumt.

Der Erzbischof wird in all dieser Unruhe nicht genannt. Ihn kümmerte die Sache nicht.

Mit Ausnahme der Elbmarschen hatte unsere Provinz nur zu Bremen Handelsbeziehungen, obgleich Hamburg für manche Theile derselben günstiger gelegen war. Die Bremer unterhielten diese Verbindung mit ihrem Hinterlande sehr sorgfältig und betrachteten die große Straße, welche von ihrer Stadt mitten durch die Provinz nach Stade führte, als einen der wichtigsten ihrer Verkehrswege. Da die Stadt in den Kriegsunruhen sich mehrer Schlösser bemächtigt und Grundbesitz mitten im Lande erworben hatte, so gewann die Straße für sie eine noch größere Bedeutung. Es lag ihr daran, den Weg von allen Hindernissen zu befreien. Die größte Unbequemlichkeit verursachte die Lesum bei dem Orte gleichen Namens, welche überschifft werden mußte. Dies war bei Eisgang und auch in trockenen Sommern sehr lästig. Die Stadt hatte mehre Jahre Ruhe gehabt und der Wohlstand war wieder hergestellt. Sie entschloß sich, eine Brücke und einen Thurm an der Lesum zu bauen. Vom Erzbischof Albert erhielt sie dazu die Erlaubniß (Urk. v. 4. Mai 1387). Das Domkapitel machte freilich Schwierigkeiten, aber die beiden einflußreichsten Mitglieder desselben, Rimbert von Münchhausen und Joh. von der Hutnadel, wurden bestochen. Die Arbeit muß sehr mühsam gewesen sein, denn im folgenden Jahre (Nov. 26.) hatte der Rath schon 6000 Mark daran verbaut und erst 1390 waren die Werke vollendet. Diese Brücke ist seitdem immer gut unterhalten und in allen Kriegszügen bis auf die neueste Zeit als ein sehr wichtiger strategischer Punkt angesehen worden.

Der Erzbischof hätte von seiner Stellung aus den Bau gar nicht gestatten müssen, denn die Stadt erlangte dadurch jedenfalls mehr Einfluß im Lande, als ihm lieb sein konnte. Aber dieser Mann wußte weder von einer gesunden, noch von einer fehlerhaften Politik etwas; er hatte gar keine. Die Dinge ließ er immer gehen, wie sie gehen wollten.

Einen sehr großen Schaden fügte er dem Erzstifte durch die Veräußerung des Stedingerlandes zu. Dies Stedingerland, das so viel Arbeit und Blut gekostet hatte. Gerhard II. hatte

vor 100 Jahren weder Menschen noch Geld, noch sein eigenes Gewissen geschont, um es zu halten, und Albert gab es gleichgültig hin.

Die Mitte des Stedingerlandes, so weit es noch Bremisch war, bildete ein großer Bezirk, Lechter genannt. Man kann ihn eine Insel nennen, denn er ist allenthalben von Wasser umgeben. Der Graf Christian von Oldenburg, welchem seit dem Ketzerkriege die Hälfte des Stedinger Gebiets gehörte, sah schon lange mit begehrlichem Auge darauf hin. Albert's stete Finanznoth bot ihm Gelegenheit, die Hand daran zu bekommen. Obgleich die Geldkräfte des Grafen keineswegs bedeutend waren, machte er es doch möglich, dem Erzbischof 300 Mark vorzuschießen und das Lechterland sich verpfänden zu lassen. An Einlösung dachte Albert nicht.

Bald darauf (1383) ward ein Vergleich abgeschlossen, daß Albert dem Grafen außerdem noch 700 Mark schuldig geworden sei und die Vogtei des Lechterlandes nicht eher als nach gänzlich bezahlter Schuld einlösen wolle. Diese Urkunde (im Stad. Arch.) ist ersichtlich ein wucherischer Contrakt und der Erzbischof hat schwerlich die Hälfte der Summe erhalten, für welche er sich als Schuldner nannte.

Der Graf wußte den Erzbischof in immer größere Schulden zu verwickeln. Er streckte ihm (1389) 300 löth. Mark westphälischen Silbers und 2500 lüb. Mark vor, wofür das Schloß Hagen ihm versetzt wurde. Die Summe ist viel zu groß, als daß man sie als wirklich bezahlt annehmen könnte. Es scheint gleichfalls Wucher im Spiel gewesen zu sein und Christian wollte gewiß dadurch nur die Einlösung von Stedingen erschweren.

Es gelang ihm. Die Nachfolger Albert's und das Domkapitel hatten Jahre lang zu thun, die nächsten Verpfändungen einzulösen. Denn Albert hatte alles Verfügbare weggegeben. So an die Städte Bremen, Stade und Burtehude für 300 Mark das Schloß Bremervörde, die Vogteien Schlickborg und Osten, das Alteland und Kehdingen (1389). Dadurch wurden die holsteinischen Grafen entfernt, welche diese Landstriche bis jetzt verwaltet hatten und deren Nähe den Städten lästig war. Es verging viel Zeit, ehe diese nothwendigsten Besitzungen wieder herbeigeschafft werden konnten. An Stedingen wurde zuletzt gedacht.

Die Oldenburger hatten leise die Hand daran gelegt, aber sie hielten es schließlich so fest, „daß ihnen die Knöchel weiß wurden" und ließen es sich nicht wieder entreißen.

Für das Land selbst war es ein Glück. Die Oldenburger Fürsten waren in der Mehrzahl strenge, aber gerechte Regenten und das that den Unterthanen gut. Kein Fürstenstamm des Nordens hat in bösen Zeiten für die Untergebenen so eifrig gesorgt und gewacht, entbehrt und geblutet, als die Oldenburgischen Herren. Das hat man ihnen wenig Dank gewußt. Es ist traurig. — Nach einer 32jährigen Regierung starb Erzbischof Albert in Bremervörde (1395, April 14.) und wurde im Dom zu Bremen begraben. Es ist gewiß das Zeichen großer Unfähigkeit, wenn ein Fürst nach einer so langen Herrschaft ohne nennenswerthe Kriege seinen Thron mit Schulden belastet zurückläßt. Das war bei Albert der Fall. Alle erzbischöflichen Besitzungen waren überbürdet, verpfändet oder in verkehrten Händen. Der Erzbischof war ein Schwelger. Er dachte nur an seines Leibes Lust. Unsere Geschichtsquellen sind in der Beurtheilung der Erzbischöfe sehr rückhaltend und vorsichtig, aber bei ihm können sie den allgemeinen Unwillen über sein sorgloses Privatleben und stete Mißregierung nicht unterdrücken. Der Zeiten Gunst und das Wohlwollen der Menschen lag vor ihm; er hat es nicht verstanden und ergriffen. Was über den augenblicklichen Genuß hinausging, war ihm gleichgültig.

4. Otto von Braunschweig.

Bei dem Tode des Erzbischofs Albert war Land und Stadt ruhig. Seine schwache Regierung war der Provinz wenig fühlbar gewesen. Mit Ausnahme des großen bremischen Kriegszugs, welchen wir erzählt haben, war während seiner langen Herrschaft Frieden geblieben. Es wäre sonst die Pflicht des Erzbischofs gewesen, den unbändigen Adel des Stifts im Zaum zu halten; er hatte es nicht gekonnt oder gewollt, aber die Stadt Bremen hatte das Amt übernommen und den Rittern einen sehr heilsamen Schrecken eingejagt.

Ungeachtet der ruhigen Zeit suchte man doch nach einem tüchtigen Mann für den erzbischöflichen Stuhl. Aus zwei Gründen. Die fürstlichen Finanzen waren in der heillosesten Verwirrung; Albert's Leichtsinn und Trägheit hatte Alles verkommen lassen; die Einkünfte waren verpfändet, die Schlösser in fremden Händen,

die Domainen in schlechter oder gar keiner Verwaltung. Das durfte nicht bleiben, denn durch diese Hoheitseinnahmen wurde die Regierung finanziell unterhalten, weil es noch keine regelmäßige Besteuerung gab.

Ebenso wichtig waren die Verhältnisse der Geistlichen. Durch die Schwäche des Erzbischofs, wie durch die unselige Verlegung der Archidiakonate, war eine bedenkliche Aenderung der Sitten vor sich gegangen. Die Geistlichen fingen an, ein ungebundenes und zuchtloses Leben zu führen. Erst jetzt war die Ehelosigkeit derselben allgemein geworden, aber sie hatte ein nahe liegendes größeres Uebel hervorgebracht. Und in diesem Punkte dachte jene Zeit sehr ernst. Ungeachtet aller Rohheit und Willkühr, aller Uebergriffe und Selbstgewalt hielt man streng auf eheliche Treue, Sittlichkeit und unsträflichen Wandel. Es war widerwärtig, daß die Geistlichkeit, die natürliche Schützerin dieser Tugenden, sie offen und rücksichtslos verletzte.

Man wollte einen festen Mann an der Spitze sehen. Er sollte die fürstlichen Finanzen in Ordnung bringen und geistliche Zucht herstellen. Das Erste war ausführbar, das Andere ein Ding der Unmöglichkeit.

Zwei Männer kamen auf die Wahl, beide sehr ernsten Sinnes und tüchtig. Der eine war der bremische Domprobst Johann von Münchhausen, der andere des letzten Erzbischofs Brudersohn, Otto von Braunschweig, zur Zeit Bischof in Verden. Die Stimmen des Domkapitels waren getheilt, aber nicht wie sonst wohl durch dynastisches Interesse und leidige Ränke, sondern in aufrichtiger Weise, um den wackersten Mann zu erhalten.

Otto's Sendboten kamen eher an den päpstlichen Hof, als die des Domprobstes. Er empfing daher die Bestätigung von Rom. Die Familie Otto's lebte in Feindschaft mit dem damals regierenden Kaiser Wenzeslaus, und es war zu fürchten, daß dieser seine Genehmigung verweigern würde. Otto verschob daher seine Bitte um die kaiserliche Bestätigung und ließ sich dieselbe erst vier Jahre später von Ruprecht von der Pfalz verleihen. Nachdem Otto feierlich allen Ansprüchen auf die Lande Braunschweig und Lüneburg entsagt hatte (1402), wofür ihm seine Brüder in allen Dingen Beistand versprachen, trat er sein Amt mit ernster Absicht und einfacher gesunder Politik an. Manche seiner Vorgänger hatten es nicht lassen können, nach der Hoheit über die Stadt Bremen zu streben. Wenn sie auch ihren Willen nicht

ausführen konnten, trat leicht ein gespanntes Verhältniß ein. Denn es waren Hoheitsrechte unzweifelhaft vorhanden und kein Erzbischof hatte sie aufgegeben. Der unklare Zustand war eine Versuchung, oft eine Gefahr und immer ein Grund des Aergers.

Otto setzte sich darüber hinweg. Er pflegte oft zu sagen: „Die Stadt Bremen ist das ganze Stift und mit ihr will ich mich vertragen.“ Von dieser Ansicht ging er nicht ab; sie war richtig. Die Bremer nahmen seine aufrichtige Freundschaft gern an und vergalten ihm die guten Gesinnungen mit Geld, Rath und That. Freiwillig gestatteten sie ihm, aber auch nur ihm allein, auf Lebenszeit den dritten Theil der Zolleinkünfte an ihrer Brücke zu Lesum. Es war eine nicht unbeträchtliche Einnahme.

Bremen hatte dreißig Jahre lang inneren Frieden gehabt, beinahe länger als je zuvor. Diese Zeit der Ruhe hatte es trefflich benutzt, um aus seiner Bedrängniß sich empor zu arbeiten. Handelsstädte erholen sich sehr rasch. Die Regierung der Stadt zeigte in dieser Zeit erstaunliche Kraft und Schnelligkeit der Maßnahmen. Die friesischen Häuptlinge an den Küsten der Weser, selbst Seeraub treibend oder ihn offen und heimlich schützend, wurden geschlagen und mit starker Hand niedergehalten, die Raubritter der Nachbarschaft mit unnachsichtlicher Strenge verfolgt und von ihren Burgen und Ländereien verjagt.

Damals trieben Seeräuber, Vitalienbrüder genannt, in der Ost- und Nordsee ihr wildes Wesen. Klaus Störtebecker*), ein Edelmann aus dem Stifte Verden, Gödeke Michael aus dem Lande Kehdingen, geringer Abkunft, Wichmann und Wichbold, ein studirter Mann mit akademischen Würden, waren ihre Anführer. Wir könnten viel von ihrem Wesen und Wirken erzählen, aber das bremische Land hat mit ihnen nichts zu thun gehabt. Sie weilten an den friesischen Küsten, sie gründeten Wohnsitze und

---

*) Man hat ein Bild von ihm, welches viel verbreitet ist und dem ein altes Oelgemälde in Hamburg zu Grunde liegt. Selbst in Lavaters physiognom. Fragm. hat es sich verirrt. Das Bild ist falsch. Wir haben vor dem Jahre 1430 weder ein Oelgemälde noch überhaupt ein Portrait. Störtebecker ward 1402 enthauptet und daher ist eine Darstellung jener Art schon künstlerisch unmöglich. — Vom Untergange des röm. Reichs bis zur Mitte des XV. Jahrh. existirt überhaupt kein wirkliches Portrait. Alle Bilder unserer Erzbischöfe, wie auch sämmtlicher deutscher Kaiser bis auf die genannte Zeit, sind Phantasien, denen man höchstens willkührliche Brustbilder von Münzen oder Grabdenkmälern zu Grunde legte.

geistliche Stiftungen in Verden, sie plünderten hamburgische Schiffe und Besitzungen. Aber kein bremisches Fahrzeug ist von ihnen genommen, so weit wir wissen — und wir würden es wissen — nie ist unsere Provinz in feindlicher Absicht von ihnen betreten. Wir können das nur durch die Machtentfaltung Bremens erklären und durch die Unfehlbarkeit der Rache, womit die Stadt jeden Beleidiger bis in den Tod verfolgte. Ungern versagen wir uns die Schilderung dieser Seeräubergemeinschaft, denn wir haben manche Forschungen darüber angestellt, aber sie liegt jenseits unserer Grenzen.

Eine festere und verläßlichere Freundschaft konnte Otto nicht erwerben, als mit der Stadt, welche so angesehen war, daß ihren Gesandten auf dem Hansatage in Lübeck (1379, Juni 24.) der erste Platz eingeräumt wurde. Sie hat das Vertrauen des Erzbischofs nicht getäuscht und ihn besonders in den finanziellen Verlegenheiten unterstützt, worin er so viel verwickelt war.

Als Otto Erzbischof wurde, fand er kein anderes Haus offen, als sein Palatium in Bremen. Er forderte sämmtliche Besitzungen seines Stuhls von den zeitigen Inhabern zurück. Ernstlich verweigert wurde ihm nur Ottersberg. Die darauf wohnenden Ritter wollten es auf eine Belagerung ankommen lassen. Von seinem Bruder Heinrich und dem Grafen Otto von Hoya, seinem Schwager, unterstützt, legte sich der Erzbischof mit Kriegsmacht vor das feste Haus. Es ging sehr langsam, und die Belagerung machte ihm große Kosten. Zuletzt wuchs das Wasser der Wümme, woran das Schloß liegt, so sehr, daß die Sturmwerkzeuge zum Theil wegtrieben und die Kriegsmannschaft zurückgenommen werden mußte. In dieser Noth brachte der Rath von Bremen rechtzeitige Hülfe. Er mischte sich in die Sache und bot seine guten Dienste an. Diese wurden angenommen und die Belagerten übergaben das Schloß gegen eine Abfindung in Geld.

Wegen der Burg Bederkesa, welche der Rath zur Hälfte besaß, hatte dieser manche Unannehmlichkeit. Es waren, wie oben erzählt ist, mehre Burglehnen daselbst in Händen der benachbarten Stiftsedelleute. Dies verursachte manchen Verdruß. Der erste Amtmann, welchen der Rath einsetzte, mußte einen harten, wenn auch siegreichen Strauß gegen die Herren von Elm, von der Lieth u. A. ausfechten. Die Veranlassung war ein zufälliger Todtschlag gewesen. Gegen die Stadt Bremen in Waffen konnten sich die Ritter nicht halten. Die Burg Elmlohe wurde erobert, aber

unter sehr milden Bedingungen zurückgegeben. Der Rath wollte gern gute Nachbarschaft pflegen. Aber er bestand darauf, daß die Befestigungen nicht wieder hergestellt würden, damit für Bederkesa keine Gefahr entstände. (Joh. Rhode Ms. 134). Aber diese Bedingung wurde von den Rittern nur unvollständig gehalten.

Nachher wurden Wilken und Wolderich Lappe Drosten auf dem Schloß Bederkesa, darauf Cord von Aumund. Die Stellung dieser Beamten wurde durch stete Grenzstreitigkeiten unleidlich. Der bremische Drost war den benachbarten Adligen ein Dorn im Auge. Denn die Ansichten des Adels hatten sich jetzt sehr geändert. In früheren Zeiten hatten die Ritter bereitwillig Söldlingsdienste für den Rath von Bremen übernommen; mit Dank ließen sie sich von demselben in gleichfarbige Uniformen stecken. Aber nun war es ihnen ein Aerger, daß sie mit dem Diener der Pfefferkrämer und Pelzer und Schuster auf einer Bank sitzen sollten, und sie waren doch uralte wilde Edelleute. Dem Rath wurde der stete Wechsel seiner Beamten auch zur Last, und er entschloß sich, dem Erzbischof Otto seinen Antheil des Schlosses auf acht Jahre zu getreuen Händen zu übergeben. Außerdem streckte er demselben 7000 Mark vor.

Das Geld hatte er nöthig. In dem jetzt fast ausgetrockneten See von Carlshöfen (Kspl. Rhade) lag ein Raubschloß, die Seeburg, worauf ein Zweig der Familie von Issendorf wohnte. Der Erzbischof ließ sie zerstören. Es ist bedauerlich, daß wir die Einzelnheiten dieses Vorgangs nicht kennen. Minrich von Issendorf verlegte darauf seinen Wohnsitz nach Poggenmühlen, wo er 1428 ein Haus baute. Das war nicht mehr eine Burg, sondern ganz ohne Befestigung, ein hübsches Landhaus. Die Umstände hatten sich geändert; es war nicht mehr an der Zeit, feste Ritterschlösser zu bauen. Christoph von Issendorf ließ das Haus, welches ziemlich verfallen war, 1680 wieder in guten Stand setzen. Das ist die jetzt noch stehende Wohnung. Es war ein Stein hineingemauert mit der plattdeutschen Inschrift: „Dieser Stein ist von der Seeburg.“ Schwerlich war der Stein vom alten Raubschloß selbst genommen, denn dies war gewiß wie die Burg im Tannensee, von Balken und Ziegeln gebaut, sondern eines der Geschosse, mit denen die Wohnung zertrümmert war. Das Andenken und die Rache sollten nicht vergessen werden; das war Minrich's Absicht bei diesem Denkstein an der Hausthür. Er ist noch zu sehen.

Das Schloß Langwedel kam im Jahre 1399 in die Hand des Statius von Mandelsloh. Der Domprobst Johann von Münchhausen, früher Mitbewerber um den erzbischöflichen Thron, soll es ihm verrätherischer Weise übergeben haben. Dies muß durch besondere Gründe veranlaßt sein, denn der Domprobst wird immer als ein wackerer Mann geschildert, bei welchem man einen so hinterlistigen Streich schwer begreifen kann. Mandelsloh nahm die Burg, aber es war in seinen Händen ein Besitz, welchen er je eher desto lieber loszuschlagen suchte. Er fürchtete, daß der Rath von Bremen über ihn komme. Deshalb verkaufte er die Burg an den Herzog Heinrich von Braunschweig, den Bruder des Erzbischofs. Alle Welt wunderte sich, daß der Herzog so gegen seinen Bruder handeln mochte. Dieser bat und klagte indeß so lange, daß der Herzog sich dazu verstand, ihm das Schloß gegen eine Abfindung von 3000 Gulden wieder zu geben. Otto hatte sie nicht. Er wandte sich an die Landstände und ersuchte sie, ihm einen Pflugschatz zu bewilligen, d. h. eine einmalige Grundsteuer, welche sämmtliche Bauerhöfe (Pflüge) zahlen mußten. Es geschah, und er erhielt dadurch die Burg wieder.

Diese Sache ist von besonderer Wichtigkeit, denn es ist die erste und bestimmte Nachricht von der Thätigkeit der bremischen Landstände. Die Worte lauten: Do bat de erczebisscup Otto eres rades unde sprack: he ne kunde dat golt nicht entrichten, sie ne wolden eme enen pluchscat orlouen ouer dat stichte. Do twydeden (bewilligten) sie eme syner bede.

Es gab jetzt Landstände. Sie waren noch sehr jung. Erst vor zwei Jahren hatten sie sich gebildet.

Wir haben sorgfältig alle Andeutungen beachtet, welche auf ihren Ursprung hinwiesen. Wir haben erzählt, daß schon in alter Zeit die Stiftsedelleute ihre Zusammenkünfte hatten. Diese versammelten sich zu Pferde unter freiem Himmel am Steingraben bei Basdahl und hielten Rath. Diese Vereinigungen waren keine Landstände, sie hatten weder mit der Gesetzgebung noch mit der Besteuerung etwas zu schaffen, aber sie haben unzweifelhaft die natürliche Veranlassung und Grundlage derselben gebildet.

Das Ende des XIV. Jahrhunderts war sehr geeignet, landständische Körperschaften in's Leben zu rufen. Der Landesfürst in steter Noth und nach Hülfe begierig, das Domkapitel und die Prälaten ohne äußeren Halt, die Stadt Bremen mächtig und mehr als je in die Angelegenheiten der Provinz verflochten, Stade und

Burtehude im Aufblühen begriffen und nach fester Gestaltung und Einfluß ringend. Wenn es also im Geiste der Zeit lag, solche Vereinigungen zu bilden, und das war der Fall, so mußten die genannten Glieder vorzugsweise damals sich dazu bewogen fühlen.

Der Ritter von Lang hat ein sehr werthvolles Werk über den Ursprung der deutschen Landstände geschrieben und stellt als Ergebniß seiner Forschungen dar, daß es vor dem Jahre 1350 keine gegeben habe. Diese Angaben treffen auch bei uns zu. Das Beispiel anderer Landschaften forderte unsere Provinz zur Nachfolge auf.

Am 6. December des Jahres 1397 kamen Alle zusammen, welche die bremischen Landstände bildeten. Das Schriftstück ihrer Vereinigung ist noch vorhanden. Es ist die wichtigste Urkunde im Stader Archiv. Selbst ihre äußere Form zeigt, welche Bedeutung man ihr beilegte. Sie ist in großen Buchstaben auf einem breiten Pergament geschrieben; vierzehn Wachssiegel hangen daran, welche freilich nur noch in Ueberbleibseln da sind.

Diese Urkunde ist die Grundlage aller öffentlichen Zustände in unserem Lande. Erst bei der Entdeckung des erzbischöflichen Archivs in Stade ist sie im Original an's Licht gekommen. Wir haben sonst eine große Abneigung, Urkunden drucken zu lassen, weil sie für die Mehrzahl der Leser höchst unerquicklich sind, aber dies Mal muß es uns gestattet werden, das Schriftstück unverkürzt in unsere Darstellung aufzunehmen.

Wy Otto van godes gnaden Erzebischop der hilghen kerken to Bremen unde wy Domproueste Deken unde Cappittel der zuluen kerken, Prelaten Manschop unde Stede des Stichtes to Bremen, also Bremen Stade Buxstehude unde Wildeshusen, de ganze manheit der lant, des Osterstades des Oldenlandes des landes to kedinghen unde des kerspels to der Osten, bekennet unde betughet openbare in dessen breue, dat wy uns vruntliken hebbet voreneghet unde vordreghen van stunden an wente to wynachten na ghift desses breues neghest to komende vort over Achte Jaren binnen dem Stichte to Bremen to holdene unde to volghende also hir nascreuen steyt. Dat wy Otto Erzebischop vorbemelt scolet unde willet, de vorescreuen Domprouest Deken Cappittel Prelaten Manchop Stede unde lant, also de hir vorbemelt stat, ze alle unde erer enen jewelken unde de ere truweliken vorbidden unde vordeghedinghen na all unser macht, wor wy kunen unde moghen, unde willet unde

scolet ze alle unde erer enen jewelken unde de ere vriliken bezitten unde bruken laten alle erer vriheyt rechticheyt privilegyen wonheyt unde zeden unde en willet noch en scolet en de nerghen mede vorkrenken unde ze dar ok nicht an hinderen ofte hinderen laten. Were aver dat yement in der manschop oft in dem Osterstade in dem Oldenlande in dem lande to kedinghen ofte in dem kerspele to der Osten gut hedden van unsen stichte dar he breve up hedde van dem erebaren vader in gode hern Alberte Erzebischop unseme vorvaren, dem got ghnedich zy, wes wy dar mit rechte an to sprekende hebbet, dar schal man uns rechtes umme pleghen. Were ok, dat wy den van Bremen den van Stade den van Buxstehude den van Wildeshusen ofte eren borgheren umme unses stichtes gut wes to tozegtende hedden, dat schole wy holden, also de breve utwyset, de wy en bezeghelt hebbet. Were ok, dat de Domprovest, Deken, Cappittel, Prelaten, Manschop, Stede unde lant, de hir vorbemelt stat, ofte der yenich uns edder de unse woran vorunrechteden, dat schole wy vordreghen laten, wor zik dat van rechte bort, also vor den ghennen, den ze to vordeghedinghen bort. Were, dat uns dar nyn recht weddervaren en konde, so scole wy dat vorklaghen laten vor den ghennen, de dar to schicket zint also hern Johanne Slamestorpe, provest to hadelen, hern Erpe van Lunenberghen sangmester, hern Johanne de Cluver Rittere, Johanne van wersbe dem olderen, Gheverde dem schulten den olderen, Maurityeze dem marschallcke, knapen, Reynwerde Denen, Vrederke van walle to Bremen, Jacope van haghene, Danyele van deme kerchove to Stade, Curde Canele, heynen schelen to Buxstehude unde Bernde van der molen to wildeshusen Borghermesteren, konden uns de dar ok nynes rechtes umme helpen binnen verteynachten, zo scholet de vorbemelte Domprovest, Deken, Cappittel, prelaten, manschop, Stede unde lant des truweliken na zegkende der ghenner de dar to schicket zint unde hir vorbemelt stat, by uns bliven also langhe dat ze uns dar rechtes umme helpen, wanner uns ok weddervaren kan also vele also desse vorbemelte spreken dat dat recht zy, dat schole wy jo neme. Were ok, dat dem domproveste, dekene Cappittele, Prelaten, manchop, Stede unde landen de hir vorbemelt stat, ofte der yenich edder den eren duchte dat wy edder de unse ze woran vorunrechteden ofte beschedegheden, dat scholet ze ofte he vorclaghen

vor den vorbemelten schedesluden, de en neghest beleghen zint, de scolet uns dat vort witlik doen, kunnet uns de dar den nicht an berichten dat wy em ofte en doen des recht is, zo scole wy unde willet inriden to Bremen, to Stade ofte to Buxstehude in der dryer Stede en binnen den ersten verteynachten, darna wan wy van den vorbemelten schedesluden darumme manet werdet, unde dar nicht ut, wy en hebben dat wedder daen in vruntschopen edder in rechte na zegkende der vorbemelten schedeslude unde en scholet lengher den vere weken dar nicht vore lygken. Were dat wy des nicht en deden, zo moghen de vorbemelte Domprovest Deken Cappittel Prelaten manschop Stede unde lant, ze alle de hir vorbemelt stat, mit unsen willen unde vulbort des truweliken nazegkende der vorbemelten schedeslude to zamende bliven by dem ghennen den wy des rechtes vore zint also langhe dat wy em ofte en don also vele also de vorbemelte spreken dat recht zy unde wanner wy em dat don wyllet, dat scolet ze ofte he van uns nemen. Were ok, dat bynnen unsen stychte yenich schelinghe worde twyschen dem Domproveste Dekene Cappittele Prelaten manschop Steden unde landen unde dar yenich schade van queme, we den schaden dem anderen dede, de scholde eme den wedder doen bynnen verteynachten na zegkende der vorbemelten schedeslude. Were, dat he des nicht en dede, zo scole wy Otto Erzebischop vorbemelt mit dem vorscrevenen Domproveste Dekene Cappittele Prelaten manschop Stede unde landen unde ze myt uns na zegkende der vorbemelten schedeslude truweliken darto helpen, dat de schade wedder dan werde. Were ok, dat yd also quem, dat des to dunde were dat desse vorbemelte schedeslude spreken, dat men volghe doen scholde, zo scholde malk volghen myt zinen eghenen kosten unde schal wy upboren na mantale wapender lude de he dar mede heft unde schal zin eghene vorlus staen. Were ok, dat desser vorbemelten schedeslude, de hir to schicket zint ofte werdet, yenich aflivich worde ofte dat upgheve, dar schal men enen anderen in de stede kesen, dar schal desse bref unvorbroken mede wesen. To ener openbaren betughinghe al desser vorscrevenen stucke unde der eyn yewelik hebbe wy Otto Erzebischop unse Ingheseghel unde wy Domprovest Deken unde Cappittel unses Cappittels Inghezeghel, Johan de Cluver Ritter, Johan van wersebe de oldere, Gheverd de schulte de oldere unde Mauritius

Marschalk unse Ingheseghele van de menen manschop weghen, Borghermestere unde Radmanne der Stat to Bremen, Stade, Buxstehude unde Wildeshusen unser stede Ingheseghele, de meenheyt des Osterstades, des Oldenlandes, des landes to kedinghen unde des kerspels to der osten unser lande Ingheseghele alle witliken unde myt guden wyllen ghehanghen to dessen breve. Datum anno dm. Mo. CCCo. nonagesimo septimo ipso die beati Nicolay Episcopi.

So lautet dies wichtige Schriftstück. Es ist das Staatsgrundgesetz unseres Landes gewesen beinahe 400 Jahre lang. Auf diesem Fundamente hat man ein Werk von Dauer errichtet. Von dem stolzen Bau ist Manches verfallen; einige Theile sind mit Gewalt davon geschlagen, andere hat das Alter zertrümmert und der Wechsel der menschlichen Dinge, aber noch immer steht das Werk, und die Neuzeit bemüht sich, auf den alten Grundlagen wiederum zu bauen.

Diese Urkunde, wodurch zuerst unsere Landstände in's Leben gerufen sind, ist mit großer Weisheit verfaßt. Jene Männer wußten, was sie thaten. Eingedenk der Unbeständigkeit menschlichen Strebens, setzten sie die Dauer der Vereinigung erst auf wenige Jahre fest. Die Schrift enthält durchaus keine Einzelnheiten, Vorschriften oder gesetzliche Bestimmungen, wie sie etwa ein Richter nöthig hat, um einen vorliegenden Fall zu entscheiden, sondern sie bezeichnet nur in großen und starken Linien die Bahn, innerhalb deren sich von nun an das öffentliche Leben der Provinz zu bewegen hat. In neuerer Sprache würde man sagen, es war kein Gesetz, sondern ein Princip.

Bislang waren alle einzelnen Theile unseres Landes nur durch das täglich schwächer werdende Band eines gemeinsamen Herrschers zusammengehalten. Wenn die Elbküsten litten, so kümmerte sich das Hochland nicht darum, und wenn Unruhen und Fehden an der Weser tobten, so war es den Altländern und Kehdingern ein gleichgültig Ding. Das ward nun anders. Alle wurden zu einer kräftigen Einheit zusammengefaßt; gegenseitige Rechte und Pflichten machten sich geltend.

Ein Theil unserer Provinz hatte sich von dieser Vereinigung ausgeschlossen, das Land Wursten. Die Bewohner desselben wurden nicht absichtlich fern gehalten, man hätte ihnen unzweifelhaft gern Zugang und Vertretung gestattet. Aber es liegt in der friesischen Natur eine gewisse Abgeschlossenheit, welcher eine engeer

Verbindung, selbst mit Stammesgenossen, nicht leicht wird, und eine große Scheu vor allen Dingen, deren letztes Ende sich nicht recht übersehen läßt. Sie hatten auch gar kein Bedürfniß, einer Vereinigung sich anzuschließen, welche sie jedenfalls in ihrer Selbstregierung störte und ausbleiblich Pflichten und Geldlasten auflegte. Wir sagen, sie hatten kein Bedürfniß, denn die Verwaltungsform ihrer Gemeinschaften war lange vollendet und konnte nach ihrer Ansicht durch neue staatliche Verbindungen nur gestört werden. Diese Ansicht war unrichtig. Ihre freiwillige Ausschließung war ein großer politischer Fehler, welchen sie in der Folgezeit schwer bereuen mußten, wie wir sehen werden.

Der Vertrag wegen der Landstände war mit sehr ernster Absicht geschlossen und trat auch alsbald in Kraft. Schon im zweiten Jahre nach dem Abschluß wurde von der Versammlung dem Landesfürsten, wie oben erzählt, ein Pflugschatz bewilligt, die erste allgemeine Steuer, welche unser Land gezahlt hat. Der Vertrag war nicht, wie hundert andere Verträge, ein beschriebenes Blatt, sondern er hatte Leben und Wirksamkeit.

Dem Vertrage, welcher die Landstände in's Leben rief, wurde gleichzeitig eine verpflichtende Urkunde hinzugefügt, wodurch die Größe der bewaffneten Macht festgestellt ist, die dem Bunde erforderlichen Falls Nachdruck geben sollte. Aus dem etwas weitläufigen Schriftstück läßt sich folgende Uebersicht zusammenstellen:

Der Erzbischof stellt	30	Bewaffnete,
das Domkapitel	10	"
die Stadt Bremen	38	"
die Stadt Stade	20	"
die Stadt Burtehude	10	"
die Burgmänner zu Ritterhude	6	"
die Ritter zu Schönebeck, Aumund und Blumenthal	6	"
die von Wersabe und das Osterstade	20	"
die Luneberg	6	"
Erich von Elm	2	"
Wolderich Lappe	4	"
die von Broberg und von Zesterfleth	4	"
das Kirchspiel Osten	6	"
das Land Kehdingen	20	"
Latus	182	Bewaffnete,

Transport 182 Bewaffnete,
das Alteland .... 20 "
die Burgmänner zu Horneburg .... 20 "
Lippold v. d. Helle .... 2 "
die Burgmänner zu Thedinghausen .... 10 "
die Burgmänner zu Wildeshausen .... 12 "
Joh. v. Gröpelingen und Sohn, D. und H. v. Stinstedt, H. und El. Nagel, D. v. Elm, W. und C. v. d. Kuhla, Hein Kind, Minrich und H. von Issendorf, H. v. d. Lieth, Gottfr. v. Otterstedt, desse volghet zulven, also je einen, zusammen .... 14 "

260 Bewaffnete.

Diese Zahl von 260 Bewaffneten ist scheinbar klein, aber auch nur scheinbar. Es sollte mit ihnen nie auswärts ein Krieg geführt, sondern nur eine Executionsmannschaft aufgestellt werden, um widerstrebende Mitglieder des Bundes zu ihrer Pflicht zu bringen. Dazu reichte sie aus. Sie ist nie zusammengerufen, aber schon die Gewißheit, daß diese Mannschaft unfehlbar aufgestellt würde, übte auf die Mitglieder einen solchen Druck aus, daß der Bund in Kraft blieb.

Diese neue Ordnung äußerte sich allmählig sehr segensreich für das ganze Land. Selbst bei schwachen Landesfürsten war jetzt nicht mehr so viel zu fürchten. Ein geordneter Halt bildete sich, eine öffentliche Meinung trat in's Leben, eine geziemende Rücksicht auf „die Stiftsgenossen" mußte beobachtet werden. Niemand merkte das früher, als der Adel des Landes. Durch die veränderte Kriegskunst und die allmählige Einführung der Feuerwaffen war seine Stellung nicht mehr die alte, aber noch empfindlicher drückte ihn die staatliche Ordnung, welche sich nach und nach Raum schaffte. Die kleinen Kriegszüge hörten freilich noch nicht gänzlich auf, aber die Ritter klagten doch allgemein, „daß etlicher Mißbräuche halber die alten redlichen Fehden aufgehoben seien und sie sich nun, um Sölde und Aemter zu haben, der Vernunfthändel befleißen müßten"*).

Die Ritter verhielten sich ziemlich ruhig, aber nicht so die Kehdinger Bauern. Diesen saß von ihrer letzten Niederlage her noch ein Stachel im Herzen. Obwohl ihre Unzufriedenheit nicht

*) Moser's kl. Schrift 2, 32.

zu offenem Ausbruch kam, hielt der Erzbischof es doch für nöthig, eine kräftige Maßregel gegen sie zu ergreifen. Auf dem Ufer der Oste hatte eine alte Veste, Schlickborg, gestanden, wir wissen nicht, von wem gebaut und zerstört. Auf der Burgstelle ließ Otto (1404) ein festes Schloß errichten, das jetzige Neuhaus. Es stand nicht lange. Nach sechszehn Jahren ward es von den Umwohnenden zerstört und der damalige Erzbischof in seiner Bedrängniß zu dem Versprechen gezwungen, es nie wieder zu erneuern. Er hielt sein Wort. Aber der folgende Landesfürst stellte es doch wieder her (um 1440) und befestigte es sehr stark.

Der Erzbischof Otto starb in der Blüthe seines Lebens, 41 Jahre alt, an einer Krankheit, welche ihn schon seit langer Zeit schwächlich gemacht hatte (1406, Juni 30.) und ward im Dom zu Bremen neben seinem Oheim begraben. In seiner kurzen Regierung hat er viel gethan, die verwirrten Zustände zu ordnen. Er sah, wie eine Neugestaltung aller staatlichen Verhältnisse sich bildete und hatte Einsicht, Selbstverleugnung und Kraft genug, diese Veränderungen in rechte Bahnen zu leiten. Des Lebens Dauer hat ihm gefehlt, um auf weitere Zukunft zu wirken; ein nüchterner klarblickender Mann, welcher wußte, was er wollte.

In dieser Zeit bemerken wir zuerst, daß die Freude an künstlerischem Schaffen, wie in ganz Deutschland, so auch hier allgemeiner wurde. Im Bremer Dom wurden sehr kostbare Werke der Kunst aufgestellt. Eine große silberne Tafel auf dem Chor; es wird nicht gesagt, welche Darstellungsweise und welchen Gegenstand sie enthielt. Nach ähnlichen Werken in andern Städten zu schließen, ist es eine große Silberplatte gewesen, mit irgend einer Darstellung aus der heiligen Geschichte, aber nicht erhaben, sondern mit dem Grabstichel gearbeitet, und die Linien mit einem schwarzen Stoffe, Niello, ausgefüllt. Auch begann man einen silbernen Sarg für die Gebeine der Märtyrer Cosmas und Damianus, wahrscheinlich in der Weise, wie man sie in ihrer höchsten Vollendung an dem Sebaldusgrab in Nürnberg erblickt. Man war von diesen Arbeiten so allgemein befriedigt, daß Rath und Domkapitel beschlossen, sie sollten nie verpfändet, geschweige denn veräußert werden, und nie sollte ein Erzbischof darauf Geld borgen. Aber was kann man den Nachkommen thun? Jene Werke, vielleicht vortreffliche Hervorbringungen der Kunst, sind lange verloren, und wir wissen nicht einmal, ob Noth, Leichtsinn oder Frevelmuth sie hinweggebracht haben.

Die Anregung zu diesen Arbeiten ging vorzugsweise von einer kunstfreundlichen Familie in Bremen aus, dem vornehmen Geschlecht der Hemelinge. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der berühmte Maler Hans Hemling, dessen Werke ebenso ausgezeichnet als selten sind, mit dieser Familie in Verwandtschaft steht.

Es war das Jahrhundert, in welcher eine selbstständige deutsche Kunst empor kam und das Wenige, welches unsere Provinz an nennenswerthen Gegenständen dieser Art hat, stammt aus dem Ende dieses Zeitraums. Es ist ein Altarschrein in Altenbruch, nächst den Arbeiten im Dom zu Schleswig das schönste Schnitzwerk Norddeutschlands, aber die reichen Hadeler lassen es zu Grunde gehn; ein heiliger Jakobus in Lüdingworth, eine sehr wacker gearbeitete Statue, aber unter dicker Oelfarbe fast vergraben. Ferner ein stylvoll gehaltenes Sacramentshaus in Dorum und ein Altarblatt in St. Jürgen von großer Schönheit. Das ist Alles.

5. Johann von Slamstorf.

Bei dem Tode des Erzbischofs Otto machte die neue Wahl wenig Verlegenheit. Die öffentliche Meinung und die wählende Körperschaft traf in dem einzigen Mann zusammen, welcher geeignet schien, Otto II. zu ersetzen. Es war der bisherige Archidiakonus oder Probst von Hadeln und Wursten, Johann von Slamstorf.

Von seiner Herkunft wissen wir nichts. In theologischen Kenntnissen war er sehr schwach; es waren in seinen Augen nutzlose Künste. Dagegen hatte er ein administratives Talent ohne Gleichen; Niemand verstand es besser, eine Sache richtig anzugreifen. Die Behandlung der Menschen und Dinge war ihm gegeben; unzählige Streitigkeiten mußte er als Schiedsrichter schlichten; immer wußte er den Punkt zu finden, in welchem er die Parteien vereinigen konnte. Im Umgang bequem und anspruchslos, mit Vornehmen und Niedrigen gleich wöhnlich; in Geldsachen genau und scharfsichtig.

Noch bei Lebzeiten Otto's hatte er dem Rath zu Bremen empfohlen, dem Erzbischof das halbe Schloß Bederkesa zu kündigen. Es mußte ihm aus persönlichen Gründen daran gelegen sein. Die Burg lag unmittelbar an der Grenze seiner Probstei und die Verhältnisse derselben machten ihm den Besitz äußerst

wünschenswerth; er sagte, wenn der Rath ihm folgte: dat wolde hie vordenen die wile hie leuede. Man hat darin bisweilen Heimtücke und ränkevolle List gegen seinen Erzbischof gesucht oder ein Mittel, durch bremische Gunst sich selber den Weg zum Throne zu eröffnen, aber das ist nicht wahrscheinlich. Otto II. war fast dreißig Jahre jünger als der Probst, so daß ernstlich an keine Nachfolge gedacht werden konnte. Es mußten starke persönliche Gründe sein, welche den Probst zu dem Plan brachten, denn er konnte wissen, wie übel der Erzbischof die Sache aufnehmen würde.

Der Rath zu Bremen that, was der Probst rieth. Otto II. wurde darüber höchst unwillig, war aber nicht in der Lage, die Kündigung der Burg zurückweisen zu können. Bevor sie aber in die Hände des Raths überging, starb der Erzbischof.

Als die Kündigungszeit verstrichen und noch keine neue Wahl gehalten war, bat der Rath das Domkapitel, welches zeitig die Verwaltung hatte, um die Rückgabe des halben Schlosses und Besitzes. Johann hielt den Rath mit glatten Worten hin und für sich selbst die Sache offen. „Man möge sich eine kleine Weile gedulden; ungern nehme das Domkapitel in der Erledigungszeit wichtige Sachen vor; die Wahl solle thunlichst verkürzt werden.“

Johann wurde selbst gewählt und nun hatte sich das Verhältniß für ihn ganz anders gestellt. Als Probst von Hadeln lag ihm viel daran, Bederkesa zu erhalten, als Erzbischof ebenso viel, es nicht herauszugeben.

Sein Benehmen in der Sache war nicht schön. Als der Rath ihn ernstlich um die Rückgabe anging, wich er wiederum aus und behauptete, vor der päpstlichen Bestätigung nichts thun zu können. Als letztere da war, kam der Rath mit seinem Begehren wieder. Johann schob die Sache bis dahin auf, daß ihm vom Stift gehuldigt wäre. Der Rath wurde nun auch verdrießlich und wollte darauf nicht warten. Es kam zu hohen Worten und Johann sagte: „Er wäre Bischof zu Bremen und habe darin etwas zu sagen; die Sache solle nach dem Recht entschieden werden.“

Der Rath wollte die Dinge nicht auf die Spitze treiben; er hatte friesische Händel genug in dieser Zeit. Man kam zum Vergleich. Der Erzbischof sollte, so lange er lebte, im Besitz seines Theils von Bederkesa bleiben und der neue Amtmann, Martin von der Lesmene, ihm und dem Rath zugleich huldigen. Bei dem etwaigen Abgang des Amtmanns wollte der Rath drei befähigte Männer dem Erzbischof zur Auswahl vorschlagen. Der Rath

wollte ihm zugleich die Hälfte der letzten Baukosten ersetzen und hierüber sollte der Graf Otto von Hoya Schiedsrichter sein*). Aber auf beiden Seiten war der Unwille erregt und Klagen folgten auf Klagen.

Der Erzbischof beschwerte sich, daß die Bremer ihm kein Recht verschafften gegen Dido Lubbena, einem Häuptling zu Rodenkirchen im Stadtlande, welcher in einer Fehde gegen die Ritter von Aumund und Blumenthal Uebergriffe gemacht hatte. Dido war dem bremischen Rathe in einem früheren Streite lehnspflichtig geworden. Der Erzbischof wußte aber recht wohl, daß die Bremer ebenso erzürnt auf Dido waren, als er selbst.

Als einmal der Erzbischof zum Besuch in Bremen war, traten die Bürgermeister vor ihn und theilten ihm mit, er habe oft über Dido geklagt und nun wäre Gelegenheit, denselben zum Gehorsam zu bringen. Sie hätten die Absicht, eine Veste dort im Lande zu bauen und würden dem Erzbischof zu Dank verpflichtet sein, wenn er ihnen dazu einige bewaffnete Hülfe liehe. Johann erklärte sich dazu gern bereit, so wil yck yu dar veftich gewapent schirer Holsten to lenen. Aber man solle es ihm vierzehn Tage zuvor anzeigen. Als aber der Rath in gutem Glauben die betreffenden Ritter aufforderte, zu kommen, meldeten diese schriftlich, der Erzbischof habe es ihnen verboten.

Diese Falschheit trieb die Bremer nur zu größerem Eifer an. Für Geld bekamen sie wehrhafte Mannschaft genug und konnten das beabsichtigte Schloß bauen. Es wurde in der Nähe von Atens gegründet, reich und umfassend ausgestattet und Friedeburg genannt. Die Bremer hatten keine Arbeit und keine Kosten dabei gespart. Man sah eine Gunst und Beifallsbezeugung Gottes darin, daß während des Baues der Fischfang am nahen Ufer so sehr ergiebig war. Länger als vierzehn Tage konnte das Heer mit frischen Fischen gespeiset werden. Nach Vollendung des Baues

*) Die Urkunde (ohne Ort und Jahr im Stad. Arch.) dieses Vergleichs ist merkwürdig. Sie ist gegen alle Gewohnheit nicht auf Pergament, sondern auf ein elendes handgroßes Papier geschrieben, welches aber am unteren Rande im Zickzack ausgeschnitten ist (charta indentata). Dies zeigt die sofortige Ausfertigung eines Duplicats an. Aus dem Stoff und der Form der Urkunde, aus dem Mangel aller Curialien darin und den Worten: „bisschop Johan, de nu jegenwerdich is,“ wird man zu der Vermuthung bewogen, der Rath habe eine günstige Gelegenheit benutzt, den Erzbischof persönlich durch Ueberraschung zu dem Vergleich zu nöthigen.

hörte der reiche Fang auf. Das Schloß wurde Mitte Sommer 1407 fertig.

Es hat nicht lange gestanden. Es knüpft sich daran der Groll der friesischen Lande, dunkle Verschwörungen und Ereignisse voll Nachdruck und Aufregung, voll Blut und Thränen. Wir dürfen uns hier nicht damit beschäftigen, aber es liegen darin romantische Stoffe vom höchsten Werthe, welche in Gerold's Bruderkuß auf dem Schaffot vor Bremen ihren ergreifendsten Ausdruck finden. Kein Dichter hat sich dieser schönen Vorwürfe bemächtigt.

Im Jahre 1424 wurde die Burg zerstört. Die Häuptlinge Okko ten Brock, der reichste, und Fokko Ukena, der kriegskundigste der friesischen Gewalthaber, hatten das seltene Glück, alle Stammesgenossen zu einem Zweck vereinigen zu können. Seit Jahrhunderten zuerst, aber auch zum letzten Mal. Da zeigte es sich, was die Friesen konnten, wenn sie einig waren. Sie kündigten dem Rath von Bremen einfach an, daß kein fremdes Schloß in friesischen Landen zwischen der Lauw und Weser geduldet werden solle, und die stolze Stadt, obwohl damals mächtiger als je, ließ die Burg von den Feinden brechen und verstand sich zu einem Frieden, in welchem ihre Machtstellung gar nicht und ihre Ehre nur mit Mühe gewahrt wurde (Urk. v. 28. Jul. 1424). Es war eine der letzten Großthaten der Friesen. Seitdem haben sie in unseligen inneren Kämpfen sich aufgerieben, bis sie matt und zerrüttet drei anderen Reichen als einzelne Bestandtheile zufielen. Wie es auch jetzt ist. Für die graue Theorie des Ethnographen sind sie noch ein Volk, für die Geschichte und Geographie haben sie längst aufgehört.

Dem Erzbischof Johann konnte der Bau der Friedeburg ziemlich gleichgültig sein, aber es verdroß ihn, daß das Werk trotz seiner Gegenbemühung zu Stande gebracht war. Um die Bremer in neue Schwierigkeiten zu verwickeln, wußte er im Geheimen die jungen Grafen von Oldenburg zu veranlassen, der Stadt Bremen wegen Errichtung der Friedeburg Fehde anzukündigen. Dabei versprach er ihnen mehr, als er halten konnte oder wollte, worüber sie sich selbst nachher beklagten.

Der Absagebrief wurde auf die Friedeburg geschickt und schon am andern Morgen rückten die Oldenburger in das bremische Gebiet. Der Rath, höchlichst überrascht, wandte sich an den Erzbischof um Vermittlung. Dieser antwortete, er werde nach Oldenburg

schreiben; wenn die Grafen ihm die schiedsrichterliche Entscheidung überlassen wollten, so werde er sich damit befassen; wenn nicht, so wolle er der Stadt zu Hülfe kommen. Alles zweideutig und weit aussehend.

Die Stadt wollte wegen der Kosten und ungünstigen Jahreszeit ungern kämpfen und drang heftiger in den Erzbischof. Nach mancher Ausweichung zog er endlich einen Brief aus der Tasche und sagte, die Oldenburger hätten ihm die Entscheidung überlassen und nun könne er ihnen nicht feind werden. Aber er wolle gern einen Vertrag vorbereiten.

Endlich wurde der Rath dieser Winkelzüge müde und beschloß den Krieg trotz des sehr harten Winters. Mit Hülfe des Grafen von Hoya und Delmenhorst und des Adels aus unserer Provinz, mit welchem die Stadt in dieser Zeit sehr eng verbündet war, zogen die Bremer aus, verwüsteten das Oldenburger Gebiet und machten große Beute an Vieh, welches sie aber des Eises wegen stehen lassen mußten. Den Grafen Christian führten sie gefangen nach Bremen. Darauf ward ohne fremde Hülfe ein zweiter Kriegszug in's Land Wührden gemacht, ebenfalls mit günstigem Erfolge. So mußten sich die Oldenburger zu einem Frieden verstehen (1408, Mai 6.) und verpfändeten dabei für 2000 Mark das Land Wührden und was sie in Lehe an Besitzungen und Rechten hatten, an die Stadt Bremen.

Bald fanden aber die Bremer Gelegenheit, dem Erzbischof die Widerwärtigkeiten zu vergelten, welche er ihnen bereitet hatte. Mit dem Lande Wursten und den Einwohnern von Lehe gerieth er in Fehde. Die Gründe sind unbekannt, aber nach der Lage der Dinge scheinen es Besteuerungen gewesen zu sein, welche den Zwist hervorriefen. Der Erzbischof begann an der Geste ein Schloß zu bauen, um das unruhige Volk im Zaum zu halten. Dies war unerlaubt, denn nach alten Verträgen durfte ohne Willen des bremischen Raths von Hoya bis zur See keine Burg an der Weser gebaut werden. Der Erzbischof kehrte sich nicht daran. Die Bremer regten aber im Geheimen die Wurster und Leher auf, das Werk zu zerstören, welches zu ihrem Verderben errichtet würde. Der Gunst, und im schlimmsten Falle der Unterstützung des bremischen Raths versichert, fingen sie an, den Bau des bald vollendeten Schlosses zu stören. Bei Nacht schwammen sie, trotz der winterlichen Kälte, durch den Burggraben, welcher mit der Geste in Verbindung stand, und begannen Alles zu zerstören. Es

war leicht, denn es war noch keine Besatzung auf der Veste. Das Geschütz wurde in's Wasser geworfen, ebenso die Baumaterialien und Werkzeuge der Arbeiter; auch die Mauern und Wälle würden sie gänzlich zerstört haben, wenn es nicht zu harter Frost gewesen wäre. Der Erzbischof wurde sehr aufgeregt und wollte mit verstärkten Kräften das Werk wiederum beginnen, aber beiderseitige Freunde legten sich in's Mittel und brachten einen Vergleich zu Stande, nach welchem die Burg nicht hergestellt werden durfte.

In einen anderen Krieg wurde der Erzbischof wider seinen Willen hineingezogen. Die Edelleute, welche in Thedinghausen Burglehen hatten, und der erzbischöfliche Vogt in Langwedel machten im Stillen Streifzüge in das Herzogthum Lüneburg und beraubten die dortigen Dörfer. Früher waren solche Züge öffentlich und ohne Scheu ausgeführt, unter nichtigen oder keinen Vorwänden; jetzt wird ausdrücklich erwähnt, daß es heimlich geschah. Der Zeiten Geist wurde ein anderer.

Die Lüneburger Ritter wollten die Unbill nicht dulden. Von der Stadt Verden, welcher es an Beschwerden gegen jene Schlösser nicht fehlen mochte, erhielten sie freien Durchzug und Gebrauch der Allerbrücke, und fielen mit starker Mannschaft in die Vogtei Thedinghausen, wo sie raubten und brannten. Aber der Graf Otto von Hoya kam seinen Nachbaren zu Hülfe; die Lüneburger mußten zuerst ihre Beute fahren lassen und darauf mit Verlust von 30 Gefangenen und mehren Pferden sich eiligst auf die Flucht begeben. Bei dieser Verfolgung raubte ein Graf von Delmenhorst einen Theil des weidenden Viehes der Verdener.

Jetzt nahmen sich die Lüneburger Herzöge ihrer Edelleute an, Otto, Bernhard und sein Sohn Wilhelm. Mit ihnen verband sich die Stadt Verden und gewährte vertragsmäßig den Gebrauch ihrer Allerbrücke (Urk. v. 24. Aug. 1419) und des Süder-Endes. Aus einer Grenzräuberei ward ein Krieg. Auf einer Seite standen die beiden Fürsten, auf der andern „der Erzbischof, die Prälaten, Mannschaft und Städte des Stifts.“ Hier finden wir zum ersten Mal (1419) sämmtliche Glieder einzeln erwähnt, aus denen die Landstände zusammengesetzt waren.

Die Herzöge von Lüneburg erklärten dem Erzbischof und dem ganzen Stift die Fehde. Sie zogen mit 500 Lanzen durch Verden und machten beutereiche Raubzüge bis vor Hoya, Thedinghausen und Riede. Der Erzbischof, im Bündniß mit Hoya und den Olden-

burgischen Grafen, stellte ein Heer auf. Die Stadt Bremen stellte dazu 20 Reiter, das Domkapitel fünf; die Gesammtzahl war 300 Lanzen. Zu einer offenen Schlacht kam es nicht; sie scheint von beiden Theilen nicht gesucht zu sein. Die Verdener verloren ihr unvorsichtig ausgetriebenes Weidevieh bei einem Streifzuge der Thedinghäuser, und die Herzöge ließen sich durch Kundschafter täuschen und machten einen vergeblichen Versuch, die Burg von Langwedel zu überrumpeln. Die bremische Mannschaft zog dagegen von Horneburg aus, wo der Sammelplatz war, in das Herzogthum Lüneburg und „that da trefflichen großen Schaden an Raub und Brand."

Der Rath der Stadt Lüneburg wandte sich dann mit Vermittlungsvorschlägen nach Bremen und die Versöhnung kam rasch zu Stande. Die Herzöge hatten kein Glück im Kriege gehabt, der Erzbischof war überhaupt friedliebend, und gleichsam mit Gewalt hineingezogen, und der Stadt Bremen lag an dem ganzen Gezänk sehr wenig. Der Friede wurde — wahrscheinlich in Verden auf einer Tagsatzung am 24. Febr. 1420 — hergestellt.

Der Erzbischof hatte bald erkannt, daß es ihm keinen Vortheil bringe, wenn er mit der Stadt Bremen in gespanntem Verhältniß lebe. Als daher die oben erwähnten Zwistigkeiten mit der Stadt zu Ende gekommen waren, kehrte er zu der gesunden Politik seines Vorgängers zurück und suchte Bremens Freundschaft. Hätte er länger gelebt, so wären die Verbindungen sehr eng geworden.

Ihm war es nothwendig, um einen Hauptzweck zu erreichen, welchen er als die Aufgabe seines Lebens betrachtete. Wir haben erzählt, wie schon sein Vorgänger sich die größte Mühe gab, die halb oder ganz verlornen Besitzungen des erzbischöflichen Stuhles herbei zu schaffen und wie die Stadt Bremen ihm dabei half. Johann von Slamstorf ging auf diesem Wege weiter. Seine Finanzwirthschaft war gut, hie was en hart karch man. Alles Geld, das er auftreiben konnte, verwandte er zur Einlösung und Verbesserung der Stiftsgüter. Es gelang ihm vollständig; was überhaupt erreichbar gewesen war, wußte er heran zu ziehen und konnte seinem Nachfolger das Stift völlig frei, (vry unde quyt reken unde umbewuren) hinterlassen. Es starb 1421 am 20. December.

Wie die Sittlichkeit der Geistlichen durch den Cölibatszwang gesunken war, erkennen wir aus dem Vertrage, welchen der Erz-

bischof mit dem Domkapitel über die Unterhaltung seiner drei unehelichen Söhne abschloß. Diese anstößige Sache wurde ohne irgend eine Rücksicht in einer öffentlichen Urkunde behandelt. Das sagt Alles. Es war leider traurig genug, daß es jetzt keinen unverheiratheten Geistlichen mehr gab, aber auch schwerlich einen, welcher nicht in ungesetzlicher Verbindung gelebt hätte. Der Erzbischof an der Spitze. Dennoch muß dies Verhältniß etwas anders betrachtet werden. Wenn wir jetzt von fürstlichen Concubinen hören, so denken wir alsbald an Hofkabalen, heillose Verschwendung, unwürdige Gunst und mancherlei Druck des Landes. So war es damals nicht. Eine erzbischöfliche Concubine war keine moderne Tänzerin. Es war eine arme verstoßene Magd, mit Unwillen von ihrer Umgebung geduldet, in gedrückter Lage, von Allen verachtet, selbst von ihrem fürstlichen Liebhaber. Wir haben in der Geschichte von Jahrhunderten kein Beispiel, daß sie sich aus dieser Stellung hervorgehoben hätte. Wir können dies mit großer Sicherheit behaupten, weil sonst Elard von der Hude und Andr. von Mandelsloh, beide Männer der Hofanekdote und Geschichtschreiber der Antichambre, uns eine Fülle von sauberen Erzählungen übergeben haben würden. Sie hätten das nicht lassen können; aber sie sagen wenig, weil wenig zu sagen war. Wir haben nur ein abweichendes Beispiel von einer gewissen Apollonia, welche die gedrückte Lage ihres Standes nicht ertragen konnte, und den Erzbischof in einer schwachen Stunde dahin zu bringen wußte, daß er ihr ein Landgut schenkte, auf welchem sie wohnte, wenn er von Bremervörde abwesend war. Es ist noch jetzt da, liegt in der Nähe von Bevern und heißt Plönjeshausen, nach jener Apollonia so genannt.

In dieser Zeit (1417) kamen zuerst Zigeuner in unsere Provinz, vereinzelte kleine Horden. Sie werden uns beschrieben, wie sie noch jetzt sind, Leute von dunkler Farbe, von schönem Ebenmaß der Glieder, die Männer kräftig, die Mädchen nicht ohne Anmuth. Sie lebten vom Bettel, Kesselflicken, Aberglauben und gelegentlichen Diebstahl. Ohne Hemden, barfuß und barhaupt, zogen sie umher, unverschämt und gierig. Sie aßen jede Speise, selbst das Fleisch verreckter Thiere. Ohne irgend eine Religion und daher im allertiefsten Sittenverderbniß.

Obwohl durch harte Gesetze ihnen der Aufenthalt hier gewehrt und erschwert wurde, haben sie doch immer, namentlich im Sommer, sich in der Provinz als kleine Banden umhergetrieben.

Eine Plage der einsamen Dörfer und Gehöfte. Sie hielten sich bis in die Jahre 1820—30. Die letzte Horde wurde damals auf Kosten des Amts Osterholz nach Amerika gesandt, aber nicht aufgenommen. Sie kehrte zurück und der Besitzer des jetzt zerstückelten Ritterguts Biloh heirathete eines ihrer Mädchen, welche ihm ein sehr wackeres treues Weib wurde. Dort hausete die Bande eine Zeitlang. Als das Gut verkauft wurde, zog sie fort in den Süden und man weiß nichts mehr von ihr.

6. Nicolaus von Delmenhorst.

Nach dem Tode Johannes trat ein Bewerber um die erzbischöfliche Würde auf, welchem schwer zu widerstehen war, Nicolaus, ein geborner Graf von Delmenhorst. Sein Vater, dessen einziger Sohn er war, versprach die demnächstige Verbindung seiner Grafschaft mit dem Erzstift auf ewige Zeiten. Schon lange stand er mit dem Domkapitel in Verhältnissen. Er hatte von demselben ziemlich große Summen geliehen und machte auf obige Weise die Rückzahlung.

Dem Domkapitel war ein so nahe gelegener Grundbesitz von höchstem Werthe. Die Wahl wurde dadurch erleichtert, daß Nicolaus versprach, auf eigene Kosten die Bestätigung des Papstes zu suchen. Einstimmig ward Nicolaus gewählt und ohne Anstand von Papst und Kaiser bestätigt.

Ob er früher schon geistliche Würden bekleidete, wird uns nicht gesagt. Die Hoffnung aber, zu welcher seine Ernennung berechtigte, ging nicht in Erfüllung. Die Zeitumstände gestalteten sich anders und Delmenhorst fiel schließlich an das nahe verwandte Haus Oldenburg.

Die ersten vier Jahre regierte Nicolaus ohne Unruhe und genoß die Früchte der sorgsamen Verwaltung seines Vorgängers. Aber bald entzündete sich aus einer geringfügigen Veranlassung ein großer Krieg, wie eine Feuersbrunst aus einem Funken.

Einige Ritter, welche in Horneburg wohnten, namentlich Erdmann Schulte, machten Raubzüge in das Herzogthum Lüneburg. Den Fürsten dieses Landes mochte die Veranlassung erwünscht sein und sie kündigten dem Erzstift Bremen den Krieg an. Alle benachbarten Fürsten wurden aus manchen Ursachen darin verwickelt.

Die Herzöge hatten an der Stadt Verden, mit welcher ihr Bündniß fortdauerte, einen sicheren Stützpunkt. Hier war ihr Hauptquartier (ere kokenen, ihre Küche) und die Lage und

Festigkeit der Stadt lähmte alle Unternehmungen des Erzbischofs und seiner Bundesgenossen. Diese vereinigten alle ihre Kräfte, um die Stadt den Herzögen zu rauben. In einer langen und dunkeln Winternacht versuchten sie die Erstürmung. Vielleicht wäre sie gelungen, wenn die Schiffe, welche gleichzeitig angreifen sollten, sich nicht verspätet hätten. Ihr Weg war weit, das jetzige Bett der Aller war ein Stadtgraben, welcher mit dem Flusse zusammenhing und sich erst gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts durch Eisgang und Ueberschwemmung einen selbstständigen Weg in die Weser bahnte. Die Schiffe mußten erst weit oberhalb der Stadt sein, ehe sie in den Stadtgraben übergehen konnten. Auf ihre Mitwirkung war der ganze Anschlag gegründet. Als sie nicht rechtzeitig eintrafen, war der Plan verdorben, und Nicolaus zog mit den Seinen wieder nach Bremen.

Zwei große Raubzüge machte er darauf in das Herzogthum Lüneburg, weit über Walsrode hinaus. Brand und Plünderung waren ihr Zweck. Nur Beschädigung der Kirchen war untersagt.

Die Herzöge machten ähnliche Fahrten. Sie suchten die Kirche in Daverden zu verbrennen, aber es gelang nicht vollständig. Die Mauern blieben stehen, obgleich die Glocken zerschmolzen. Es wird erwähnt, daß die Kirchenschänder nachher in Schwermuth und Raserei verfielen, ungeheilt starben und selbst im Tode keine Ruhe hatten.

Die Klostergebäude in Harsefeld wurden ebenfalls beschädigt. Von da zogen die Herzöge nach Burtehude, mußten aber mit großem Schaden abziehen. Auch Horneburg suchten sie durch einen Handstreich zu nehmen und griffen es kräftig an (1425). Der Sturm mißlang und kostete den Lüneburgern viele Leute. Sie gaben aber die Sache nicht auf, sondern entschlossen sich zu einer Belagerung. Diese hatte wegen des halbmarschigen Bodens große Schwierigkeit, die Umschließung konnte nicht dicht genug gehalten werden, denn es wird uns gesagt, daß die Horneburger trotz der Feinde ab- und zugingen, so viel sie wollten. In dem Belagerungsheere entstand obendrein Zwiespalt, wir wissen freilich nicht worüber. Es scheint, als ob die Hessen, welche unter ihrem Landgrafen dabei waren, mit den Lüneburgern sich erzürnten. Es kam beinahe zu Thätlichkeiten und die Anführer hatten viel Arbeit, Schlimmeres zu verhüten.

Die Nachbaren rüsteten sich, dem bedrängten Horneburg zu Hülfe zu kommen. Zwei Tage lang zogen Schaaren wehrhafter

Männer aus Stade und Burtehude, aus dem Altenlande und Kehdingen herbei und vereinigten sich mit den Belagerten.

Unter solchen Umständen konnte es den Feinden nicht gerathen dünken, zu bleiben. In einer Gewitternacht unter Donnern und Blitzen zogen sie eiligst davon. Manche Lebensmittel mußten sie zurücklassen nebst den Bierfässern. Am andern Morgen bemächtigten sich die Horneburger des Lagers, steckten die gefundene Beute auf Stangen und zogen unter Siegesjubel damit in ihren Ort. Seitdem wurde dieser Tag in Horneburg festlich gefeiert und noch jetzt ist am St. Annatage daselbst Ruhe der Tagesarbeit und Gottesdienst.

Der Kriegsschauplatz zog sich wieder in die Nähe von Verden. Um Langwedel wurde gebrannt und Arbergen verheert. Mit geringer Ausbeute. Der Erzbischof machte dagegen noch einen Kriegszug, verdarb den Verdenern ihr Korn und warf ihren Wartthurm nieder.

Endlich ward unter Vermittlung der Hansastädte in Verden der Friede geschlossen. Die Herzöge und der Erzbischof waren persönlich zugegen. Der Krieg hatte ein Jahr gedauert, meistens zum Nachtheil der Lüneburger.

Man erkennt, es waren schon nicht mehr die alten fröhlichen Fehden. Es ging Alles nur auf Raub und Brand aus, ein tapferes Zusammentreffen, eine offene Schlacht wurde ersichtlich vermieden. Es waren nicht die Ritter der alten Zeit.

Bei diesem Kriege tritt uns eine auffallende Bemerkung entgegen. Es wird erwähnt, daß es doch unrecht sei, wenn die Ritter einander aus dem Wege gingen und den armen unschuldigen Bauer beraubten und plünderten. So hätte man schon lange reden können. Aber bisher waren die Ritter betrachtet als die Edelfalken und die Bauern als das Federvieh, welches gejagt und gerupft werden müsse. Jetzt kommen ganz andere Anschauungen, es treten Fragen und Berechtigungen auf, von denen man sonst nicht wußte. Es ist das Morgengrauen einer besseren Zeit. Die Marschgegenden litten wenig oder nichts bei diesen Raubzügen. Sie suchten sich indeß in innerer Einheit mehr und mehr zu stärken. Das Land Kehdingen nahm die Kirchspiele jenseits der Aue Belum, Oppeln und Bülkau in engere Gemeinschaft auf (1423, Febr. 22.). Vorher hatten diese Bezirke zwischen Hadeln und Kehdingen für sich bestanden; jetzt schlossen sie sich gänzlich letzterem an. Sie wollten im Frieden Gunst, Freundschaft und nachbarliche Pflicht erfüllen und im Kriege ihnen treu zur Seite stehen

myd alle unser macht up ere Kost unde unsen schaden. Seitdem bildeten sie eine Landschaft.

Obwohl dieser Krieg vom Erzbischof nicht ohne Glück und Erfolg geführt wurde, so schwächte er doch seine Geldverhältnisse. Es beginnen in dieser Zeit schon die Verpfändungen, welche bald nachher alles Maß überschritten.

Eine andere Fehde entwickelte sich, in welche der Erzbischof nicht ohne Leichtsinn eintrat. Ihr Schauplatz war Ostfriesland.

Zwei Häuptlinge, Okko ten Brock und Fokko Ukena, die beiden mächtigsten Ritter ihres Landes, geriethen in offenen Streit. Es handelte sich um den ersten Rang und höchsten Einfluß. Genug Veranlassungen zum Ausbruch des Zwiespalts waren schon früher dagewesen, aber die Stadt Groningen hatte den Zwist jedes Mal geschlichtet. Denn die beiden Häuptlinge gehörten zu der Partei der Schiringer, einer politischen Faction, deren Haupt Groningen war. Der Stadt lag viel daran, ihre Partei einig zu halten. Zuletzt aber traten so viel Zwistigkeiten hervor, daß sie ihrer nicht mehr mächtig werden konnte.

Der offene Krieg brach aus. Fokko stärkte sich durch ein Bündniß mit dem Bischof von Münster. Auf Okko's Seite stand die ganze Familie von Oldenburg, mit welcher verschwägert war. Zu ihr gehörte auch der Erzbischof Nicolaus. Seiner ganzen Stellung nach hätte er sich wohl fern halten können, da es Okko an Hülfe nicht gebrach, aber Kriegslust oder das Gefühl verwandtschaftlicher Pflicht trieben ihn mitten in die Sache hinein.

Ein großes Heer sammelte sich gegen Ostfriesland. Außer sämmtlichen Oldenburgischen Fürsten die Grafen von Hoya, Diepholz, Rettberg, Tecklenburg und zahlreiche Ritter. Die bremischen Quellen reden von 600 Reitern ohne Schützen und Fußknechte, die friesischen von elftausend Mann. Das stimmt gut überein.

Das Heer zog über Frisoythe nach der ostfriesischen Grenze. Sie kamen nach dem Flecken Detern. Hier lagerte Fokko Ukena mit einem schwachen, aber viel erprobten Heere. Er hatte seine Leute immer zum Sieg geführt.

Es kam zum Kampfe. Das Schlachtfeld habe ich persönlich in Augenschein genommen; es ist wegen der Beschaffenheit des Bodens noch jetzt unverändert. Eine ziemliche große Niederung mooriger Wiesen an der Leda, zur Fluthzeit unter dem Spiegel des Flusses, begrenzt von undurchdringlichem Hochmoor. Nur ein schmaler Damm führt hindurch. Fokko hätte die ganze Fläche ohne

viel Mühe unter Wasser setzen können, die Lage gestattete es, aber es lag ihm mehr daran, den Durchgang sehr schwer, als unmöglich zu machen. Er ließ den Damm völlig frei, aber machte tiefe Gräben, welche rechtwinklig auf denselben stießen und füllte sie durch die Schleusen bis an den Rand mit Wasser.

Die ostfriesischen Geschichtschreiber meinen übereinstimmend, daß die verbündeten Fürsten aus Uebermuth und im Vertrauen auf die Größe ihres Heeres diese Hindernisse nicht beachtet und die Schlacht gesucht hätten. Das ist nach unsern Berichten anders. Am Mittwoch (1426, Sept. 25.) kamen sie schon vor Detern an. Zwei Tage blieben sie ruhig vor dem Damm, ohne ihn zu überschreiten. Sie zeigten, daß sie noch länger zu verweilen die Absicht hätten, denn die Krieger mußten Baracken aufschlagen. Sie erkannten die Schwierigkeit und wußten wohl, was sie thaten. Wenn sie sich dennoch schon am Freitage auf den Kampf einließen, so müssen sehr starke Gründe sie veranlaßt haben. Waren es politische Rücksichten, Mangel an Lebensmitteln, falsche Berichte oder Anderes, wir wissen es nicht.

Sie wagten den Uebergang. Der schlaue Fokko störte den Anfang desselben nicht. Er zeigte zuerst nicht mehr als funfzig Krieger. Als aber der lange Damm voll von Gegnern war, warf er sich plötzlich mit Ungestüm auf sie. Eine heillose Verwirrung trat ein. Die Ritter wurden vom Damm abgedrängt und geriethen zwischen die Sackgassen der tiefen Gräben, wo der weiche Boden und die ausgehobene Erde ihre schweren Pferde kaum zu tragen vermochte.

Die Verbündeten wurden völlig besiegt. Diederich von Oldenburg und der Graf von Tecklenburg konnten mit Mühe entfliehen. Fokko machte mehre Tausend Gefangene, darunter die vornehmsten Herren und auch den Erzbischof Nicolaus, welcher an der rechten Hüfte verwundet im Moore ergriffen ward. Die Anzahl der Gefangenen machte ihn so besorgt, daß er die gemeinen Krieger auf der Stelle und ohne Lösegeld frei ließ. Die vornehmen Herren behielt er in Verwahrsam.

Im folgenden Jahre wurden Friedensverhandlungen eingeleitet. Der Rath von Bremen, der von Groningen, die Vorsteher der Rüstringer und Wurster nahmen sich der Sache an. Die Sache fiel über Erwarten günstig für die Gefangenen aus. Sie wurden sämmtlich ohne Lösegeld freigelassen, auch der Erzbischof, ob-

gleich Fokko vorher gesagt hatte, daß er denselben nicht für 20,000 Gulden aus den Händen geben möchte.

Unsere Geschichtschreiber können sich diese Großmuth Fokko's nicht erklären. Bald meinen sie, die Ueberredung des Bürgermeisters Vasmer und des Rathmanns Johann Vrese habe das Wunder bewirkt, bald schreiben sie es dem Probste Hisko von Emden zu. Aber die ostfriesischen Berichterstatter (besonders Ubbo Emmius, welcher diese verwickelten Verhältnisse meisterhaft darstellt und begründet) kennen die Sache weit besser. Die politische Stellung Fokko's in seinem Lande war künstlich und höchst gefährdet; die Folge bewies, daß sie unhaltbar war. Der große Sieg bei Detern und der bald darnach folgende auf den wilden Aeckern bei Upgant konnte sie nicht kräftigen. Fokko mit seinem kalten und klaren Kopfe erkannte besser als jeder Andere die schwankende unzuverlässige Grundlage seiner augenblicklichen Macht und mußte unter jeder Bedingung aller auswärtigen Gegnerschaft sich entledigen. Jede Aussicht auf fremde Hülfe stärkte seine einheimischen Widersacher. Fokko wußte in anderer Lage das Geld sehr hoch zu schätzen, und es ist ein Beweis seiner staatlichen Einsicht, daß er auf die größten Summen verzichtete, um seine hohe Stellung zu behaupten. Er hat sie dennoch verloren, aber er hat zu ihrer Erhaltung gethan, was Kraft und Klugheit vermögen. Den sehr schnellen Abschluß dieses Handels hat aber der Bürgermeister Vasmer durch schlaue Diplomatie erreicht. Das lehren die erst kürzlich aufgefundenen sehr werthvollen Rüstringer Jahrbücher (Ehrentraut, fries. Arch. 1, 330). Noch vor Beginn der wirklichen Unterhandlungen wußte Vasmer unter den Anhängern Fokko's heimlich Zwietracht zu säen. Er regte die Unterthanen desselben auf, wo lange se ohre lif unde guth wolden to bringen umb der houetlinge homoth willen. Diese Unzufriedenheit wurde dem Häuptling so bedenklich, daß er so rasch wie möglich Frieden schloß.

Der Erzbischof war wieder frei. Der Krieg hatte ihm viel Geld gekostet, welches er meist auf verpfändete Güter erborgt hatte. Bei seiner Rückkehr machte er keine Anstalt, die Besitzungen einzulösen. Seine Finanzwirthschaft war sehr leichtsinnig. Auf der einen Seite lieh er, um auf der andern einen drängenden Mahner zu befriedigen. Er kam immer tiefer in Schulden.

Das Schloß Stotel hatte der Erzbischof für 1100 rheinische Gulden an Heinrich von der Lieth verpfändet. Man gab ihm

Schuld, daß seine Knechte auf der Weser Seeraub getrieben hätten, (dat ere knechte des konynges heerstrate uppe der Wezere rovet unde schinnet hedden). Der Rath von Bremen schickte eine kleine Kriegsmacht aus und ließ das Schloß einnehmen. Heinrich von der Lieth wußte oder stellte sich unschuldig, klagte über Vergewaltigung und kündigte den Bremern die Fehde an. Seine Familie war zahlreich und mächtig. Außerdem verbanden sich viele Adlige mit ihr, welche mit dem Erzbischof in Ostfriesland gefangen gewesen waren. Mehre davon hatten sich übereilt losgekauft, andere sonstigen Nachtheil erlitten; Alle verlangten Entschädigung vom Erzbischof, in dessen Diensten sie den Schaden genommen hatten. Von ihm war aber nichts zu erhalten, weil er selbst in Schulden saß. In ziemlich willkührlicher Weise dehnten sie die Haftbarkeit für ihren Schaden auf das mit dem Erzbischof verbündete Bremen aus und verlangten Ersatz von der Stadt. Die Sache wurde sehr lästig, weil Bremen auch in dem benachbarten Osterstade Händel bekommen hatte. Die bremischen Ritter legten die Wege nach Bremen wüst, namentlich die Handelsstraße zwischen Stade und Bremen. Es war Winter, die Bürger konnten zu Wasser nicht schnell genug Getreide herbeischaffen und zu Lande nichts erhalten. So entstand Theurung. Der Scheffel Roggen kostete in der Stadt 24 Grote, im Stift nur 10.

Die Sache verzögerte sich lange. Die Stadt hatte zu einer kräftigen kriegerischen Anstrengung keine Lust, weil sie mitten in einer wichtigen Verfassungsänderung sich befand, welche, wie immer, mit Blut und Verbannung vollzogen wurde. Die Ritter waren doch zu schwach, um Ernstes zu unternehmen; auf dem Lande ließen sich die Bürger nicht sehen und zu Wasser war ihnen nichts anzuhaben. Der Zustand ward langweilig, es war kein Krieg und doch dessen Unsicherheit; es war kein Friede und doch alle Ruhe desselben. Ein Waffenstillstand auf 14 Tage ward geschlossen, vom Sonntag Reminiscere bis Lätare 1429. Der Abschluß des Friedens kam aber doch nicht gleich zu Stande, die Verhandlungen schleppten sich noch in das folgende Jahr hinein. Der alte Rath in Bremen war vertrieben und der neue noch nicht anerkannt. Als die Verhältnisse der Stadt sich etwas beruhigt hatten, trat auch bald der Friede mit den Rittern ein.

Der Erzbischof, welcher sich um diese Sachen wenig bekümmerte und in Delmenhorst sich gegen seine Gläubiger mit Mühe

wehrte, gerieth in andern Streit. Der Bischof Heinrich von Münster beklagte sich wegen Thätlichkeiten der Bürger in Wildeshausen gegen seine Unterthanen. Nicolaus glich diese Klage auf sehr nachtheilige Weise aus und verpfändete Wildeshausen dem Bischof für 1200 rheinische Gulden. Einen andern Streit hatte er mit dem Grafen Johann von Hoya. Dieser brach in eine wirkliche Fehde mit Blutvergießen, Raub und Gefangenschaft aus. Wir kennen aber weder die Veranlassung noch die Beendigung dieses Zwiespalts. Es scheint unsern Schriftstellern leid geworden zu sein, jeden unbedeutenden Kriegszug zu beschreiben.

Hatte der Erzbischof schon früher genug mit seinen Schulden zu kämpfen gehabt, so wußte er sich jetzt gar nicht mehr zu retten. Das Domkapitel legte sich in's Mittel, es konnte nicht ruhig zusehen, wie die Güter des Stifts in fremde Hände geriethen, aus denen oft eine schwere Erlösung war. Das einzige Mittel, dem Uebel zu wehren, schien die Annahme eines Stellvertreters zu sein, welcher selbst mit Geldmitteln versehen war und dem Erzstifte aufhelfen konnte. Nicolaus ließ es sich gern gefallen, er wußte sich selbst nicht zu helfen.

Zuerst wurde ein Graf, Otto von Hoya, als Coadjutor des Erzbischofs angenommen. Dieser scheint die schlimme Finanzlage anfangs nicht vollständig übersehen zu haben. Er konnte die eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen und mußte zurücktreten.

An seine Stelle kam der reichste Prälat, welchen Norddeutschland damals hatte, der Abt Balduin von Lüneburg. Diesen schien aber die Befreiung des erzbischöflichen Stuhls von seinen Schulden eine so schwere Aufgabe, daß er die ihm angebotene Würde nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß der Papst ihm die Beibehaltung seiner Abtei gestatte. Dies bewilligte der Papst auf sechs Jahre.

Nun kam Balduin mit vielem Gelde und bezahlte Schulden. Er gab vorerst 38,000 Gulden aus. Als aber die Anmeldungen der Gläubiger gar kein Ende nehmen wollten, erklärte er sich rechtskräftig nur auf diejenigen Schulden einlassen zu können, welche der Erzbischof mit Bewilligung des Domkapitels gemacht habe. Dies brachte eine wesentliche Erleichterung.

Nicolaus saß still in Delmenhorst, dessen Besitz ihm vom Papst Sixtus V. auf Lebenszeit bestätigt wurde. Es ging ihm dort nicht gerade behaglich, denn seine Einkünfte waren nun sehr knapp. Sie bestanden außer Delmenhorst in dem Pachtgelde der

Burtehuder Mühle und einigen Einkünften im Amte Hagen. Wenn auch der große Ueberlauf der Gläubiger sich seinem Coadjutor zuwandte, so hatte er doch selbst auch immer mit diesen Dingen zu thun. Aus den größten persönlichen Bedrängnissen halfen ihm nun freilich seine Verwandte. Ihnen lag daran, die Grafschaften Delmenhorst und Oldenburg auf immer zu vereinigen, und sie wußten Nicolaus zu bewegen, daß er noch in seinem letzten Lebensjahre allem Rechte widersprach, welches die bremische Kirche an Delmenhorst zu besitzen glaubte. Obgleich dies der bremischen Kirche zugesprochen war, so wußten die Oldenburgischen Herrscher doch die Zeitumstände so gut zu benutzen, daß Delmenhorst mit ihrem Gebiete vereinigt wurde. Sie liehen dem Rath von Bremen, welcher in augenblicklicher Verlegenheit war, 2000 rhein. Gulden unter der Bedingung, daß er Balduin und seinem Anhang nicht beistehen wolle, wenn es über die Herrschaft von Delmenhorst zum Streit kommen sollte. (Urk. v. 8. Nov. 1438.) Die Oldenburgischen Finanzen waren in dieser Zeit recht schwach; dennoch machten die Grafen es möglich, diese Summe aufzubringen. Man sieht, wie viel ihnen daran lag, die Stadt Bremen dem kommenden Streite fern zu halten. Sie nahmen auch den Erzbischof Nicolaus in die Urkunde als Darleiher auf, was bei dessen gänzlicher Mittellosigkeit einen wunderlichen Eindruck macht. Aber der Schein des Rechts sollte gewahrt werden, und er reichte bei den günstigen Zeitumständen aus. Der Rath von Bremen kümmerte sich um Delmenhorst nicht und die Oldenburger behielten es.

Nicolaus starb auf dem genannten Schlosse nach 1438 an einem unbekannten Tage. Früher hatte das Domkapitel bei der Wahl des Erzbischofs auf die Persönlichkeiten der Bewerber mehr ihr Augenmerk gerichtet, als auf deren äußere Mittel. Dem verdanken wir die Reihe sehr bedeutender Männer, welche wir mit Stolz unsere Erzbischöfe nennen. Von diesem guten Gebrauch war man jetzt zurückgegangen. Man sah auf Reichthum und weltliche Macht, an innerer Begabung schien nichts mehr gelegen. So war Nicolaus gewählt worden. Ein unbesonnener Mann voll Kriegslust aber ohne Kriegskunde; in seinen Unternehmungen war kein Verstand und folgeweise kein Glück. Seine sechszehnjährige Regierung hat Keinem Segen gebracht und am wenigsten ihm selbst.

Friedlichere Zeiten kamen unter der leider nur kurzen Regierung Balduin's. Es war ein gelehrter, kluger und erfahrener

Mann, der troß seines hohen Alters die zerrütteten Umstände des Erzstifts mit vielem Erfolg ordnete.

Er mußte eine Empörung der vier Kirchspiele im Vielande unterdrücken. Diese hatten die Zeit der Gefangenschaft des Erzbischofs Nicolaus in Ostfriesland benutzt und verweigerten alle Abgaben. Balduin unterhandelte vergeblich mit ihnen und mußte zuletzt Gewalt anwenden. Mit Hülfe einiger benachbarten Fürsten brachte er sie zum Gehorsam. Auch die Wurster suchten sich mancher Verpflichtungen gegen den bremischen Stuhl zu entledigen und Balduin hätte gern das Heer gegen sie geführt. Es gelang ihm aber nicht, die Ritter zu diesem Zuge zu bewegen, welcher ihnen zu bedenklich erschien. Seit dieser Zeit war das Verhältniß der erzbischöflichen Herrschaft zu dem Lande Wursten weniger gut.

Balduin starb 1442, Juli 8., und sein Nachfolger wurde Gerhard III., ein geborner Graf von Hoya. Das Werk seines Vorgängers setzte er glücklich fort und ordnete die Verhältnisse des Erzstifts.

Er hat 21 Jahre regiert. Sein Land war ruhig. Bedächtig wußte er diesen friedlichen Zustand zu erhalten. Rund umher tobten Kriege und Fehden, in Osnabrück und Münster und Verden; in Oldenburg war blutiger Familienhader um Delmenhorst; die Lüneburgischen Fürsten führten heftige Züge aus. Aber Gerhard bewies, daß es einem Erzbischof möglich sei, allen Versuchungen auszuweichen. Niemals hat er das Schwert aus der Scheide gezogen, so nahe und lockend auch die Veranlassungen sein mochten. Sein Land hat es ihm herzlich gedankt.

Später wurde es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er aus Liebe zu seiner Familie die Rechte des Erzstifts geschmälert habe. Es war allerdings ein wichtiger, aber auch einziger Fall. Der letzte Graf von Bruchhausen, dessen Herrschaft bei dem Erzbischof zu Lehn ging, war in einer Fehde bei Celle gefallen und die Grafen von Hoya bemächtigten sich seines Landes und verbanden es mit ihren Besitzungen. Gerhard wäre berechtigt und in der Lage gewesen, das Land als ein heimgefallenes Lehen einzuziehen, und nach Umständen vortheilhaft auszugeben oder selbst zu behalten. Er mochte aber seine Neffen nicht beunruhigen, die ganze Sache schlief ein und die Grafen blieben ohne eine Gegenleistung im Besitz. Sie meinten später mehr als ihrer Pflicht zu genügen, wenn sie die leere Form beachteten und einem neuen Erzbischof den Lehnseid für Bruchhausen leisteten.

Auch gegen den Rath der Stadt Bremen soll er anfänglich zu nachgiebig gewesen sein. Als seine Wahl bevorstand, versprachen die Rathsherren, ihren ganzen Einfluß für ihn aufzuwenden, wenn er sich schriftlich verpflichte, während seiner Regierung das verpfändete Schloß Langwedel nicht einlösen zu wollen. Er verstand sich dazu und sagte dem Domkapitel nichts davon. Später soll er dies Versprechen oft beklagt haben.

Nach einer friedlichen Regierung von 21 Jahren starb Gerhard III. im Jahre 1463, Apr. 14. Mit großer Trauer hörte das Land seinen Tod. Seine Herrschaft blieb um so mehr in dankbarer Erinnerung, als die Zeiten unter dem folgenden Fürsten unruhig und kriegerisch waren.

Ein Domprobst in Bremen, Johann Rohde, ein Oheim des bald folgenden Erzbischofs, hatte in Rom einflußreiche Verbindungen. Er bekleidete dort ein Canzlei-Amt und wurde vielfach vom Papste persönlich zu Rathe gezogen. Auf seinen öfteren Reisen nach Rom hatte er den Grafen von Schwarzburg kennen gelernt und lieb gewonnen. Dieser bat ihn, seiner zu gedenken, wenn er für einen seiner zahlreichen Söhne eine geistliche Würde suchte. Der Domprobst ging aus Freundschaft darauf ein und brachte es nach dem Tode Gerhard's durch seinen großen Einfluß bei dem Domkapitel, wie in der römischen Curie dahin, daß der junge Graf von Schwarzburg zum Erzbischof von Bremen ernannt wurde, Heinrich II., erst 23 Jahre alt. In Begleitung von 15 Fürsten hielt er seinen Einzug in Bremen.

Er folgte nicht dem Beispiele seines friedlichen Vorgängers. Schon im ersten Jahre seiner Regierung kam er in kriegerische Verwicklungen.

In der Oldenburgischen Grafenfamilie war der Hader, welcher dort selten aufhörte, in helle Flammen ausgebrochen. Erbtheilungen und Besitzstreitigkeiten waren wie immer die Ursache. Die Kaufleute der Hansastädte, welche einen regen Landhandel dort hatten, litten darunter und wurden beraubt. Klagend wandten sie sich an den neuen Erzbischof, besonders die Bürger von Bremen. Heinrich war viel zu kriegerisch gesinnt, um eine solche Gelegenheit vorübergehen zu lassen. Er stellte ein tüchtiges Heer auf, rückte damit vor Delmenhorst, welches er freilich damals noch nicht gewann, und setzte den Grafen Gerhard, den unruhigsten der Oldenburger Herrscher, dermaßen in Schrecken, daß sich dieser zu einem leidlichen Frieden bequemte. Vorher hatte er den

Erzbischof „einen Dintenkleckser“ genannt, aber nun fügte er sich in dessen Bedingungen.

Dies rasche und kräftige Auftreten Heinrich's erwarb ihm allenthalben Achtung und trug viel dazu bei, daß er schon im dritten Jahre seiner Regierung zum Bischof von Münster erwählt wurde.

Er nahm die Wahl und die damit verbundene Bedingung an, in Münster zu wohnen. Der Papst erlaubte ihm die Verwaltung beider Stifte. Mit Geld war damals Alles in Rom möglich. Heinrich nannte sich nun Bischof von Münster und Administrator des Erzbisthums Bremen.

Es war unmöglich, zwei Sprengel so großen Umfangs geistlich zu verwalten. Aber um die geistliche Verwaltung kümmerte sich jetzt kein Bischof mehr. Das Wenige, das überhaupt darin geschah, sollte vom Domkapitel besorgt werden, und es ward schlecht genug besorgt. Der Bischof war vollständig ein weltlicher Herrscher geworden.

Wenn wir jetzt einmal zurückblicken auf Willehad und Ansgar und Rimbertus — trübe Vergleichung — und doch mochten jene armen bedrängten Männer glücklicher sein, als diese glänzenden Herrscher in aller ihrer Pracht. Jene thaten, was ihres Amts war — ihre Erfolge sind groß gewesen, ihr Name blieb rein und ward mit Ruhm und Ehren bedeckt. Ihre Nachfolger verweltlichten. Wie mancher Erzbischof mag sich auf das Sterbebett gelegt haben mit dem trüben Bewußtsein eines völlig verfehlten Lebens.

Heinrich hat sein Leben in lauter Kriegen hingebracht. Mehre Male zog er mit Hülfe der Hansastädte gegen den Grafen Gerhard von Oldenburg, welcher niemals die Friedensbedingungen erfüllte. Es kam nicht eher Ruhe, bis Gerhard vertrieben ward.

Auch gegen die Friesen hat Heinrich mehrfach gekämpft. Selbst gegen den Herzog von Burgund, Karl den Kühnen, ward er vom Kaiser Friedrich III. zum Feldherrn ernannt. Sein Kriegsruhm und Heldenmuth war groß.

Für unsere Provinz war seine Regierung von geringem Segen. Es wurde beklagt, daß er nie in Bremen wohnte, sondern in Münster. Die Einkünfte aus unserem Lande flossen in eine fremde Stadt, während des Stiftes Schlösser, Mühlen, Häuser und Güter verfielen. Man hatte gehofft, er werde das eroberte Delmenhorst mit dem Erzstift Bremen verbinden, aber wider Erwarten vereinigte er es mit Münster.

Die Provinz war durch die Kriegszüge des Herrschers stark verschuldet. Weil er auf Kleines zu achten keine Zeit hatte, wurden viele Güter dem Stifte durch Privatleute abwendig gemacht.

Doch bleibt ihm der Ruhm, daß er die verderblichen Fehden der Ritter unterdrückte, indem er ihrer Thatkraft in seinen großen Kriegen einen andern Wirkungskreis anwies. Auch für die Sicherheit der Heerstraßen wußte er besser zu sorgen, als seine Vorgänger.

Auch hat er das wichtige Schloß Langwedel dem Stifte wieder erworben. Es war der Stadt Bremen für 4000 Lüneb. Mark verpfändet. Mehre Male hatten Heinrich's Vorgänger die Rückzahlung dieser Summe angeboten, aber die Stadt verweigerte die Annahme mit mancherlei Ausflüchten und Vorwänden. Langwedel war ein sehr werthvoller Besitz, der Schlüssel der Provinz, eine einträgliche Zollstätte und hatte die Gerichtsbarkeit über die 3 Kirchspiele Daverden, Achim und Arbergen. Es lag der Stadt sehr daran, diesen Besitz zu behalten. Als aber (1464) ein großer innerer Zwiespalt in Bremen sich erhob, die Aristokratie mit dem Volke haderte und drei Rathsherren eingekerkert wurden, benutzte Heinrich rasch die günstige Gelegenheit, zahlte der Bürgerschaft die Pfandsumme und erhielt Langwedel wieder. Das hätten die Vornehmen ihm nie bewilligt. Später wurde es sehr beklagt, daß er nicht auch Blumenthal und Bederkesa auf gleiche Weise wieder zu erlangen versucht habe. Aber hier lagen die Dinge anders; es wäre ihm schwerlich geglückt.

Sein Auge war viel nach außen gerichtet und Pläne beschäftigten ihn, die großen Besitzungen herbeizuschaffen, welche der bremischen Kirche entrissen waren. Er dachte an Dithmarschen, das viel begehrte, und ließ sich von dem Papste Urban (1476) seine Rechte an dies Land von Neuem bestätigen. Aber es wurde nichts daraus und Dithmarschen blieb frei.

Weil unsere Provinz im Ganzen sich selbst überlassen und der Erzbischof immer in auswärtigen Kriegen und oft in Bedrängnissen war, so suchten benachbarte Fürsten ihre Macht auf Kosten des Erzstifts zu erweitern. Der Herzog von Sachsen-Lauenburg, Johann IV., löſ'te seine Herrschaft Hadeln, welche an Hamburg verpfändet war, mit vieler Mühe ein (1480), und machte bald darauf (1484) einen Anschlag, sich des Landes Wursten zu bemächtigen. Er behauptete, der Kaiser Sigismund habe diesen Bezirk seiner Familie geschenkt. Das ist sehr möglich; solche Schenkungen waren gegen hohe Kanzleigebühren leicht zu erhalten, aber

völlig nutzlos, wenn sie nicht mit eigener Macht schließlich errungen wurden. Die Umstände schienen günstig. Der Herzog sammelte einige Truppen und rückte mit ihnen in das Land Wursten. Aber er kannte diese Leute nicht. Wenn ihnen der Erzbischof nicht half, so konnten sie es erforderlichen Falls auch selbst.

Die Wurster sahen, daß es sich um ihre Freiheit handele; in einem Augenblick stand das ganze Land in Waffen. Der Herzog verstand vom Kriegshandwerk wenig und hatte sich die Eroberung leicht gedacht. Er wurde aber gänzlich geschlagen, seine Kriegsleute fast alle getödtet und mühevoll rettete er sich mit einer kleinen Schaar nach dem Schlosse Bederkesa. Hier hatte er ein Burglehen und der Eintritt konnte ihm von dem bremischen Befehlshaber nicht wohl verweigert werden. Die Wurster wollten die Sache völlig zu Ende bringen, zogen ihm mit Heeresmacht nach und belagerten das Schloß. Dies war ohne Lebensmittel und der Herzog mit seiner schwachen Begleitung in großer Gefahr. Auf die bremische Besatzung konnte er gar nicht rechnen; sie hielt es jedenfalls mehr mit den Wurstern, als mit ihm.

Waren die Wurster auch im offenen Kampfe sehr wackere Männer, so fehlte es ihnen doch an Wachsamkeit und Belagerungskunst. Die Einschließung der Burg war mangelhaft; sie hielten die Ausgänge zu Lande besetzt, aber sie machten keine Anstalt oder hatten keine Mittel, die Burg von dem angrenzenden See abzusperren. Dies benutzten die Einwohner des nahe gelegenen Ihlienworth; sie kamen Nachts mit Kähnen und holten ihren Herzog aus dem Schlosse heraus. Darauf ward die Burg den Wurstern übergeben; diese wußten mit dem leeren Neste aber nichts anzufangen und zogen wieder in ihr Land.

Der Herzog gab indeß die Sache nicht völlig auf. Die Hadeler waren seit längerer Zeit mit den Wurstern in unfreundlichem Verhältniß und hatten — was selten war — die ernste Absicht, ihrem Fürsten kräftig beizustehen. Darauf gestützt, suchte der Herzog im folgenden Jahre das Schloß Bederkesa zu erobern, um von da die Wurster zu unterwerfen. Aber nun gerieth er mit dem Erzbischof und der Stadt Bremen in Feindschaft. Die Sache sah mißlich aus; indeß nahm sich der Churfürst von Brandenburg derselben an und vermittelte den Streit. Da die Ansprüche des Herzogs sich besonders auf sein Burglehen in Bederkesa bezogen, so ward ausgemacht, der Zwist solle durch ordentlichen Rechtsgang vor dem Reichskammergericht ausgetragen werden.

Der Herzog mußte sich dazu verstehen, ungern genug, aber es fehlte ihm an Geld. Die Hadeler Stände waren immer karg und der Fürst hatte wieder zu Verpfändungen seine Zuflucht nehmen müssen.

Kaum war diese Zwistigkeit leidlich beruhigt, so trat ein anderer Streit hervor. Der letzte der Herren von Elm war gestorben. Diese wohnten in dem Dorfe Elmlohe, wo sie auch die Kirche (1346) gegründet hatten, umme mannigerley Varlichheit und des weges langheit und umme der Todtvintschop, de genant (bekanntlich) twischen uns und den Fresen iss, dat wy in unser moderkerken to Debstede tho seker (gewissen) tyden nicht mogen kamen. Die Stadt Bremen machte Anstalt, die bedeutenden Güter des Herrn von Elm einzuziehen, weil er ihr Lehnsmann und ohne Kinder war. Sein Verwandter, Cord von der Lieth, besaß Burglehen in Elmlohe und widersetzte sich der Einziehung. Auf friedlichem Wege hätte er, wie die Folge lehrte, Vieles erreichen und große Vortheile aus der Erledigung gewinnen können, aber Alles, was Lieth hieß, haßte Bremen auf das Heftigste. Statt sich mit der Stadt zu vereinbaren, übertrug er seine Elmloher Burglehen an Bremens Feind, Johann IV., und ließ sich von demselben das Dorf Kuddewörden in Lauenburg geben. Dieser warf einige Mannschaft in die Burg und verweigerte die Herausgabe. Die Bremer wußten ihn aber bald zu zwingen. Sie riefen die Wurster zu Hülfe, welche augenblicklich kamen, und schafften von Bremen schweres Geschütz vor das Schloß. Dies war freilich sehr fest, lag in tiefem Morast und durch zwei Gräben geschützt. Aber die Belagerungswaffen waren sehr vervollkommnet. In wenigen Tagen war die Burg so hart bedrängt, daß sie sich übergeben mußte. Sie wurde völlig abgebrochen. Die Burgstelle ist indeß noch sehr gut kenntlich. Von den großen Steinkugeln, womit das Haus beschossen wurde, sind noch mehre im Dorfe vorhanden; eine ist zum Andenken in die Kirche eingemauert.

Als der Herzog Elmlohe verloren hatte, bereute er den Tausch mit Cord v. d. Lieth und entzog ihm unter nichtigen Vorwänden das Dorf Kuddewörden. Durch alle diese verfehlten Dinge gerieth Cord's Sohn, Antonius, in tiefe Schwermuth, aber sein Enkel nahm die Sache wieder auf, klagte bei dem kaiserlichen Kammergericht und erhielt Kuddewörden durch Rechtsspruch zurück. Auch von der Stadt Bremen erhielt er alle früheren Besitzungen als

Lehen unverkürzt wieder; die Streitigkeit war zu Ende und über den ganzen Hader war schon lange Gras gewachsen. Seitdem finden wir die Familie v. d. Lieth immer auf Seiten der Stadt Bremen, wenn diese mit den Erzbischöfen in Zwist gerieth.

Das Geschlecht v. d. Lieth blühte bis in die neuere Zeit und ist auf das Engste mit der Geschichte der Provinz verbunden. Aber am Ende des vorigen Jahrhunderts erlosch diese an Gütern und Mitgliedern reiche Familie. Alle ihre jungen Männer starben in unglücklicher, gewaltthätiger und zum Theil grauenvoller Art. Wie durch ein düsteres Verhängniß.

— Da der Erzbischof Heinrich sein Leben mit lauter weltlichen Dingen hinbrachte, konnte die immer größer werdende Sittenlosigkeit der Geistlichen an ihm keine Schranke finden. Das Uebel ward von Jahr zu Jahr ärger. Hie und da trat wohl einmal ein Versuch der Besserung hervor, aber ohne nachhaltige Folgen. So in Burtehude. Hier war Gerhard Halepage Priester an der Petrikirche, ein ernster, thätiger und, wie es scheint, sehr reicher Mann. Er baute einen Altar in seiner Kirche mit einem merkwürdigen Gemälde, welches nicht ohne Kunstwerth ist und auch das Bild des Stifters trägt. Es wird nebst dem Altar sehr gut unterhalten und ist ein Schmuck der Kirche. Von diesem Halepage stammen viele wohlthätige Vermächtnisse, welche noch jetzt den Namen des Gründers in dankbarem Gedächtniß der Nachwelt bewahren.

Aber nicht bloß äußerlich suchte er seiner Kirche wohlzuthun, sondern auch ihr geistliches Leben zu bessern. Mit den dreizehn Priestern, welche seine Genossen an der Kirche waren, machte er ein freiwilliges Verbündniß (Urk. v. 10. März 1469 im Burt. Stadtarch.), sich aller Concubinen zu enthalten. Die Schrift macht einen trüben Eindruck. Es ist doch eine sehr einfache Sache, dieser Entschluß, fortan ohne Buhldirne im Hause zu leben, — aber wie ist das verclausulirt, wie schwerfällig das Verfahren der Entlassung, wie gelinde die Strafe einer etwaigen Uebertretung. Daß diese schriftliche Vereinigung so viel wie gar nichts nützte, kann ein unbefangenes Auge wohl erkennen. Es mochte auch bei Halepage nur eine Art Gewissensberuhigung sein; er wollte doch etwas gethan haben, sein sittliches Bewußtsein zu befriedigen.

Denn es gab auch damals Männer, welche wohl erkannten, daß dieser Zustand der zuchtlosen Geistlichkeit ein Ende nehmen

müsse. Es ist uns das Wort eines Predigers in Cappeln (Lüder Rickeldes, 1420—1503) aufbewahrt, welches er oft aussprach, „es würde das helle Licht des Evangelii in diesen Ländern bald aufgehen; weil er aber selbst es nicht mehr erleben könnte, so möchte man ihn außerhalb der Kirche unter dem Tropfenfall begraben, damit die Tropfen, welche von einem reinen und heiligen Gotteshause fielen, ihn im Grabe noch befeuchten möchten.“ Er ward auch, wie er es bestimmt hatte, an der Nordseite der Kirche unter dem Tropfenfall begraben, wo sein Leichenstein noch zu sehen ist.

Solcher Männer mag es damals mehre gegeben haben. Ihre Mühe war vergeblich, ihre Mahnung in den Wind geredet. Denn man glaubt keiner Weissagung, bis sie erfüllt ist.

7. Schluß.

Heinrich II. hat 33 Jahre regiert, aber sein Erzstift Bremen nur als eine Beigabe der Macht und eine finanzielle Hülfsquelle angesehen. Von unmittelbaren Kriegstrübsalen blieb unser Land verschont, aber es mußte Geld und Menschen zu Heinrich's auswärtigen Unternehmungen hergeben. Die Stiftsgüter verfielen. Niemand hatte von der Abwesenheit und Unaufmerksamkeit des Bischofs Vortheil, als die Stadt Bremen. Sie benutzte die Umstände zur Erweiterung ihrer Selbstständigkeit und Gerechtsame.

Als Heinrich II. (1496, Dec. 24.) gestorben war, sah sich das Domkapitel nach einem Mann um, welcher friedliebend und reich genug wäre, um die zerrütteten Verhältnisse des Erzstifts in Ordnung zu bringen. Die meisten Wahlstimmen fielen auf den Domprobst Johann Rohde den Jüngeren, bei welchem man diese Eigenschaften zu entdecken glaubte. Es hatten sich freilich sehr vornehme Herren um die erzbischöfliche Würde beworben, Johann von Sachsen-Lauenburg und Otto von Oldenburg, aber das Domkapitel suchte einen Mann, welcher ohne fürstliche Verbindungen und damit der Gefahr entnommen war, in fürstliche Verwicklungen zu gerathen.

Der Gewählte, damals etwa 52 Jahre alt und in unserer Geschichte Johann III. genannt, hatte von seinen Eltern und dem Oheim ein ziemliches Vermögen ererbt und stand mit Recht in dem Ruf eines thätigen, frommen und ruhigen Mannes. Er war oft in Rom gewesen und bei dem Papst in großem Ansehen.

Die Familie Johann's war bürgerlich und wohnte in Bremen. In späteren Zeiten, wo auf die Geburt ein übertriebener Werth

gelegt ward, haben sich unsere Schriftsteller Mühe gegeben, sein Geschlecht als ein adliges oder mindestens als ein patricisches zu beweisen. In unserer Provinz wohnte eine alte Adelsfamilie Rohde und in Bremen war ein Patriciergeschlecht gleiches Namens. Mit der ersten hat Johann gewiß keine verwandtschaftliche Verbindung und der Zusammenhang mit der zweiten ist auch nur durch Vermuthungen nachweisbar. Sein Vater war ein Rathsherr und sein Großvater ein Schuhmacher. Renner sagt dies bestimmt und Crantz deutet es an; beide lebten noch zu Johann's Zeit und konnten es wissen. Gegen diese Zeugnisse fallen alle späteren Nachrichten weg.

Kaum war er gewählt und vom Papst und Kaiser bestätigt, als sich auch schon die Ungunst der Menschen und Zeiten gegen ihn erhob. Die benachbarten Fürsten sahen scheel, daß sich eines bremischen Bürgers Kind ihnen als ebenbürtig zur Seite stellte, die Stiftsedelleute nahmen ungern den zum Herrn, welcher geringer als sie gewesen war. Das Domkapitel selbst erpreßte von ihm den ostfriesischen Zehnten von Norden und übergab ihm erst dann sein Palatium in Bremen. (Urk. im Arch. zu Aurich.)

Beim Antritt seiner Regierung kam er mit dem Ersten seiner Untergebenen in Verdrießlichkeiten. Die Canzleigebühren, welche die römische Curie für die Bestätigung eines Erzbischofs erhob, waren ungemein gesteigert. Johann mußte sie bezahlen. Er bat, wie es in allen Stiften Sitte war, um die Wiederstattung derselben von Seiten des Landes. Alle widersetzten sich. Der Druck sei unter seinem Vorgänger groß und schwer gewesen; man erwarte Erleichterung, nicht ein Steigen der Abgaben. Wenn der neue Herr aber auf den Ersatz beharre, so werde man ihm „die Bede" verweigern. Dies war eine ursprünglich freiwillige Abgabe der Unterthanen beim Antritt des Fürsten, auch precaria, subsidium charitativum und Willkommen genannt. Sie war beträchtlich. Alle Unterthanen bezahlten 4 Grote oder 4 Schilling, je nachdem bremer oder hamburger Geld gebräuchlich war; die Adligen und Städte mehr, obgleich immer mit Widerstreben.

Johann ließ den Ersatz der römischen Gebühren fallen. Er begnügte sich mit der Bede.

Kaum hatte Johann seinen Antritt und dessen Kosten in Ordnung gebracht, als sich in der unmittelbaren Nähe Bremens eine Empörung erhob. Der geringere Theil der Stedinger, welcher noch unter erzbischöflicher Hoheit stand, hatte unter dem kriege-

rischen Heinrich sich ruhig verhalten, aber benutzte nun die ersichtlich schwache Stellung Johann's, um die alte Freiheit wieder zu gewinnen. Sie kündigten dem Erzbischof den Gehorsam auf und behaupteten, sie wären ein freies Volk seit Karl d. Gr. Zu dessen Zeit hat es freilich noch gar keine Stedinger gegeben, nicht einmal bewohnbares Land in der Gegend, aber der alte Kaiser hat mit seinem Namen manchen Freiheitsversuch decken müssen. Der Graf Johann von Oldenburg war auf's Engste dabei betheiligt, diesen Aufruhr in Grenzen zu halten. Wenn derselbe glückte, so ergriff er unzweifelhaft auch die Oldenburgischen Besitzungen. Schnell gefaßt raffte er etwas Kriegsmannschaft zusammen, überraschte die Stedinger und brachte sie ohne Kampf durch seine Entschlossenheit zum Gehorsam.

Sie hielten nicht lange Ruhe. Am Pfingstabend 1500 empörten sie sich wieder. Dies Mal hatte der Aufruhr größere Ausdehnung gewonnen und auch einen Theil des Butjadingerlandes ergriffen. Wiederum sammelte der Graf Johann ein kleines Heer, rückte vor, ehe die Empörung sich befestigt hatte, erschlug von den Aufrührern 280 Mann und ließ sich auf's Neue den Eid der Treue schwören.

Aber nur ein Jahr dauerte die Beruhigung. Einige Friesen, welche außer Landes gewesen waren, kehrten zurück, besetzten Rodenkirchen und verkündigten die Freiheit. Alles fiel ihnen zu.

Der Graf von Oldenburg sah ein, daß er dies Mal der Empörung nicht gewachsen sei. Er wandte sich an den Erzbischof Johann. Dieser konnte mit eigener Kraft ihm wenig helfen. Seine Finanzen waren noch lange nicht geordnet und die Stiftsedelleute, welche in solchem Falle ihm beizustehen verpflichtet waren, zeigten Widerstreben und Uebermuth. Auf einer Landtagsversammlung in Basdahl (1499) forderte er die Ritterschaft zur Hülfe auf. Sie zeigte sich sehr schwierig und ein Adliger, Warner von der Hude (Ritterhude), hatte die Unverschämtheit, bei diesen Verhandlungen aus einem Stückchen Holz einen Leisten zu schnitzen, denselben umher gehen zu lassen und zu sagen, der Erzbischof möge bei seinen Vettern und Freunden Hülfe begehren. Johann erkannte die Anspielung und sprach die Drohung aus, er wolle ihnen über den Leisten einen Schuh machen, welcher sie übel genug drücken werde. Dies Wort hat man später mit Unrecht darauf bezogen, daß er einen so bitterbösen Mann zum Nachfolger bestimmte, Christoph von Braunschweig. Dieser war aber erst ein

Knabe von 12 Jahren, über dessen Persönlichkeit sich nichts voraussagen ließ. Johann erwählte ihn nicht aus Kenntniß derselben, sondern aus augenblicklicher Noth. Er konnte die Stedinger nicht zum Gehorsam bringen und im Lande Hadeln erhob sich gegen ihn eine ebenso drohende Gefahr. Der Hülfe konnte er nicht entbehren. Er erkaufte sie bei dem Herzog Heinrich von Braunschweig und nahm als Vergeltung dessen Sohn Christoph zum Gehülfen und demnächstigen Nachfolger an. Er bedang sich dabei aus, so lange es ihm gefalle, das Stift allein zu regieren. Der Coadjutor sollte sich unaufgefordert in keine Kirchensachen mischen. Zum Leibgedinge behielt sich Johann das Schloß Hagen vor, seinen Lieblingssitz, wo er auch die letzten fünf Jahre seines Lebens verweilte. Der Papst bestätigte den Vertrag und bestimmte, daß der Coadjutor im 27. Jahre seines Alters fähig sein sollte, das Erzstift selbstständig zu übernehmen.

Herzog Heinrich ergriff des Erzbischofs Sache mit großem Ernste, reisete persönlich bei den benachbarten Fürsten umher und brachte ein großes Heer auf. Jetzt folgte auch die bremische Ritterschaft wohl oder übel.

Man zog in das Stedingerland. Die Jahreszeit war schon etwas ungünstig, aber das Heer hatte sich nicht eher zusammenbringen lassen. Dennoch ging es anfangs gut. Der September war trocken, das Land war fest und die Stedinger flüchteten mit ihrem Vieh in Bruch und Moor. Ihre Vorrathshäuser waren gefüllt und boten dem Kriegsvolke die Mittel des Unterhalts. Die Verbündeten rückten vor, aber konnten die Bauern nicht zum Stehen bringen. Allenthalben kleine Kämpfe und Ueberfälle, aber keine entscheidende Schlacht. Allmählig kam die nasse Zeit und die Bewegungen des verbündeten Heeres wurden schwerfällig. Die Vorräthe waren aufgezehrt, man konnte die Bauern nicht kräftig fassen und war entschlossen, sich für dies Mal zurückzuziehen. In dieser Lage traten die Städte Bremen und Lüneburg, wie die Vorsteher des Landes Wursten, in's Mittel. Auf ihre Veranlassung kamen die streitenden Parteien in Lehe auf dem Rathhause zusammen und trafen dort einen dauernden Vergleich. Die Empörer erklärten sich zur Unterwerfung bereit und den Erzbischof für ihren Oberherrn. Herzog Heinrich hatte aber schon früher dem Grafen von Oldenburg versprochen, ihm das Land nach der Unterwerfung als ein von dem Erzstift abhängiges Lehen zu übergeben. Dies geschah nach dem Leher Vertrage. So ist Stedingen für das Erzstift

verloren gegangen, dies Stedingen, welches mit so viel Mühe und Blut von den Erzbischöfen behauptet war.

Eine andere kleine Provinz war in derselben Gefahr, das Land Wursten. Der Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg suchte es zu erobern. Ihm hatte sein Vater das Land Hadeln, das erbliche Besitzthum des Hauses, noch bei Lebzeiten übergeben, aber es brachte weit weniger ein, als die Größe und Fruchtbarkeit des Bezirkes erwarten ließ. Die Landstände von Hadeln waren in Geldsachen zurückhaltend und der Allodial-Grundbesitz der sächsischen Fürsten war daselbst unbedeutend. Ihre Einnahmen bestanden in einem Bewillkommnungsgeschenk und den Gerichtsgebühren und Brüchen; davon war kaum der Grefe zu ernähren. Dennoch haben diese Fürsten dort sich keine Uebergriffe gestattet; sie begnügten sich, ihr Volk sanft zu regieren und es glücklich zu wissen. Die seltenen Unruhen gingen von den Einwohnern selbst aus. Die geringe Macht ihrer Fürsten suchten sie oft zu schmälern. Wie denn Undank der Welt Lohn ist. Und Niemand ist undankbarer, als ein lange gut regiertes Volk. Denn es kennt das Gegentheil nicht.

Im eigenen Lande ließ Magnus die Dinge, wie sie waren, aber die unsichere Stellung des bremischen Erzbischofs und seiner Ritter Abneigung bewogen ihn zu einem kriegerischen Anschlag auf das Land Wursten. Hier gab es reiche Zehnten und in einem eroberten Lande war überhaupt eine vortheilhafte Einrichtung zu treffen. Er hatte schon lange ein begehrliches Auge darauf gerichtet und suchte zuerst Beistand bei dem Herzog Heinrich von Braunschweig. Diesem übersandte er den Entwurf eines Vertrages (v. 7. Dec. 1498, bei Pfeffinger 1, 531), welcher aber so wenig Vortheile bot, daß der Herzog ihn gar nicht bestätigte oder sich gleich davon zurückzog. Magnus mußte sein Heil mit eigenen Kräften versuchen. Ohne einen Vorwand zu suchen und ohne eine Erklärung zu geben, sammelte er eine Anzahl Truppen, namentlich aus Dithmarschen, und überzog das Land Wursten.

Der Erzbischof, noch mit Stedingen beschäftigt, suchte Hülfe. Er fand sie bei den Städten Bremen und Hamburg. Diese empörte an sich das gewaltthätige Benehmen des Fürsten gegen einen schwachen Gegner, der von Verlegenheiten aller Art umgeben war. Mehr Gefahr sahen sie aber darin, daß ein Fürst die Mündungen der Elbe und Weser beherrschen könnte. Mit großer Eifersucht blickten sie auf jede Verwicklung, welche dahin führen konnte.

Sie machten ein Bündniß mit dem Erzbischof. Die Städte sollten je 500 Mann zum Kriege stellen, der Erzbischof 300. Dies schien auszureichen, denn aus dem Lande Hadeln konnte Magnus auf keine Hülfe rechnen. Für ihre Fürsten gingen die Hadeler nicht in den Tod, sie mochten dafür nicht einmal in den Geldbeutel greifen.

Die Kriegsvölker wurden versammelt und zogen geraden Weges nach dem Lande Hadeln. Magnus hatte seine Truppen aus Wursten zurückgenommen und erwartete die Gegner. Bei Otterndorf kam es zu einem Treffen. Die Dithmarschen hatten sich über die Stadtsoldaten Hamburgs vorher lustig gemacht, büßten aber die Prahlerei mit dem Verlust von 70 Todten. Magnus wurde geschlagen und entfloh. Die Sieger theilten unter sich das Land nach vorher getroffener Abrede. Die Hadeler sahen ruhig zu und rührten keine Hand, als habe der ganze Vorgang für sie keine Bedeutung.

Der Herzog Magnus reisete bei den benachbarten Fürsten umher und suchte Hülfe. Alle seine Klagen über das entrissene Erbtheil wirkten nichts. Kein Fürst hatte Lust, sich an einem Kriege mit den mächtigen Hansastädten die Finger zu verbrennen. Jetzt war bei den Kriegen das Geld die Hauptsache und jenen reichen Städten ging das Geld am spätesten aus.

Schwerlich würde Magnus sein Erbland wieder gesehen haben, wenn sich ihm nicht zufällig ein sehr kräftiges Hülfsmittel angeboten hätte. Dies war die große oder schwarze Garde.

Sie bestand aus einem wohlgeordneten Truppenkörper von 4000 bis 6000 Mann, je nach der Zeit. Alle zu Fuß, gänzlich ohne Reiterei, sehr gut bewaffnet. Aus allen Stämmen Deutschlands ergänzte sie sich und nahm dazu Schweizer, Niederländer, Italiener, Franzosen, Spanier, Schotten, selbst einige Mohren, auf. Aber streng wurde darauf gehalten, daß nur Deutsche zu Anführern gewählt werden konnten.

Ihre Organisation war vortrefflich. Man kann es schon daraus erkennen, daß sie trotz großer Verluste sich immer rasch vervollständigte und beinahe hundert Jahre lang in gefürchteter Thätigkeit blieb. Ein kräftiger Kern, der wahre Nerv einer Armee war immer in ihr.

Die Verfassung war demokratisch, so lange es Wahl der Hauptleute, die Berathung der Anschläge und den Abschluß einer Unternehmung galt. Dies geschah „im Ringe", d. h. in offener

Versammlung. Waren aber diese Sachen erledigt, so trat die strengste Disciplin ein. Sie war nöthig, denn die große Masse bestand aus halb oder ganz mißrathenen Menschen von hoher und niedriger Geburt. Wir finden unter ihnen Mitglieder sehr angesehener Geschlechter, Söhne von Bürgermeistern, Verwandte von Bischöfen und Grafen. Wem der Boden des eigenen Landes unter den Füßen zu heiß wurde, der ging unter die schwarze Garde. Die letzte Zuflucht eines verlornen Kindes. Hätten wir ein Tagebuch von einem dieser Lanzknechte, wie wir deren mehre aus dem dreißigjährigen Kriege besitzen, es würde uns viel erzählen können.

Die schwarze Garde hatte vielen Fürsten gedient. Bei dem Herzog Albert von Sachsen, Kaiser Maximilian, dem Herzog von Geldern, dem König von Dänemark war sie in Sold gewesen. In vielen Kriegen hatte sie sich einen gefürchteten Ruf erworben. Allenthalben kannte man die Namen ihrer Anführer, Ulrich von Dornum, Junker Slenz, Kogeler, Detfurt von dem Bussche u. A.

Sie trieb sich in dieser Zeit unbeschäftigt in Brabant und Flandern umher. Dort gab es eine Menge befestigter Städte, wo die Garde nicht eindringen konnte. Sie ernährte sich von Plünderung des platten Landes, denn leben mußte sie. Aber die Bauern flüchteten und wo die Städter einen Trupp von der Garde überfallen konnten, hingen sie alle sofort auf. Die Garde litt Noth und folgte daher gern der Aufforderung des Herzogs Magnus, ihm das reiche Hadeln wieder zu erobern.

Der Herzog führte ohne Aufenthalt die schwarze Schaar aus Geldern durch das Gebiet von Oldenburg an die Weser. Es war Winter und der Fluß ging mit Eis. Eine Ueberschiffung war nicht möglich. Die Truppen wandten sich daher seitwärts und zogen durch Wildeshausen in das Bisthum Verden. Der Bischof Barthold daselbst konnte sich ihnen nicht widersetzen. Er verweigerte ihnen zwar den Eintritt in die Stadt, aber erlaubte den Bau einer Brücke unterhalb Verdens. Von da zogen sie durch die Provinz und suchten die Elbe zu erreichen. Stade und Burtehude waren bedroht, aber es fehlte der Garde an Belagerungswerkzeugen. Sie warteten auf Frost, um über die Stadtgräben gelangen und die reichen Ortschaften plündern zu können. Aber es kam kein Frost, welcher gangbares Eis bildete. Dadurch blieb auch das Alteland verschont. Die Garde kannte von Holland her die Gefahr, welche regelmäßigen und schwer bewaffneten Truppen

in Marschgegenden droht. Nur im äußersten Falle wagten sie sich bei ungünstiger Jahreszeit daran.

Sie blieben, längere Zeit auf Frost wartend, in der Nähe von Burtehude und hatten in den lüneburgischen Dörfern Quartier genommen. Das dürftige Land daselbst konnte kaum seine eigenen Einwohner ernähren, geschweige eine so große Kriegerschaar. Weil es derselben an Reiterei fehlte, konnte sie aus der Ferne nur wenig Lebensmittel herbeischaffen. Sie litt Hunger und Mangel. Alt- und Neukloster wurden geplündert; die Gebäude schließlich in Brand gesteckt. Man wollte behaupten, die Burtehuder hätten das Feuer hinein geworfen und nicht die Garde, weil die Nähe der Klöster ihnen vielfach lästig und nachtheilig war.

Harsefeld litt stark, wurde geplündert, aber nicht verbrannt. Ebenso Zeven und Himmelpforten. Aber die Mönche und Nonnen waren in die Städte geflüchtet. Das Marienkloster, welches bei Stade unmittelbar an der Stadtmauer lag, wurde durch Beschluß des Raths gegen das Versprechen eines Neubaues in der Stadt abgebrochen. Es war nicht wohl zu vertheidigen und konnte leicht vom Feinde genommen werden.

Der ganze Winter ging mit kleinen Streifzügen hin, das Wetter blieb für Kriegsunternehmungen immer ungünstig, weil kein starker Frost kam. Beim Eintritt des Frühlings zog Magnus mit seiner Garde von Zeven über das Gnarrenburger Moor nach Lehe. Unterwegs ward Alles geplündert und nur die adligen Güter verschont. Die Ritter hielten es, wenn auch nicht offen, doch im Geheimen mit Magnus.

Die Wurster hatten den Sturm lange vorhergesehen. Sie waren bereit, die Garde zu empfangen. Unter allen Marschbewohnern unseres Landes nöthigt uns kein Bezirk zu so großer Achtung, als die kleine Provinz Wursten. Ihre Verfassung war die einfachste unter allen Marschländern, und das ist ein gutes Zeichen. Sie lebten still und einfach und waren ihrem Herrn gehorsam. Aber wenn ein Feind sich nahete, stand das ganze Land auf wie Ein Mann. Wurden sie zum Kriege gezwungen — und nur dann kriegten sie — so hatten sie die sonderbare Sitte, die Fahne des Landes, welche das Zeichen des Todes trug, einer muthigen Jungfrau anzuvertrauen. Diese war freilich nicht die einzige, sondern Hunderte von Weibern gingen mit in den Kampf. Bei den Kämpfen, welche später vorfielen, wird uns

immer erzählt, wie viel Weiber gefallen sind. Es mußten kräftige Männer werden, welche von solchen Müttern geboren wurden.

Die Garde mochte wohl wenig von dem Muth und Kriegsgeschick der Wurster wissen, denn seit undenklicher Zeit hatten diese keinen nennenswerthen äußeren Streit gehabt. Als die Garde langsam heranzog, hatten die Wurster dem Erzbischof, welcher in Bremervörde war, 300 Mann zu Hülfe gesandt*). Die Ernährung derselben wurde ihm aber schwer, und er schickte sie zur Vertheidigung ihres eigenen Landes zurück. Nach der Besetzung von Lehe war es aber keinem Zweifel unterworfen, daß Wursten den ersten Angriff erleiden würde. Die Einwohner schrieben eilig dem Erzbischof, er möge ihnen Hülfe senden, denn sie könnten allein das Land nicht halten. Dieser that, was er vermochte, raffte schnell 700 Mann zusammen und schickte sie unter Barthold von Sandbeck in's Land Wursten. Mit diesen vereinigt gingen die Einwohner den Feinden muthig bei Weddewarden entgegen. Sie beschränkten sich nicht auf die Vertheidigung, sondern machten einen so furchtbaren Angriff, daß die Garde nachgab und zurückweichen mußte.

Ihr Anführer, Ulrich von Dornum, war im Anfang des Zusammentreffens von einer Flintenkugel durch das Bein geschossen und dadurch genöthigt worden, nach Haus zurückzukehren. Später erinnerte er sich gern dieses Zufalls und freute sich, dadurch eines höchst unangenehmen Oberbefehls entledigt worden zu sein, denn er habe nie bessere Soldaten, aber auch nie verworfenere Menschen gesehen, als seine eigenen Truppen.

Als die Garde mit blutigen Köpfen von den Wurstern zurückgewiesen war, zog sie in das Land Hadeln, eroberte es mit leichter Mühe und trieb sich darauf zwecklos an der Grenze der Provinz umher. Magnus war herzlich gern ihrer ledig und dem Erzbischof war sie ein Pfahl im Fleisch. Von selbst ging sie gewiß nicht und Johann hatte kein Geld, um ihren Abzug zu erkaufen. Wiederum half Herzog Heinrich von Braunschweig. Er veranstaltete sogleich die Ansammlung eines Heeres und bestimmte mit großer Umsicht die Plätze zur Vertheidigung, wie zum Angriff. Es konnte

---

*) Die obige Darstellung weicht in manchen Stücken von der gewöhnlichen Beschreibung dieser Händel ab. Aber wir haben einen bisher unbenutzten Bericht von Melch. v. d. Lieth (Stad. Cop. Bd. IX., 39) zu Grunde gelegt, welcher, gleichzeitig geschrieben, die Verhältnisse sehr gut erzählt.

der Garde sehr übel ergehen, ein geordnetes Heer vor sich und bewaffnetes Volk an allen Seiten. Der Herzog war schon im Begriff, ernstlich loszuschlagen, als zu rechter Zeit der König Johann von Dänemark sich dazwischen warf. Er schickte Gesandte und ließ um freies Geleit für die Garde bitten, welche er in Dienst genommen habe. Er sagte freilich nicht, zu welchem Zwecke es geschehen sei, aber es war ein öffentliches Geheimniß, daß sie gegen die Dithmarschen bestimmt wäre. Es wurden Verhandlungen eröffnet und abgeschlossen. Die Garde erhielt freies Geleit und kam nach Bremervörde. Friedlich durchschritt sie die Provinz und zog über den Flecken Winsen an die Elbe. Es war hohes Wasser und nasse Jahreszeit; die Garde konnte nur mit Mühe durch die kothige Marsch kommen. Ernstlich überlegten die Einwohnek, ob sie nicht den Deich durchstechen wollten. Dann wäre die ganze Garde ertrunken. Aber es unterblieb. Ohne eine Ahnung der großen Gefahr, welche drohte, setzte sie über die Elbe und zog langsam nach Dithmarschen. Hier wurde sie von den Lanzen der Bauern bis auf den letzten Mann vernichtet und fand auf den schlammigen Aeckern von Hemmingstedt die Ruhe, welche sie weder Andern noch sich gegönnt hatte.

Herzog Magnus schloß Frieden mit dem Erzbischof (1500 Jan. 20) und blieb im Besitz von Hadeln.

Er hatte auch Ansprüche auf die Herrschaft Bederkesa gemacht, weil er daselbst einige Burglehne besaß, und den bremischen Amtmann Nic. von Horn daraus vertrieben. Auch diese Sache wurde beigelegt. Herzog Heinrich von Braunschweig brachte eine Vermittlung zu Stande, wodurch der Streit nicht durch Gewalt, sondern im Wege Rechtens entschieden werden sollte. Bei Strafe von 4000 rhein. Gulden ward alle Anwendung von Waffen untersagt. Es wurde ein Proceß bei dem kaiserlichen Kammergericht anhängig gemacht. Nachdem derselbe, wie gebräuchlich, 60 Jahre gedauert hatte, schlossen die ermüdeten Parteien einen Vergleich, nach welchem die Stadt Bremen im ruhigen Besitze des Schlosses und der Herrschaft blieb. Es wären viele Kosten gespart worden, wenn man mit diesem Vertrage angefangen hätte.

Von nnn an hatte der Erzbischof äußerlich Ruhe. Bald aber wurde Stadt und Land durch die Ankunft eines päpstlichen Abgesandten, des Cardinals Raimund, in Bewegung gesetzt. Dieser war mit besonderer Feierlichkeit nach Deutschland gesandt, das goldene Jahr zu verkündigen, Ablaß zu ertheilen, allgemeinen

Frieden zu predigen und — was die Hauptsache war — Schatzung zu dem vorgeblichen Türkenkriege einzuholen. Seine Sendung war in aller Hinsicht erfolgreich. Er verkaufte Vielen Ablaß, welcher aus so hoher Hand besonders wirksam schien, und war so klug, den etwa schwierigen Landesfürsten den dritten Theil des aufgebrachten Geldes zu bewilligen. Mit Gewandtheit und priesterlicher Salbung vermittelte er gefährliche Streitigkeiten unter den deutschen Fürsten. Zum Türkenkriege nahm er viel Geld ein.

Auch von geistlicher Zucht und Verbesserung der Klöster war bei ihm die Rede. Seit langer Zeit hatte man davon nichts mehr vernommen; kein Papst und kein Bischof kümmerte sich um die täglich wachsende Entsittlichung des geistlichen Standes. Raimund hatte wenigstens Gefühl und Verständniß in diesen Dingen, er wollte, so viel an ihm war, dazu nicht schweigen. Mit Sendschreiben und mündlichen Predigten ermahnte er die Geistlichkeit, ihres Amts eifrig zu warten und die Concubinen zu entlassen; gegen das zügellose Leben in den Klöstern trat er besonders streng auf. Seine Strafreden besserten nichts, er wußte es zuvor, aber er wollte doch thun, was er nicht lassen durfte.

Auf diesen Reisen kam er über Stade nach Bremen und wurde hier mit erstaunlicher Pracht und Feierlichkeit empfangen. Mit Processionen, Lichtern, Chorgesängen und den Heiligthümern der Kirchen holte man ihn am Himmelfahrtstage 1504 ein. Er ritt auf einem schön geschmückten Maulthier, der Erzbischof zu seiner Rechten, der Coadjutor zur Linken. Vier Rathsherren hielten den Baldachin über seinem Haupte. Die Häuser waren mit Laubgewinden und Teppichen verziert, die Straßen mit Gras bestreut. Unter dem Geläute aller Glocken begab sich der Zug durch die gedrängte Menschenmenge in den Dom. Ein feierlicher Gottesdienst ward gehalten, und Raimund predigte in lateinischer Sprache dem Volke. Seine Worte wiederholte deutsch ein Graf von Kirchberg, sein Diakonus. Nachher erschien ein Zug von 32 Männern mit brennenden Lichtern, welche wegen verschiedener Missethaten verurtheilt waren und nun vom Cardinal begnadigt wurden.

Nach kurzem Aufenthalte in der Stadt und den gebräuchlichen Geschenken reisete er weiter.

— Bald darauf hörte man von großen Rüstungen, welche Herzog Heinrich der Aeltere von Braunschweig und der Graf von Oldenburg gemeinschaftlich betrieben. Man kannte den Zweck nicht.

Die Wurster geriethen in Furcht, und fragten bei dem Erzbischof an, ob es etwa ihnen gelte. Letzterer war im Geheimniß und antwortete ihnen, sie sollten nur ruhig sein, went ohne gulde, he wolde lande unde lude by on upsetten, vorbydden und vordegedynge sze, als he wol er gedan hadde.

Es galt den Butjadingern. Diese wurden von den beiden Fürsten überzogen und zurückgedrängt. Aber das befestigte Hartwarden widerstand, so daß Graf Edzard von Ostfriesland den bedrängten Stammesgenossen zu Hülfe kommen konnte. Auch die Wurster sandten ihnen Beistand; darüber muß man sich wundern. Es ist keine friesische Gewohnheit. Denn das ist der Friesen Unglück gewesen und der Tod ihrer Freiheit, daß sie sich nie halfen, wenn es Zeit war. Litt eines ihrer Lande von innen oder außen Vergewaltigung, so stand das benachbarte mit gekreuzten Armen dabei und half ihm ganz gewiß nicht. Dies Mal war es anders. Nicht weil die Wurster sich durch ein regeres Stammesbewußtsein auszeichneten, sondern weil unzählige Familienbande und nahe Verwandtschaft sie mit den Butjadingern vereinigten. Sie betrachteten es als eine Privatsache und Familienangelegenheit. So fielen sie mit Kriegsgewalt in das Oldenburgische Land Wührden, brannten es aus und trieben die Leute hinweg.

Der Erzbischof starb 1511, Decbr. 4., in Bremervörde, und wurde mit allen ihm gebührenden Feierlichkeiten im Dom zu Bremen neben seinem Oheim begraben.

Er war ein gelehrter, frommer und sanftmüthiger Mann. Nüchternen Geistes erkannte er die großen Schäden und Uebelstände des erzbischöflichen Regimentes. Er sah keine Mittel gründlicher Besserung, die Städte, besonders Bremen selbst, hatten sich aller Einwirkung ihres Fürsten so gut wie entzogen. Johann konnte kein Mittel finden, sein Ansehen dort wieder herzustellen. Er haßte deshalb Bremen fast über alles Maß, obwohl er selbst ein Kind dieser Stadt war. „Lies alle Freiheiten der bremischen Kirche," sagte er, „alle Abschriften, alle Verträge, alle Abschlüsse, alle Bündnisse in diesem Lande, alle Landtagsabschiede von alter Zeit bis auf diesen Tag, du wirst finden, daß die bremische Kirche von Anfang an keine größere und schlimmere Verfolger und Feinde gehabt hat, als die Bürger von Bremen. Nicht eher kann die Kirche aufathmen und zur Ruhe kommen, als bis die Bremer unterdrückt sind; dann wird Friede sein im Lande. Ach, ach! es ist nicht genug zu beklagen."

Es war in ihm eine merkwürdige Mischung verständigen und thatkräftigen Sinnes mit melancholischer Laune. Wir finden mehre größere Schriften von seiner eigenen Hand, welche er nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt hat; die eine behandelt der Anlage und dem Titel nach die Rechte der bremischen Kirche, aber es ist im Grunde ein schwermüthiger Erguß seines trüben Geistes. Ein sehr anziehendes Werk, wie ein Tagebuch geschrieben, worin er sich gehen läßt und die Klagen ausspricht, welche er öffentlich zu äußern wohl unter seiner Würde hielt. Man erkennt seine gepreßte Lage, die unwürdige Abhängigkeit, die Hemmung auf allen Seiten — die bitterste Verzweiflung eines wackeren Mannes.

Dem Lande, meinte er, sei nicht anders zu helfen, als wenn ein mächtiger Herr an die Spitze käme und allen Selbstwillen der kleinen Regenten zu Boden träte. Er spricht das letzte Wort aus, es müsse einmal ein Tyrann kommen, aber ein redlicher, welcher des Staates Nothrecht gebrauchte. Der möchte dem armen Lande helfen können. „Und doch," sagte er, „würde es einem solchen noch schwer genug werden, diese halben Friesen zu regieren. Einem Herrn ist es möglich, eher die ganzen groben Friesen zu regieren, als diese halben. Er könnte lieber regieren Huck und Kabliau, Schiringer und Vetkoper *), Guelfen und Gibellinen, die sind doch auswendig bekannt, was sie innen haben. Aber diese lassen und geberden sich äußerlich, aber innen sind sie nicht tüchtig."

So schwer ward es dem Erzbischof gemacht, überhaupt zu regieren, dennoch hat er geleistet, was er konnte. Er stellte Register von den Einkünften auf, und wir sehen, daß diese trotz aller Entfremdungen noch sehr bedeutend waren, wenn ihre Verwaltung nur in redlicher Hand war. Ueber seine Vögte hielt er eine strenge Aufsicht. Wenn seine Nachfolger auf diesem Wege geblieben wären, so würden viele Dinge besser gegangen sein.

Auf seine Geistlichkeit hat Johann auch nicht einmal versucht, irgend einen bessernden Einfluß auszuüben, obwohl es mehr als je Noth that. Nahmen ihn die weltlichen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch, oder hielt er dies Amt mehr für die Sache des Domkapitels, oder verzweifelte er überhaupt an der Wiederherstellung der Zucht und Ordnung, wir wissen es nicht. Gethan hat er in diesen Dingen nichts.

*) Parteien in den friesischen Ländern.

8. Rückblick.

An dem Ende dieses Zeitraums hatte das Erzstift Bremen reichlich siebenhundert Jahre bestanden. Den geistlichen Sprengel von einst ungeheurer Ausdehnung hatte es allmählig eingebüßt. Wenige Bischöfe standen dem Namen nach unter dem bremischen Kirchenfürsten.

Große weltliche Besitzthümer hatten die Erzbischöfe auch außerhalb unserer Provinz zu erwerben gewußt. Sie waren sämmtlich verloren.

Die Herrschergewalt der Erzbischöfe war einst gar keine, dann eine wachsende und große gewesen. Jetzt war sie schwach und ohnmächtig, die Städte regierten sich selbst, nannten den Erzbischof ihren Herrn, aber deckten sich dergestalt durch ihre Freiheiten und Privilegien, daß ihre Unterthänigkeit ein leeres Wort war.

Das Domkapitel hatte die geistliche Macht ihres Oberherrn zerpflückt und stückweise an sich genommen. Der Domprobst besetzte mehr als die Hälfte sämmtlicher Pfarren im Lande, die anderen Domherren den Rest. Was dem Erzbischof an unmittelbarer Verwaltung blieb, war nicht der Rede werth. Von Gewalt über das Domkapitel war nichts mehr zu sehen; er mußte mit dieser Körperschaft unterhandeln; befehlen konnte er nicht mehr.

Niemand stand aber dem Erzbischof so sehr entgegen, Niemand suchte ihm die Einkünfte so sehr zu schmälern, als die Ritterschaft. Sie bildete den ersten Stand in der Landschaft, aber sie hatte keine andere Interessen, als ihre eigenen. Johann Rhode hat dies Verhältniß eingehend geschildert. „Wie die Ritterschaft mit ihren Vesten und Wohnungen umgegangen ist, liegt vor Augen. Das Stift von Bremen fühlt es alle Tage, was davon gekommen ist. Sie bauten ohne ihres Herrn Willen, erst niedrig, darnach hoch, Jeder nach seinem Vermögen. Wenn sie bei Macht und Ehre sind, ziehen sie zu ihrer Mühle, was sie können. Wenn das umschlägt, so verkaufen sie ihre Wohnungen und Vesten ohne ihres Herrn Erlaubniß an Fürsten und Städte, wem sie wollen. Dadurch kommt die Maus in den Brotkorb. — Zum Ersten, was von Delmenhorst ist gekommen, wo die Burgmänner unwillig waren, und setzten sich einen Grafen von Oldenburg, der sie alle verjagt oder heraus gekauft hat, dem Stift zum großen Nachtheil. Man betrachte, was von Bederkesa gekommen ist, welcher Verderb, welcher Schaden, das will nun Niemand gethan

haben, das findet man alle Tage wohl, was davon kommt. Man besinne auch, wie das mit Ritzebüttel ist, das haben nun diejenigen, de umme des stichtes willen nicht ens upstunden. Die Moorburg war bremisch, wo ist sie geblieben? Bötersen, wo ist das geblieben? Das gehörte einst Herm. Schulte, der verkaufte es Arp von Weihe, der hat dort gebaut und haben das seine Kinder, die sind Lüneburgisch geworden und waren bremisch, also brickt dat sticht an allen enden aff. Man darf wohl sagen, will mich St. Peter nicht, unsere liebe Frau soll mich wohl nehmen, will mich unsere liebe Frau und St. Peter nicht, Lüneburg und Braunschweig nehmen mich herzlich gern. — So viel Klöster in diesem Lande belegen sind, ist wohl ein geringes Kloster, das nicht eben so viel stehende Renten hat, als das Stift? Die Gerichte und Brüche gehen uns ab und tragen nicht, die Leute sind überbürdet und werden von Tage zu Tage ärmer, der Herr dieses Landes kann sich nicht ernähren, sündern he mut rithen und splieten laten von den armen lüden. — Ein Jeglicher in diesem Lande hat das Seine mit Frieden, ein Herr hat das mit großem Unfrieden und Ungemach. Bei allen Lehnswechseln wird der Herr betrogen. — Die Edelleute sagen erst, wir wollen eine Strohkathe bauen lassen; mit solchen Worten pflegt man erst zu nisten, und wenn sie dann erst genistet haben, so gehört ihnen Alles, was sie ansehen, das ist dann ihr väterliches Erbe. Der eine Edelmann sagt dem andern nicht ab, der Eine sagt zu dem Andern, Vetter ist das so nicht? Ja, Vetter, das ist wahr, das ist vor Gott dein väterliches Erbe, das weiß ich wohl, ich habe das von meinem Vater wohl gehört, u. s. w., so leihet der Eine dem Andern ein gutes Wort zu Gefallen."

Auch die Vögte hatten eine selbstständigere Stellung erworben, als sich gebührte. Sie gaben dem Fürsten nicht, was des Fürsten war und verhehlten die Einkünfte. „Denn die Vögte die haben Weib und Kinder, so leiten sie das Wasser alle zu ihrer Mühle und halten ihre Gelübde und Eide nicht, willen ock nemande wiess maken de rechtigkeit des stichtes in ehrer börde. So wird der Erzbischof an allen Orten betrogen, die reifsten Birnen sind geschüttelt, das Beste ist fort."

Das Land war einst reichlich mit festen Plätzen besetzt gewesen, nothwendigen Stützpuncten der Herrschaft in jener Zeit. Nur sechs waren noch übrig, Bremervörde, Hagen, Stotel, Neuhaus, Ottersberg und Langwedel. Freiburg war zerstört, ebenso

St. Magnus, Weihe, Falkenberg, Munsowe, Schlutter, Warfleth, Witteburg, Vieshorn, Marienburg, Siverdesburg, Kiek in de Elve, Schlickburg, Rempe und Stintburg.

Der Zustand der Städte und Marschen war leidlich, der des Geestlandes aber sehr betrübt. Jene konnten durch geordnetes Zusammenhalten den Uebergriffen wehren, aber die Geestbewohner waren vereinzelt, ohne staatliche Verfassung und allen Bedrückungen preisgegeben. Es war ziemlich gleichgültig, ob sie den Adligen zins- und zehntpflichtig waren, oder den Vögten des Erzbischofs; Beide leisteten in Erpressungen das Mögliche. Sehr lange hatte die Provinz nichts von Kriegsunglück gelitten, und doch waren fast in allen Geestdörfern mehre Bauerhöfe unbesetzt. Die Bewohner hatten sich durch den Abzug der unaufhörlichen Bedrückung entzogen. Wir haben aus dieser Zeit ein vollständiges Verzeichniß sämmtlicher Ortschaften unsers Landes mit gelegentlichen Randbemerkungen — es ist traurig zu lesen. Kein Dorf auf der Geest ist darnach ohne Zehnten, Hofdienste und Meiergefälle, während vor etwa 300 Jahren die meisten Bauern völlig freie Grundbesitzer gewesen waren. Lehne und Afterlehne ohne Zahl, welche man sonst nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte.

Das waren die Folgen der Kriege, der schwachen Fürsten, der Uebergriffe der Geistlichkeit und der Armuth des Adels. Der letzte hatte kein Erwerbsmittel, sein persönlicher Grundbesitz war gering — ihm blieb nichts übrig, als die Bauern zu drücken und von ihnen zu leben. Dabei war freilich kein Segen. Wir besitzen aus dieser Zeit eine Liste sämmtlicher einheimischer Adelsfamilien — hinter den meisten steht die trübe Bemerkung von des Erzbischofs Hand, „sie sind verkommen“. Das Wort giebt viel zu denken. Es sind etwa hundert Familien; ihre Namen klingen unseren Ohren unbekannt; sie sind meist verschollen; nur elf von ihnen sind noch am Leben und darunter sind gerade unsere ältesten Geschlechter.

In der Trübsal und Noth der Zeit stand es in den Marschen noch erträglich. Sie konnten sich dem Krieg und Ueberfall nicht immer entziehen, aber ihre feste staatliche Organisation hielt gegen Bedrückungen Stand. Sie regierten sich selbst. Den Segen, welchen die Freiheit brachte, verkehrten sie aber zum großen Theil in Schaden. Niemand wollte von Andern sich beherrschen lassen, aber Niemand konnte sich selbst genug beherrschen. Es ist

wahr, die Marschbewohner hielten auf sich, sie versanken nicht in Unsittlichkeit, ihre Ehen waren rein, ihr Wort galt, ihr Arm blieb tapfer und stark gegen des Vaterlandes Feinde. Aber die innere Freiheit war zu groß, Recht und Gerechtigkeit war kaum zu erlangen; die Obrigkeit war ein Schattenregiment; das Gericht oft ein Comödienspiel, Jeder schaffte sich selbst Recht und seinem Willen Geltung, so viel er vermochte. Diese Selbsthülfe artete bei inneren Feindschaften so weit aus, daß sie kaum von der Blutrache wilder Völker zu unterscheiden ist. Wenn man die Zustände damaliger Zeiten betrachtet, so wird man immer an die Ungebundenheit des nordamerikanischen Lebens erinnert, wo das Uebermaß der Freiheit dieselben Uebel geboren hat, Selbsthülfe, Volksjustiz und die Ohnmacht obrigkeitlicher Gewalten.

Am Tiefsten war die Geistlichkeit gesunken. Von ihrem heiligen Amte hatte sie kein Verständniß mehr, von geistiger Bildung, von reinem sittlichen Leben wußte sie nichts. Es ging in dieser Zeit ein sehr ernster Zug durch die Gemüther der Menschen. Gerade bei dem Verfall der Geistlichen bemächtigte sich der Laien ein Streben und Ringen nach Höherem. Niemals sind mehr milde Stiftungen für Arme, Krankenhäuser und für das eigene Seelenheil gemacht, als am Ende des XV. Jahrhunderts. In den Klöstern und Stiftern wurde Tag und Nacht Messe gelesen, denn die Menschen suchten ihre Seligkeit. Aber nicht die Geistlichen. Die künftige Welt überließen sie bereitwillig den Leuten, wenn sie selbst nur die diesseitige genießen konnte. Man sagt nicht zu viel mit der Behauptung, daß in dieser Zeit die Laien viel strenger, sittlicher und gewissenhafter lebten, als die Geistlichen. Wir mögen nicht im Einzelnen schildern, wie es bei den Domherren und in den Klöstern und selbst in den Pfarrhäusern herging. Wer in dieses Uebermaß der Entsittlichung hineingeblickt hat, dem drängt es sich mit Gewißheit auf, daß der Zustand nicht bleiben konnte. Es kam die Reformation wie eine Naturnothwendigkeit. Die Reaction mußte eintreten, unter jeder Bedingung eintreten, aber es war eine Gnade des barmherzigen Gottes, daß ein Mann wie Luther ihre Leitung übernehmen durfte.

Ueberblicken wir den Lebensgang unseres Landes, so tritt uns daraus die alte Wahrheit hervor, daß eine geistliche Herrschaft nie ein segensvolles Reich dieser Welt werden kann. Die bischöflichen Regenten haben in der großen Mehrzahl immer das Beste gewollt und erstrebt, es ist wahr, aber ihre Bemühungen

waren ohne Dauer und ohne nachhaltige Frucht. Wir haben eine Reihe von sehr begabten Fürsten gehabt, es waren bedeutende Charactere, mit ernstem Willen und festem Sinn, mit reicher Lebenserfahrung und kräftigen Verbindungen. Hätte irgend ein weltlicher Herrscherstamm Norddeutschlands eine solche Folge fähiger Regenten hervorgebracht, so mußte er der erste werden in einem weiten Kreise. Aber alle Anstrengung menschlichen Geistes, alle Mühe des Scharfsinns und der Thatkraft scheiterten an der unlösbaren Aufgabe, geistliche Oberherrschaft mit weltlicher Macht dauernd und tüchtig zu verbinden. Die Kraft und das Wohlwollen der Erzbischöfe haben das Land nicht glücklich machen können. Zerrüttet, in sich uneins, von Selbsthülfe und Parteinahme entkräftet, trat es in die Neuzeit ein. Ein Fürst ohne Ansehen, eine Geistlichkeit ohne sittliche Achtung, ein Adel ohne Macht und Reichthum, eine ungehorsame unlenkbare Bevölkerung an den Küsten und ein tief herabgekommener trostlos armer Bauernstand auf dem Hochlande — das waren die Bestandtheile des Landes am Schluß dieses Zeitraums. Und das sind die unausbleiblichen letzten Folgen auch der besten geistlichen Herrschaft.

Inhalt.

Erstes Hauptstück.

Seite.
1. Die Zeit vor dem Christenthum 1
2. Karl der Große 4
3. Das Christenthum. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft 14
4. Fortsetzung. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft 24
5. Fortsetzung. Bischöfe ohne weltliche Herrschaft 39

Zweites Hauptstück.

1. Anfang der weltlichen Herrschaft der Erzbischöfe 54
2. Adalbert 80
3. Liemar 106
4. Friedrich 119
5. Die Grafschaft Stade 128
6. Die Grafschaft Stade. Fortsetzung 138
7. Die Grafschaft Stade. Fortsetzung 146
8. Schluß 168

Drittes Hauptstück.

1. Die Höhe der erzbischöflichen Macht 180
2. Die Höhe der erzbischöflichen Macht. Fortsetzung 209

Viertes Hauptstück.

1. Der Verfall der erzbischöflichen Macht. Unglücklichster Zustand des Landes 229
2. Burchard 250
3. Albert 266
4. Otto von Braunschweig 280
5. Johann von Slamstorf 293
6. Nicolaus von Delmenhorst 301
7. Schluß 317
8. Rückblick 330

Stade.
Druck von A. Pockwitz.

Neuere Geschichte

des

Herzogthums Bremen

von

F. W. Wiedemann.

Stade 1866.

Verlag der A. Pockwitz'schen Buchhandlung.

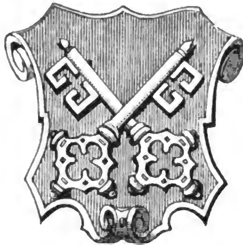
Geschichte

des

Herzogthums Bremen

von

F. W. Wiedemann.



(Zweiter Band: Neuere Geschichte.)

Stade 1866.
Verlag der A. Pockwitz'schen Buchhandlung.

Inhalt.



Erstes Hauptstück.

Die Zeiten der Reformation.

Seite.

1. Christoph von Braunschweig 1
2. Die Reformation 27
3. Die Reformation. Fortsetzung 43
4. Die Belagerung der Stadt Bremen 53
5. Die Belagerung der Stadt Bremen. Fortsetzung 73
6. Die Belagerung der Stadt Bremen. Schluß 87
7. Die letzten Raubritter. Der Fürstenbund gegen den Kaiser . . . 101
8. Die Wurster Kriege 117
9. Georg von Braunschweig 148

Zweites Hauptstück.

Glückliche Zeiten.

1. Heinrich von Sachsen-Lauenburg 162
2. Die englischen Kaufleute in Stade 184
3. Die Landstände und die Finanzen 192
4. Johann Friedrich und seine Verhältnisse 211

Drittes Hauptstück.

Während des großen Krieges.

1. Drohende Gefahren 220
2. Die katholischen Reunionsversuche 248
3. Die Rettung 263



Stade.
Druck von A. Pockwitz.

Erstes Hauptstück.

Die Zeiten der Reformation.

---

1. Christoph von Braunschweig.

Schon lange hatte sich der Erzbischof Johann Rhode mit dem Gedanken vertraut gemacht, einen Amtsgehülfen anzunehmen. Den unaufhörlichen äußeren Bedrängnissen, welchen seine Herrschaft ausgesetzt war, fühlte er sich mit eigener Kraft nicht mehr gewachsen.

Aber auch innere Gründe traten hinzu. Es bedrückte seine Seele, daß man höchstens sein Amt achtete, aber nicht seine Person. Er war ja von niedriger Herkunft und selbst der gewöhnliche Adel unserer Provinz dünkte sich der Geburt nach weit über ihn erhaben. Das Standesbewußtsein dieses Geschlechts hatte sich bis in's Unerträgliche gesteigert. Dieselben Leute, welche Erzbischof Adalbert gelegentlich geohrfeigt hatte und welche später von dem bremischen Rathe Söldnerlohn und Kleidungsstücke annahmen, rümpften nun die Nase, daß eines Bürgers Kind „zwischen den Wind und ihren Adel" kam. Wir haben Beispiele erzählt, wie sie seiner spotteten. Es scheint aber, daß den Erzbischof solche Vorkommnisse mehr kränkten, als sie werth waren. In der hohen und schwierigen Stellung, welche er einnahm, konnte er eine gewisse Kleinstädterei, die ihm anklebte, nie ganz los werden. Er hätte den stolzen Adel mit noch größerem Stolz überbieten können; es wäre bisweilen rathsam gewesen. Mit hierarchischer Hoheit, mit dem Prunk der gelehrten Bildung, die er wirklich besaß, mit dem Selbstbewußtsein, welche der Reichthum giebt, konnte er manche Anmaßung in Schranken halten — aber ein ängstliches Auftreten, eine Unsicherheit im geselligen Benehmen und in der

Behandlung der Menschen ließ diese Mittel nicht zu ihrer vollen Geltung kommen. Die Rotüre hing ihm einmal an und er konnte sich ihrer nicht entledigen.

Wir haben die politischen Verhältnisse dargelegt, welche ihm eine hochgeborne Amtshülfe wünschenswerth machten. Dazu diese innere Lage seiner Seele. Eine besondere Veranlassung trat hinzu, welche die Ausführung seiner Absicht beschleunigte, eine Streitigkeit mit der Stadt Bremen über das Gericht in Neuenkirchen bei Blumenthal.

Dies Gericht besaßen seit undenklichen Zeiten die Ritter von Stelle als erbliches Lehen von dem erzbischöflichen Stuhl. Der letzte des Geschlechts war Diederich von Stelle; er starb ohne männliche Erben und hinterließ nur zwei Töchter. Die eine derselben starb früh; die andere, Namens Metta, wurde Nonne in Blankenburg.

Ueber dies auf solche Weise erledigte Gericht entstand Streit unter den nächsten Erben. Der Bürgermeister Johann Brese, ein Mann großen Ansehens in Stadt und Land, behauptete das Gericht von den Erben erworben zu haben. Die Sache war nicht ganz zweifellos und die Berechtigung stand vielleicht auf schwachen Füßen, aber er hatte dem damaligen Erzbischof so viele Dienste geleistet, daß dieser ihm das Verlangen nicht abschlagen mochte. Er ward mit der Gerichtsbarkeit belehnt und blieb länger als dreißig Jahre in dem ruhigen Besitz derselben. Ihm folgte darin erst sein Bruder und dann sein gleichnamiger Sohn. Letzter war zugleich Amtmann von Blumenthal und Freudenberg. Er überwarf sich aus unbekannten Ursachen mit dem Erzbischof Heinrich, dem Westphalen, gab sein obrigkeitliches Amt in Blumenthal auf und zog nach Freudenberg.

Die Gebrüder von Düring hielten diese Lage der Dinge für günstig, das Gericht Neuenkirchen zu erlangen. Sie behaupteten die nächsten Lehnserben der Herren von Stelle zu sein und bewiesen das so gut sie konnten. Verwandte und Freunde legten sich in's Mittel, suchten sie mit Joh. Brese zu vergleichen und schlugen ihm vor, eine Abstandssumme von 120 rhein. Gulden anzunehmen und das Gericht den Herren von Düring abzutreten.

Während hierüber Verhandlungen im Gange waren, mischte sich plötzlich und unberufen der Rath von Bremen in die Sache.

Schon lange strebte er nach Erweiterung von Rechten und Besitzungen in der Provinz. Solche auswärtige Erwerbungen,

deren die Stadt mehre besaß, waren für sie selbst freilich von sehr zweifelhaftem Werthe. Sie verursachten Kosten und Grenzstreitigkeiten, verlangten theuren Schutz in Kriegszeiten und führten manche unangenehme Verwicklungen herbei. Aber die vornehmen Familien in Bremen strebten darnach. In ihre Hände fiel regelmäßig die Verwaltung und war sehr gewinnreich. Außerdem hatten sie stille und unausgesprochene Gründe, solche Besitzthümer zu erwerben. Bei den endlosen Parteikämpfen, welche Bremen zerrütteten, war es von der größten Wichtigkeit, zu rechter Zeit eine bewaffnete Macht zur Hand zu haben, welche den Ausschlag gab. Diese boten die auswärtigen Erwerbungen theils durch die kleinen Besatzungen der Schlösser, theils durch den Zuzug der bewehrten Bauern, welche in vorkommenden Fällen heimlich in die Stadt eingelassen wurden und sich um die vornehme Partei scharten.

Der bremische Rath hatte auf das Gericht von Neuenkirchen gar keinen rechtlichen Anspruch, aber er verhandelte mit jeder der streitenden Parteien und machte beiden den Vorschlag, ihm für Geld die Erbfolge abzutreten. Sie weigerten sich. Aber der Rath gab die Sache nicht auf, „denn," sagt Joh. Rhode, „wo die Bremer nur den kleinen Finger hineinstecken können, da wissen sie auch die ganze Hand nachzubringen."

Der Rath wandte sich nun an Metta von Stelle, die Nonne von Blankenburg, mit gewandten Worten und einer Tasche voll Geld. Er kaufte ohne Mühe ihr das Gericht ab. Damit war freilich nicht viel gewonnen, denn als Frauenzimmer und als Nonne war sie völlig unfähig, irgend ein Recht an den streitigen Gegenstand geltend zu machen.

Nach allen Seiten hin, bald heimlich bald öffentlich, suchten die Bremer in der Sache weiter zu kommen. Es gelang ihnen auch, den Bischof und Administrator Heinrich zu bewegen, die Belehnung wenigstens aufzuschieben.

Die Herren von Düring beklagten sich auf Landtagen und aller Orten über diese Verzögerung. Sie müßten zuletzt, sagten sie, nothgedrungen das Gericht an den Rath verkaufen, wenn der Administrator kein Ende machte und die Bremer hätten ihnen schon eine namhafte Summe geboten. Lange wich der Administrator einer Entscheidung aus, aber zuletzt mußte er das Gericht den Herren von Düring zuerkennen.

Damit war die Sache rechtlich erledigt. Die Bremer kehrten sich jedoch an diesen Urtheilsspruch nicht. Sie nahmen das Gericht mit gewaffneter Hand in Besitz. Darüber zerfielen sie aber mit dem Administrator selbst. Die Sache sah bedrohlich aus; hohe Worte fielen.

Nun nahm sich das bremische Domkapitel des Handels an. Es berief einen feierlichen Landtag nach Basdahl und alle Parteien mußten der Ladung folgen. Sämmtliche Landstände saßen zu Gericht und sprachen den Bremern alles Recht an Neuenkirchen ab.

Die Bevollmächtigten von Bremen machten gute Miene zu dem bösen Spiel, sagten, sie hätten die beigebrachten Urkunden bislang nicht gekannt und schienen sich völlig zu beruhigen.

Aber bald nachher wurden wieder Versuche von Seiten der Bremer gemacht und noch zweimal mußte sich der Landtag mit der Sache beschäftigen. Der Abt von Harsefeld wurde zuletzt zum Schiedsrichter erwählt. Er wies alle Geldanerbietungen der Bremer zurück und sprach ihnen jedes Recht an Neuenkirchen ab. Dagegen wollte einer der bremischen Gesandten Verwahrung einlegen, aber der Bürgermeister Heinrich Kreye zupfte ihn am Arm und sagte: Wy synt des tofreden unde nemet dat an; men late uns anders wat vornemen.

Die Bremer appellirten nicht gegen den Rechtsspruch und der Administrator Heinrich ließ unangefochten das Gericht in Neuenkirchen ausüben.

Nach dem Tode Heinrichs fing der Streit wieder an. Weil die Bremer rechtzeitig keine Berufung eingelegt hatten, war die Sache eigentlich verfallen. Sie behaupteten aber durch Zwang und Furcht an der Berufung gehindert zu sein und brachten nun den Rechtsstreit in Verbindung mit dem Zoll zu Burg, von welchem dem Erzbischof die Hälfte der Einkünfte gesetzlich zukam. Sie weigerten sich vor ausgemachter Sache Rechnung davon abzulegen.

Durch solche Hinterlist wurde Joh. Rhode heftig aufgeregt. Er schalt auf die Bremer. „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser,“ das sind seine eigenen Worte, „so dürstet ihre Seele nach den Gütern der Kirche. Es ist keine Rücksicht in ihnen, keine Gottesfurcht, keine Liebe, wie brüllende Löwen, wilde Bären und Raubthiere sind sie toll und blind. Das ganze Land wollen sie verschlingen. Drei und dreißig Jahr haben sie geseufzet unter

der westphälischen Tirannei Heinrichs, da jammerten sie, o daß die Herren vom Kapitel uns doch einen andern Fürsten wählten, der uns von der pharaonischen Knechtschaft befreite. Nun haben sie einen solchen Herrn, einen Herrn, welcher unter ihnen aufgewachsen ist, den sie von Kindheit an kennen, einen sanftmüthigen, blutsverwandten, milden — aber alles ist vergeblich. Solch einen darf das Kapitel nicht wieder wählen, es muß einen mächtigen Fürsten und Tirannen suchen, welcher sie züchtigt.“ Der Erzbischof verklagte den Rath von Bremen, aber nicht bei dem Reichskammergerichte, sondern wohlweislich bei der Curie in Rom. Der Streit war weit aussehend und wurde sehr kostspielig. Hamburger Rathsherren nebst dem Domherrn Alb. Krantz, dem bekannten Geschichtschreiber, boten ihre Vermittlung an. Beide Parteien waren damit zufrieden. Mühsame Unterhandlungen. Eine wirkliche Schlichtung der Sache wurde nicht erreicht, aber ein Stillstand des Processes. Der Rath von Bremen zahlte dem Erzbischof 500 rhein. Gulden auf zwölf Jahre und erst nach Ablauf dieser Zeit und Rückgabe des Geldes sollte der Proceß wieder aufgenommen werden. Damit wurde der Streit, wenn auch nicht ausgeglichen, doch beruhigt (1498).

Aber neue Zwistigkeiten erhoben sich im folgenden Jahre über den Zoll zu Burg, Tonnenband, Lehngüter, zweifelhafte Gerichtsbarkeiten und andere Dinge. Der Rath von Hamburg und Lüneburg sollte darüber ein Schiedsgericht bilden und erforderlichen Falls den Bischof von Hildesheim zum Obmann nehmen. Dem Spruche dieses Gerichts sollten sich die Parteien bei Strafe von 5000 rhein. Gulden unterwerfen. Es ist aber nicht ersichtlich, ob und wie die Entscheidung gegeben ist.

Durch alle diese Dinge gedrängt, führte der Erzbischof Johann seine schon lange gehegte Absicht aus. Im folgenden Jahre (1500) nahm er Christoph, den Sohn des Herzog Heinrich von Braunschweig, zum Amtsgehülfen (Coadjutor) und künftigen Nachfolger an. Die Bestätigung desselben erreichte er auch in Rom, aber sie kostete 2000 Gulden, welche der Erzbischof durch Verpfändungen aufbrachte.

Der Vertrag, welchen Joh. Rhode und der Herzog von Braunschweig über alle diese Dinge abschlossen, ist mit vieler Vorsicht abgefaßt. Der neue Coadjutor hatte durchaus keine gesetzliche Verfügungsmacht im Erzstift, so lange der Erzbischof lebte. Wir lesen auch nicht, daß ihm irgend ein erheblicher Regierungs-

antheil bis zum Tode des Joh. Rhode eingeräumt sei. Selten wird der Name des Thronfolgers genannt. Von allen Verwicklungen, mit denen sich der Erzbischof in seinen letzten Lebensjahren abmühen mußte, ward er fern gehalten; ob die Sorglichkeit seines Vaters oder die Selbstständigkeit des Erzbischofs davon die Ursache war, kann man nicht entscheiden.

Während Christoph im Erzstift Bremen noch länger als 10 Jahre regierungslos blieb, eröffnete sich ihm in dem benachbarten Verden eine viel versprechende Aussicht. Der Bischof Bartold war 1502 (Mai 9.) in Rotenburg gestorben. Herzog Heinrich suchte auch dies Bisthum seinem Sohne zu verschaffen.

Das Verdener Domkapitel war früh von der Absicht des Herzogs unterrichtet. Es sah kein Heil in den braunschweigischen Verbindungen und suchte denselben zu entgehen. Einstimmig wählte es einen seiner Domherrn, das würdigste seiner Mitglieder, Bartold von Landesberg, einen Vetter des verstorbenen Bartold, zum Bischof. Dieser lehnte aber die angetragene Würde ab, deren Beschwerden er sich nicht gewachsen wußte. Als der Herzog Heinrich dies erfuhr, eilte er persönlich nach Verden, um die Wahl seines Sohnes Christoph durchzusetzen. Das Domkapitel war aber seinen Wünschen so abgeneigt, daß er sich heimlich versammelte, um eine Wahl vorzunehmen. Der Herzog war indeß von seinen Anhängern gut bedient; unerwartet trat er selbst in die Wahlversammlung und wußte durch sein persönliches Erscheinen, durch geschickte Anträge, Geschenke und weitgehende Versprechungen seinen Zweck zu erreichen. Das Domkapitel bedang für sich und das Bisthum bedeutende Vortheile. Der Herzog bewilligte alles und Christoph wurde zum Administrator des Bisthums Verden erwählt.

Erst nach sechs Jahren, so war bedungen, sollte er die wirkliche Regierung antreten. Aber gegen neue Zusagen durfte er schon nach drei Jahren als wirklicher Bischof das Land verwalten.

So wurde das Bisthum Verden zeitweilig mit dem Erzstift Bremen vereinigt. Es war kein Glück für dasselbe. Das schwache Bisthum konnte dem Eigenwillen des Fürsten nicht den Widerstand entgegenstellen, welchen das stärkere Bremen leistete; es ward der gewöhnliche Aufenthalt Christophs, der Schauplatz seiner gewaltthätigen Launen und der unglückliche Stützpunkt alle seiner verfehlten Kriegshändel.

Christoph war 18 Jahre alt, als er selbstständig die Verwaltung des Bisthums Verden übernahm. In der ersten Zeit hielt er sich ruhig, beobachtete die Verpflichtungen, welche er eingegangen war und schien eifrig bemüht, die Güter des Stifts wieder in gedeihliche Ordnung zu bringen. Die sehr schlimmen Leidenschaften seines Innern ließ er nicht an's Licht treten. Sie schlummerten noch oder er wußte sie durch die Rücksicht auf das bald zu übernehmende Erzstift Bremen niederzuhalten. Er mußte vorsichtig handeln, denn von der Ernennung bis zur wirklichen Uebernahme des Erzbisthums war noch ein weiter Weg. Da lagen die Verhandlungen mit dem Domkapitel und den Landständen Bremens, schwere unumgängliche Dinge. Am 4. December 1511 starb der Erzbischof Johann Rhode zu Bremervörde. Zwei Tage später wurde sein Leichnam nach Bremen gebracht. Am Ansgarithore kamen alle Weltliche und Geistliche dem Leichenzuge entgegen und begleiteten denselben in feierlicher Procession zu dem Dome. Hier blieb der Leichnam in bischöflichem Ornate bis zum Sonntag zur Schau ausgestellt, dann wurde er nach gehaltener Hochmesse und großem Zuge durch den Kreuzgang in einem ausgemauerten Gewölbe neben seinem Oheim, dem Domprobst gleichen Namens, beigesetzt. Den Leichenstein ziert eine kleine Inschrift, einfach und wahr.

Nun trat das Domkapitel mit Christoph wegen seiner Thronbesteigung in Verkehr. Diese Unterhandlungen gingen unerwartet schnell zu Ende. Das Domkapitel hatte gegen seine Person nichts einzuwenden; die bisherige Verwaltung des Bisthums Verden gab zu keinen Bedenken Anlaß; seine kräftigen Familienverbindungen schienen vielversprechend. Seinerseits ging Christoph auf alle Forderungen des Domkapitels mit Leichtigkeit ein und bewilligte was man verlangte.

Ein feierlicher Vertrag, die sogenannte Capitulation, ward zwischen ihm und den Domherren abgeschlossen. Es sind 41 Artikel, lange bedenkliche Verpflichtungen. Sie bilden im Original ein stattliches Heft; es ist die umfassendste Capitulation, welche bisher abgeschlossen war. Außer den gebräuchlichen Festsetzungen über die Schlösser des Erzstifts, Lehngüter und Münze in Bremen verspricht der Erzbischof, die Prälaturen und hohe geistliche Würden nur an wirkliche Domherren zu verleihen und keinen Suffraganen oder Officialen ohne Genehmigung des Kapitels zu verordnen. Alle Amtmänner, Drosten und Vögte müssen dem Domkapitel

schwören; sie sollen auf Verlangen desselben ohne Weiteres abgesetzt werden. Fehden, Verbündnisse und Friedensverträge nur nach Rath des Domkapitels. Wenn diese Körperschaft durch Briefe oder Boten den Erzbischof fordern läßt, so soll er unweigerlich auf das Kapitelhaus in Bremen kommen und nicht eher fortreisen, weder heimlich noch öffentlich, bis die Sachen erledigt sind. Und so geht es weiter bis zu Ende.

Wenn man diese Schrift aufmerksam gelesen hat, so wird man ein gewisses Staunen nicht unterdrücken können. Scheinbar war darnach der neue Erzbischof Regent des Landes, aber in Wahrheit hatte er sehr wenig zu regieren. Alle wirkliche Gewalt war bei dem Domkapitel und bei den Landständen; diese Körperschaften hatten sich jetzt zu einer solchen Machtvollkommenheit ausgebildet, daß man sagen möchte, kein Salomon hätte mit ihnen regieren können.

Es ist ein großer und schwer zu begreifender Fehler dieser Gemeinschaften, daß sie die Gewalt des Landesfürsten bis auf ein solches Mindestmaß herabdrückten. Es war freilich nicht auf einmal geschehen; der größte Theil der Capitulationen ist noch vorhanden und man kann die stetige Machterweiterung der Körperschaften urkundlich in ihnen verfolgen.

Dies Verhältniß barg große Gefahren in sich. Ein kräftiger Fürst mußte immer nach einer unabhängigeren Stellung streben; die Landstände wachten eifersüchtig über ihren Gerechtsamen. Die Befugnisse mußten zuweilen feindlich sich treffen.

Aber das muß man den bremischen Landständen zum Ruhme nachsagen, daß sie diese gefährlichen Zustände möglichst zu mildern suchten. Sie gaben freilich im Princip dem Landesherrn nichts nach, aber ein wohlwollender Fürst konnte sich unter Umständen weitgehende Uebergriffe erlauben, ohne daß ihm die Stände entgegentraten. Sie erkannten stillschweigend ein gewisses Nothrecht des Fürsten an. Wir werden das an zahlreichen Beispielen sehen. So starr sie der Willkühr widerstrebten, so nachgiebig waren sie gegen Eigenmächtigkeiten, wenn sie aus guter Absicht hervorgingen.

Es ist hier ein Wort über die Landstände am Orte.

In unserer Provinz war unter den letzten Erzbischöfen eine große staatliche Freiheit, größer als jemals nachher. Aber es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Freiheit, Selbstregierung und öffentliche Geltung kein Zustand des behaglichen Genusses ist. Die Freiheit fordert große persönliche Opfer, sie muß mit

unablässiger Mühe und Arbeit erkauft werden. Es war kein beneidenswerthes Loos, diese Thätigkeit eines Landtagsmitgliedes von damals. Weite Reisen und Beschwerlichkeiten, schlechte Wege und noch schlechtere Herbergen, Versammlungen unter freiem Himmel, welche Tage lang dauerten, ein endloses Sitzen in den verschiedenen Gerichten ohne genügende Entschädigung und eine stete Unterbrechung des häuslichen Wohlseins.

Diese Landtagsmitglieder alter Zeit flößen uns Achtung ein. Es gab keine Diäten für aufgewandte Zeit, keine Meilengelder für ihre Reisen. Sie saßen nicht wie unsere Versammlungen auf weichgepolsterten Lehnstühlen in gewärmten Räumen, ihrer wartete nicht eine reichbesetzte Wirthstafel und der Kunstgenuß einer wohl versehenen Residenzstadt. Am Steingraben bei Basdahl, auf offener Haide ohne Schutz vor der Witterung war ihr Platz.

Bei Basdahl liegt ein großer Berg, die bedeutendste Erhebung unserer ganzen Provinz, der höchste Punkt derselben über der Meeresfläche. Wenn ein menschliches Auge so weit reichte, so würde es mit einem Blicke das ganze Land überschauen können. Man hat von dieser hohen Spitze aus eine nicht gerade schöne, aber großartige, unendlich weite Aussicht; nach keiner Seite hin ist der Blick beschränkt. Das hat man schon früh erkannt; ehe es wirkliche Landstände gab, hielt man hier große Versammlungen, es war ein natürlicher Mittelpunkt, gleichsam der Nabel des ganzen Landes. Vielleicht hat schon in vorchristlicher Zeit diese Oertlichkeit zu Landeszusammenkünften gedient, obwohl wir darüber keine schriftliche Kunde haben, aber an einen mächtigen Felsblock im Dorfe selbst knüpfen sich mancherlei Sagen, welche darauf hinzudeuten scheinen.

Am Fuße dieses Berges, in der Nähe eines kleinen Baches, der über Kieselgeröll eilig fortströmt, war der Platz der bremischen Landstände. Da saßen sie bei der Hitze des Sommers im Schatten ihrer Pferde, da froren sie im Winter lange Morgen und Nachmittage hindurch. Sie speiseten, was das kleine Dorf etwa an leiblicher Erquickung bieten konnte oder was die sorglichen Hausfrauen in den Mantelsack mitgegeben hatten. Sie schliefen in den elenden Häusern der Bauern von Basdahl, in räucherigen Stuben oder auf dem Heuboden. Wie Soldaten, die zu ernster Arbeit berufen sind und es nicht beachten dürfen, ob ein Quartier gut oder schlecht ist, weil ihnen andere Dinge auf die Seele gelegt sind.

Warum thaten das jene Männer? Warum unterzogen sie sich diesen Mühen? Sie rechneten nicht auf den Dank des Landes; es gab keine Zuhörertribüne, auf deren Beifall sie horchen konnten, keine Tagesblätter, in denen ihre Reden wiederhallten. Es war ein hohes Pflichtgefühl, ein instinctives Bewußtsein, daß das Vaterland diese Opfer fordere und daß ein redlicher Mann sich ihnen nicht entziehen dürfe.

Noch eine andere Verschiedenheit von den Zuständen unserer Tage ist da und gerade diese Verschiedenheit pflegt nicht genug beachtet zu werden. Die alten Stände vertheidigten ihre Interessen, die neueren ihre Principien. Das ist nicht dasselbe. Damals ein großartiger Egoismus, eine energische Einseitigkeit, heute Theorie und doctrinäres Wesen. Wenn z. B. ein Adliger aus unserer Provinz sich an die Spitze der demokratischen Marschbauern — denn auch damals waren diese entschieden demokratisch — gestellt und ihre Interessen vertreten hätte, wie es jetzt alle Tage geschehen kann und geschieht, so wäre das in jener Zeit eine unerhörte und völlig unbegreifliche Erscheinung gewesen. Man hätte solch einen Mann gar nicht verstanden; man hätte an der Gesundheit seines Geistes gezweifelt.

Noch ein Drittes. Die Landstände hatten keinen großen politischen Gesichtskreis und kein Herz für die Lage des ganzen deutschen Vaterlandes. Was über die Grenzen der Provinz hinauslag, das lag ihnen in sehr weiter Ferne. Das heilige Römische Reich deutscher Nation war ein Begriff, die Kaiserwürde ein Titel, die Einheit und Zusammengehörigkeit des Vaterlandes eine phantastische Idee. Wir haben ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, ob nicht einmal in den Landtagsschriften, Privatbriefen und Tagebüchern Gedanken einer höheren Einheit in irgend einer Form hervorleuchteten, aber wir haben auch nicht die leiseste Andeutung gefunden. Wir wiederholen, die Leute hatten kein Herz für das große Vaterland. Wenn jetzt an einer deutschen Mark auch nur ein erbärmliches Grenzdorf dem Lande geraubt werden sollte, wie würden alle Ständeversammlungen aufbrausen — Tausende würden sie bewilligen von Soldaten und Millionen von Geld — das letzte Bajonnet und den letzten Thaler würden sie einfordern — so ist es jetzt in unserer viel geschmähten Zeit und in unserem zerrissenen Vaterlande. Damals konnten die schönsten Provinzen geraubt, entfremdet, verschachert werden

— keiner rührte einen Finger um den Jammer des Reichs. Ein deutscher Mann hatte wohl eine Heimath, aber kein Vaterland.

Diese großen Verschiedenheiten von damals und jetzt dürfen nie aus den Augen verloren werden, sonst begreift man die Maßnahmen und das Auftreten der Landstände nicht.

Die Versammlungen der Landstände waren nach unseren Begriffen sehr formlos und blieben es auch immer. Es fehlte gänzlich der Apparat von Vorsitzenden, Büreau und Protokollführung. Dauernde Parteistellungen nach politischen Fragen gab es nicht. Die Verhandlungen waren öffentlich; es konnte zuhören, wer wollte. Wir erkennen dies aus einem Landtage von 1598, wo die Räthe sich weigerten, sehr wichtige Briefe laut zu verlesen; wenn auch jedes Ständemitglied die Schriften kennen lernen solle, so ständen doch auch andere Leute umher, die es hören und weiter tragen könnten. War der Landesfürst selbst gegenwärtig, was bei wichtigen Dingen in ältester Zeit die Regel war, so trug er auch persönlich seine Anliegen vor. Die Begründung und Vertheidigung fiel seinen Räthen zu. Wenn der Erzbischof nicht zugegen war, so empfingen seine Räthe eine kurze sorgfältig abgefaßte Instruction, welche die fraglichen Puncte enthielt und seine eigenhändige Unterschrift trug. An den Rand dieser Instruction bemerkten dann die Räthe mit sehr wenigen Worten die Erwiederung der Stände. Solche Instructionen sind noch in großer Zahl vorhanden. Sie waren das einzige amtliche Schriftstück, welches in der Versammlung vorkam. Wir würden uns daher von den Vorgängen kein lebendiges Bild machen können, wenn nicht manche Privataufzeichnungen, Berichte und Tagebücher diese Lücke ergänzten.

Im Jahre 1580 trat eine Veränderung ein. Die bremische Ritterschaft wählte Lüder Clüver zu ihrem Präsidenten und vier Edelleute aus ihrer Mitte zu Bevollmächtigten. Diese nahmen Bernhard Trekell als ihren „Berichtschreiber" an. Später trat er in die Dienste des Domkapitels. Er ward mit jährlich 20 Thalern besoldet und hatte die Verpflichtung, jedem Landtag in Begleitung des Präsidenten beizuwohnen und alle Vorkommnisse aufzuzeichnen. Dies Amt hat er viele Jahre verwaltet. Er war ein sehr befähigter Mann und seine Aufzeichnungen sind wahre Muster von correcten Protokollen. Was er in den Versammlungen niederschrieb, ist zum Theil noch vorhanden, aber ganz unleserlich, weil er sich eine Art Stenographie ersonnen hatte.

Man braucht sich aber damit auch nicht abzumühen, weil er diese Berichte selbst wieder in's Reine schrieb.

Seit dieser Zeit haben wir fortlaufende und genaue Aufzeichnungen von allen Landtagsverhandlungen.

— Christoph von Braunschweig wurde ordnungsmäßig zum Erzbischof erwählt. Die Bestätigung des Papstes und des Kaisers erfolgte ohne Anstand.

Er ist 47 Jahre lang Herrscher unseres Landes gewesen. Aber diese ganze Zeit hindurch hat er mit seinem Lande in Unfrieden gelebt. Das Domkapitel, die Landstände und die Einwohnerschaft sind vor ihm nicht zur Ruhe gekommen.

Man darf aber nicht glauben, daß die Religionsveränderung, welche in seine Regierungszeit fiel, daran Schuld war. Er war dem Lutherthum allerdings sehr feindlich gesinnt und hat dagegen gethan, was er konnte. Aber er konnte sehr wenig ausrichten. Die rollenden Räder der Reformation zermalmten mit Leichtigkeit die ohnmächtigen Hemmungen, welche er ihnen entgegenwarf.

Die Ursache des nie endenden Haders lag in den Finanzen. Das sind zu allen Zeiten die schwersten und bedenklichsten Fragen für Fürst und Land gewesen, die Geldfragen.

Es wurde damals allen deutschen Fürsten sehr schwer, eine regelmäßige und sichere Einnahme herzustellen. Der Erzbischof Johann Rhode war ein sehr tüchtiger Geschäftsmann und es gelang ihm auch, eine leidliche Ordnung zu schaffen; er ließ Uebersichten aufschreiben, seine Register wurden gut geführt, aber das Gleichgewicht zwischen nothwendigem Aufwand und Einnahme war nicht zu erreichen.

Die Domänen, Zölle und Herrenrechte konnten das Ausgabebudget nur in ruhigen Zeiten decken. Traten ungewöhnliche Umstände ein, so mußte von anderen Seiten Rath geschafft werden. Dies war nicht leicht, denn eine wiederkehrende und regelmäßige Besteuerung war dem nationalen Gefühl der Deutschen auf's Höchste zuwider. Bei den romanischen Völkern war eine ordnungsmäßige Besteuerung seit undenklichen Zeiten gebräuchlich, auch die Engländer verstanden sich früh dazu, aber den Deutschen war es ein feindseliger Gedanke. Auch die deutschen Fürsten machten schon zeitig solche Versuche, aber der Kaiser Heinrich V. wurde ein Tirann genannt, weil er dem englischen Vorbild zu folgen strebte. Selbst die deutschen Dichter stellten es als das

Aeußerste der fürstlichen Willkühr dar, daß man „Feld, Stein, Wasser und Wald“ mit Steuern belegen wolle.

So war es auch hier. Die gewöhnlichen Reichssteuern aufzubringen war für die erzbischöflichen Räthe immer ein Kunststück und oft eine Unmöglichkeit. Wenn eine ernste Finanzverlegenheit eintrat, und das war alle paar Jahr die Regel, so half sich die Regierung erst mit Anleihen und Verpfändungen. Waren diese nicht mehr zu ermöglichen oder deckten sie den Ausfall nicht, so mußten die Landstände in's Mittel treten und Erleichterung durch eine allgemeine Steuer schaffen. Dies geschah durch den Pflugschatz, eine Grundsteuer aus sehr alter Zeit, welche aber nur die Bauern traf. Denn die Adligen waren durch den sogenannten Roßdienst, d. h. durch ihre Militairpflichtigkeit, davon befreit; ebenso die Geistlichen durch ihr Amt.

Der Pflugschatz war nicht drückend hoch, wie man aus dem Gesammtertrage sehen kann, welcher sich auf 1600 Mark belaufen sollte, aber etwas unter diesem Ansatze blieb. Im Jahre 1502 brachte er 1798 rhein. Gulden auf. Er war nicht gerecht vertheilt. Die reichen freien Marschhöfe und die schwerbelasteten Höfe des Hochlandes mußten Gleiches aufbringen und viele Exemtionen hatten sich allmählig eingeschlichen. Es hatte sich nach und nach der Rechtsgrundsatz gebildet: „Frei Mann, frei Gut.“ Im Uebrigen war die Erhebung von Alters her geordnet und leicht zu beschaffen.

Wenn aber eine Geldsumme aufgebracht werden sollte, welche der Pflugschatz nicht mehr bewältigen konnte, so mußte man zu dem letzten und äußersten Mittel greifen. Dies war der Sechszehnpfennigschatz, eine Capitalsteuer des Gesammtvermögens bei jedem Einzelnen. Hiebei fanden wenig Exemtionen statt. Jeder wurde abgeschätzt, Haus, Grundbesitz, Renten, Vieh und Geräthe zu Geld gerechnet und von der ganzen Summe mußte der sechszehnte Theil baar eingezahlt werden. Diese Auflage war ungemein drückend, gerade weil sie das Capital selbst traf, sie vernichtete die Steuerkraft des Landes jedes Mal auf viele Jahre. Sie brachte sehr bedeutende Summen auf, durchschnittlich über 50,000 ℳ. Im Jahre 1554 wollten die Wurster ihren Theil durch eine Pauschsumme abtragen und boten der Regierung 6000 Gulden, aber dieser Vorschlag wurde mit Unwillen zurückgewiesen „als vor gar nichts zu achten.“ Man kann daraus

auf die großen Erträge dieser Steuer einen Schluß machen. Die Erhebung derselben verursachte viele Weitläuftigkeiten und Vorlagen, weil die Vermögenslisten nicht fortgehen konnten, sondern immer von Neuem aufgestellt werden mußten.

Seit den ältesten Zeiten strebte aus alle diesen Gründen die Regierung nach regelmäßigen Einnahmen, auf welche mit Sicherheit gerechnet werden konnte. Deshalb lag ihr so sehr der Andreasschatz im Lande Wursten am Herzen, eine Häusersteuer, von welcher wir später reden werden. Die Abgabe war gar nicht hoch, aber die Regierung legte vielen Werth darauf, weil sie vorausberechnet werden konnte, keine Vorlage bei den Landständen erforderte und mit Bestimmtheit einlief.

— Der Erzbischof Christoph ist aus der Finanznoth niemals herausgekommen. Einige Schuld trugen die Kriegsereignisse in Folge der Reformation, deren Verwicklungen er sich nicht entziehen konnte; aber weit mehr sein persönlicher Leichtsinn, Genußsucht und großartige Verschwendung. Dabei taugte sein Umgang und seine gewöhnliche Gesellschaft nichts, niedrig gesinnte, beutegierige Menschen. Christoph war in der äußeren Art des Auftretens immer ein vornehmer Mann, was weder sein Vater noch seine Brüder waren; er betrachtete alle Geldangelegenheiten von oben herab, er behandelte diese Dinge mit einer gewissen souveränen Verachtung. Das benutzte seine verwerfliche Umgebung zu ihrem eigenen Vortheil; auch die größten Mittel zerrannen unter des Erzbischofs Händen wie schmelzender Schnee. Dazu seine Prachtliebe, seine steten kostbaren Reisen, auf denen er immer den großen Herrn spielte, und die mancherlei unnützen Bauten, welche er unternahm.

Man kann sich daher nicht wundern, daß der Erzbischof aus seinen finanziellen Verlegenheiten nicht heraus, sondern immer tiefer in dieselben hinein kam. Waren die Schwierigkeiten nicht mehr zu überwinden, so mußten die Landstände mit Bewilligungen eintreten. Sie thaten es sehr ungern und die hohen Verwandten des Erzbischofs hatten Mühe genug, durch persönliche Anwesenheit und Fürsprache auf den Landtagen die Erleichterungen zu ermöglichen. Es ist ermüdend und unerquicklich, diese endlosen Verhandlungen wieder zu geben, die zahlreichen Verträge und langen Recesse, welche doch nur auf sehr kurze Zeit wirkten. Es war immer das alte Lied, das nur einen Vers aber kein Ende hatte.

Die erste bedeutendere Entlastung der erzbischöflichen Schulden nahmen die bremischen Landstände 1525 vor. Es geschah durch den sogenannten Burtehuder Receß; der Ausdruck ist ungenau, denn die Versammlung war nicht in der Stadt, sondern in dem nahen Altkloster.

Zu diesen Verhandlungen war eine sehr günstige Zeit gewählt. Der Erzbischof hatte das Land Wursten mit Kriegsgewalt bezwungen und das war der übrigen Provinz sehr genehm. Man darf ja nicht glauben, daß die Landstände diesen Kriegszug ungern sahen; sie standen mit wirklicher Beihülfe und mehr noch mit ihren guten Wünschen gänzlich auf Seiten des Erzbischofs. Die Landesfreiheit von Wursten und das Verhältniß zu dem bremischen Oberhaupt war Jahrhunderte lang unentwickelt; die ganze Sache schwebte in der Luft, ein unklarer Zustand mit vielen thatsächlichen Unannehmlichkeiten für alle Nachbaren. Jetzt war der Erzbischof Sieger und Herr, mindestens nach dem Rechte des Krieges.

Unter dem günstigen Eindruck, welchen die Begebenheiten hervorbrachten, kam Heinrich der Jüngere von Braunschweig persönlich in das Land und berief die bremischen Stände nach Altkloster. Es wäre ihm sehr angenehm, sagte er, die großen Unordnungen, welche in dem Lande seines Bruders walteten, beseitigen zu helfen und dauernden Frieden zwischen Fürst und Unterthanen stiften zu können.

Er nahm die Sache sehr ernstlich vor. Der Erzbischof mußte schriftlich versprechen, „sich von der besten Wegen beraten zu lassen," das hieß mit anderen Worten, seine bisherigen selbstsüchtigen und sehr verhaßten Räthe abzuschaffen. Er wollte ohne Genehmigung der Stände keine Fehde beginnen, keine Veränderung in den Stiftsgütern eintreten lassen und keine Schulden wieder machen. Wenn eine Schatzung aufgelegt würde — und die war gerade dringend — so wolle er gänzlich die Hände von diesem Gelde lassen; Domkapitel und Ritterschaft sollten sie heben und verwenden. Die Kanzlei und das Regiment werde mit befähigten Männern, Drosten und Amtleuten bestellt werden.

Weil es bekannt war, daß der persönliche Aufwand und die verschwenderische Hofhaltung die größten Summen verschlang, so versprach der Erzbischof diese Ausgaben zu mäßigen. Er wolle nicht mehr als 30 reisige Pferde und zehn Wagenpferde halten und alles überflüssige Gesinde entlassen. Jeder willkührliche Ein-

griff in das Gerichtsverfahren solle aufhören und das Recht ohne Ansehen der Person gehandhabt werden.

Für solche Leistungen wollten sich dann die Stände zu Bewilligungen verstehen. Die Schulden des Erzbischofs sollten aufgezeichnet, sorgfältig geprüft und durch eine allgemeine Schatzung abgetragen werden. Die dringendsten und unbestrittensten Verpflichtungen wurden gleich übergeben; es waren 14,880 Gulden an Verschiedene, 6000 Gulden an Joh. v. Klencke und Ulr. Grote und 2000 Gulden an den Rath von Stade. Diese Schulden sollten sogleich, die übrigen nach Richtigfinden zu bequemer Zeit bezahlt werden.

In's Künftige wolle der Erzbischof alle Jahr den Verordneten aus den Landständen, dem Ausschuß, von seinen Aufkünften Rechnung ablegen, also eine finanzielle Bilance aufstellen.

Herzog Heinrich versprach mit ganzer Macht dafür zu sorgen, daß die Versprechungen von allen Seiten erfüllt würden. Der Receß wurde sorgsam abgefaßt und von den Betheiligten unterschrieben.

So schienen die Dinge geordnet zu sein. Die Schulden übernahm das Land.

Unendlicher Jubel erhob sich am Hofe des Erzbischofs; der Fürst hatte wieder ein reines Folio. Der Ueberlauf der Gläubiger mußte nun aufhören; das vergnügte Leben konnte von Neuem anfangen. Daß sehr ernste Versprechungen gegeben waren, kümmerte Keinen, am Wenigsten den Erzbischof. Daß Räthe entlassen werden müßten und der Schwarm des Gesindes ermäßigt, fiel ihnen nicht im Entferntesten ein. Die verpfändeten Domänen kamen wieder, die Einnahmen flossen, das war die Hauptsache.

Eine kleine Weile hielten die erneuerten Einkünfte vor; auch mag die Verwaltung anfangs mit etwas mehr Sorgfalt betrieben sein. Aber nach ein paar Jahren war Alles wieder in dem alten unerquicklichen Zustande, die Stiftsgüter verpfändet, der Erzbischof mit Schulden überhäuft und völlig creditlos. Mehre Mal hatten die Landstände einen Pflugschatz bewilligt, aber die Gelder kamen nicht an ihren rechten Ort; sie zerrannen in den Händen der fürstlichen Umgebung.

Wiederum (1531) nahm sich Herzog Heinrich der Sache an. In Basdahl ward ein neuer Vertrag gemacht, welcher den Burtehuder Receß bestätigte und vervollständigte. Die Stände

bewilligten neue Geldmittel. Kaum hatte der Erzbischof diese Gewährungen erlangt, so vergaß er natürlich seine guten Vorsätze und Versprechen. Er ging auf weite verschwenderische Reisen, seine Hofleute thaten, was ihnen gelüstete.

Drei Jahre später hatte der Erzbischof einige Kriegsleute zu Zwecken geworben, von welchen wir später reden werden. Er gedachte diese gewaffnete Macht nebenbei zu einer augenblicklichen Einschüchterung der bremischen Landstände benutzen zu können und neue Bewilligungen dadurch zu erlangen. Er ließ die Stände nach Sottrum (Mai 1534) entbieten. Es scheint, daß sich seine Räthe nicht gern in die Mitte der Provinz hineinwagten. Die Stände kamen. Mit einer kaum glaublichen Unbefangenheit trugen ihnen die Räthe vor, daß die Unterthanen verpflichtet wären, des Erzbischofs Schulden zu bezahlen, da er der Landesfürst sei; sie sollten auch die geworbenen Landsknechte besolden; wo nicht, so würden sie von Kaiser und Reichskammergericht sehr Unangenehmes hören.

Diese Keckheit von Seiten der Räthe war den Ständen doch zu viel. Eingeschüchtert wurden sie gar nicht. Ihre unmittelbare Antwort war ausweichend, aber sie verabredeten, nach 14 Tagen in Basdahl zusammen zu kommen.

Hier vereinigten sie sich wieder, aber allein, ohne Zuziehung der erzbischöflichen Räthe.

Diese Zusammenkunft war kein Landtag. Es waren freilich alle Ständemitglieder da, aber es fehlten, wie gesagt, die erzbischöflichen Räthe und es waren „die Grefen, Schulzen und Schöffen" des Altenlandes und Kehdingen zugezogen. Diese Marschländer, als schatzpflichtig, waren sonst nicht stimmberechtigt und ihre Abgeordneten nur als Zuhörer gegenwärtig. Dies Mal wurden sie als stimmfähig zugelassen und hingen auch ihre Siegel an den Vertrag. Daher ist die Vereinigung kein Landtag; die Betreffenden nannten es eine Tohopesate.

Sie verpflichteten sich gegenseitig in einer schriftlichen Uebereinkunft. Zuerst bekennen sie in diesem offenen Briefe, daß sie Unterthanen des Erzbischofs wären und bleiben wollten. Dieser aber habe ihnen große Versprechungen gemacht, wenn sie seine Schulden bezahlen wollten; sie hätten es gethan mehre Mal und mit großen Opfern, aber er habe nie sein Wort gehalten. Jetzt habe er in Sottrum wiederum die Bezahlung der Schulden verlangt, welche er buthen unser aller belehvinge und willen ge-

macht habe, dazu die Besoldung des Kriegsvolks. Das sei abgeschlagen. Es wäre nun zu besorgen, daß er dess tegen unss, sambt effte einen jederen intbesunder edder up unse arme lüde dusses stichtes — etwass vornemen oder betengen wolde. Wenn er mit Kriegsgewalt Einen oder Alle überziehen wolle, so sollten einige genannte Ritter bevollmächtigt sein, auf Kosten der Provinz Reuter und Knechte gegen ihn zu werben und aufzustellen. Sollte auf andere Weise ein Einzelner angetastet werden, so wollten sie ihm mit aller macht tho orer erreddinge tho hulpe kamen. Wer aber von dieser Verpflichtung zurückträte, sollte als ehrlos betrachtet, aus den Ständen gestoßen und verbannt werden.

Alle unterschrieben diesen Vertrag, Domkapitel, Prälaten, Städte, Ritter und Marschländer. Nur die Unterschrift des Landes Wursten fehlt. Wir werden später erklären, warum es nicht beitrat.

Diese Vereinigung schreckte den Erzbischof; er stand von Gewaltmaßregeln ab, aber sie stärkte ungemein den Widerstand des Landes gegen alle seine Zumuthungen. Seitdem ist nur mit vieler Mühe das Geld für die persönlichen Schulden des Erzbischofs bewilligt; die frühere Nachgiebigkeit war zu Ende.

Der Erzbischof und seine Räthe erkannten ganz klar, wie groß die Tragweite dieses ständischen Schrittes war. Auf diesem Wege brauchte man nicht sehr weit zu gehen, so war die Herrschaft des Fürsten beseitigt. Es lag ihm ungemein viel daran, daß aus der Tohopesate von Basdahl keine weitere Folgen hervorgingen und er verstand sich zu entgegenkommenden Schritten, welche ihm gewiß sehr schwer geworden sind.

Er suchte sich mit den einzelnen Gliedern der Vereinigung auszusöhnen und dadurch die Tohopesate zu trennen. Mit Bremen, als dem wichtigsten Mitgliede, machte er den Anfang. Die Stadt hatte sich in den Religionswirren sehr stark gegen ihn vergangen. Das Kloster St. Pauli, welches auf einem Hügel bei der Stadt lag und derselben durch eine etwaige feindliche Besetzung strategisch gefährlich werden konnte, war durch die Einwohner auf stillen Antrieb des Raths niedergerissen und dem Erdboden gleich gemacht. Im Dom, also in der eigensten und herrlichsten Kirche des Erzbischofs, hatte man den katholischen Gottesdienst aufhören lassen. Das mußte ihm ungemein kränkend sein.

Aber alle diesen Aerger vergaß er, und machte mit der Stadt einen Vertrag (1534, Sept. 23.), dessen Bedingungen zu ihren Gunsten lauteten. Wegen der veränderten Religion sollte Alles zur Entscheidung der bald eintretenden allgemeinen Kirchenversammlung verstellt werden; desgleichen die Ceremonien im Dom zu Bremen auch bis dahin ausgesetzt bleiben de wyle sich de van Bremen dorch Wedder Uprichtung der sulfften mehres Unraths so daruth entstehen mochte, schwerlich besorgen; wegen des niedergerissenen Klosters St. Pauli entsagt der Erzbischof allen Ansprüchen und nur in dem Falle, daß die Kirchenversammlung die Klöster in ihrem vorigen Stande aufrecht zu erhalten beschließt, soll der Rath an einer passenden Stelle den Mönchen ein Haus wieder bauen. Die Bremer sollen in Stotel, Langwedel und Bremervörde zollfrei sein; alle sonstigen Streitigkeiten im Wege der Güte durch Schiedsgerichte abgestellt werden.

Diese günstigen Bedingungen, welche den Bremern ohne irgend eine Gegenleistung gewährt wurden, sind nur durch die bedrängte Finanzlage des Erzbischofs erklärlich. Sie wurden ihm gewiß schwer genug, aber er mußte seinen Frieden mit den Landständen machen, gern oder ungern, sonst bekam er kein Geld.

Die Zugeständnisse trugen auch ihre Frucht. Wenige Tage nach Abschluß des Vertrags war ein Landtag in Basdahl (1534, Oct. 5.) und ohne Zweifel hat die Stadt Bremen sehr wesentlich dazu beigetragen, daß die Ergebnisse für den Erzbischof ziemlich günstig ausfielen. Es heißt in dem abgeschlossenen Receß, daß der Fürst durch „vielfeltige treffliche Uhrsache“ in Schulden gerathen und nicht mehr im Stande sei, Ehre und Wohlstand aufrecht zu halten. Aber die Stände wollten ihm als treue Unterthanen beistehen.

Um Geld zu erhalten, mußte er den Ständen beinahe unglaubliche Gewährungen machen. Nach dem Burtehuder Receß sollte er die unfähigen Räthe entlassen; er hatte es nicht gethan. Jetzt wurde die Sache aber ernst; er mußte nicht nur neue Räthe annehmen, sondern die Landstände setzten sie ihm aus ihrer eigenen Mitte; es waren „die Erbare unsere libe Getrewen“ Joh. Marschalck, Heinr. Clüver, Segebade v. d. Hude, Heinr. v. Zesterfleth, Cl. v. Horn und Lüder Bicker. Ein Landdrost wurde ihm ebenfalls aufgezwungen; er mußte es sich gefallen lassen. Wegen des Kanzlers sträubte er sich, er wollte ihn selbst wählen. Die Stände litten es nicht, aber sie gaben in so weit nach, daß sie ihm Per-

sönlichkeiten vorschlugen, aus denen er einen Mann wählen konnte, welcher ihm genehm war.

Mit diesem Zugeständniß hatte er der wirklichen Regierung über das Erzstift so gut wie entsagt. Wenn wir daher später noch von verwerflichen Räthen des Erzbischofs hören, so bezieht sich das niemals auf das bremische Land, sondern nur auf das Stift Verden, wo er mit Willkühr aufzutreten fortfuhr. Die Provinz Bremen regierte sich von nun an selbst.

Er versprach auch seine Hofhaltung einzuschränken. Die Stände wußten indeß, daß dies leere Worte waren, äußerten sich gar nicht mehr, wie früher, über den Umfang seiner persönlichen Bedienung, sondern nahmen seine Versprechen gleichgültig hin.

Dagegen lag ihnen sehr viel daran, das Land Wursten festzuhalten, welches mit so vieler Mühe, Blutvergießen und Kosten „zum Gehorsam des Stiffts" gebracht war. Die Stände fürchteten sehr ernstlich, er könnte auf irgend eine Weise dahin gebracht werden, es dem Lauenburger Herzog abzutreten. Auf das Festeste mußte er versprechen, daß das Wurster Land zu ewigen Zeiten bei dem Erzstift bleiben solle.

Er gelobte ferner keine Kriegsknechte zu werben und „zu vorschaffen, daß solche Garderinge und Legeringe des Landes hinfüro verbleiben solle."

Für diese weitgehenden Zugeständnisse bewilligten ihm die Stände Erleichterung seiner Schulden. Es wurde ihm sogleich ein Pflugschatz von zwei Gulden auf den Hof gewährt und auch wegen der übrigen ihnen genau mitgetheilten Schulden sollte Rath geschafft werden.

Diese Abmachungen wurden durch einen zweiten Receß (Oct. 10.) noch in einigen Dingen vervollständigt und so war wieder für das Erste Frieden zwischen Fürst und Land.

In alle diesen weitläuftigen, viele Tage dauernden Verhandlungen ist aber kein Wort über die Religionsveränderung zu finden. Es war die brennendste Frage, sie bewegte Aller Herzen auf das Heftigste, aber Keiner wagte es, auch nur andeutungsweise den Punkt zu berühren. Das war eine Sache für sich.

Mehre Jahre hielten sich die Verhältnisse leidlich hin; keiner Partei lag an neuen Zerwürfnissen. Allmählig traten aber wieder Spannungen ein. Die Beamten waren in einer üblen Lage; sie hatten sowohl dem Erzbischof wie den Landständen Gehorsam gelobt, aber die Befehle beider waren oft entgegengesetzt. Die

Stände hatten versprochen, die Schulden des Fürsten zu bezahlen, aber es war nicht bestimmt und konnte auch nicht wohl bestimmt werden, wie weit diese Verpflichtungen gehen sollten. Neue Verwicklungen waren unvermeidlich.

Der Fürst und die Landstände wandten sich an den Kaiser, an die Minister, an das Reichskammergericht; unabsehbare Processe, Beschwerden, persönliche Klageanträge. Dazu die üblichen Bestechungen nebst ihren Folgen; widersprechende Entscheidungen ohne Ergebniß, heftige Antworten ohne thatsächlichen Nachdruck. Benachbarte Fürsten wurden um Vermittlung angesprochen; sie thaten ihr Mögliches, aber vergeblich.

Der Zustand des Landes gerieth in heillose Verwirrung. Beamte wurden angestellt, denen Niemand gehorchte; Steuern ausgeschrieben, aber sie kamen nicht ein; die Schatzeinnehmer waren in eine unmögliche Lage gebracht; die Widerspenstigkeit und Unlust hatte der Entschuldigung die Fülle. Außer Bremervörde waren alle Burgen verpfändet; Langwedel an Joh. von Staffhorst, Stotel an die Brüder Harmeling, Hagen an Heinr. Behr für 5000 Gulden, Ottersberg an Frese für 4140 Gulden. Und mitten in diesen Wirren vollzog sich die Reformation und zersetzte hundert Verhältnisse, welche noch zusammengehalten hatten.

Diese Lage der Dinge durfte nicht dauern, sonst wäre Alles über den Haufen gefallen. Der Kaiser nahm sich der Sache an. Er beauftragte einen katholischen geistlichen Herrn, den Coadjutor von Köln, Adolf Graf von Schaumburg, und einen protestantischen weltlichen Herrn, den Grafen Johann von Diepholz, persönlich den Streit vorzunehmen. Sie erhielten Vollmacht (1541, Juli 24.), die Parteien vorzuladen und eine Entscheidung zu treffen, möglichst nach Maßgabe der früher aufgestellten Recesse.

Die beiden Commissarien gingen in Stadthagen an ihre Arbeit. Sie forderten von beiden Parteien Bevollmächtigte. Der Erzbischof sandte einen gewandten, aber sehr übel beleumundeten Mann, „den Würdigen, Hochgelarten, Vesten und Ehrbaren" Licentiaten Friedrich Spät, die Landstände den Domherrn Segebade von der Hude.

Die Bevollmächtigten setzten sich mit diesen Abgeordneten in persönliche Verbindung, ließen sich alle schriftlichen Vereinbarungen übergeben und studirten die Frage mit großer Sorgfalt.

Darauf gaben sie im Namen des Kaisers den Bescheid (1541, Nov. 4.), der Erzbischof solle fortan die Verträge genau halten, ein gutes Regiment aufrichten und seine tägliche Hofhaltung mäßigen. Das hatten die Commissarien bald gemerkt, daß der verschwenderische Haushalt des Fürsten den größten Theil der Schuld trug. Alle Beamten sollten innerhalb 14 Tagen den Ständen Treue geloben, die Rentmeister im Beisein des Domkapitels jährlich Rechnung ablegen. Der Erzbischof sollte jeden Eingesessenen bei alter Freiheit und Gerechtigkeit lassen und bei fürstlicher Ehre sich dazu verpflichten.

Ueber das Land Wursten, welches den Landständen sehr wichtig war, bestimmten die Bevollmächtigten, es sollte bei dem Erzstift zu ewigen Zeiten bleiben. Theils nach Kriegsrecht, denn es sei mit großen schweren Kosten und Anlagen erobert, theils, weil es in den natürlichen Grenzen der Provinz läge (by dem Stift, dar idt doch hengehöret). Dagegen sollte es über Billigkeit nicht beschwert werden. Die Vögte des Landes sollten gleich denen der übrigen Bezirke den Ständen Treue geloben. Aber die Wurster sollten in allen Dingen den Kehdingern und Altländern gleich gehalten und zu allen gemeinen Landtagen wie die genannten verschrieben werden.

Diese Bestimmung war von der größten Wichtigkeit, denn es war eine kaiserliche Entscheidung, welche den unklaren Verhältnissen ein Ende machte. Es ist nämlich sehr schwer zu sagen, ob der Erzbischof landeshoheitliche Rechte über Wursten gesetzlich bislang besaß. Er beanspruchte sie, aber die Wurster läugneten dieselben. Sie behaupteten seit Karls d. Gr. Zeit frei zu sein und ihr Landeswappen war das Bild dieses Kaisers. Thatsächlich aber waren sie bis auf diese Zeit ein gänzlich freier Friesenstamm, der einige geistliche Abgaben dem Erzbischofe zahlte, aber staatlich sich weder ihm, noch anderen Fürsten, noch etwaigen Häuptlingen unterworfen hatte. Die kaiserliche Entscheidung änderte jetzt das Verhältniß. Sie wurde auch ausgeführt; in den Gegenwärtigkeitslisten der Landtage finden wir von nun an immer „die Abgeordneten von Wurstfriesland" genannt, aber sie waren freilich nur Zuhörer, wie die der anderen Marschländer.

Zur Entlastung seiner Schulden sollten dem Erzbischof drei Jahre nach einander ein Schatz von drei Thalern auf den Pflug bewilligt werden. Von dieser Summe sollte indeß der dritte Theil zum Besten des Stifts verwandt werden; das bedeutet den

Umständen nach zur Einlösung der verpfändeten Domänen. Das Geld sollten drei Bevollmächtigte des Fürsten heben, drei aus dem Domkapitel und drei aus der Ritterschaft. Diese Schatzsammler müßten dem Erzbischof jährlich 1000 Thaler zu seinem persönlichen Unterhalt auszahlen und das Uebrige zur Abtragung der Schulden verwenden. Ebenso die Rückstände von früheren Schatzungen.

Um die Ausführung alle dieser Bestimmungen mit Gewißheit zu erzwingen, setzten die Commissarien eine sehr ernste Verfügung hinzu. Wenn der Erzbischof für seine Person diesem Vertrage nicht nachlebte oder einer seiner Beamten ihn bräche und innerhalb eines Monats der Klage nicht gerecht würde, so sollte der Fürst ohne Weiteres als völlig abgesetzt gelten und die Unterthanen aller Verpflichtung gegen ihn gänzlich entbunden sein.

Diese Verfügungen waren sachgemäß und billig; beide Parteien erklärten sich feierlich damit einverstanden.

Der ungemein schwere Druck, welcher durch die kaiserliche Commission auf den Erzbischof und seine Umgebung durch diese Entscheidung ausgeübt wurde, hatte eine gute und mehre Jahre dauernde Wirkung. Der Vertrag wurde ungewöhnlicher Weise von Seiten des Fürsten gehalten. Es schien sogar eine Zeitlang, als wäre dadurch ein besseres Verhältniß angebahnt. Man erkennt dies deutlich aus einer wichtigen Landtagsverhandlung, welche drei Jahre später zu Bremen vor sich ging (1544, Dec. 16.). So nachgiebig hatten sich die Stände noch nie bewiesen und der Grund kann nur in dem Verhalten des Erzbischofs gesucht werden.

Während der drei Jahre, wo nach Anordnung der kaiserlichen Commission das eingesetzte Schatzcollegium thätig war, hatte der Erzbischof vor seinen Gläubigern Ruhe gehabt. Diese wandten sich an die genannte Behörde wegen ihrer Befriedigung. Als diese aber nach abgelaufener Frist ihre Thätigkeit einstellte, fiel der ganze Andrang der zahlreichen Gläubiger wieder auf den Erzbischof selbst. Seine Schulden hatten nur zum kleineren Theil abgetragen werden können; er wußte sich wiederum nicht mehr zu helfen.

Nur bei den bremischen Ständen war eine Erleichterung zu hoffen. Diese waren auch wirklich geneigt ihm beizustehen. Das Land hatte lange Zeit gute Jahre und reiche Ernten gehabt; es konnte für seinen Fürsten etwas thun. Wir erkennen dies aus den Auskünften des Sechszehnpfennigschatzes. Die letzte Steuer

dieser Art hatte nur 12,197 Thaler eingetragen; jetzt rechnete man auf das Vierfache, und der Erfolg bewies die Richtigkeit der Annahme. So hatte sich das Land gebessert, theils durch günstige Ernten, theils durch die vortreffliche Verwaltung, welche die Landstände ausübten.

Man fühlte sich behaglich und wohlhabend und davon sollte dem Fürsten auch einmal etwas zu Gute kommen.

Man bewilligte ohne viele Umstände (1544, Dec. 14.) einen Sechszehnpfennigschatz über das ganze Land, aber es wurde ausdrücklich bestimmt, daß nicht die augenblicklichen Werthe der Eigenthumsgegenstände, sondern die Werthe des letzten Registers der Berechnung zu Grunde gelegt werden sollten. Sonst wäre ein Druck geübt und die Steuer unnöthig groß geworden. Denn die Werthe hatten sich bedeutend gesteigert und erhöhten sich fast jährlich.

Die früheren Schatzverwalter sollten auch diese Steuer heben und verwenden. Zuerst sollte davon eine doppelte Türkensteuer, welche das Reich dem Kaiser bewilligt hatte, bezahlt werden. Dann das Schloß Neuhaus ausgelös't, welches für 4000 Goldgulden an Joh. von Münchhausen versetzt war. Außerdem 1000 Gulden Münze an die Brüder v. d. Decken, welche sie für Proviant vorgeschossen hatten. Darauf die Schulden des Erzbischofs, welche die dringendsten zu sein schienen.

Der Fürst hatte offen gestanden, daß er auch einiger Baarschaft benöthigt wäre, denn er habe seine Kleinodien versetzt und beabsichtige eine Reise nach Worms zu dem bevorstehenden Reichstage zu machen. Dazu wurden ihm 8000 Thaler bewilligt, welche die Wurster als Pauschsumme für ihren Theil des Sechszehnpfennigschatzes zu geben versprochen hatten. Denn die Wurster ließen sich nicht gern nach einem Kataster besteuern, sondern bezahlten immer eine Abfindung. Außerdem die Aufkünfte aus dem Amte Neuhaus und aus dem Landgebiet der Stadt Bremen.

Dies waren sehr bedeutende Bewilligungen. Weil die Landstände sich einmal nachgiebig bewiesen, so wollte nun der Erzbischof auch ausnahmsweise Edelmuth zeigen. Er begnadigte 21 Wurster Hofbesitzer, welche geächtet und ihrer Besitzungen beraubt waren, die Rädelsführer der letzten Empörung. Alle Vögte, welche er den Wurstern gesetzt hatte, zog er zurück und setzte neue Vögte ein, sämmtlich aus den Eingebornen des Landes. Diese sollten

ihm und den Landständen Treue geloben und ohne Willen der letzteren nicht abgesetzt werden.

Dazu wurden noch einige Sachen von geringerer Wichtigkeit erledigt.

Auf diese Weise wurden die vorliegenden Verhältnisse ausgeglichen, seit langer Zeit einmal zu gegenseitiger Befriedigung.

Dieser glückliche Zustand dauerte nicht lange. Das Geld wurde aufgebracht, aber es konnte nicht den Verabredungen gemäß verwandt werden. Wo der Erzbischof sich desselben bemächtigen konnte, nahm er es an sich und gebrauchte es zu eigenem Vortheil. Noth und Leichtsinn ließen ihn alle seine Versprechen vergessen. Die ganze bedeutende Türkensteuer verwandte er zu eigenem Nutzen, und darüber zerfiel er unheilbar mit dem Kaiser, wie wir nachher sehen werden. Die Landstände waren aber durch diese Wortbrüchigkeit des Erzbischofs zum Höchsten erregt. Zahlreiche Klagen sandten sie (1545) an den Kaiser und das Reichskammergericht, daß der Landesherr ihnen die Treue nicht halte, Schulden auf Schulden mache, besonders bei Mecklenburgischen Edelleuten, Steuern eintreibe, unbefugt neue Beamte einsetze, Kriegsleute werbe, das Land mit Einquartierung beschwere und alle Maßnahmen des Domkapitels durchkreuze.

Der Kaiser erließ ein scharfes Mandat an den Erzbischof (1545, Juli 10.), drohte mit schweren Strafen und befahl mit heftigen Worten die augenblickliche Erstattung des unrechtmäßigen Geldes.

Der Erzbischof vertheidigte sich schwach. Den Hauptpunkten der Beschwerde wich er aus und klagte die Landstände, besonders das Domkapitel, wegen Ueberschreitung der Befugnisse an. Sie sähen sich gegen seinen Willen nach einem Nachfolger um, wollten die Steuerlisten nicht nach gerechter Weise ändern und trieben Simonie mit kirchlichen Gütern. Das Kapitel verleihe Beneficien den Kindern der evangelischen Prädikanten, die Domherren gingen in ihrem habitu nicht canonice, sondern histrionice einher, hätten öffentlich Concubinen und versprächen diesen die Ehe.

Diese Dinge gehörten gar nicht zur Sache und klangen wunderlich in dem Munde eines Mannes, der mehr Concubinen hielt, als vielleicht das ganze Domkapitel zusammen.

Der Streit schleppte sich noch in das folgende Jahr hinein ohne irgend ein Ergebniß. Es ist unmöglich, die endlosen Klageschriften und Antworten wiederzugeben, diese großen Actenstöße.

Lauter Papier. Der Kaiser hatte mit anderen Dingen die Hände voll zu thun und zuletzt wurde der Hader in den großen Ereignissen der Zeit begraben.

Alle, die es mit dem Lande gut meinten, strebten, diese unglücklichen Zustände zu bessern. Das Domkapitel suchte dem Erzbischof einen Coadjutor aufzudringen und stand darüber viele Jahre lang mit dem König von Dänemark in Unterhandlungen. Wir werden später davon reden. Auch der Herzog Heinrich von Braunschweig hörte nicht auf, Versuche zu einer gedeihlichen Aenderung anzustellen. Bei dem Erzbischof, seinem Bruder, konnte er damit wenig ausrichten; wenn derselbe in Noth und Bedrängniß war, so erklärte er sich freilich zu Allem bereit und war biegsam wie Wachs; sobald er aber ein wenig Luft bekam, wurde er wieder der eigensinnige selbstwillige Character. Der Herzog wandte sich deshalb unmittelbar an den Papst (1552, April 1.) und bat, seinen Sohn Julius mit der Coadjutorei zu bekleiden. Der Papst, meinte er, werde ihm diese Bitte nicht abschlagen, da er so viel für den katholischen Glauben erduldet habe, Gefahr, Armuth und Verbannung. Sein Sohn Julius sei katholisch, werde es auch stets bleiben und dem fast ganz lutherischen Domkapitel in rechter Weise entgegentreten.

Es ist dies derselbe Julius, welcher noch zu Lebzeiten Heinrichs lutherisch wurde und seinem Vater dadurch unsäglichen Kummer bereitete. Die braunschweigischen Geschichtschreiber setzen seinen Uebertritt meistens in eine zu frühe Zeit.

Aber in der Schlacht von Sievershausen (1553) fielen die beiden ältesten Söhne Heinrichs. Er mußte nun, so ungern er es auch that, Julius zum Nachfolger annehmen. Dadurch zerfiel der anfängliche Plan von selbst.

Wir haben viele beklagenswerthe Handlungen des Erzbischofs erzählt und müssen noch mehr dieser Art beibringen; es erfordert daher die Billigkeit, auch das wenige Gute zu erwähnen, welches während seiner langen Regierung von ihm ausgegangen ist. Dies besteht vorzüglich in der Verbesserung der Rechtspflege, welche durch die Einsetzung des Hofgerichts von ihm bewirkt wurde.

Die Berufungsinstanz für die Niedergerichte aller Art bildete die Versammlung der Landstände. Diese bekamen im Laufe der Zeit so viele staatliche Dinge zu beschaffen, daß sie den Rechtshändeln Einzelner nicht mehr die nöthige Sorgfalt schenken konnten. Diese wurden oft zurückgesetzt, aufgeschoben oder mit Flüchtigkeit

entschieden. Die Landstände bekannten selbst, dat vele wieder Erringe, Gebreke und Mangelinge binnen und buten landes dagelikes inbreken.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen, vereinigten sich Fürst und Stände (1517, Juni 30.) zur Errichtung einer mittleren Instanz unter dem Namen eines Hofgerichts. Die Mitglieder desselben sollten jährlich zweimal zusammentreten; einmal zu Michaelis in Bremen und einmal in der zweiten Woche nach Ostern in Stade. Die erste Zusammenkunft würden wir nach jetziger Gerichtssprache den großen Senat nennen; er bestand aus den Verordneten des Domkapitels, den beiden Aebten von Harsefeld und St. Pauli vor Bremen, vier Deputirten der Ritterschaft und drei Gesandten der Städte Bremen, Stade und Burtehude. In Stade kam eine kleinere Vereinigung zusammen, man könnte sie den kleinen Senat nennen. Zu beiden schickte der Erzbischof seine Hofräthe und einen beeidigten Schreiber.

Das Hofgericht blieb sechs bis acht Tage in Sitzung. Die Ausgaben für Kost und Zehrung trug der Erzbischof und das Domkapitel.

Von dem Hofgericht konnte an die Versammlung der Landstände appellirt werden als an die höchste Instanz. Diese Berufung mußte aber innerhalb 10 Tagen angemeldet werden.

Diese Einrichtung bewährte sich. Sie wurde im Laufe der Zeit weiter ausgebildet und brachte die Rechtspflege in einen geregelten Gang. Sie hat bis in die neuere Zeit bestanden.

2. Die Reformation.

Im Anfange des XVI. Jahrhunderts lastete der Druck des Papstthums gleich schwer auf Geistlichen und Laien. Alle Versuche einer besseren Gestaltung des kirchlichen Wesens hatte der römische Hof vereitelt. Immer ertönte der Ruf nach einer Reform an Haupt und Gliedern, aber immer vergeblich. Mit schlauer List wußte der Papst und seine Anhänger jeder ernsten Besserung auszuweichen.

Der Katholicismus in seiner damaligen Gestalt war keine Religion mehr zu nennen. Er war allerhand geworden, ein Erwerb, eine Zerstreuung, ein Mittel des Fortkommens, eine Lebensversicherung — aber es war kein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit. Er hatte gar keinen nothwendigen Zusammenhang mit christlichen Tugenden; man konnte ein eifriger Katholik sein,

Wallfahrten machen und fasten und widerliche Reliquien anbeten und dabei ein grundschlechter Mensch bleiben. Dagegen mußte zuletzt das Jedem eingepflanzte sittliche Gefühl sich empören, erst innerlich und, als Raum ward, auch in äußerer Kundgebung. Die katholische Kirche hatte allen Halt und Grund in den Herzen der Menschen verloren. Es hätte sich bewußt und unbewußt eine solche Summe von Unzufriedenheit und stillem Haß gegen sie angesammelt, daß ein Ausbruch in jedem Augenblick gefürchtet werden konnte.

Die äußere Veranlassung gab der heillose Mißbrauch, welchen die katholische Kirche mit dem Ablaß trieb. Diesen Ablaßhandel beklagten auch die Katholiken selbst. Sie erkannten das Verderbliche desselben. Aber die hohen Würdenträger und Kirchenfürsten betrachteten die Sache, wie in unseren Zeiten Staatsmänner das Lotteriewesen betrachtet haben. Es sei ein beklagenswerthes schädliches Ding, aber um eines großen Zweckes willen müsse der Uebelstand getragen werden.

Luther dachte anders. Am 31. October 1517 schlug er seine 95 Sätze an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.

Wenn man diese Sätze lies't, so begreift man kaum ihre rasche Wirkung. Sie sind für den ersten Anblick nicht leicht zu verstehen, dunkle Thesen in dem verschränkten Stil und der schweren Fassung einer akademischen Kathederübung. Es gehört ein theologisch geschulter Geist dazu, um in den Kern dieser scholastischen Perioden sogleich einzudringen. Dabei sind sie voll Rückhalt und Ausweichung; was sie sagen wollen, das sagen sie in unklarer Wendung; sie lassen sich viel Raum, sie nennen die Dinge nicht immer, welche sie meinen.

In anderen Tagen wären diese Sätze unbeachtet vorüber gegangen. Aber nun zündeten sie, wie ein heftiger Blitz. Das that die Zeit, nicht das Wort und nicht der Mann.

Die Zeit war reif. Diese schwer verständlichen Sätze durchflogen die Christenheit wie ein neues Evangelium; mit einer kaum begreiflichen Schnelligkeit. In vierzehn Tagen waren sie in ganz Deutschland bekannt. Nach sechs Wochen fand man sie in allen Ländern Europa's. Im Januar des folgenden Jahres, also nach etwa drei Monaten, kaufte sie bereits ein Reisender in Jerusalem.

Luther wurde in seinem Unternehmen weiter gedrängt. Dem Feuer, welches die Thesen entzündet hatten, gab er durch zwei

Flugschriften neue Nahrung. Sie heißen: „An den christlichen Adel deutscher Nation" und: „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche." Es sind nur kleine Schriften, aber sie machten unglaublichen Eindruck und brachten tausend menschliche Herzen, welche unschlüssig schwankten, zur letzten Entscheidung. Diese beiden Flugschriften sind mit der ganzen Energie des Hasses und dabei mit einer Kraft und Geschmeidigkeit des Ausdrucks geschrieben, wie sie die ungelenke deutsche Sprache bis dahin nicht gekannt hatte und wie sie Luther auch in seinen späteren Schriften nicht wiedergefunden hat. Schonungslos wurde es enthüllt, wie die edle und treue Nation von Rom mißbraucht und was der deutschen Gutmüthigkeit auferlegt sei, die Unwürdigkeit, die Erpressung und der italienische Hohn über das dumme Volk jenseits der Alpen. Mit furchtbarer Beredtsamkeit stachelte er das Nationalgefühl auf; wer noch ein Herz für das Vaterland hatte, dem mußte bei seinen Worten das rothe Blut in das Antlitz steigen. Von da an galt jeder Anhänger des alten Systems für einen Verräther am Vaterlande, oder, was Manchem noch empfindlicher war, für einen Dummkopf.

Aber wie die Zeiten sich ändern. Diese beiden Schriften, welche Deutschland in Feuer und Flammen setzten, enthalten für uns nichts Neues und Ungewöhnliches, es kostet fast Ueberwindung, sie durchzulesen, sie ermüden uns. Was uns geläufig, selbstverständlich und keines Streitens werth scheint, das war damals völlig neu und überraschend. Und diesen Kampf gegen die katholische Kirche, welchen jetzt jeder lutherische Geistliche gelegentlich und gefahrlos aufnimmt, begann der unbekannte düstere Mönch von Wittenberg, er allein gegen alle Macht und Ueberzeugung der Welt — das war eine sonderbare Erscheinung. Sie erfüllte Viele mit Freude, Manchen mit Entsetzen, Alle mit Staunen.

Bis in die fernsten und entlegensten Theile Deutschlands drang diese Erregung, alle Fibern zuckten, alle Nerven bebten bei den Schlägen, welche Luther der katholischen Kirche versetzte.

Es liegt in der menschlichen Natur ein Streben nicht nur nach Freiheit, sondern auch nach Gleichheit, ein Streben, welches man mit Mißtrauen zu betrachten pflegt, denn es hat unsäglich viel Unheil in die Welt gebracht. Aber es ist einmal da. Man kann es nicht hinwegschaffen, aber in richtige Bahnen leiten. Das hat Luther gethan. Es ist sein Verdienst, die Gleichheit der

Menschen vor Gott hergestellt zu haben. Ehe er auftrat, war die Verschiedenheit sehr groß, ja unerträglich. Einem reichen Manne war der Weg zum Himmel sehr leicht gemacht. Er konnte durch geistliche Stiftungen seine Sünden tilgen, er konnte sich hinreichenden Ablaß für Geld kaufen, durch hunderte von Messen seine Seele aus dem Fegefeuer bringen; er konnte für Geld Wallfahrten machen lassen, deren geistliches Verdienst ihm zu Gute kam; es war ihm leicht gemacht, die Wirksamkeit unzähliger Gebete aus fremdem Munde sich anzueignen. Wie arm war in dieser Hinsicht der Arme, wie elend mußte seine Seele sich fühlen — er hatte keine fremde Füße zu frommer Wallfahrt, kein Geld für Seelmessen, keine andere Glieder zum Gebet als seine eignen.

Durch die neue Lehre gestaltete sich dies Verhältniß mit einem Schlage anders. Fremder Glaube, fremdes Werk nützte Keinem. Jeder stand und fiel sich selber. „Durch die Werke kannst du nicht selig werden“ — mit diesem Worte hörte Wallfahrt, Kasteiung, äußere Betübung und Fasten auf. „Durch den Glauben allein wirst du selig werden“ — damit hatte aller Vorzug der äußerlich besser Gestellten ein Ende. Dem Aermsten war der Weg zum Himmel gleich leicht oder gleich schwer wie dem Reichsten. Das machte die Hohen demüthig und es erhob die Niedrigen.

Unsere Provinz konnte sich dieser neuen Geistesströmung nicht entziehen. Sie wurde lutherisch.

Die Geschichtschreiber unseres Landes pflegen sich zu beklagen, daß die Einführung der Reformation so spärliche schriftliche Spuren hinterlassen habe und daß man so wenig davon wisse. Das kann bei eingehender Forschung nicht überraschen; wir wissen so wenig davon, weil so wenig Auffallendes dabei geschah. Was aber irgend Bemerkbares vorfiel, das kennen wir vollständig und genau.

Zuerst gingen die Städte über. Man pflegt darüber zu streiten, in welchem Jahre hie oder da die evangelische Predigt auf der Kanzel erschollen sei. Das wird sich selten mit Sicherheit bestimmen lassen, denn es hängt mit der Glaubensstufe der damaligen Geistlichen zusammen. Wohl selten hat ein Einzelner plötzlich und ganz mit seinen alten Ueberzeugungen gebrochen. Die Meisten wären schwerlich im Stande gewesen, die Zeit zu nennen, in welcher sie lutherisch geworden sind. Was sie aber nicht gekonnt hätten, das können wir noch viel weniger.

Die Verfassung und der gesetzliche Zustand der Kirchen in unseren Städten erleichterte in hohem Grade den Sieg der Reformation. Wir reden hier besonders von Stade und Burtehude, obwohl es in allen norddeutschen Städten dasselbe Verhältniß war. Diese Dinge sind sehr wenig bekannt und verlangen daher eine eingehendere Darlegung.

In den letzten katholischen Zeiten hatte sich bei den Stadtkirchen ein besonderer Zustand herausgebildet.

Der erste Geistliche an einer Stadtkirche hieß Rector, Plebanus oder Kirchenherr. Diesem war gewisser Maßen die ganze Kirche übergeben; er allein hatte eine Dienstwohnung, welche oft sehr schön war, Wedeme genannt. Der Kirchenherr betrachtete sein Amt aber nicht als eine Pfarre, sondern als eine Pfründe. Oft war er Monate, sogar Jahre lang abwesend. Neben sich hatte er zwei Kaplane, welche die kirchlichen Geschäfte in seinem Namen verwalteten und von ihm besoldet wurden. Bei einzelnen Handlungen und besonders an Feiertagen, wo nothwendig der Kirchenherr selbst nach gesetzlicher Ordnung thätig sein mußte, trat bei seiner etwaigen Abwesenheit einer der Kaplane ein, welcher dann den Titel sacerdos hatte.

Die Kaplane mußten allen Ertrag ihrer Amtsgeschäfte dem Kirchenherrn abliefern und erhielten nur den dritten Theil desselben für ihre Mühwaltung. Das war ihre ganze Besoldung. Wenn dies dem Kirchenherrn noch zu viel schien, setzte er sie auf festen Gehalt. Dieser war kärglich. In Folge solcher Verhältnisse standen meistens die Kaplane mit ihrem Kirchenherrn in einem schlechten Vernehmen, und als die Reformation kam, waren sie die ersten, welche derselben zufielen. Unzweifelhaft hat die Unzufriedenheit mit der eigenen Stellung ihnen den Uebertritt erleichtert, denn es kann kein Zufall sein, daß nachweislich in allen Städten die Kaplane die ersten waren, welche sich der neuen Lehre anschlossen.

Die obige Einrichtung ging auch durch die Reformation nicht ganz verloren, aber sie ward in bessere Ordnungen übergeleitet. An einer vollständigen Stadtkirche ward aus dem katholischen Plebanus ein lutherischer Hauptpastor. Dieser hatte durchaus keine Seelsorge, sondern nur das Predigtamt zu verwalten. Zweimal in der Woche bestieg er die Kanzel und für diese Vorträge sollte er seine ganze Zeit verwenden; deshalb war ihm alle andere Thätigkeit abgenommen. Bei einer Erledigung suchte man

fern und nah nach einem begabten Mann; man scheute weder Mühe noch Kosten, ihn herbeizuziehen; ein bedeutender Hauptpastor wurde als eine Nothwendigkeit und Zierde der Stadt angesehen.

Aus den Kaplanen wurden Diakonen. Sie hatten die ganze Seelsorge in der Stadt und mußten die Nebengottesdienste wahrnehmen. Die Aufkünfte behielten sie selbst, denn der Hauptpastor war immer auf festen Gehalt angestellt. Die Schulaufsicht und das Armenwesen scheinen die Kaplane meistens in Verbindung mit dem Hauptpastor gehabt zu haben, aber diese Sachen waren nicht überall gleich.

An jeder Stadtkirche waren in katholischer Zeit auch Vicare, zuweilen in sehr großer Zahl. Diese hatten mit der geistlichen Amtsführung gar keinen Zusammenhang; sie waren mit der Kirche nicht organisch verbunden. Ihr Ursprung lag in einem anderen Kreise. Die katholische Lehre von dem Fegefeuer und die Möglichkeit, durch reichliche Fürbitten und Seelmessen von den Martern desselben leichter erlös't zu werden, ist der päpstlichen Geistlichkeit sehr gewinnreich gewesen. Auch die Todten blieben der Kirche zinsbar. Es entstand eine große Menge von testamentarischen Verfügungen, nach denen für eine bestimmte Person oder Familie wöchentlich, monatlich oder jährlich Seelmessen gelesen werden mußten. Dies geschah nie am Hauptaltar einer Kirche, sondern in Kapellen oder an Nebenaltaren. Solch eine Stiftung hieß eine Vicarie und der dabei angestellte Priester ein Vicarius. Durch diese Einrichtung entstand die bisweilen erstaunlich große Anzahl von Geistlichen an einer Kirche.

Wenn nun das durchgängig schlechte Vernehmen zwischen dem Kirchenherrn und seinen Kaplanen der Einführung der Reformation günstig war, so mußten die Vicare derselben ihrer Stellung nach feindlich sein. Ihre Dienste konnte die Reformation nicht unmittelbar verwerthen, sie wußte mit ihnen nichts zu beginnen und mußte sie einfach entfernen. Dennoch schlossen sich die Vicare in der Mehrzahl der Reformation eifrig an, obgleich ihnen durch dieselbe die Grundlage des äußeren Lebens entzogen wurde. Dies ist ein Zeichen der großen inneren Kraft, welche die neue Lehre entwickelte. Auch die Männer, welchen sie das Stück Brot aus den Händen nahm, umarmten die neue Freiheit und waren bereit, Alles für sie einzusetzen.

Die Härte, welche die Reformation gegen die Vicare auszuüben gezwungen war, wurde dadurch etwas gemildert, daß der Grundsatz ausgesprochen und durchgeführt wurde, daß die Vicariengüter an die Familien zurückfallen sollten, von denen sie nachweislich der Kirche geschenkt waren. Dadurch wurde mancher augenblickliche Nothstand gehoben, aber dadurch wurde auch manche reiche Kirche arm.

Eine andere große Schwierigkeit für die Reformation lag darin, daß die Geistlichkeit an den Stadtkirchen meistens aus den dortigen Familien hervorgegangen war. Es war lauter Verwandtschaft. Diese hat aber in den Verwaltungsverhältnissen der Städte immer eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Wie schwer ist es den Städten bis auf unsere Zeit geworden, hie und da Verbesserungen einzuführen, gerade weil ein etwa bestehender Mißbrauch seinen Mann nährt. Die Stadt Bremen hat sehr früh die Reformation angenommen, aber der genauere Hergang dieser Veränderung gehört nicht in unsere Darstellung. In Stade war ihr Vorkämpfer Joh. Hollmann, dann sein Sohn gleichen Namens und Joach. Neander, beide die Freunde Melanchthons. Das Jahr, in welchem die Neuerung begann, ist nicht genau zu bestimmen, aber sie muß zeitig vor sich gegangen sein, denn 1525 reisete Joh. Osenbrügge von Stade nach Lübeck, predigte daselbst heimlich einigen Bürgern das Evangelium und wurde in's Gefängniß geworfen. Im Jahre 1527 wurde nach einer Bemerkung im Kalandsregister (Stad. Stadtarch.) in Stade die letzte Messe gelesen. Die Stadt Burtehude kam etwas später damit zu Stande; 1542 hob der Rath alle papistischen Ceremonien auf; es war eine besonders günstige Zeit, denn Herzog Heinrich, der Bruder des Erzbischofs, die Stütze der alten Lehre, war von den protestantischen Fürsten verjagt.

So war es in den Städten. In den ländlichen Gemeinden unserer Provinz gestalteten sich die Dinge etwas anders. Abgesehen von Stiftern und Klöstern, welche eine besondere Darstellung beanspruchen, gab es bei uns gegen 200 im Amt stehende Geistliche. Man sollte denken, daß unter so vielen doch auch eine namhafte Anzahl gewesen sei, welche dem alten Glauben treu blieb. Aber nein, sie traten alle über und wurden lutherisch; nur drei bilden eine scheinbare Ausnahme. Der eine war ein Prediger in der Stadt Bremen, ein sonst wackerer Mann, welchen seine Gemeinde gern mochte und auch bat, er möge ihr Geistlicher

bleiben; aber er erklärte, daß er nichts gelernt habe, als Messe lesen, und es nicht verstehe, zu predigen. Es war also das Gefühl eigener Unzulänglichkeit, welche ihn so sprechen ließ, nicht die Liebe zum katholischen Glauben. Der zweite war ein Kapellprediger in St. Jürgen, ein durchaus unfähiger Mensch, welcher sich von seiner eigenen Gemeinde mit einem Stück Geldes wegkaufen ließ. Der dritte war ein Pastor in Hollern, Hinrich Hardekop, welcher mit seiner Gemeinde schon lange wegen der Deichlasten in widerwärtigem Streite lebte und noch mehre Jahre nachher mit derselben sich über einige Einnahmen herumzankte, deren Hebung ihm nach seiner Meinung zukam. Die Einwohner setzten ihn eigenmächtig ab und beriefen den lutherisch gesinnten Prediger Died. Stölting an seine Stelle. Der Erzbischof und seine Räthe schrieben und schalten eifrig dagegen, aber sie konnten es nicht ändern. In Jork war 1542 ein lutherischer Prediger; Horneburg hob gleichzeitig die katholische Messe auf. Lehe und Bederkesa, beide stadtbremische Besitzungen, veränderten ihren Cultus fast zu gleicher Zeit wie ihre Herren; in Elmlohe war der erste lutherische Prediger. Im Lande Wursten trat die Religionsänderung früh ein; man nahm 1534 die neue bremische Kirchenordnung an und wählte einen Superintendenten Bertram Schramm zu Dorum. Dieser arbeitete in Verbindung mit dem Pastor zu Cappeln, Hermann Oettinger, für das Land Wursten eine Kirchenordnung und Agende aus. Es war der Wille des Landes, daß dieselbe gedruckt und in allgemeinen Gebrauch genommen würde. Aber es geschah nicht; wahrscheinlich hinderten die oft erneuerten Kriegshändel dies Werk des Friedens.

Aeußerlich war die Glaubensveränderung wenig sichtbar. Die Gemeinden blieben in ihrem Bestande, die Geistlichen in ihren Wohnungen und Einnahmen. Die Amtstracht wurde nicht verändert; noch sehr lange konnte man das Meßgewand und Chorhemd bei den lutherischen Geistlichen in der Kirche sehen. Diese Tracht verschwand sehr allmählig; hie und da hat sie sich noch weit in das XVII. Jahrhundert hinein erhalten.

Der Uebertritt aus dem Katholicismus war aber der Bevölkerung eine große Herzenserleichterung und den Geistlichen eine Flucht aus einem wüsten unbefriedigenden Leben. Den letzteren gestattete ihre Kirche freilich das möglichste Maß der Zügellosigkeit, aber das ernste Wesen der Deutschen konnte dabei auf die Dauer das Gewissen nicht beruhigen. Es war denn doch ein

verworfenes Leben, mühsam und unzureichend mit heiligem Scheine gedeckt. Wie im alten Rom zwei Wahrsager sich nicht ohne Lachen, so konnten damals zwei katholische Priester sich nicht ohne gegenseitigen Abscheu anblicken. Tief mochten diese armen, von Schuld und Verachtung gedrückten Menschen aufathmen, als ihnen ein Weg aus solchem Jammer gewiesen ward. Wir können dies wohl im Einzelnen nicht verfolgen, aber im Ganzen zeigt es sich deutlich genug, daß eine Art Erweckung stattfand und daß ein Schauder die Geistlichen ergriff vor ihrer eigenen Lehre und ihrem eigenen Wandel.

Sie traten eilig in die Ehe, meistens mit ihren bisherigen Haushälterinnen. Jeder besaß eine solche, und gern hatte das Volk es gesehen, bange vor der umherflackernden Sinnlichkeit der einzelnen. Jetzt wurden es christliche Pfarrfrauen.

Der innere Umschwung äußerte sich nach allen Seiten hin; eifrig warfen sich die Geistlichen in die Arbeit und Pflicht des neuen, gereinigten Amtes, sittlich gehoben und von der Liebe des Volkes getragen. Sie sahen mit Entsetzen auf ihren früheren Zustand zurück. Es mochte wohl keinen Geistlichen hier geben, welcher sonst nicht den Papst für den heiligsten Vater und den Stellvertreter Christi auf Erden gehalten hatte. Jetzt hielt er ihn für den wahrhaften Antichrist und das Papstthum für das babylonische Weib, von dem die Schrift sagt, daß es auf den sieben Hügeln sitzt, trunken vom Blute der Heiligen.

Die Messe hörte auf; Rosenkränze, Fasten und Wallfahrten, Betgänge und Nachtwachen hatten ein Ende; das reine Wort Gottes wurde gepredigt. Aber die Bilder blieben in den Kirchen, die Crucifixe und Nebenaltäre wurden nicht entfernt. Dies führte freilich einige Unzuträglichkeiten mit sich; mit den Heiligenbildern wurde Aberglauben getrieben; bei den späteren Visitationen klagten die Prediger, daß die Leute heimlich in die Kirche gingen und „den Affgodt offern unde anbeden.“

Das Predigen wurde den Geistlichen schwer. Dr. Geffken in Hamburg hat in seinen werthvollen Forschungen nachgewiesen, wie mühsam sie dabei zu Werke gingen. Sie waren alle in der lateinischen Sprache sehr gut geübt und daher arbeiteten sie die wissenschaftliche Gliederung des Vortrags lateinisch aus und hielten dann die Predigt selbst in plattdeutscher Rede. Diese wunderliche Weise hatte darin ihren Grund, daß die deutsche Sprache für wissenschaftliche Ausarbeitung zu unbehülflich und unentwickelt

schien und die Geistlichen gewohnt waren, in theologischen Dingen lateinisch zu denken.

Wie das Volksleben in der katholischen Zeit auf das Engste mit der Kirche verbunden war, so blieb es auch in den lutherischen Tagen. Die Kirche wollte damals den Leuten viele Dinge geben, welche sie jetzt an anderen Orten suchen. Die Prediger brachten Alles auf die Kanzel. Sittliche Uebertretungen, Tagesvorfälle, politische Befürchtungen, und atmosphärische Erscheinungen wurden in den kirchlichen Vorträgen besprochen und mit Nutzanwendung und geistlichem Zuspruch versehen. War in einer Gemeinde etwas Ungewöhnliches vorgefallen, so erwartete das Volk darüber das Nöthige von der Kanzel zu hören. Es war die erste Frage, was wohl der Pastor davon sagen würde. Nach dem Schluß der Predigt wurden neue Landesgesetze verlesen, auch Ankündigungen von Verkäufen und Auctionen. Das hat sich zum Theil bis in unsere Zeiten erhalten. Kurz, die Aufgabe, welche jetzt die Tagesblätter übernommen haben, wurde damals meistens von der Kanzel besorgt.

Der lutherische Gottesdienst nahm ein neues Element auf, den deutschen Kirchengesang. Die geistlichen Lieder wurden ein wesentlicher Theil desselben. Sie hatten eine große Macht. Ein kölnischer Erzbischof klagte, daß ein lutherisches Lied der katholischen Kirche mehr Schaden thäte, als zehn lutherische Predigten. Allenthalben wurden diese Lieder gesungen, auf der Landstraße, in den Kirchen, in Herbergen und Privathäusern. Tausende von Herzen hat das lutherische Lied begeistert und der alten Kirche entführt.

Jetzt ist diese Macht erloschen. Woher kommt das? Die Antwort ist nicht schwer zu finden.

Das lutherische Lied war ursprünglich ein Volkslied. Den weltlichen Melodien legte man geistliche Texte unter. Von den meisten älteren Liedern hat man noch die ursprünglichen weltlichen Worte.

Weil der Kirchengesang aus dem Volksliede hervorging, so war er rasch, faßlich und ergreifend. Das ist nicht eine Vermuthung, sondern in bestimmten Fällen nachweisbar. Nach der hamburgischen Kirchenordnung von Bugenhagen, welche bis 1699 in Uebung war, sang die Gemeinde an gewöhnlichen Sonntagen vor der Predigt sechs vollständige Lieder. Dazwischen trat der Pastor liturgisch zweimal vor den Altar. Aus den Verordnungen

aber, welche die Zeitdauer des Gottesdienstes bestimmen, ersieht man, daß diese sechs Lieder nebst der Liturgie des Predigers in Dreiviertelstunden zu Ende gebracht waren. Es muß also äußerst schnell gesungen sein.

Von 1700 an legte man der Orgel zu viel Werth bei. Die musikalische Kunst that sich sehr stark hervor und so erfreulich das den Musikkennern sein mochte — der Kirchengesang verlor dabei. Das kirchliche Lied war einst frisch und fröhlich einhergegangen; es waren gleichsam Naturlaute gewesen, welche aus Herz und Brust kamen; nun ward es alles Kunst. Der Kirchengesang suchte seinen Ruhm in einer gewissen Feierlichkeit und gleichmäßiger langsamer Bewegung. Man zwang die menschliche Kehle zu einer gleichen Ausdauer mit den gehaltenen Tönen der Orgel; es ist gegen die Natur der menschlichen Stimme und es hat sich schwer gerächt. Die Lust am Kirchengesange schwand, das Volk hatte für die erhöhten Leistungen der Orgel kein Gefühl. Die Leute gewöhnten sich daran, die Anfänge der Gottesdienste unerquicklich zu finden und kamen erst zur Kirche, wenn die Predigt begann (Sengelmann, die Gegenw. d. ev. luth. Kirche Hamburgs 1862).

Seitdem hat das lutherische Kirchenlied aufgehört eine Macht zu sein. Das hat die falsch berühmte Kunst gethan.

Wann aber traten alle diese Dinge ein? Es ist unmöglich, einen genauen Zeitpunkt festzusetzen, weil er bei jedem einzelnen Prediger verschieden war. Es wird uns hie und da wohl ein Jahr angegeben, aber diese Bestimmungen sind wenig verläßlich. Das läßt sich indeß mit Sicherheit sagen, daß um das Jahr 1535 in unserer Provinz keine Gemeinde und kein Pfarrer mehr katholisch war. Dies bezieht sich aber nicht auf das Domkapitel und auch nicht auf die Klöster; über diese Körperschaften werden wir an einer anderen Stelle reden.

Der Sieg der Reformation ward leicht und sicher entschieden. Aber Einer hatte sich der Bewegung nicht angeschlossen und das war gerade die wichtigste Person, der Fürst des Landes, der Erzbischof von Bremen. Es war äußerlich ein großer schöner Mann, dieser Christoph von Braunschweig, gesund und kräftig, wie die meisten seines Geschlechts. Sein Bildniß hing früher im Dom zu Verden und wird noch wohl da sein. Aber in dem stattlichen anmuthigen Körper wohnte eine böse Seele. Es war ein durchaus selbstsüchtiger Character. Zügellos in seiner Leidenschaft, schlimmen Lüsten ergeben, veränderlich wie eine Windfahne, ohne

Treue und Glauben. Er ist sehr alt geworden, aber er hat nie einen persönlichen Freund gehabt. Von seiner Regierung wie von seinem individuellen Wesen haben wir die umfassendste und genaueste Kunde; gerade die Menge dieses geschichtlichen Stoffes macht Verlegenheit, aber es ist doch merkwürdig, daß in alle diesen zahlreichen Beschreibungen, Tagebüchern und Aufzeichnungen auch nicht eine einzige gute That von ihm erzählt wird. Von keinem Wohlwollen irgend einer Art ist die Rede, von keiner Milderung einer Noth, von keiner Freundlichkeit gegen seine Untergebenen; er hat nie an etwas Anderes gedacht, als an sich selbst.

Alle ernsten und ehrbaren Männer hatten sich längst von ihm zurückgezogen; was an seinem Hofe verkehrte, war lauter Demi-monde. Diese Launen und Eitelkeiten konnte kein Anderer ertragen.

Als die Reformation in's Land kam, scheint er ihr anfänglich gar keine Aufmerksamkeit gewidmet zu haben; er nahm das leicht, wie die meisten Dinge. Sorglos lebte er in den Tag hinein, machte weite Reisen, besuchte die benachbarten Fürstenhöfe und liebte die kostbarsten Kleider. Im Jahre 1521, also in der ersten, bewegtesten Zeit der Reformation, ließ er einem schönen Mädchen zu Ehren Silbermünzen mit einer räthselhaften Inschrift schlagen, welche im Lande Geltung hatten und seine verliebten Thorheiten in Jedermanns Hände brachten. Nach wie vor plagte er seine Umgebung, machte Schulden wo er konnte, zankte sich mit den Domherren und lief jeder hübschen Schürze nach.

Bald aber merkte er, daß die Dinge ihm über den Kopf zu wachsen drohten. Als weltlicher Fürst hatte er stets wenig Macht gehabt, die Landstände regierten mehr als er; jetzt schien es, als müsse auch sein geistliches Ansehen ihm unter den Händen zerrinnen. Er wurde allenthalben überflüssig. Daß er, ein Herzogssohn aus braunschweigischem Stamme, übersehen werden könne, daß er wie ein unnützes Stück Hausrath in dem Leben seiner beider Stifter betrachtet werden solle, war ihm unerträglich. Der ganze Stolz seines Geschlechts empörte sich dagegen.

So begann er den Kampf gegen die neue Lehre, er allein, kann man wohl sagen, gegen sein ganzes Land. Er hat 35 Jahre lang dagegen gestritten, unermüdlich, mit immer neuen Mitteln und immer erfolglos. Man könnte dieser Ausdauer eine gewisse Anerkennung nicht versagen, wenn der Mann und seine Sache besser gewesen wären. Er hatte bei aller seiner sonstigen Leichtfertigkeit

einige Eigenschaften, welche zu solchem Streite nöthig sind, den kalten Egoismus, die Erbarmungslosigkeit bei fremdem Jammer, die Gleichgültigkeit in der Wahl seiner Werkzeuge und Mittel.

Er vermied es vor Allem, sich in Bremen, seiner Residenzstadt, zu zeigen. Lieber hätte er die nackte Hand in ein Wespennest gesteckt, als sich dort sehen lassen. Er fürchtete die langen feierlichen Gesichter der Rathsherren, die mit großer Geduld und reichsstädtischem Ernste ihn anhörten und nachher doch thaten, was sie wollten. Er fürchtete seine Domherren, welche sich dem Lutherthum zuneigten und offen davon redeten, daß sie sich ehestens verheirathen wollten; sie hätten ihn ausgelacht, wenn er als ihr Sittenrichter aufgetreten wäre. Er fürchtete besonders den bremischen Pöbel, der im Stande war, eines schönen Morgens munteren Aufruhr zu machen und ihn in den Stadtgraben zu werfen. Es war da ein böser Pöbel.

Deshalb begab sich der Erzbischof nach Verden, der kleinen Stadt, welche arm und schwach war. Von hier aus wollte er die Reformation unterdrücken.

Er fing bei sich selbst an. Bislang hatte er sein geistliches Amt selten in eigener Person ausgeübt; jetzt begann er fleißig desselben zu warten. Unermüdet las er die Messe selbst; Vigilien, Vesper und Horen versäumte er nie; bei Tag und Nacht plagte er sich und seine armen Verdener Domherren mit Betfahrten und Nachtwachen und Kreuzgängen. Er ward mit einem Mal ein eifriger Katholik, aber Niemand wollte es glauben. Wie wenn jetzt ein sittenloser Prediger die schönsten Reden hält; sie machen keinen Eindruck. „Der Bischof ging täglich in die Kirchen und sang gewaltiglich; die Thumherren, so wieder kahmen, müsten mit ihm des Nachtes in die Metten gehen, die sahe er sauer an. Nahm sich für einen eigenen Orden zu stifften, zu dero Behueff bauete er wieder auf die Capelle St. Pauli, die er nieder gebrochen, als er seine neue Burg anfieng zu bauen und machte allererst eine Zellen dran, und wolte mehr dabey bauen, und solte der Orden heissen Ordo Columbarum. Einen Abt hatte er schon alda, der schlieff in der Zellen bey selbiger Capellen, der hieß Bruder Düvecke, der aß nichts, er streuete dann ein wenig Aschen darauf, aber der Papst Paulus wolte ihn nicht confirmiren.“

Durch alle diese Dinge bekehrte er indeß Keinen. Seine Maßregeln wurden darauf heftiger; er begann die Gegner zu strafen. Wer die Fasten brach, mußte schwere Buße zahlen; wo

er einen Ketzer in seine Gewalt bekam, ließ er ihn nicht ungefährdet entschlüpfen. Er hatte das besondere Glück, zwei recht arge Ketzer strafen zu können. Der eine war ein protestantischer Prediger an der Rembertikirche in Bremen, früher Mönch in Walkenried. Er hieß Johann Bornemacher. Derselbe war in Wittenberg gewesen und kehrte über Verden zurück. Ein phantastischer wunderlicher Geist, welcher schon für das Neue wirken wollte, ehe er die katholischen Rückstände aus dem eigenen Innern entfernt hatte. Von Wittenberg brachte er Luther's Schriften mit, in Sachsen hatte er einen Kasten voll werthlos gewordener Reliquien gesammelt. Es war das Fest der Empfängniß Mariä, als er (1525) nach Verden kam. Viele Bauern gingen zur Kirche. Er fragte, wohin sie wollten. „Nach Verden, es ist Marien Fest.“ Er antwortete: „Maria ist wie ein anderes Weib“, und ging weiter. Darauf flocht er sich einen Kranz von Stechpalmen (Hülsen) und ging mit diesem sonderbaren Schmucke auf dem Haupte in den Dom. Hier ward gepredigt. Völlig unberufen sprang Bornemacher auf eine Bank und strafte eifrig den Prediger Lügen. Das Volk war erstaunt und blieb stumm. Eilends begab sich Bornemacher aus der Kirche und der Stadt, erschrocken über seine eigene Unvorsichtigkeit. Wie ein Schulknabe, welcher naseweis gewesen ist. Aber über seine Schwäche sich ärgernd kehrte er zurück und wollte wieder in den Dom gehen. Nun ward er ergriffen und vor Gericht gestellt. Der Erzbischof ließ ihn furchtbar foltern. Sein Benehmen vor Gericht war schwankend und unsicher; er war empfindlich gegen körperlichen Schmerz, was ein Martyrer nicht sein darf. Das Protokoll seiner Vernehmung ist noch vorhanden; man sieht daraus, er war erst halb lutherisch geworden. Er wurde zum Feuer verurtheilt und feierlich vor dem Neuenthore verbrannt. Unterwegs bat er das Volk, man möchte ein Paternoster und Ave Maria für ihn beten. Die Rache des Erzbischofs hatte ihn mitten in seiner geistigen Erneuerung erfaßt.

Der andere Ketzer war Heinrich von Zütphen. Einer der edelsten Charactere der Reformation, voll Glaubensfreudigkeit, voll Demuth und herzgewinnender Milde. Er ward in Dithmarschen ergriffen, welches damals zum bremischen Sprengel gehörte, ebenfalls entsetzlich gemartert, dann auf eine Leiter gebunden und lebend verbrannt. Er starb mit dem Heldenmuth eines apostolischen Blutzeugen, mit himmlischer Heiterkeit im Antlitz und mit dem Gebet für seine Feinde auf den Lippen.

Als Luther die Hinrichtung dieser beiden Prediger vernahm, ward er voll Freude und pries Gott, daß auch diese Herrlichkeit seiner Kirche zu Theil geworden sei, das theure Blut der Martyrer.

So hat der Erzbischof mit aller Macht gegen die Religionsneuerung gekämpft. In allen Fürstenversammlungen war er zu finden, wo darüber berathen ward. Bei seiner Neigung zu kostspieligen Reisen versäumte er keinen Reichstag, wenn er das nothwendige Geld dazu nur irgend erhalten konnte.

Der Reichstag zu Augsburg (1555) und der daselbst vereinbarte Religionsfriede machte aber den katholischen Bestrebungen ein gesetzliches Ende. Auch der Erzbischof war mehre Wochen lang in Augsburg und wohnte den wichtigen und schweren Verhandlungen bei. Persönlich war er freilich dabei ohne Einfluß; wir finden hier so wenig, als auf den anderen Reichsversammlungen, daß seine Stimme von irgend einem Werth gewesen ist. Auch in Augsburg litt er, wie gebräuchlich, an Geldmangel; er versetzte daselbst alle sein Silberwerk, selbst seine bischöfliche Krone und Stab. „Da er wieder in seine Stiffter kam, kratzete er so viel zusammen und lösete damit seine versetzte Sachen.“

Der Religionsfriede ward abgeschlossen. Am 25. September mußte er von allen Kanzeln abgelesen werden. Der Erzbischof war genöthigt, selbst den Befehl dazu zu geben. Das ist ihm gewiß nicht leicht geworden.

Wie gern aber auch der Erzbischof die Reformation zu unterdrücken suchte und wie heftig er dagegen auftrat, wo er es immer konnte, so wagte er es doch nicht einmal, in unserer Provinz irgend welche Maßregeln wider sie zu ergreifen. Er war machtlos und mußte die Dinge gehen lassen. Zum Theil war es auch Politik, er durfte die bremischen Landstände nicht erbittern. Sie waren doch immer das einzige große Finanzmittel, von welchem er bei seinen fortwährenden Schulden einige Erleichterung hoffen konnte. Wir haben dafür ein bestimmtes Zeugniß. Im Jahre 1629 fragte der Kaiser Ferdinand, mit katholischen Reunionsgedanken eifrig beschäftigt, bei dem Erzbischof Johann Friedrich an, welche Verträge die geistlichen Fürsten in der Reformationszeit mit den bremischen Landständen über die freie Religionsübung gemacht hätten. Der Erzbischof wußte es nicht und fragte das Domkapitel. Dies antwortete, sie hätten darüber in ihren Acten nichts. Es sei auch ihres Wissens nur eine Verhandlung einmal vorgekommen, am 23. September 1534 in Basdahl. Es ist

dies der Vertrag, von welchem wir (Seite 19) schon geredet haben. Er enthält nur eine Abmachung zwischen dem Erzbischof und der Stadt Bremen, nach welcher die Streitigkeiten über kirchliche Güter der Entscheidung des Reichskammergerichts übergeben und das Religionswesen bis zum Eintritt einer allgemeinen Kirchenversammlung im vorliegenden Zustande erhalten werden soll.

Bei der Ohnmacht des Erzbischofs in staatlichen Dingen und bei der Rücksicht, welche er wegen seiner finanziellen Lage auf die bremischen Landstände nehmen mußte, kam sehr viel darauf an, wie sich das Domkapitel, als die vornehmste Körperschaft der Provinz, zu der Religionsveränderung stellte.

Zuerst waren die Mitglieder desselben von der eintretenden Neuerung überrascht und konnten nicht sobald eine sichere Stellung zu derselben finden. Der Domprobst Franz Grambke und der Dechant Friedrich Bremer waren wenigstens im Anfang noch entschiedene Anhänger des Katholicismus. Die übrigen Domherren schwankten. Als es sich aber immer mehr zeigte, daß dem neuen Geiste schwer zu widerstehen war, stellten sie sich thunlichst außerhalb der Sache und wurden sehr zurückhaltend. Bald kam jedoch die Gewißheit, daß die Reformation die persönliche Lage, die amtliche Stellung und Einkünfte der Domherren nicht anzutasten willens war. Damit war ein großes Hinderniß beseitigt; manche Rücksicht fiel. Der Senior, ein Graf von Oldenburg, ging dreist zu der neuen Lehre über; wir finden seinen Namen unter den schmalkaldischen Bundesgenossen. Die Grabschriften der Domherren Lud. Varendorp († 1571) und Joach. Hink († 1580) scheinen hinreichend anzudeuten, daß sie mit den katholischen Ueberzeugungen schon früh gebrochen haben. Der Senior Herm. Clüver hatte keine nahe Verwandten und vermachte sein großes Vermögen lauter frommen Stiftungen in der Stadt Bremen. Da gab es aber gar keine Uebung der katholischen Religion mehr; er muß also selbst lutherisch gewesen sein. Die beiden Collegiatstifter von St. Wilhadi und St. Ansgar waren nachweisbar 1529 schon protestantisch und als 1534 auf eine gewaltthätige Weise der katholische Gottesdienst in der Domkirche unterdrückt wurde, fand das Domkapitel wenig dabei zu erinnern. Man ließ die Dinge geschehen und vertröstete sich mit der allgemeinen Kirchenversammlung, deren Beschlüssen man sich unterwerfen wollte.

Daß de Stellung des Domkapitels dem Lutherthum entweder günstig oder mindestens nicht abgeneigt war, hatte großen Einfluß

auf die niedere Geistlichkeit. Sie fühlte sich bei einem Uebertritt sicher. Viele Menschen thun einen wichtigen Schritt nicht eher, als bis sie die Stimmung ihrer Vorgesetzten erkundet haben. Der Domprobst besetzte ungefähr die Hälfte aller Pfarren in der Provinz und hatte den größten Theil der übrigen zu bestätigen. Die geistlichen Vorstände des Landes Hadeln und Wursten, Mitglieder des Domkapitels, besaßen große kirchliche Gewalt. Es war sehr wichtig, mit welchem Auge sie die Neuerung betrachteten.

Da die Domherren zum größten Theil den adligen Familien des Landes angehörten, so hatten sie auch einen großen natürlichen Einfluß auf ihre eigene Verwandtschaft. Um 1560 gab es keine katholische Adelsfamilie mehr in der Provinz; sie waren alle lutherisch geworden. Der erste bremische Ritter, welcher sich rückhaltlos der Reformation anschloß, war Bernhard von Wersabe in Meienburg gewesen. Er berief Arend Giessel zum ersten lutherischen Prediger für seine Kirche.

3. Die Reformation. Fortsetzung.

Wir haben lange und ernstlich überlegt, ob es dienlich sei, das sittliche Leben der damaligen Geistlichkeit ausführlich darzustellen. Wir fragten uns, ob es nicht vielleicht besser wäre, diese unerquicklichen Dinge im Staub und in der Vergessenheit der Archive ruhen zu lassen.

Aber wir dürfen es nicht. Es ist wahr, das Leben der katholischen Geistlichen ist jetzt ein anderes geworden. Sie wenden sich mit demselben Schauder wie die Protestanten von dem widerwärtigen Bilde ab. Man kann einen katholischen Prediger unserer Tage nicht mit einem Pfaffen des XV. Jahrhunderts vergleichen; es sind sehr verschiedene Wesen.

Die unerhörte und jetzt kaum begreifliche sittliche Versunkenheit der katholischen Geistlichen zu Luthers Zeiten war die Folge ihrer verkehrten Religionslehre. Sie deckten die Schande mit dem Wesen und Grundsatz des entarteten Katholicismus.

Wären die katholischen Lehrsätze, welche in ihren letzten Folgen so schlimme Früchte trugen, nach Luthers Zeit anders geworden, so würden wir jene Ausschreitungen nicht erwähnen mögen. Wir würden sie als Verirrungen ansehen, denen man jetzt die Wurzel abgeschnitten hat, als Uebertretungen, welche gar nicht wiederkommen können.

Aber so steht es nicht. Das Lehrgebäude des Katholicismus ist nach Luther kein anderes geworden; es hat sich vielmehr gegen alle Besserung verhärtet. Noch immer ist die Werkheiligkeit in Kraft, der Ablaß, die Ehelosigkeit der Geistlichen, der Marien-Cultus, die Lösungen des Fegefeuers; noch immer wird der Papst ein Vice-Gott genannt. Nicht ein einziger der unheilschwangeren Lehrsätze ist zurückgenommen. Da aber die menschliche Natur genau dieselbe geblieben ist, so würden auch genau dieselben Wirkungen aus jenen Dogmen hervorgehen müssen. Es geschieht aber nicht, das sittliche Leben der jetzigen katholischen Geistlichkeit ist himmelweit von dem der alten Zeit verschieden. Woher kommt das? Es ist allein das Verdienst Luthers. Auch auf die, welche in der alten Kirche blieben, ist seine Einwirkung mittelbar vom größten Segen gewesen; auch sie wurden durch ihn gebessert.

Es ist der Wunsch und das Bestreben eifriger Katholiken, die Getrennten in den mütterlichen Schoß ihrer Kirche zurückzuführen. Sie thun viel dafür, aber sie wissen nicht, was sie thun. Würde ihr Wille erfüllt, entsagten die Protestanten ihrer eigenen Lehre und gingen in den Katholicismus zurück, so würde das Gegengewicht entfernt, welches dem katholischen Wesen zu seinem eigenen Heile nöthig ist. Dann würden unzweifelhaft dieselben Zustände wieder eintreten, welche die Reformation zu einer Nothwendigkeit machten. Man sage nicht, daß solche Dinge bei unserer hohen Bildung nicht mehr möglich sind. Die Erfahrung lehrt, daß eine sehr hohe menschliche Bildung sich mit äußerst unsittlichen Zuständen verträgt. Wenn es möglich wäre, daß plötzlich der Protestantismus hinweggenommen würde, so hätte man nach hundert Jahren alles Unheil wieder, die maßlosen Ansprüche des Papstthums, die Entsittlichung der Geistlichkeit, ein versunkenes Mönchswesen und eine Seelenknechtschaft ohne Gleichen.

Darum muß es gesagt werden und immer wieder gesagt werden, wohin die katholische Lehre das sittliche Leben ihrer Diener gebracht hat und mit innerer Nothwendigkeit wiederum bringen würde. Das soll unsere Rechtfertigung sein, wenn wir im Folgenden zum Theil abscheuliche und empörende Dinge erzählen.

Die Entartung des äußeren Lebens war bei der Geistlichkeit sehr alt. Jeder päpstliche Gesandte, welcher in kirchlichen Geschäften in das Erzstift kam, hielt Versammlungen, in denen er das Leben der Geistlichkeit rügte und erließ strenge Befehle gegen

ihre Uebertretungen. Sie wurden mit aller Ehrerbietung angenommen und sorgfältig bei Seite gelegt.

Weder der Papst noch seine Gesandten hatten genug festen Willen und obrigkeitliche Gewalt, dem täglich wachsenden Unwesen entgegen zu treten. Die Dinge blieben wie sie waren.

Erst die Kirchenversammlung von Basel (1431—43) machte wirklichen Ernst mit der sittlichen Reformation. Man erkannte es; der Papst erschrack, die Bischöfe und Klöster nicht minder. Alle suchten sich dagegen zu vertheidigen.

Die Versammlung hatte sehr strenge Befehle gegen die Sittenlosigkeiten der Geistlichen erlassen. Weil die Laien denselben auf das Eifrigste zustimmten, so gewann die Sache einen sehr drohenden Anschein.

Die Geistlichen des Erzstifts Bremen wurden bange. Es ward ein großes und feierliches Provinzial-Concil über die Beschlüsse der Baseler Versammlung ausgeschrieben. Am 12. October 1435 kam es in Hamburg zusammen, reichlich beschickt von den Abgesandten aller geistlichen Gründungen des Erzstifts und sämmtlichen Suffraganen. Das Protokoll dieser Vereinigung ist im Stader Archiv, ein seltsames scheinheiliges Schriftstück. Es kostete Mühe, man bemerkt es.

Es wurde behauptet, in den Beschlüssen des Baseler Concils wären Dunkelheiten, welche erörtert werden müßten, obwohl die Befehle so klar waren, wie das Sonnenlicht. Aber es war Ernst gezeigt und man suchte unter jeder Bedingung den unangenehmen Sachen die Spitze abzubrechen. Der wichtigste Gegenstand betraf das Concubinat der Priester und es gelang der ehrwürdigen Versammlung, eine Gesetzeserklärung ausfindig zu machen, wodurch der Zustand blieb, wie er war. Man wolle, so ward beschlossen, nicht eher gegen einen verdächtigen Priester einschreiten, bis es sich beweisen lasse, daß er eine wirklich anrüchige Weibsperson im Hause habe. Das hatte gute Wege; der Begriff des schlechten Leumunds ist sehr dehnbar. — Das Baseler Concil hatte die Nutznießung vieler Güter von der wirklichen Anwesenheit und geistlichen Dienstleistung der Berechtigten abhängig gemacht. Sehr lästig und langweilig. Aber es gelang, auch diese Vorschrift mit der Berufung auf die alte Sitte zu einem Mindestmaß herabdrücken. Und solcher Dinge mehr. Da es aber doch mißlich schien, einer etwaigen Anklage in Rom zu verfallen, so

wurde ausgemacht, die Kosten eines solchen Rechtsverfahrens gemeinschaftlich zu tragen und das Weitere abzuwarten.

Die ganze Verhandlung macht einen höchst unangenehmen Eindruck und zeigt eine sittliche Verwahrlosung, eine Trägheit und einen Ungehorsam ohne Gleichen.

Die Gefahr ging vorüber. Päpstliche List untergrub die Einigkeit des Baseler Concils. Es starb langsam dahin. Die kräftigen Beschlüsse wurden begraben. Die Sittenlosigkeit blieb und wuchs.

Die Klöster der Provinz scheinen sich in größerer Selbstachtung gehalten zu haben, als anderswo. Wir finden zwar z. B. in den Einnahme-Verzeichnissen des Klosters Harsefeld Bruchstücke von Schelmenliedern und Zweideutigkeiten, welche der buchführende Mönch als Federübung an den Rand geschrieben hat, und einzelne Namen von Mädchen, mit denen er schwerlich die heiligen Frauen der Kirche meinte. Aber im Ganzen scheinen die Klöster einfach und ordentlich gelebt zu haben. Es liegen aus den letzten Jahrzehnten vor der Reformation die Visitationsberichte der Aebte von Rastede, Loccum und St. Pauli bei Bremen über die Nonnenklöster vor; sie lauten befriedigend und rügen nur unbedeutende Dinge. Aber freilich von innerer Hingebung an den Dienst der Kirche ist auch wenig zu merken; sie scheinen in ihre Gebete nicht versunken gewesen zu sein. Es wirft doch ein bedenkliches Licht auf den Gottesdienst in Osterholz, wenn der Abt von Rastede als Visitator den Nonnen befehlen muß, sie sollten sich während der kirchlichen Feier alles Lachens, Leichtsinns und Plauderns enthalten.

Als die Reformation kam, da rührte es sich in allen Kreuzgängen. Mönche und Nonnen entwichen, es wird darüber geklagt. Die da blieben, mußten auch in strenger Aufsicht gehalten werden. Der Abt Walther verbot (1536) in Lilienthal, daß die Nonnen weder in, noch außer der Kirche nicht scholen Luttersche dudessche salme (lutherische deutsche Psalme) noch wartlike lede syngen. Also selbst in ihren Kirchengesang drohte das neue Wesen einzudringen.

War in diesen Gemeinschaften der Zustand noch leidlich und wurde wenigstens der äußere Schein einigermaßen gewahrt, so hatte man dagegen in anderen Kreisen sich aller Rücksicht entledigt.

Wir blicken auf den fürstlichen Hof, welcher sich in dieser ganzen Zeit in Verden aufhielt. Der Erzbischof unterhielt außer zahllosen vorübergehenden Liebschaften drei ständige Concubinen, je eine in Verden, Rotenburg und Bremervörde. Die mit ihnen gezeugten Kinder wußte er mit Vogteibedienungen zu versorgen; die Mädchen steckte er in Nonnenklöster; einigen gab er sogar männliche Kleidung und behielt sie als Hofjunker bei sich. Mehr wollen wir von ihm nicht sagen.

Seine geistliche Umgebung, etwa hundert Personen, welche an dem Dome in Verden Anstellungen hatten, führte ein niederträchtiges Leben. Trunkenheit war ein sehr gewöhnliches Laster; einige verloren dadurch selbst auf ihren Berufswegen das Leben. Der Dechant Wulfhagen, also der zweite Würdenträger des Domstifts, stahl dem Erzbischof Geld von seinem Tisch und das mitten im Gebete. Ein anderer, Ratke Holsten, ein Günstling des Fürsten, ermordete an hellem Tage auf offener Straße mit Hülfe seines Knechtes einen Bürger aus Bremen und diese Greuelthat hinderte weder sein prunkhaftes Auftreten im Kirchendienste, noch seine baldige Beförderung zum Probste des Collegiatstifts.

Der Bischof Erp († 963) hatte für die Verdener Geistlichkeit eine Badeanstalt gegründet und mit ausreichenden Renten begabt. Sie mußte jetzt aus Mangel an Theilnehmern eingehen, denn die sexualen Krankheiten waren in diesen Kreisen so allgemein geworden, daß kein Geistlicher das Wasser berühren wollte, welches sein Amtsbruder benutzt hatte.

Nirgends wurde aber die Zügellosigkeit weiter getrieben, als in dem sogenannten Schlafhause. Dies war eine Baulichkeit am Dome, die Einrichtung alter frommer Zeit; die Geistlichen, denen der Frühgottesdienst oblag, sollten darin übernachten, um sich in eine nüchterne heilige Stimmung zu versetzen. Aber gerade diese Nächte wurden zu Bacchanalien und wildem Taumel benutzt. Die Concubinen wurden mitgebracht, tolle Gelage erfolgten, die Becher kreis'ten, selbst Musikanten fehlten bisweilen nicht. Bei solcher Gelegenheit bekleidete einmal ein Vicarius seine Zuhälterin, Gesche Kunte, mit dem geistlichen Gewande und ließ sie an seiner Statt die Frühmesse lesen. Die Sache wurde bekannt, das Mädchen mußte fünf Gulden Strafe zahlen und damit war dieser Greuel gebüßt.

Man wird fragen, ob denn von der geistlichen Oberleitung gar nichts geschah, diesen Entartungen entgegen zu treten. Es

geschah. Der Papst sandte Visitatoren aus, welche diese Sachen bessern sollten. Was das aber für Leute waren und wie solch eine Visitation vor sich ging, dürfen wir nicht verschweigen.

Um Ostern 1536 kam Peter Vorstius, Bischof von Aix, nach Verden, um Visitation zu halten. Seine Persönlichkeit wird in einem sehr seltenen Schmähbuche jener Zeit (Pasquillorum tom. duo p. 29) gut geschildert. Die Frage wird aufgeworfen: „Wer soll der Legat für Deutschland sein?“ Pasquill antwortet: „Es ist einer, der heißt Bischof von Aqui, ein nasser Vogel, hat einen langen rothen Judasbart, ein sehr guter Schlucker und Zechbruder. Ich habe selbst gesehen, daß er ein ganzes Stübchen Bier auf einen Ansatz ausgezogen hat. Er sagt, er habe es in Deutschland gelernt. Sonst hat er auch viele andere Tugenden an sich im Fuchsschwänzen, Lügen und Trügen; Finanzen (Geld erpressen) kann er wie ein Meister.“ *)

Ueber die Reise dieses Legaten hat sein Begleiter Cornelius Ettenius ein sehr genaues, aber rücksichtvolles Tagebuch geführt, welches neuerdings gedruckt ist (Raumer, hist. Taschenb. 10, 465). Von Verden heißt es darin: „Der Erzbischof ist ein Bruder des Herzogs von Braunschweig, ein rechtschaffener Mann, gut und einfach in seinem Wesen, von langer Statur und unansehnlicher Kleidung, wie er denn eine große Pelzmütze nach Art der Laien aus dem Volke trägt. Er führte uns in das Haus des Cantors an der Domkirche zum Uebernachten, da er in Verden selbst nur eine kleine Wohnung hat. Am Abend kam er zum Essen mit meinem Herrn, aber wir wurden traurig bewirthet, das Brot war schwarz und hart, die Gerichte bäurisch zubereitet und trübes hamburger Bier.“

Im Uebrigen erwies der Erzbischof dem päpstlichen Legaten alle ihm gebührende Ehre; er hatte ihn „herrlich lassen empfangen mit einer lateinischen Oration, durch einen Münch, Augustinum von Getele, hat ihn verehret mit etzlichem Gold.“

Am Donnerstag nach Ostern mußte die ganze Verdener Geistlichkeit sich auf dem Capitelshause versammeln. Der Legat trat amtlich auf, hielt eine lateinische Rede, obwohl er vollkommen deutsch sprechen konnte, „und vermahnet sie, sich geistlichen zu halten,

---

*) Pasquill fügt den launigen Vers hinzu:
Quotidie immodico quum sis madefactus Jaccho
Quam male nomen aquae praesul Aquensis habes.

des keuschen Lebens sich befleißigen und die Concubinen von sich zu thun, denn es wollte sich nicht gebühren des Nachts in Frau Venus Tochter Arm zu schlaffen und des Tages dem Sohne Mariä zu dienen."

Die geistlichen Herren ließen sich das gesagt sein. Sie hielten das Ganze für eine Förmlichkeit und beantworteten sie in gleicher Weise. Der Domherr Heinrich von Mandelsloh hielt eine wohlgesetzte lateinische Erwiederung, worin angelobt ward, der Ermahnung des Legaten „mit Fleiße nachzusetzen."

An demselben Abend aber ließ sich der Legat ein hübsches Mädchen bringen und schenkte ihr am andern Morgen zehn Goldgulden.

Das war die Sittenstrenge der päpstlichen Abgesandten. Sie haben der Reformation den Sieg leicht gemacht.

In Stadt und Land blieb keine Gemeinde unserer Provinz katholisch, wie wir erzählt haben. Auch die Klöster traten allmälig zum Lutherthum über und dabei halfen die Landesfürsten hie und da kräftig nach. Die Pröbste dieser Klöster waren stets lutherisch, aber auf diese kam es weniger an, als auf die Beichtväter der Nonnen. Denn die Pröbste hatten nur den äußeren Bestand und die Einkünfte der Stiftungen zu verwalten. Wir finden jedes Mal, wenn ein Beichtvater, confessionarius, durch Tod oder Versetzung abgeht, daß Versuche gemacht werden, ihn durch einen evangelischen Prediger zu ersetzen und mit der Hülfe desselben das Kloster der lutherischen Lehre zuzuführen. Es gelang bei allen, aber nicht bei den vier Benedictinerklöstern Alt- und Neukloster, Harsefeld und Zeven. Diese vier blieben bis zuletzt katholisch, bei ihnen scheiterten alle protestantischen Versuche. Neukloster hielt sich, wie am längsten (bis 1705), so auch am strengsten an der katholischen Lehre. Der Probst Lud. Schrader daselbst entsagte 1570 seiner Würde, weil ihm, dem Lutheraner, seine Stellung unerträglich war und wurde Rathsherr in Burtehude.

Diese Anstalten, mitten in einer protestantischen Umgebung liegend, befanden sich in einer etwas ungünstigen Lage. Sie entbehrten der ordnungsmäßigen Aufsicht. Wenn sie in sittlichen oder finanziellen Verfall geriethen, so half ihnen Niemand auf, denn Niemand hatte für sie guten Willen. Aus mehrfachen Visitationen, welche mit ihnen vorgenommen wurden, erkennen wir ihre mißliche Lage. Im Anfange des dreißigjährigen Krieges war

ihr Personalbestand sehr verringert; es kostete Mühe, vollzählig zu bleiben; die züchtigen Jungfrauen der Provinz wollten nicht in's Kloster, eben weil sie züchtig waren; die Listen nennen uns meistens fremde Namen. In Altkloster waren noch 25 Nonnen, in Neukloster 18, in Zeven 14, und in Harsefeld nur 8 Mönche. In Zeven gingen schon früh einige Nonnen zum Lutherthum über und blieben doch im Kloster, was zu endlosen Reibungen und Widerwärtigkeiten mit dem Beichtvater und der Domina führte. Dies wunderliche Verhältniß erhielt sich bis zu Ende, ein unangenehmer Zustand; die protestantischen Damen blieben fest auf ihrem Posten, hielten sich zu dem Ortspfarrer und setzten viele Jahre hindurch den katholischen Beichtvater in eine höchst lästige Stellung. Sie bekamen allmälig auch der Zahl nach das Uebergewicht, denn 1625 waren außer der Domina nur noch vier katholische Nonnen da. Die Streitigkeiten und gegenseitigen Zerwürfnisse hörten nicht auf, wir werden später Einiges davon erzählen.

Die streng katholische Ueberzeugung der Klosterbewohner muß in manchen Punkten sehr erschüttert gewesen sein, denn 1628 sagten die Nonnen von Altkloster amtlich aus, daß sie weder die Mutter Maria, noch andere Heilige verehrten, sondern Christum allein anbeteten. Das war doch sehr incorrect, wenn man sich auf katholischen Standpunkt stellt.

In Harsefeld hatten die Mönche züchtig gelebt, aber nach der Reformation trat ein sehr beklagenswerther Zustand ein. Die Mönche nebst ihrem Abte wollten nicht lutherisch werden, wahrscheinlich um die bedeutenden Einnahmen nicht zu entbehren und konnten doch nicht recht katholisch bleiben. Das litt weder die Zeit, noch die Umgebung, noch ihr eigener üppiger Lebenswandel. So kamen sie dahin, völlig gleichgültig in Religionssachen zu sein und waren im Grunde ohne alle sichtbare Confession. Ihre Mönchskleider legten sie ab, wenn sie nicht gerade Dienst hatten, welchen sie oberflächlich genug versahen. Die beträchtliche Zahl von Mitgliedern, welche sie früher gehabt hatten, ließen sie bis auf etwa zehn herabkommen, unzweifelhaft, damit auf den Einzelnen desto größere Einnahmen fielen. Alle lebten im Concubinat und bei der Rücksichtslosigkeit ihres Wandels ist es fast zu verwundern, daß sie ihre Frauenzimmer nicht in das Kloster nahmen, sondern im Dorfe wohnen ließen. Es war ein verwerfliches Wesen.

Nichts scheuten diese entarteten Mönche mehr, als eine amtliche Visitation von Oben. Gegen die protestantischen Visitationen wehrten sie sich kräftig durch Advocaten und Notare, welche sie sogleich zu Hülfe riefen. Dies Mittel half aber nicht gegen die Besuche katholischer Visitatoren, welche von Seiten der Ordensverwaltung auch bisweilen eintrafen. Es wird ihnen dann schlecht genug gegangen sein, aber wir können darüber nichts sagen, denn wir haben die Protokolle der katholischen Beauftragten nicht. Weil aber den protestantischen Erzbischöfen solche katholische Untersuchungen lästig waren, so suchten sie dieselben durch Mitgabe ihrer Räthe thunlichst zu stören. Nicht zur Unzufriedenheit der Mönche.

Einzelne Aebte versuchten eine Besserung eintreten zu lassen, aber ihr anfänglicher Eifer erlahmte bald oder ging im sinnlichen Genuß und Gefühl reichen Wohllebens unter. Ein Abt von Harsefeld hatte schöne Reit- und Wagenpferde, zahlreiche Dienerschaft und für den Winteraufenthalt ein Stadthaus in Burtehude. In den Landständen und Gerichten spielte er eine hervorragende Rolle. Da blieb nicht viel Zeit, auf seine Mönche zu achten.

Dennoch war ihnen das Leben ihrer Conventualen nicht genehm und einzelne versuchten eine Besserung. Der Abt Christoph Bicker († 1575) schickte mehre Novizen nach Köln, wo sie bei den Jesuiten erzogen wurden und nach ihrer Rückkehr einen besseren Stamm im Kloster bilden sollten. Die Maßregel scheint indeß nur geringen Erfolg gehabt zu haben. Der Abt selbst wurde mindestens am Ende seines Lebens der eigenen Confession sehr abgeneigt, denn er ließ sich auf dem Sterbelager das Sacrament unter beiderlei Gestalt reichen und verschied als Lutheraner. Vielleicht war er es im Herzen schon lange gewesen; es war damals gar nicht ungewöhnlich, daß Prälaten sich nicht zu einem offenen Schritt des Bekenntnisses entschließen konnten und ihr Lutherthum erst zeigten, wenn sie keine Folgen mehr zu fürchten hatten.

Sein Nachfolger Luneberg Brummer that ähnliche Schritte. Er sandte mehre Jünglinge aus den ersten bremischen Familien, (Plate, v. d. Lieth, Quiter, Reimershausen, Mandelsloh u. A.) nach Köln in das Jesuiten-Collegium und unterhielt sie daselbst mit großen Kosten. Aber es wird ausdrücklich erwähnt (Chr. Harsef. ap. Vogt 1, 199), daß nur wenige seiner Erwartung entsprachen. Er hatte gehofft, aus ihnen eine Pflanzschule der

Frömmigkeit und gelehrter Bildung zu gewinnen, aber es gelang nicht.

So blieb ein im Ganzen sehr bedauerlicher Zustand im Kloster zu Harsefeld, das Gespött der Provinz und das Aergerniß ernster Katholiken, bis im Jahre 1635 die ganze Stiftung gewaltsam aufgehoben und nicht wieder in's Leben gerufen wurde.

In den drei Nonnenklöstern, welche katholisch blieben, war der sittliche Zustand bei Weitem besser. In Neukloster kam gar keine Unregelmäßigkeit vor; in Altkloster trat freilich das Unglück ein, daß zu gleicher Zeit drei Jungfrauen zu Fall kamen (1617), aber dies ist auch in hundert Jahren die einzige sittliche Abweichung, welche in den zahlreichen Visitationsschriften erwähnt wird. In Zeven kam auch nur Ein Fall dieser Art vor, unter freilich sehr erschwerenden Umständen, aber er blieb vereinzelt. Man muß glauben, daß die Nonnen im Allgemeinen züchtig lebten.

Die katholischen Klöster blieben auch unter protestantischen Fürsten in ihren Besitzungen und Einnahmen. Harsefeld war bekanntlich auf sehr großen Reichthum gegründet und behielt denselben auch bis zu der Aufhebung, aber die drei anderen hatten nur mäßige Mittel. Jede nothwendige Erneuerung der Gebäude setzte sie in Schulden, woran sie Jahrzehnte hindurch abzutragen hatten. Die Conventualen konnten leben, aber zu Reichthum und Ueppigkeit gelangten sie niemals.

Wir werden später sehen, wie gerade diese Klöster von den Katholiken zu Reunionsversuchen benutzt wurden. Es wäre der alten Kirche ein großer Triumph gewesen, das Erzbisthum Bremen, diesen berühmten Ausgangspunkt der nordischen Missionen, zum allein seligmachenden Glauben zurückzuführen. Sie hat es an Bestrebungen nicht fehlen lassen und ist in den Mitteln nicht wählerisch gewesen. Wir werden von List und Gewaltthat hören. Obgleich die Reformation auf das innere Leben der katholischen Kirche einen heilsamen Einfluß äußerte, so reizte sie dieselbe auch, das Verlorne mit allen Mitteln wieder zu gewinnen. Ihr Character änderte sich. Früher war sie stolz durch die Welt geschritten, voll Hoheit und Prätension, selbstbewußt und niedrige Mittel verschmähend. Jetzt warf sie sich dem Jesuitismus in die Arme. Seitdem ist etwas Schleichendes, Bösartiges in sie gekommen, etwas Leidenschaftliches; wie wenn eine Persönlichkeit ihre Stellung eingebüßt hat und unter jeder Bedingung den früheren Standpunkt wieder erringen will, den sie durch eigene Schuld verloren hat.

4. Die Belagerung der Stadt Bremen.

Mit vieler Mühe hatten die protestantischen Fürsten- und Städte am letzten Tage des Jahres 1530 in Schmalkalden einen Bund zur Vertheidigung ihres Glaubens und Rechts geschlossen. Erst eine lose unsichere Vereinigung Weniger, aber durch steten Zutritt neuer Glieder an äußerer und innerer Kraft sich stärkend. Die Verbündeten entsagten grundsätzlich jedem Angriffskrieg, aber sie hielten sich zur Gegenwehr bereit. Mißtrauisch und mit großer Scheu betrachtete der Kaiser diese Vereinigung, deren Kraft er nicht berechnen konnte. Er verachtete unser Volk; er redete nur mit seinem Pferde deutsch; aber doch scheint er ein bestimmtes Gefühl gehabt zu haben, daß in den Deutschen ein gewisses Letztes sei, welches er nicht ohne die größte Gefahr gegen sich herausfordern dürfe. Sechszehn Jahre lang lähmte der Schmalkaldische Bund alle Absichten und Versuche der katholischen Partei und hielt die Schwerter in der Scheide.

Nur mit Worten ward gefochten. Der letzte Versuch, eine Glaubenseinigung zu Stande zu bringen, geschah zu Regensburg im Februar 1546. Er war vergeblich und mußte vergeblich sein; die Gegensätze waren schon zu stark geworden.

Luther hatte jedes Bestreben, mit den Waffen sich eine freiheitliche Glaubensstellung zu schaffen, erfolgreich zurückgehalten. Nicht ohne Gewissensbedenken betrachtete er die Bildung eines staatlichen Bundes, der im letzten Grunde gegen den Kaiser gerichtet war; mit der größten Entschiedenheit erklärte er sich aber gegen einen thatsächlichen Angriff auf die von Gott gesetzte Obrigkeit.

War es trübe Ahnung oder klarer Blick in die Verwicklungen der Zukunft, er sah ein, daß dieser Zustand nicht dauern könne. Um so ernster und eifriger betete er zu Gott um die Erhaltung des Friedens und war überzeugt, daß Gott ihn erhören würde. Es ist geschehen. So lange er lebte, blieb Frieden.

Des Lebens satt, voll Sehnsucht nach einem seligen Ende, entschlief er am 18. Februar 1546.

Sein Tod änderte freilich nichts in der augenblicklichen Lage der Sachen, aber mit ihm war ein großer Mittelpunkt den Protestanten genommen. Um so heftiger strebten die Dinge nach einer Entscheidung.

Der Reichstag von Regensburg (1546, Juni 5.) machte der Unschlüssigkeit ein Ende. Der Kaiser erklärte den ungehorsamen Reichsständen, daß er sie mit Gewalt zur Unterthänigkeit bringen wolle. Aber seine Worte waren unklar, seine Absichten noch verdeckt.

Was der Kaiser thunlichst im Dunkel zu halten suchte, verkündigte jedoch der Papst offen aller Welt. Die Ketzer sollten vernichtet werden.

Der Kaiser hatte große Mittel. Vom Papste empfing er 200,000 Dukaten und so viel geistliche Geldbewilligungen in Spanien, daß er die Summe auf eine Million Dukaten schätzen konnte.

Um so thätiger waren die Protestanten. In kurzer Zeit hatten sie eine Kriegsmacht aufgestellt, welche dem Kaiser mehr als gewachsen war.

Dennoch entsprach der Erfolg den Erwartungen nicht. Der Herzog Moritz von Sachsen entwickelte mehr und mehr seine falsche Rolle und trieb einen gefährlichen Keil in das protestantische Bündniß. Die Vielköpfigkeit des Oberbefehls, das Mißtrauen und der Geldmangel lähmten die Kraft des Entschlusses. In den lutherischen Fürsten waren schwere Bedenken über die Rechtmäßigkeit des Krieges gegen das Reichsoberhaupt. Sie verlangten nach Frieden, selbst nach einem leidlichen Frieden, auch als ihre Sachen auf das Günstigste standen. Sie bedachten nicht, daß wer das Schwert gegen seinen König zieht, die Scheide wegwerfen muß.

Der Kaiser bekam in dem südlichen Deutschland das Uebergewicht. Alles beugte sich vor ihm. Höchst bedeutende Gelder wurden als Strafe bezahlt, Gelder, mit denen die Protestanten Jahre lang Krieg führen konnten, wenn sie dieselben freiwillig für die eigene Sache geopfert hätten.

Die großen Bewilligungen des Papstes hatten es dem Kaiser möglich gemacht, die Aufstellung eines Heeres auch in Niederdeutschland zu betreiben. In Westfalen hatte der Statthalter Jobst von Cruningen mit seinen Obersten Eberstein und Wrisberg ein Heer versammelt.

Es war gegen die sächsischen Kreise bestimmt. Hier waren es vor Allem die bedeutenden Städte Magdeburg, Braunschweig, Bremen und Hamburg, auf welche das Augenmerk gerichtet werden mußte, die letzten großen Burgen des Protestantismus.

Das Heer Cruningens brach auf und wandte sich naturgemäß gegen die nächstgelegene der genannten Städte, gegen Bremen.

Die kaiserlichen Feldherren hatten auf ihrem Zuge ein leichtes Spiel. Unter dem Druck, welchen die Kunde von den oberdeutschen Ereignissen auf die Gemüther Aller ausübte, suchten die niedersächsischen Protestanten ihren Frieden so gut zu machen, als sie konnten. Die Grafschaften Tecklenburg, Rittberg, Lippe und Hoya, die Städte Osnabrück und Minden zahlten namhafte Summen, um sich von der Kriegslast loszukaufen. In einem Schreiben an den Kaiser (1547, März 19.) giebt Wrisberg die Ergebnisse der Brandschatzungen auf 38,000 Thaler an.

Nach einem langsamen und gewinnreichen Zuge kam das kaiserliche Heer vor Bremen an. Es bestand aus 500 Reitern und 18 Fähnlein Landsknechten. Die Zahl, welche ein Fähnlein umfaßte, wird nicht genannt; sie war selbst im Heere verschieden und läßt sich nur annähernd bestimmen. Aber aus Wrisbergs Verhandlungen mit dem Erzbischof sehen wir, daß sie die Anzahl von 600 Landsknechten meistens nicht erreichte. Wenn wir also das kaiserliche Heer auf etwa 9000 Mann zu Fuß anschlagen, so bleiben wir gewiß in den Grenzen der Wahrheit.

Die wehrbare Mannschaft der Stadt war indeß bedeutend geringer. Der Bürgermeister Died. Hoyer ließ eine Liste derselben aufnehmen; sie betrug 1578 Bürger, 1976 Landsknechte und 260 Reiter; dazu die bewaffneten Bauern aus Lehe und Blumenthal; es mochten im Ganzen etwa 4000 Mann sein.

Das kaiserliche Heer war jedenfalls viel zu klein, um eine so große und kriegsmuthige Stadt wie Bremen mit Aussicht auf Erfolg angreifen zu können. Obendrein fehlte es vorerst gänzlich an grobem Geschütz. Es lag daher den kaiserlichen Feldherren vor Allem daran, diese Mängel zu ersetzen.

Sie umgingen die Stadt, welche mit einem Handstreich nicht zu erobern war. Am 19. Februar waren sie im bremischen Hollerlande, gingen dann am folgenden Tage hinter der Bürgerweide über Horn und breiteten sich zwischen Walle und Burg aus. Diese Dörfer nebst Gröpelingen, Oslebshausen und Grambke wurden voll Truppen gelegt.

Ein großes Glück war es für die Stadt, daß gerade an demselben Tage die Weser, welche bei geringem Wasserstande zugefroren war, vom Eise frei wurde. Nun war keine Ueberrumpelung

mehr möglich, deren Gefahr sonst nahe lag. Denn von der Wasserseite war Bremen gänzlich offen und wurde nur ungenügend durch die Braut, ein Kastell zwischen den beiden Brücken, geschützt. Man darf bei dieser Belagerung nie vergessen, daß damals von der jetzigen Neustadt noch nichts existirte, auch nicht ein einziges Haus. Es waren dort lauter Gemüsegärten, Ackerfelder und einige Hütten von Reepschlägern. Letztere wurden absichtlich verbrannt, um dem Feinde keinen Hinterhalt zu gewähren.

Die Feinde setzten sich nun im Werderlande fest, um den Bremern die Zufuhr zu Wasser abschneiden zu können. Dies sagt auch die Verdener Chronik, welche als Grund der gewählten Oertlichkeit angiebt, „damit sie der großen Schiffe zum Fegesacke mögten mächtig werden, dann dieselbe alda im Eise befroren lagen.“ Diese Schiffe gewannen sie sämmtlich, weil unterhalb Bremen das Eis noch stand, und damit ein bedeutendes Hülfsmittel, die Stadt auf ihrer schwächsten Seite anzugreifen. Wenn sie die Schiffe mit Kriegsleuten bemannten und unter günstigen Umständen die Stadt von der Weser her angriffen, wo sie wehrlos war, so konnten sie selbst mit ihren geringen aber wohl disciplinirten Kräften auf großen Erfolg rechnen. Das fürchteten die Bremer auch und bauten nachher eine lange Schanze auf der Schlachte (Kay) bei Martini, legten große Mastbäume an Ketten und Ankern in den Strom und rammten Pfähle ein, um die Annäherung zu hindern. Aber auf solche Gedanken kamen die Feinde gar nicht. Sie wußten sogar mit der Menge der Schiffe nichts anzufangen und wollten mit dem Rath von Bremen wegen eines großen Lösegeldes unterhandeln. Denn einzelne Fahrzeuge waren wohl tausend Thaler werth. Der Rath berief darüber die Bürgerschaft, aber diese erklärte muthig, sie wolle den Verlust ihres Eigenthums tragen. Die Feinde benutzten nun die Fahrzeuge zu einer Schiffsbrücke.

Warum aber die Schiffe, gerade das einzige Mittel, welches Erfolg versprach, nicht benutzt wurden, das lernen wir aus Quellen, welche bislang zu der Darstellnng dieser Ereignisse nicht gebraucht sind. Es sind die weitläuftigen Verhandlungen des Erzbischofs mit den kaiserlichen Commissarien, die Protokolle der Basdahler Landtage und vorzüglich ein Tagebuch, welches Jemand geführt hat, welcher sich in der steten Umgebung des genannten Fürsten befand. Wahrscheinlich war es einer seiner Räthe, welcher es zur Gedächtnißhülfe anfertigte, denn er steht in seinen Aufzeichnungen

ganz auf Seiten des Erzbischofs. Alle diese Schriften sind auf dem Stader Archiv. In ihnen liegt die innere Geschichte der Belagerung.

Die kaiserlichen Feldherrn wollten mit ihren schwachen Mitteln die Stadt nur zu Lande und nicht eher ernstlich angreifen, als bis sie durch den Erzbischof die nöthigen Verstärkungen erhielten. Sie lagerten deshalb auf stadtbremischem Gebiete und schonten sorgfältig das Erzstift selbst. Denn von dieser Seite erwarteten sie die Hülfe, welche ihnen fehlte, das grobe Geschütz aus den erzbischöflichen Schlössern und Städten und die massenhaften Zuzüge bewaffneter Eingesessener, welche sie nicht entbehren konnten.

Der Erzbischof sollte helfen und doch war er selbst in einer bedrängten Lage. Mit aller Welt lebte er in Zerwürfnissen, sogar mit seinen eigenen Verwandten. Alles verachtete ihn, der Papst würdigte ihn keiner Antwort, die bremischen Stände lagen seit langen Jahren mit ihm in schweren Processen vor dem Reichskammergericht, dem Kaiser war er mit seinen ewigen Klagen unausstehlich geworden. Man erkennt es deutlich aus den Antworten der kaiserlichen Räthe. Nicht bloß war die Persönlichkeit des Erzbischofs dem Kaiser so zuwider, sondern dieser hatte auch thatsächliche Gründe, ihm zu zürnen. Denn im Jahre 1545, also in einer Zeit, wo der Kaiser des Geldes sehr bedurfte, war eine doppelte sogenannte Türkensteuer von den bremischen Landständen aufgebracht worden. Dieses Geldes hatte sich der Erzbischof mit Gewalt bemächtigt, wie wir oben erzählt haben, und zu seinem eigenen Nutzen verwandt. Der Kaiser war darüber sehr aufgebracht. Aber auch abgesehen davon, erkannte er recht wohl, daß die persönlichen Verhältnisse des Erzbischofs nicht geeignet waren, die Unternehmung zu fördern. Er versuchte es deshalb, ihn gänzlich aus dem Spiele zu bringen. Der kaiserliche Rath Heinrich Hase mußte ihm amtlich vorschlagen (1547, Februar 14.), seine Länder dem Reichsoberhaupt zur einstweiligen Sequestration zu übergeben. Dieser Schritt des Kaisers versetzte den Erzbischof in einen großen Schrecken. Eilig ließ er bitten, von solchen Maßnahmen abzustehen, denn er würde dadurch gänzlich verarmen und nicht wissen, wo er seinen Unterhalt finden solle. Lieber möchte der Kaiser Befehle an seine Unterthanen ergehen lassen, daß sie sich mit ihm vertragen sollten; er wäre zu allen Aussöhnungen bereit. Auch an den Beichvater des Kaisers schrieb er einen

Brief ähnlichen Inhalts, aber er scheint darauf keine Antwort erhalten zu haben.

Als nun das kaiserliche Heer anrückte, suchte der Erzbischof auf alle Weise Eifer zu zeigen. Schon vor längerer Zeit (1546, Nov. 28.) hatte der Kaiser Befehle an die benachbarten Fürsten ausfertigen lassen, seinen Commissarien und Feldherren die „Defensivhülfe" zu leisten. Dies bedeutete die ordnungsmäßige Unterstützung nach der Reichsmatrikel mit Geld, Geschütz und Mannschaft. Die Aufforderung erhielt der Erzbischof von den kaiserlichen Commissarien Herbert von Lange und Friedrich Spät am 10. Februar und schrieb sogleich eine Zusammenkunft der Landstände auf den 14. Februar in Basdahl aus.

Bei der Wichtigkeit der Sache begab er sich selbst dahin.

Die Versammlung traf pünktlich und zahlreich ein. Aber sie war sehr gereizt. Ebenso wie die Bewohner der Stadt Bremen hatte sie, wenn auch mit Unrecht, die Ueberzeugung, daß der Erzbischof sein Mögliches gethan habe, den Kriegssturm heranzuziehen.

Der Erzbischof und seine Begleiter thaten ihrerseits nichts, diese Stimmung zu mildern. Sie fühlten sich durch den kriegerischen Rückhalt stark und behandelten Alles von oben herab. Als die Stände fragten, wie hoch die Summe die Defensivhülfe veranschlagt wäre, bekamen sie die Antwort, es würden wohl zehn- bis elftausend Gulden sein; der Kanzler hätte die Papiere und wäre nicht anwesend.

Diese wegwerfende Art in der Behandlung einer wichtigen Sache erbitterte die Stände sehr. Sie setzten dem Uebermuth gleichen Uebermuth entgegen.

Als das kaiserliche Schreiben verlesen war, empfing der Erzbischof „nach weitläuftigen Umzügen die ungebührliche Antwort," die Landstände hofften, daß der Erzbischof die Auflagen, welche der Kaiser ihm mache, auch bezahlen werde.

Auf diese grobe und dabei nichtssagende Antwort erwiederte der Erzbischof, er werde allerdings seinen Theil beitragen, aber der kaiserliche Befehl bezöge sich vor allen Dingen auf die Stände.

Noch lange zogen sich Einreden und Antworten hin; der Ton war äußerst bitter. Der Erzbischof machte geradezu dem Domkapitel den Vorwurf, es habe den Feinden des Kaisers, namentlich Tido von Knyphausen, Geld auf Bürgschaft vorgestreckt. Die Sache ist vielleicht nicht ganz grundlos gewesen, aber nicht das Domkapitel als Körperschaft hatte es gethan, denn das würden

wir wissen, sondern vielleicht einzelne Mitglieder, welche sehr große Geldmittel besaßen, wie aus ihren Testamenten hervorgeht.

Es mag eine wunderliche Verhandlung gewesen sein, denn alle diese Dinge gingen persönlich vor sich und was der Erzbischof hören sollte, das hörte er mit eigenen Ohren. Da is der her upstetisch worden und tornich wechgereden.

Die Stände brachen schließlich die Sache kurz ab, baten um Abschrift des kaiserlichen Schreibens und sprachen den Willen aus, selbst mit den Commissarien zu verhandeln.

Mit der Versammlung war also nicht weiter zu kommen. Der Erzbischof schickte seine beiden Räthe Steph. Harder und Heinr. Heitmann an die kaiserlichen Commissarien, welche sich noch in Nienburg aufhielten, und benachrichtigte sie von dem Stande der Dinge.

Diese antworteten, der Erzbischof habe das kaiserliche Schreiben richtig aufgefaßt; es sei nicht auf ihn allein, sondern auch auf die Mitwirkung der Landstände berechnet. Zugleich baten sie ihn, persönlich nach Verden zu kommen, um weitere Maßnahmen zu besprechen.

Diese Erwiederung traf den Erzbischof in Rotenburg. Gleich am folgenden Tage ritt er nach Verden. Hier kam er mit den beiden Commissarien zusammen. Was sie mit einander verabredeten, können wir nicht sagen, denn es ist in dem oben genannten Tagebuch eine absichtliche Lücke gelassen. Der Verfasser desselben hoffte unzweifelhaft, das Ergebniß dieser Zusammenkunft, welche ohne Zeugen vor sich ging, später zu erfahren und nachzutragen.

Die Stände waren indeß auch nicht müssig; sie schickten Abgeordnete an die Commissarien. Diese trafen sie (Februar 19.) auf einem Berge nicht weit von Hemelingen und klagten den Erzbischof eifrig an. Er sei es, der den kaiserlichen Befehl aus Speier wegen der Defensivhülfe vernachlässigt, den ausgeschriebenen Sechszehnpfennigschatz ungerecht eingehoben und sogar einigen Mitgliedern des Domkapitels nach dem Leben getrachtet habe. Mit ihm sei auf dem Landtage eine Einigung versucht, aber nicht erreichbar. Man möge ihnen daher mittheilen, wie hoch sich die Defensivhülfe für die Landschaft belaufe, dann würden sie die Zahlung bewerkstelligen.

Die Commissarien antworteten, es sei nicht ihres Amts, eine Vertheilung der Auflage anzuordnen; darüber müsse ein Abkommen

mit dem Erzbischof selbst getroffen werden. Um indeß ihrerseits die Sache zu fördern, würden sie den Erzbischof veranlassen, einen neuen Landtag auf den nächsten Mittwoch auszuschreiben.

Darauf sprachen sie ihren Unwillen aus, daß sowohl das Domkapitel wie auch Manche vom Adel noch in der Stadt Bremen sich aufhielten. Wenn diese bis zum andern Mittag 12 Uhr mit Hab und Gut sich aus der Stadt entfernten, so sollten sie Geleite haben; wo nicht, als des Kaisers Feinde angesehen und mit Feuer und Schwert verfolgt werden.

Die Abgeordneten entschuldigten die Betreffenden, daß sie von dem Erzbischof bedrängt und gewaltthätig heimgesucht wären. Dann gingen sie nach Bremen.

Am anderen Morgen theilten sie dem Rathe die Begebnisse mit und fragten, wessen sie sich in dieser Lage von ihm zu versehen hätten. Der Rath antwortete, die Dinge wären ihm gleichgültig; die Domherren und Adligen könnten bleiben oder gehen nach ihrem Gefallen.

Dies Alles erfuhr der Erzbischof und sandte flugs seine Räthe zur Verantwortung an die Commissarien. Alle Beschuldigungen wies er als Verleumdung zurück und ließ die Stände verklagen, sie hätten ihn absetzen und einen Coadjutor wider seinen Willen ernennen wollen; mit dem König von Dänemark wären schon Verhandlungen eingeleitet.

Den Commissarien waren dies gleichgültige Dinge; sie ließen sich darüber nicht zu Erörterungen herbei, sondern begaben sich (Februar 20.) nach Burg. Hier trafen sie die Abgeordneten wieder. Es wurde noch viel über die Defensivhülfe geredet, aber nichts Anderes erreicht. Die Commissarien versprachen indeß, daß die Güter und Unterthanen des Domkapitels verschont werden sollten.

Der Basdahler Landtag ging am Aschermittwoch (Februar 23.) vor sich. Der Erzbischof hatte sich wiederum persönlich eingefunden. Seine Anrede war kurz und gemessen. Er forderte die Defensivhülfe auf der Stelle, tadelte die Verumglimpfung von Seiten der Stände und verlangte, man solle den Bremern allenthalben die Straßen verlegen und die Zufuhr sperren.

Die Stände wichen einer entschiedenen Antwort aus. Die Höhe der beanspruchten Defensivhülfe sei ihnen nicht bekannt; sie bäten um Abschrift des betreffenden Schreibens; eine Verunglimpfung des Erzbischofs habe nicht stattgefunden, es sei nur die Wahrheit geredet.

Der Erzbischof schwieg. Seine Räthe traten für ihn ein und sagten, die Defensivhülfe sei auf 7998 Gulden bestimmt; davon wolle der Erzbischof 1000 Gulden auf sich nehmen. „Aber er hätte lieber viel tausend Gulden Schaden leiden mögen, als die Verunglimpfung schweigend hinnehmen.“

Die Stände gaben darauf zur Antwort, die Summe sei zu hoch angesetzt; da Bremen unter den obwaltenden Umständen nichts beitrage, so müßte sie wesentlich verringert werden. Sie schlugen dem Erzbischof vor, er möge statt dieser landständischen Verhandlungen sich bemühen, zwischen der Stadt Bremen und den kaiserlichen Commissarien einen Frieden zu vermitteln, dann wäre man vieler unerquicklicher Dinge überhoben.

So gingen Antworten und Einreden hin und her ohne irgend ein Ergebniß. Das Domkapitel, die Prälaten und die Ritterschaft waren in ihren Absichten fest; sie wollten durchaus nichts gegen Bremen thun. Es geht klar genug aus ihren Worten und Ausweichungen hervor. Aber die Abgesandten der Städte Stade und Burtehude waren nicht so muthig. Der Name des Kaisers und seine Kriegsmacht schreckte sie. Sie ließen sich freilich nicht auf thatsächliche Erbietungen ein, aber sie erklärten, daß sie kein Verbündniß mit Herren und Städten, sondern die Absicht hätten, dem Kaiser und Erzbischof gehorsam zu bleiben. Aus ihren Worten spricht doch eine große Angst.

Die ganze Verhandlung war ohne Ergebniß und kann auch nicht sehr lange gedauert haben, denn der Erzbischof ritt noch an demselben Tage nach Osterholz, wo er die Nacht blieb.

Am folgenden Tage begab er sich nach Burg in das kaiserliche Feldlager.

Hier traf er die Commissarien und Generale in Verlegenheit. Sie zeigten ihm die Kriegsrüstung, welche ersichtlich unzureichend war. Wie sie mit ihm die Lagerung durchritten hatten, plünderten und brannten einige Haufen gerade die Umgegend aus. Er stand auf dem Kirchhofe zur Burg und statt die Grausamkeit des Krieges zu beklagen, „ward er fröhlich lachend, ließ die Hand um den Kopf kommen und sagte, so müßte es lauten.“ (Renner. Chron.).

An demselben Tage kamen auch die Abgeordneten der Stände in Burg an. Sie hatten den Auftrag, wegen der Defensivhülfe mit den Commissarien zu verhandeln und dem Erzbischof 2000 Gulden

anzubieten. Es ist nicht klar ausgesprochen, wozu dies Erbieten dienen sollte.

Der Erzbischof kam zu den Abgeordneten, welche wegen Ueberfüllung des Ortes in der Kirche waren. Von der Defensivhülfe redete er nicht, sondern sagte, die Commissarien hätten ihm acht Artikel mitgetheilt, deren Erfüllung sie erwarteten. Rotenburg und Langwedel sollten ihnen geöffnet, Proviant gegen Bezahlung geliefert, Geschütz und Schanzgräber gestellt, Reiter und Fußvolk zu Hülfe gegeben, Schiffe zusammengebracht, die Defensivhülfe auf der Stelle bezahlt und eine Summe Geldes vorgestreckt werden.

Die Abgeordneten baten, sie mit solchen wichtigen und schweren Dingen zu verschonen; sie wären nur zu der Defensivhülfe bevollmächtigt und bereit, darüber zu verhandeln.

Der Erzbischof antwortete viel, auch Dinge, die gar nicht zur Sache gehörten.

Die Abgeordneten ließen sich auf nichts ein.

Plötzlich sagte der Erzbischof, die Abgeordneten sollten auf die Artikel sogleich eine Antwort geben; die Commissarien wollten nicht eine Stunde warten.

Es wurde erwiedert, auf die Artikel könne man nicht eingehen; die Commissarien hätten geäußert, wenn die Defensivhülfe erlegt würde, so wäre die Landschaft von allen anderen Lasten frei.

Der Erzbischof ging nun aus der Kirche, aber gleich darauf ließ er die Abgeordneten zu den Commissarien fordern. Sie kamen und es entstand eine sehr lange Unterredung.

Die Commissarien läugneten, daß sie sich mit der Defensivhülfe befriedigt erklärt hätten. Das sei die einfache Pflicht der Landschaft und dafür wüßten sie ihr keinen Dank. Andere Stände des Reiches thäten aber bei kaiserlichen Kriegen viel mehr; sie möchten einmal bedenken, was die Bischöfe von Bamberg, Würzburg u. a. geleistet hätten. Wenn sie sich weigerten, so würden die Folgen sie treffen. Sie möchten mit dem Erzbischof verhandeln.

Darauf gingen die Commissarien fort.

Auf ihren Weggang folgte eine sehr gereizte Unterredung zwischen dem Erzbischof und den Abgeordneten. Es ward ihnen offenbarer Ungehorsam vorgeworfen, ja sogar von Rad und Galgen war die Rede.

Als sie sich beiderseits müde gezankt hatten, trennten sie sich ohne Ergebniß.

Am folgenden Tage (Februar 25.) kam eine wichtige Botschaft aus Bremen. Die kaiserlichen Beauftragten hatten vier Tage zuvor der Stadt die Bedingungen mitgetheilt, unter denen sie mit Krieg und Gewalt verschont werden solle. Harte Bedingungen in stolzen Worten, welche zu der augenblicklichen Machtstellung nicht paßten. Die Stadt solle durch Abgeordnete bei dem Kaiser Fußfall und Abbitte thun, jedem Bündniß entsagen, allen etwaigen Befehlen desselben gehorsam sein, ihre Thore sogleich eröffnen und das Heer einlassen. Auf diese Forderung gab die Stadt eine Antwort, kurz und ernst und der schönsten Zeiten des Alterthums würdig, eine Antwort, welche in alle Jahre dauern wird und ein unvergängliches Zeugniß ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit ablegt. Ihre Erwiederung lautete, „ein Ehrbarer Rath zu Bremen habe mit der Gemeinde beschlossen, sie wollten sich in keine Verhandlung begeben mit den muthwilligen Mordbrennern und Bösewichtern; darüber wollten sie wagen, daß der unterste Stein nach oben käme.“

Nach einer solchen Antwort war keine Unterhandlung mehr möglich.

Ein ähnlicher Versuch des Erzbischofs scheiterte auf gleiche Weise und zu gleicher Zeit. Er hatte von den Commissarien die Erlaubniß erhalten, eine Vermittlung einzuleiten. Um der Sache mehr Haltung zu geben, ließ er die Abgeordneten der Stände kommen, welche sich zur näheren Beobachtung der Ereignisse nach Ritterhude begeben hatten. Er forderte sie auf, ihm in der beabsichtigten Vermittlung beizustehen, welche schon eingeleitet war. Einige weigerten sich, aber Heinrich Clüver und Segebade v. d. Hude erklärten sich zur Mitwirkung bereit. In Uthbremen sollten die Besprechungen stattfinden.

Es war in den Briefen, welche die Sache vorbereiteten, einige Stunden Waffenruhe und freies Geleit für die bremischen Unterhändler zugesagt. Diese Briefe hatte der Erzbischof schon am Donnerstage, den 24. Februar, durch einen seiner Pagen, Namens Heinrich, an den Rath und die Gemeinde Bremen geschickt. Der Knabe kam an das verschlossene Thor, ward aber nicht eingelassen. Der Brief wurde jedoch angenommen, mit einem Strick auf das Thor gezogen und dem Boten gesagt, er möge am anderen Morgen wieder kommen und die Antwort holen.

Der Knabe fand sich früh Morgens (Februar 25.) pünktlich ein. Er erhielt aber gar keine schriftliche Antwort, sondern nur

den mündlichen Bescheid, „sie hätten dies Mal mit dem Erzbischof nichts zu handeln. Sie besäßen die Stadt, die wollten sie bewahren. Wer den Kopf habe, möge den Bart scheren.“

Die bremische Chronik von Renner hat diese grobe und unangemessene Antwort sehr gemildert; nach ihrer Darstellung ist erwiedert, „man habe für dies Mal außerhalb Bremen keine Tage zu halten; hätte der Erzbischof mit ihnen etwas zu verhandeln, so möge er mit 20 oder 30 Pferden nach alter Sitte einreiten und seine Sache vortragen.“ Wir möchten aber doch glauben, daß die Erzählung des Knaben die richtige ist.

Während die Bremer alle Unterhandlung ablehnten, rüsteten sie sich auf das Beste. Vor Allem wurde für Lebensmittel gesorgt, schon am 15. Februar waren 481 Stück Vieh und 31,722 Scheffel Getreide in die Stadt geführt. Die nächste Umgegend wurde von allen Gebäuden frei gemacht, die Gräben zugeworfen und in der Stadt selbst eine bessere Communication hergestellt. Schlimme Gerüchte kamen den Belagerten zu Ohren; in Gelderland würden 20 Fähnlein Landsknechte aufgerichtet, zu denen 7 Geschwader Reiter aus Brabant stoßen sollten; schweres Geschütz aus den Niederlanden sei unterwegs; im Münsterlande würden große Vorräthe für die Belagerer gesammelt. Dies Alles war nur zum kleinsten Theile wahr, aber doch glaubhaft. Es schreckte jedoch die Bremer nicht.

Sie machten kleine Streifzüge, welche meistens sehr glücklich ausfielen und Gefangene nebst reicher Beute einbrachten. Ein großes Schiff, welches von Minden aus mit bedeutenden Kriegsvorräthen beladen war, fiel ihnen in die Hände.

Die protestantische Welt freute sich über den Muth der Bremer. Der Graf Christoph von Oldenburg kam mit 30 Reitern in die Stadt, vom Churfürsten von Sachsen gesandt. Der letztere „hatte Bremen sehr lieb und pflegte oft zu sagen, daß nächst Gott seine äußerste Zuflucht zu Bremen wäre. Wenn ihm alle Städte abfielen, so versähe er sich dessen zu der Stadt Bremen nicht, denn die würde fest halten.“

Während Bremen auf das Stärkste rüstete und nach allen Seiten hin die größte Thätigkeit entwickelte, begnügte sich das kaiserliche Heer mit geringen Brandschatzungen, welche sie aus den stadtbremischen Dörfern erpreßten. Das that wenig Schaden.

Die Kriegsbefehlshaber waren in großer Verlegenheit. Sie hatten kein grobes Geschütz, um die Stadt ernstlich anzugreifen;

es fehlte ihnen an Mannschaft, sie völlig einzuschließen. Sie hatten Schiffe, aber keinen Muth oder kein Geschick, sie zu gebrauchen. Das Geld wurde ihnen knapp, wie sie dem Kaiser klagten; ernstliche Hülfe stand nirgends in Aussicht. Die bremischen Landstände waren lau, alle Verhandlungen mit ihnen führten zu nichts, sie standen mit ihrem Herzen auf Seiten der Bremer.

So mußten sich die Kaiserlichen mit dem Erzbischof einlassen, ungern genug, denn sie wußten, wie wenig er vermochte. Aber der Versuch mußte gemacht werden. Durch ihre Kriegsmacht hofften sie seinen Maßnahmen Kraft verleihen zu können.

Eine schriftliche Uebereinkunft zwischen den Commissarien und dem Erzbischof wurde aufgesetzt und ausgewechselt. Letzter versprach, dem Kriegsvolk seine Schlösser zu öffnen, dasselbe gegen Bezahlung mit Proviant zu versehen, Geschütz nebst Zubehör herbeizuschaffen, für seine Person 100 Reisige aufzustellen und 1000 Bauern zum Schanzen auf einen Monat zu senden. Dagegen versprachen die Commissarien, nach vollendeter Sache ihm allen Schaden zu ersetzen und die Schlösser Blumenthal und Bederkesa zu übergeben.

Nun griff der Erzbischof das Werk mit großem Ernste an. Er ritt am 26. Februar nach Bremervörde und erließ am folgenden Tage ein sehr strenges Ausschreiben an die bremische Ritterschaft, sie sollte am Sonnabend, den 5. März, auf's Stärkste mit ihren Knechten und Pferden, mit ihrer ganzen Rüstung, Spießen und Hauptharnischen auf dem Steingraben bei Basdahl erscheinen.

An die Städte und Marschländer schickte er Gesandte mit ähnlichen Aufträgen. Von Stade verlangte er zwei Stücke ihres schwersten Geschützes, zwei gute Schlangen, zwei Falkonette mit Mannschaft und Zubehör, außerdem 100 wohlgerüstete Kriegsleute, alles auf den 19. März in Verden zu stellen.

Die Stader hatten sich von ihrem ersten Schrecken erholt, sie sahen die Dinge jetzt nüchterner und muthiger an. Sie gaben freilich dem Erzbischof umgehend Antwort, baten aber um einige Tage Bedenkzeit, bis ihre sämmtlichen Rathsmitglieder, von denen einige sich auswärts befanden, wieder zur Stelle wären. Endlich gaben sie am 9. März die entscheidende Antwort, sie hätten die Erfüllung der erzbischöflichen Befehle bei der Bürgerschaft nicht erreichen können. Von Seiten der Hamburger wäre ein Kriegsschiff vor die Mündung der Schwinge gelegt und die Drohung ernstlicher Feindseligkeit ausgesprochen, sobald Stade etwas Thät-

liches gegen Bremen unternähme. Außerdem hätten ihre Vorfahren viele Bündnisse mit Bremen gemacht und sie wären nicht im Stande, dieselben treulos zu brechen.

An die Stadt Burtehude war von dem Erzbischof die Zumuthung gestellt, ihr schwerstes Geschütz nebst zwei Schlangen mit Bedienung und Munition, auch 50 gerüstete Kriegsleute zu schicken. Die Stadt verweigerte es, erbot sich aber, eine halbe Last Pulver zu senden und schickte auch wirklich zwei Tonnen.

Von den Kehdingern verlangte der Erzbischof 300 wohlgerüstete Kriegsleute. Sie antworteten, die Forderung ginge über ihre Kräfte; wenn sie aber von aller Kriegslast frei bleiben sollten, so wären sie erbötig, 300 Scheffel Hafer zu senden. Der Erzbischof schlug das Anerbieten mit zornigen Worten aus.

Den Altländern war Aehnliches zugemuthet. Sie erwiederten, daß sie im Lande gar keine Kriegsleute hätten und bitten müßten, mit allen Forderungen verschont zu bleiben.

Das Landvolk wurde aller Orten in Masse aufgeboten, aber kein Bauer rührte sich.

Unter diesen ungünstigen Verhältnissen versammelte sich der Landtag zu Basdahl (März 5.) Hier handelte es sich hauptsächlich um die Hülfe, welche die hohe Geistlichkeit und die Ritterschaft leisten sollten. Der Erzbischof kam bei der letzteren auf seine frühere Forderung zurück und verlangte von ihr 100 Reiter und 1000 Mann zu Fuß. Aber Alles ward rund abgeschlagen, ohne sonstige Ausweichung und gebräuchliche Hinhaltung. Man wäre, hieß es, mit Bremen in alter Stiftsvereinigung, dürfe nichts Feindliches gegen die Stadt unternehmen und müsse sich vor den Hamburgern fürchten.

Dagegen aber wurde die Bereitwilligkeit ausgesprochen, die kaiserliche Forderung der Defensivhülfe an Geld zu befriedigen, und dem Ausschuß aufgetragen, sich behuf einer Vermittlung mit den streitenden Parteien in Verbindung zu setzen *).

Der Ausschuß that es. Er meldete dem Rathe zu Bremen, der Erzbischof habe bei den Landständen gegen die Stadt Hülfe

*) Ueber diese Berathungen und die folgenden Vorgänge haben wir eine sehr umfassende und genaue Kunde. Der Domherr Segebade v. d. Hude, Mitglied des Ausschusses, hat Tag für Tag den Gang der Begebenheiten sorgfältig und eigenhändig aufgeschrieben. Eine sehr wichtige lange Aufzeichnung (Stad. Arch. Coadj. 22, 10 ff.), aber wegen schlechter Handschrift ungemein schwer zu lesen.

begehrt, aber sie hätten ihm dieselbe abgeschlagen. Indeß sei nun die Lage für Alle gleich bedrohlich, de felle der krygeslope twywelhafftych; daher erböten sie sich zu einer Vermittlung und wollten einen Waffenstillstand beantragen.

Der Rath antwortete freundlich und ernst (März 8.). Sie hätten in Bremen wenig Lust zu Verhandlungen, wollten sich aber dennoch bei den guten Gesinnungen der Stände darauf einlassen. Wenn diese etwa Wege und Mittel wüßten, de ane verletzinge unser ere und gewyssens anzunehmen, so wären sie dazu bereit. Die Verhandlungen müßten in Bremen vor sich gehen, die dazu Verordneten sollten freien Ab- und Zugang haben.

Der Ausschuß machte einen ernstlichen Versuch. Die Domherren v. d. Hude und L. Varendorp, der Secretair H. Withmer und die Bürgermeister von Stade und Burtehude nebst einigen aus der Ritterschaft kamen in Bremen an (März 13.). Lange Verhandlungen mit dem Rath. Obgleich sie sich viele Mühe gaben und immer neue Vorschläge machten, so hefft idt doch nycht tholangen mogen. Die Bremer bestanden darauf, sie könnten gegen ihr Gewissen nicht handeln. So ging der Ausschuß wieder fort, Gott die Sache befehlend.

Die Unternehmung des Erzbischofs war völlig und allenthalben mißlungen. Das hatte er sich nicht gedacht. Voll Vertrauen auf baldigen Sieg und Eroberung hatte er in diesen Tagen voreilige Briefe an den Kaiser geschrieben, worin er seine Verdienste hervorhob und die Bezwingung der empörten Stadt als unzweifelhaft und nahe schilderte. Aber er wünschte auch entsprechende Belohnung. Die Bezirke Bederkesa, Blumenthal und Lehe möchten ihm ohne Weiteres übergeben und sein Recht auf die Stadt selbst klar gestellt werden. Auch gegen den vielfach erlittenen Druck von Seiten seiner Gläubiger möchte der Kaiser ihn schützen und ihm eine Erhöhung der Zölle zur Aufbesserung seiner Finanzen erlauben. Es sind lange anspruchsvolle Briefe.

Aber alle diese schönen Hoffnungen, welche er sich und Anderen machte, waren durch die abschlägigen Antworten von Basdahl in's Wasser gefallen.

Er mußte nun den kaiserlichen Beauftragten selbst die Nachricht bringen und wäre unterwegs beinahe von den Bremern gefangen worden. Seine Reise war verkundschaftet und tausend Mann in Bremen rüsteten sich, ihn aufzuheben. Schwerlich wäre er mit dem Leben davon gekommen, so groß war der Haß gegen

ihn in der Stadt. Eine Magd aber aus Burg, welche in der Stadt gewesen und als unverdächtig entlassen war, verrieth den Anschlag, von dem alle Welt in Bremen redete, an die Kaiserlichen. Diese trafen die nöthigen Vorkehrungen und so ward der Erzbischof gerettet.

Die bremischen Landstände hatten zugesagt, die Defensivhülfe leisten zu wollen, und sie machten um so mehr Anstalt dazu, als sie den Kriegsbefehlshabern allen anderen Beistand versagen mußten. Sie setzten sich darüber wieder mit dem Erzbischof in Verbindung, aber dieser war aufgebracht und verwies sie an die Commissarien.

Als sie vor diesen mit baarem Gelde erschienen, waren sie sehr willkommen. Es gab Schwierigkeiten bei der Veranschlagung; der Antheil des Erzbischofs war nicht leicht zu bestimmen; die Umgegend der Stadt fiel aus; die Besitzungen der Bremer, Lehe und Beberkesa, mußten geschätzt werden, wozu auch der Rath seine Beistimmung schon früher (Februar 20.) gegeben hatte. Alle diese Umstände wurden leichter beseitigt, als man dachte; die kaiserlichen Beauftragten einigten sich mit dem Ausschuß über 5000 Thaler. Das Geld wurde auf Credit der Landschaft in der belagerten Stadt selbst angeliehen. Die kaiserliche Kriegskasse empfing 186 doppelte Thaler, 44 Engelotten, 579 Kronen, 1228 Goldgulden, 97 Reitergulden, 2270 Thaler und 44 Gulden. Die kaiserlichen Obersten Cruningen, Wrisberg, Eberstein und Espelbach ertheilten die Empfangsbescheinigung; die Namen der Commissarien stehen nicht unter der Quitung.

Von dem Erzbischof konnten die Kaiserlichen keine Hülfe bekommen. Etwas grobes Geschütz hatten sie irgend woher erlangt, aber es muß mangelhaft und unzureichend gewesen sein, denn die wenigen Kugeln, welche sie abschossen, fielen in's Feld und nur ein einziger Neunpfünder flog einmal in die Stadt. Der Geldmangel wurde drückend, seit dem 16. Februar schuldeten sie dem Kriegsvolke den Sold. Die Mundvorräthe wurden knapp und waren sehr schwer zu erreichen, wie sie selbst dem Kaiser schrieben. Dagegen herrschte in der Stadt Ueberfluß und Wohlfeilheit der Lebensmittel, obgleich die Einwohnerschaft durch die geflüchteten Bauern ansehnlich vermehrt war. Besonders erwies sich die Weser reich an Fischen. „Auch mag hier nicht verschwiegen bleiben die große göttliche Gnade und Segen, den Gott der Stadt Bremen gab. Die Fischer und Müller fingen überaus viele Fische, fingen

oft auf einen Tag 60 schöner Lachse, auch lief der Stint so dick, daß beide, Hamen und Netze, voll wurden. Man konnte für einen Groten einen Messingkessel voll lebendiger Stinte kaufen und sehr große Stinte. Und man kaufte auch 10 oder 11 Heringe um einen Groten. Und allerlei Victualien, Brot, Bier und Korn war allzumal überflüssig viel binnen Bremen.“ (Schene-Rhynsb. Chron.).

Weil der bremische Rath aber doch fürchtete, daß die Bauern der Umgegend gegen die Stadt verwandt werden möchten, so richtete er ein drohendes Schreiben (März 18.) an die Burgmänner von Thedinghausen, Benedict von Klencke und Cl. von Horn, sie sollten nicht leiden, daß ihre Untersassen zum Schanzen gebraucht würden, sonst würde man sie als Feinde ansehen.

In ähnlicher Weise, aber viel artiger, schrieb er an die bremischen Landstände (März 28.) und hoffte, die Stiftsgenossen würden sich nicht gegen die Stadt gebrauchen lassen. Die Stände meldeten es den Räthen, diese dem Erzbischof. Die Antwort (März 30.) lautete zweideutig, man möge sich an die Kriegsbefehlshaber wenden.

Diese versuchten es schon länger, sie mit Drohungen zur thatsächlichen Hülfsleistung heranzuziehen. Sie schrieben an das Domkapitel und die Ritterschaft (März 21.), daß sich der Erzbischof wegen ihres frevelhaften Ungehorsams beklage. Es werde ihnen nun strenger Gehorsam in Landfolge und Beisteuer anbefohlen; wo nicht, „werden wir gegen euch als die ungehorsamen Rebellen mit ernstlicher Strafe, mit Feuer und Schwert unnachlässig verfahren.“ Sie sollten runde und klare Antwort geben, ob sie des Kaisers Freunde oder Feinde sein wollten.

Das Domkapitel antwortete an demselben Tage, sie wünschten eine mündliche Unterredung mit den Commissarien und bäten um freies Geleit.

Diese verweigerten es (März 23.), sie wollten eine schriftliche richtige Antwort, ein Ja oder Nein.

Das Domkapitel erwiederte (März 25.), sie hätten gern eine persönliche Unterredung gehabt; da diese aber nicht gestattet sei, so müßten sie ihre schließliche Antwort verschieben. Der Erzbischof habe einen Landtag ausgeschrieben; bis dahin möge die Sache ruhen.

Die kaiserlichen Obersten gaben einen ungünstigen Bescheid (März 26.), wiederholten ihre vorigen Worte, sie wollten sich

nicht länger hinhalten lassen und verlangten von den Ständen Ja oder Nein.

Während auf diese Weise die Landstände von Freund und Feind gedrängt wurden, trat ein wichtiges Ereigniß ein, welches allen Verhandlungen ein Ende machte.

Den Bremern war der Muth gewachsen, als die Kaiserlichen ersichtlich nichts gegen sie vermochten. Sie rüsteten sich am 30. März zu einem gewaltigen und entscheidenden Schlage. Vier große Kriegsschiffe wurden mit Geschütz und Bedienung versehen, alle wehrhafte Mannschaft zog um 4 Uhr Morgens aus der Stadt. Sie bestand aus zwei Fähnlein geworbener und disciplinirter Landsknechte; ein Fähnlein waren Bürgerschützen; ein viertes enthielt den bewaffneten Zuzug aus dem Gerichte Lehe. Die Reiterei war schwach, kaum hundert Mann, aber ungemein muthig und voll Kriegslust. Der Morgen (März 31.) war dunkel und neblig. Die Unternehmung ward gut geleitet; die Schiffe und das Landkriegsheer trafen zu gleicher Zeit vor dem Lager der Feinde ein. Diese wurden sehr überrascht, sie bemerkten das Heer ihrer Gegner und geriethen in Verwirrung durch die verschiedenen Befehle der Obersten. Erst um 8 Uhr hob sich der Nebel.

Die Kriegsschiffe machten sich an die feindlichen Uferschanzen. Sie wurden sämmtlich nebst allen Fahrzeugen, die dabei lagen, genommen und eine sehr große Beute an Geschütz, Munition und Lebensmitteln gemacht.

In derselben Zeit rückten die Bremer an zwei Seiten vor das Lager und schossen hinein. Allenthalben Scharmützel, Lärm und Kriegsgeschrei. Aber auf beiden Seiten scheint eine durchgreifende Einheit der Leitung im entscheidenden Augenblick gefehlt zu haben. Das wagten die Bremer doch nicht, mit Gewalt das Lager zu stürmen, obgleich es vielleicht erfolgreich gewesen wäre; es lag wohl nicht in ihrem Plane. Die Kaiserlichen erlitten aber einen großen Verlust; der Oberfeldherr J. v. Cruningen wurde in den Kopf geschossen und fiel zum Tode verwundet. Wrisberg war nicht der Mann, welcher ihn ersetzen konnte.

Nach zweistündigen heftigen Gefechten zogen sich die Bremer mit großer Beute und siegreich wieder in ihre Stadt zurück. Der Ausfall war völlig gelungen.

Am anderen Morgen (April 1.), sehr früh, ließ Wrisberg sein Heer aufbrechen. Der Schrecken vom letzten Tage, der Verlust

der Schiffe wie des Proviants und die Ueberzeugung, daß diese Versuche der Bremer sich wiederholen würden, ließ ihm seine Lage sehr bedenklich erscheinen. Sein kleines Heer war der Aufgabe durchaus nicht gewachsen und obgleich der Verlust bei dem Ueberfall schwerlich mehr als hundert Mann betragen hatte, schien ihm das Verweilen in der Stellung doch mit Recht nutzlos.

Die Lagerhütten wurden verbrannt, ebenso die Schiffe in der Lesum. Der Rückzug wurde mit Sorgfalt und Ruhe angeordnet. Das Heer rückte über die Lesum und brannte die Brücke zu Burg hinter sich ab.

Während dieser Ereignisse war in Beverstedt ein Landtag abgehalten (März 30.). Der Erzbischof ahnte jetzt das Mißlingen der Belagerung und hielt es für nöthig, öffentlich und feierlich erklären zu lassen, daß er „von diesen kriegshandelen so sich erhaben kein schult oder vorwissen habe." Der Ausschuß der Stände, L. Varendorp, S. v. d. Hude, Joh. Bicker und der Secretair Withmer wurden an die kaiserlichen Obersten abgesandt.

Sie kamen nach Burg (April 1.) und fanden das Heer in vollem Aufbruch. Wrisberg war in Osterholz; sie reiseten ihm nach und trafen ihn am anderen Abend in Kuhstedt. Hier hatten sie eine Unterredung mit ihm, welche aber ohne Ergebniß endete. Wrisberg hatte jetzt andere Dinge zu bedenken. Der Ausschuß ging nach Beverstedt zurück und meldete den Ständen, daß die Sachen jetzt eine neue Gestalt gewonnen hätten.

Da aber zugleich der Erzbischof ein sehr bedrohliches Schreiben bei dem Kaiser ausgewirkt hatte, welches der Rath Veit Chrumer den Landständen vorlas, so beschlossen diese, durch eine besondere Gesandtschaft den Kaiser aufzuklären. Er wurde dazu L. v. Varendorp und der Secretair Withmer bestimmt. Sie erhielten eine sehr umfassende Instruction, welche die Anklagen des Erzbischofs widerlegte und die Gründe angab, warum die bremischen Stände in diesen Kriegshändeln unthätig bleiben müßten. Mit dieser Schrift begaben sie sich auf den Weg zum Kaiser.

Einige Tage verweilte Wrisberg in Bremervörde, und zog dann über Ottersberg, welches Ottrave v. Frese ihm übergab, langsam in das Herzogthum Lüneburg.

So war Bremen gerettet. Sechs Wochen lang hatte der Feind vor den Thoren gelegen. Die Ausdauer und der freudige Muth der Bürger hatten ihn gezwungen, hinwegzuziehen. Aber

die Gefahr war noch lange nicht vorüber. Um so mehr beeiferte sich die Stadt, gegen einen erneuerten Anfall Alles zu rüsten.

Das feste Schloß Bederkesa, welches schon im Februar mit einigen Rotten Landsknechten verstärkt war, wurde aus der gewonnenen Beute reichlicher mit Lebensmitteln versorgt. Die Hamburger hatten ihr Wort gehalten und waren gerade an dem Tage, als Wrisberg sein Lager aufbrach, auf der Weser mit sieben sehr gut ausgerüsteten Kriegsschiffen erschienen. Der Rath ließ sie bewillkommnen und übergab ihnen die Bewachung des Flusses von der Stadt bis an das Meer. Die Befestigungswerke Bremens wurden auf alle Weise verbessert, neue Palissadenreihen angelegt, Gräben ausgeworfen und die Wälle mit allen möglichen Vertheidigungen bewehrt.

Die kleinen Streifzüge fielen glücklich aus. Zwei „Seydenschiffe,“ d. h. Fahrzeuge mit Schanzkleidung, wurden bemannt und ihr Befehlshaber nahm die Schlösser Hagen und Stotel (April 5. und 7.). Beide waren ohne Besatzung. Sie wurden ausgeraubt, aber die Bremer setzten sich nicht darin fest, sondern zogen mit vieler Beute fort.

Auch gegen den Grafen Anton von Oldenburg hatten sie im kleinen Kriege einige Erfolge. Während sein Bruder Christoph auf Seiten der Bremer stand und deren Sache auf alle Weise förderte, erklärte sich Anton für den Kaiser. Er überrumpelte Delmenhorst, welches der Bischof von Münster in Besitz hatte und es im Stillen mit den Bremern hielt, so weit seine Lage es erlaubte. Diese Besetzung Delmenhorst's war den Bremern lästig, sie verlegte ihnen den Paß auf einer wichtigen Seite. Obgleich sie nicht ohne Glück mit dem Grafen Anton in Streifzügen sich versuchten und ihm Gefangene abnahmen, beobachteten sie doch ihm gegenüber viele Rücksicht. Man erkennt es aus den Briefen. Sie hofften wahrscheinlich ihn auf ihre Seite zu ziehen oder ihn wiederum zu Rücksichten zu bewegen.

Auf allen Seiten waren die Bremer thätig. Im Innern herrschte die größte Einigkeit, Aufopferung und Willenskraft. Sie waren zu Allem entschlossen, wollten ihr Wort wahr machen und aushalten, „bis der unterste Stein nach oben käme.“

Aber eine ungeheure Gefahr entwickelte sich in der Ferne und zog heran.

5. Die Belagerung der Stadt Bremen. Fortsetzung.

Als die Stadt Bremen mit feindlicher Kriegsmacht überzogen wurde, hatten die Stände die große Gefahr nicht verkannt, welche ihnen selbst dabei drohete. Sie sahen sich nach auswärtiger Hülfe um und ihre Blicke fielen zuerst auf den König von Dänemark.

Sie standen mit ihm in sehr nahen Beziehungen. Seit dem Jahre 1544 waren Verhandlungen eingeleitet, seinen sehr jungen Bruder Friedrich zum Coadjutor des Erzstifts anzunehmen. Auch der Erzbischof selbst, von augenblicklicher Noth gedrängt, war darauf eingegangen. Er ließ einen Vertragsentwurf aufstellen, aber schon an dem ersten Artikel mußten alle Versuche der Einigung scheitern. Er verlangte, die katholische Confession sollte in Uebung bleiben; darauf konnte der König nicht eingehen.

Nach einigen Verhandlungen ließ der Erzbischof auf einem Tage in Stade den Abgesandten des Königs erklären, er sei anderen Sinnes geworden und wünschte die Sache fallen zu lassen.

Das Domkapitel kehrte sich nicht daran. Es setzte die Verhandlungen fort. Bedingungen wurden festgestellt, Gesandte an den Kaiser nach den Niederlanden geschickt. Der Kaiser wich indeß der Bestätigung mit höflichen Worten aus.

Dennoch ging die Sache fort. Sie kam so weit, daß der König sich von dem Domkapitel einen fähigen Lehrer für den Prinzen ausbat, welchen er zur Genüge unterhalten wollte.

So blieben die Beziehungen mehre Jahre zu gegenseitiger Befriedigung. Man setzte sich sogar später mit dem Papst in Verbindung, aber dieser verweigerte (1552, November 28.) mit harten Worten die Bestätigung.

Als die Provinz durch den kaiserlichen Kriegszug in Bedrängniß gerieth, schickten die Stände mehre Gesandte an den König. Diese trafen ihn in Kolding (1547, März 22.) und hatten viele Unterredungen mit ihm. Der König erklärte sich zu allen Vermittlungen bereit. Da die Stände sehr besorgt waren, daß die Hamburger zur Erleichterung der bedrängten Bremer in die Provinz fallen könnten, so versprach er, dies jedenfalls verhindern zu wollen. Aber diese Besorgniß war von vorn herein grundlos.

Er schickte seinem Versprechen gemäß Gesandte, um seine Vermittlung den kriegführenden Parteien anzubieten. Sie kamen in Stade an (April 20.), wurden aber von keiner Seite zugelassen.

Die Bremer verweigerten jede Vermittlung; die Kaiserlichen versagten das freie Geleit. So gingen sie nach Hamburg. Später schienen ihnen mit Recht die Verhältnisse günstiger, sie gingen wieder nach Stade (Mai 20.), aber ihre Bemühungen wurden von dem raschen Gange der Ereignisse überholt. Die ganze Sache war vergeblich.

— An die Stelle des getödteten J. von Cruningen hatte der Kaiser den Herzog Erich II. von Braunschweig zum Oberfeldherrn gegen Bremen ernannt. Ein zweideutiger entschlossener Character, durstig nach Ruhm und Ehre, gleichgültig gegen die Mittel. Sein Vater, welcher immer katholisch blieb, war früh gestorben; die Mutter, streng protestantisch geworden, erzog den Sohn in gleicher Richtung. Aber sie leitete ihn falsch und statt lebendigen Glauben in ihm zu wecken, plagte sie ihn mit dem dogmatischen Lutherthum, bis es ihm gründlich zuwider und er selbst ein entschiedener Heuchler wurde. Sie war einmal mit ihm in Wittenberg und ladete Luther zu Tisch ein. Hier mußte der kleine Prinz sein Gelerntes hersagen. Aber Luther's klarer Blick erkannte die bedenkliche Erziehungsweise der selbstgefälligen Mutter; er warnte sie dringend und redlich. Die Sache ließ ihm keine Ruhe; er schrieb unaufgefordert darüber an seinen Freund Ant. Corvinus in Pattensen einen Brief, welcher seine großen Besorgnisse offenbart. Kaum hatte Erich in seinem 18. Jahre die Regierung angetreten, so hielt er sich zur katholischen Partei. Er feierte dennoch das heilige Abendmahl nach lutherischer Weise in der Kirche zu Münden und versicherte dabei dem Prediger Casp. Coltmann, „daß er Alles, was er im Wams und Busen habe, für die erkannte evangelische Wahrheit in die Schanze schlagen wolle." Aber am folgenden Tage schloß er ein Bündniß gegen die protestantischen Fürsten ab und stellte in seinen Stiften und Klöstern die katholische Religion wieder her. Diese Falschheit und Glaubenslosigkeit in einer Zeit, wo der Glaube Alles war, hat einen Zwiespalt in sein Leben gebracht, welcher ihn seinem Lande und seiner Familie entfremdete. Er hatte weder Glück noch Stern, trieb sich lange in ausländischen Kriegshändeln umher, blieb unruhig und elend bis an sein Ende, lebte nur vorübergehend in der Heimath und starb unbetrauert in fernen Landen.

Er war noch nicht 19 Jahre alt, als er den Oberbefehl gegen Bremen übernahm. Von der Kriegskunst verstand er nichts, als was er auf dem Schloßplatze zu Münden gelernt hatte.

Aber er besaß den persönlichen raschen Muth, welchen keiner seines Geschlechts bis auf unsere Tage verläugnet hat, war tollkühn „und wollte Bremen wie ein grimmiger Löwe verschlingen.“

Er traf mit Wrisberg, welcher seine Truppen noch beisammen hatte, die nöthigen Verabredungen und rückte mit seinem Heere vor. Es ist nicht unerwähnt geblieben, daß gotteslästerliche Reden in seinem Lager gehört wurden, immer eine verächtliche Sitte und jener Zeit besonders ein Greuel und Entsetzen. „Der bremer Gott wäre schier so alt, daß er nicht mehr auf dem Stuhle sitzen könne; sie wollten die Stadt haben, auch wenn sie überwölbt wäre.“ Das war nicht die Sprache frommer Landsknechte, welche mit einem Vaterunser in die Spieße gingen. Aber wie der Herr, so lernten auch seine Diener reden.

Von Brelingen aus, einem Dorfe an der Leine, forderte Erich brieflich in stolzer herrischer Sprache die Stadt auf, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben (April 10.). Der Rath antwortete ruhig in gelassener Rede, sie würden es nicht thun, wo by unſs gefordertt, is unſs nicht gelegen, wetent ock in kenen wege tho donde.

Am 19. April lagerte sich das Heer vor Bremen; Erich am linken, Wrisberg am rechten Ufer der Weser. Sie hatten schweres Geschütz in hinreichender Anzahl; ihr Heer war beinahe 30,000 Mann stark. Das konnte ausreichen, aber die Stadt hatte auch nichts versäumt; auf alle Weise war sie gedeckt und sorgfältig vorbereitet.

Noch einmal schickte Erich eine Aufforderung zur Uebergabe an die Stadt in derselben hochfahrenden Sprache. Die Bremer antworteten umgehend; ihre Erwiederung ist nach reichsstädtischer Weise etwas umständlich, aber voll Muth und fester Entschlossenheit.

Auch an den landständischen Ausschuß in Stade richtete Erich ein Schreiben. Dieser antwortete (April 22.), die Dienste, welche der Provinz zugemuthet wären, könnten nicht geleistet werden; sie wäre dazu nicht verpflichtet. An demselben Tage erwiederten Erich und Wrisberg drohend, „die Landstände sollten persönlich mit Wehr und Waffen kommen, ihre Bauern mit Schaufeln und Aexten senden, auch Schreiber und Vögte zur Aufsicht. Sonst würde sie schwere Strafe treffen. Alles im Namen des Kaisers.“ Der Ausschuß beantwortete den Brief (April 26.) in ausführlicher Weise, ohne gerade etwas Neues beizubringen. Dies Schreiben wurde nicht erwiedert; Erich wollte es anfänglich

beantworten, ließ den Boten einige Tage warten und schickte ihn dann ohne Bescheid fort.

Nun begann die wirkliche Belagerung. Aber der Gang derselben zeigt, daß beide Feldherren von der Belagerungskunst nichts verstanden und in ihrem Generalstabe keinen Officier hatten, welcher die Sache kannte. Alte bewährte Kriegsleute merkten das bald. Sie waren unzufrieden und als einige braunschweigische Junker in ihren Zelten die reichen Wechselbuden am Markt zu Bremen scherzweise unter sich theilten, weil der Kaiser ihnen die Stadt geschenkt habe, äußerte einer von den Graubärten, „das wäre kein kaiserlicher Krieg, sondern ein Kinderkrieg.“ Das Wort kostete ihm aber seinen Kopf; Erich liebte die Anspielungen auf seine unerfahrene Jugend nicht.

Im kaiserlichen Lager war Alles voll Lärm und Unruhe. Schanzen wurden aufgeworfen und schweres Geschütz in Bereitschaft gesetzt; Munitionswagen fuhren, Boten eilten, Signale ertönten. Dagegen lag die Stadt in der Ebene ganz schweigsam, keine Kanone ward abgeschossen, keine Glocke durfte angeschlagen werden, nicht einmal zum Gottesdienst; die Posten standen ruhig auf den Wällen, sonst war keiner zu sehen. Eine unheimliche drohende Stille.

Während die Belagerung langsam und ohne einheitlichen Plan sich abmühte, hie und da etwas anfing und nichts ordentlich zu Ende brachte; während unbedeutende Scharmützel zuweilen eine größere Aufregung verursachten, waren die Bundesgenossen der Bremer in der Ferne thätig. Sie hatten sich in Braunschweig versammelt, Abgeordnete aus allen oben genannten Städten.

Die Verhandlungen derselben gewähren keinen erfreulichen Anblick. Man war muthig, man wollte kämpfen, man wollte den letzten Blutstropfen opfern für Freiheit und reine Lehre, aber man wollte kein Geld hergeben. Um den Beitragsantheil der Kriegskosten zankten sich die Gesandten wie geizige Krämer, es war eine rechte Pfennigtrödelei. Die Grafen Albrecht von Mansfeld und Christoph von Oldenburg, derzeit die Kriegsanführer, hatten unsägliche Mühe, die Städte zu nur irgend hinreichenden Geldopfern zu bewegen, und man muß die große Geduld bewundern, welche sie dabei an den Tag legten. Es fehlte durchaus nicht an Mannschaft; wer Geld hatte, konnte damals ein

Kriegsheer aus der Erde stampfen, aber eben das Geld war so schwer flüssig zu machen.

Der Rath von Bremen hatte seinen Secretair Jak. Löwe nach Braunschweig gesandt und stand mit ihm und den beiden Grafen in laufendem Briefwechsel. Die Verbindung muß gut organisirt gewesen sein; am fünften Tage waren die Briefe von Bremen in Braunschweig. Kohlmann beklagt in seiner sehr fleißig gearbeiteten Schrift über diese Belagerung (Bremen 1847), daß das Stadtarchiv von Bremen über diese Verhandlungen nur die ersten Schreiben bewahrt und hält den Schriftwechsel für verloren. Aber er ist nicht verloren; der Anfang desselben liegt in Bremen, die bei Weitem größere Hälfte in Stade, und wir haben alle diese Urkunden in Händen gehabt. Die Briefe sind zum Theil in Chiffern geschrieben — in Characteren, wie man es damals nannte — aber da zufällig auch das Concept eines Berichts vorliegt, so war es uns sehr leicht, den Schlüssel der Geheimschrift zu finden. Wie aber diese Briefe, welche Staatsgeheimnisse und Entwürfe von der höchsten Wichtigkeit enthalten, in das erzbischöfliche Archiv zu Stade gekommen sein mögen, ist uns ganz unerklärlich. Denn es sind keine Abschriften, sondern die Originale.

Der Rath von Bremen schrieb (April 26.) seinem Abgeordneten einen umfassenden Bericht über den Stand der Belagerung, die siegreichen Scharmützel und die Pläne der Feinde. Dies ist in deutschen Buchstaben gemeldet. Dann beginnt die Geheimschrift und sagt, „daß ein baldiger Entsatz höchst nöthig sei. Noch freilich wäre das Volk durch Gottes gnädige Fügung einträchtig und geduldig, wir spüren noch keinen unwilligen Mann. Aber wenn die Stadt erst beschossen wird und an einigen Orten brennen muß, so sind wir sehr besorgt. Es dürfen nicht bloße Worte von Außen kommen. Wenn der Entsatz nahet, so muß schnell Nachricht gegeben werden, damit man sich mit den Maßnahmen in der Stadt darnach richten kann.“

Den beiden Grafen war der Auftrag gegeben, Erich's Land mit ihren Truppen gründlich zu verderben, damit er bewogen würde, von Bremen abzuziehen. Denn gegen Wrisberg allein glaubte die Stadt sich halten zu können. Mit der Verwüstung war auch der Anfang gemacht. Aber Erich schien sich nicht darum zu kümmern; er blieb ruhig vor Bremen liegen. Nun kamen auch Gerüchte, daß bei Münster starke kaiserliche Werbungen im Gange

wären. Dies machte den Rath besorgt und er schrieb den Grafen, sie möchten die Verheerungen in Erich's Ländern aufgeben und rasch zum Entsatz der Stadt herbei eilen. Die Zeit wäre günstig, namentlich Wrisberg's Kriegsvolk sei wegen mangelnden Soldes unmuthig und durch eine zufällige Feuersbrunst im Lager hätte es viel gelitten.

Die beiden Grafen antworteten umgehend (Mai 11.), daß sie gern in der Sache schon mehr gethan hätten, aber es fehle an Geld. Sie geben die Rückstände der Betheiligten an, nur Braunschweig habe völlig eingezahlt, Magdeburg sei noch mit 7000 Gulden rückständig, Hamburg habe zu viel auf die selbst geworbenen Knechte abgerechnet.

Zugleich geben sie Nachricht, daß der Churfürst von Sachsen am 24. April vom Kaiser völlig geschlagen und selbst gefangen sei.

Dies Ereigniß, dessen Kunde wahrscheinlich erst durch den Brief der Grafen nach Bremen kam, pflegt man als einen erschütternden Schlag für die protestantische Partei anzusehen. Es ist vielleicht ein Fehler der neueren Geschichtschreibung, daß sie dieser Sache eine so überaus große Wichtigkeit beilegt und die Vorgänge um den gefangenen Churfürsten wie um einen Mittelpunkt sich bewegen läßt. Die Zeitgenossen betrachten die Dinge anders; in ihren Augen veränderte sich dadurch die Sachlage sehr wenig. Das erkennen wir wie aus anderen gleichzeitigen Schriften, so auch aus den Worten der beiden Grafen. In ihren Augen ist die Niederlage und Gefangennahme immerhin unangenehm, aber doch weiter nichts, als einer der Wechselfälle des Krieges, worauf man sich gefaßt machen muß. Ihr eigener Muth wird dadurch nicht im Mindesten niedergeschlagen. Im Gegentheil hoffen sie eine Verstärkung ihrer Mannschaft von dem Ereignisse, denn sie schreiben, daß sie in zwei Tagen auf 1000 Reiter und 11 Fähnlein Knechte von Seiten des jungen Churfürsten rechneten. Dem Begehren des Raths wollen sie aber ungesäumt folgen und eilig zum Entsatz der Stadt kommen.

Ihre Briefe machen einen angenehmen Eindruck, sie sind klar, einfach und voll muthigen Selbstvertrauens. Die Grafen thaten auch, was sie konnten, und es war nicht ihre Schuld, wenn die Dinge so langsam sich entwickelten.

Während dieser Zeit wandte sich der landständische Ausschuß in großer Besorgniß und dringend an den Rath von Bremen (Mai 13.). Die Provinz wäre in einer sehr üblen Lage und

würde von den Kaiserlichen gedrängt, den Bremern wehe zu thun. Sie wüßten sich der Zumuthung kaum zu erwehren. Daher wolle der Ausschuß noch einmal eine Vermittlung versuchen und bitte um freies Geleit.

Die Antwort des Raths war ausführlich und ernst (Mai 16). Die früheren Vorschläge wären nicht annehmbar gewesen; wüßte der Ausschuß jetzt bessere, gut; wo nicht, nicht. Daß die Stände jemals feindlich gegen Bremen auftreten würden, könnten sie sich nicht denken, hätten es auch nicht verschuldet. Sie müßten die Sache Gott befehlen und wollten nicht wider Ehre und Gewissen handeln.

Der Ausschuß erwiederte (Mai 21.), die dänischen Räthe wollten die Vermittlung übernehmen und das möge man nicht ausschlagen. Die Lage sei höchst bedenklich; der Churfürst von Sachsen gefangen; der Landgraf von Hessen suche erträgliche Bedingungen; Magdeburg habe Gesandte geschickt, auch Braunschweig und Hildesheim; die schwäbischen und oberländischen Fürsten hätten ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht, ebenso die sächsischen und westfälischen Herren. Der Rath „möge sich der ganzen Welt Veränderung zu Herzen gehen lassen“ und Verhandlungen gestatten.

Diesen Brief fingen die erzbischöflichen Räthe in Bremervörde auf, behielten ihn einige Tage und gaben ihn dann dem Boten zurück, welcher ihn nach Bremen brachte.

Die Kaiserlichen machten unterdeß allerlei Unternehmungen vor Bremen. Sie überbrückten die Weser, um die beiden Lager in bessere Verbindung zu bringen. Dies gelang, und die Bremer scheinen auffallender Weise keine Anstalt gemacht zu haben, dies Werk zu stören. Wahrscheinlich hatten sie die eigenen Schiffe zu der hamburgischen Kriegsflottille stoßen lassen und besaßen daher augenblicklich keine Mittel, den Brückenbau zu hindern.

Der Herzog faßte nun den abenteuerlichen Entschluß, die Weser in die Ochtum abzuleiten, das Flußbett trocken zu legen und sich dadurch einen leichten Zugang zu der Stadt zu schaffen. Eine sorgfältige Nivellirung würde sogleich bewiesen haben, daß dies Unternehmen ein Ding der Unmöglichkeit sei, denn das Bett der Weser liegt niedriger, als das der Ochtum. Ohne eine Messung vorzunehmen, wurde das Werk sogleich begonnen. Aus allen benachbarten Dörfern wurden Schaaren von Bauern zusammengetrieben, welche den Canal graben sollten. Aber nach wenigen

Tagen zeigte es sich, daß man ein unausführbares Werk begonnen habe. Man mußte davon abstehen und hatte sich lächerlich gemacht.

Ein energischer Angriff mit grobem Geschütz, um eine Bresche in die Umwallung der Stadt zu legen und einen Sturm möglich zu machen, wurde auch nicht einmal versucht. Man kann kaum sagen, daß die Stadt ernstlich beschossen ist, denn die wenigen Kugeln, welche hinein geworfen wurden, richteten keinen Schaden an. Nur ein Mann in Bremen wurde dadurch getroffen. Die Belagerer verstanden ihre Sache nicht.

Während die Ausfälle der Belagerten meistens glücklich endeten und ihr Muth sich täglich hob, trat in den Lagern der Feinde allmälig mit der Erfolglosigkeit auch Mangel an Lebensmitteln und Verzagtheit ein. Die Proviantlieferungen, welche aus der Umgegend erzwungen wurden, konnten auf die Dauer nicht vorhalten; eine geregelte Zufuhr von der Oberweser war gar nicht vorgesehen. In der Stadt dagegen war kein Mangel an Lebensmitteln. Hamburger Schiffe brachten Proviant. Neue Landsknechte trafen ein.

Die Belagerer machten nun einen letzten Versuch, der Stadt auf gütliche Weise mächtig zu werden. Anton von Oldenburg war schon früher deshalb mit dem Rath in Unterhandlung getreten, hatte aber nichts ausrichten können. Nun wurde eine neue Besprechung eingeleitet (Mai 18.), worin den Bremern sehr günstige Bedingungen gestellt waren. Es war alles vergebens.

Nun kamen die bedenklichen Nachrichten, daß Erich's Land „in den Grund verdorben“ werde, darauf, daß die Grafen zum Entsatz mit großer Macht heranrückten. Den Belagerern entfiel aller Muth. An die Einnahme der Stadt konnte unter solchen Umständen nicht mehr gedacht werden.

Jedenfalls mußte dem heranrückenden Heere der Protestanten erst entgegen getreten werden. Denn das durften die Kaiserlichen nicht abwarten, zwischen die muthigen Bürger Bremens und das Heer der Grafen in die Klemme zu kommen.

Am Sonntag, den 22. Mai 1547, brachen die Kaiserlichen auf und zogen ohne Sang und Klang davon.

Drei Monate lang hatte die Belagerung gedauert. Unvergänglich wird der Ruhm der Bürger bleiben, welche so mannhaft ausharrten und in keinem Augenblick in ihrem Entschluß wankten. Sie widerstanden den Prahlereien der Feinde, den Unter-

handlungen des Erzbischofs und den weit lockenderen Anerbieten des münsterschen Kirchenfürsten, dessen aufrichtiges Wohlwollen sie kannten. In den letzten Wochen lag es nur an ihnen, den günstigsten Frieden zu erwirken; auf jede Bedingung wären die kaiserlichen Feldherren eingegangen, wenn die Stadt sich nur zu etwas verstanden hätte, das einer Unterwerfung ähnlich sah. Groß und alles Preises würdig ist die Festigkeit des stolzen hochfahrenden Raths, welcher seiner Ehre auch nicht das Geringste vergab, und der Glaubensmuth und die Einigkeit der Bürgerschaft, welche vor keinem Opfer zurückschreckte. Wir lesen von keiner Zaghaftigkeit, als die Feinde sich vor der Stadt lagerten; wir lesen auch von keinem Jubel, als sie fortzogen. Mit stummer Entschlossenheit hatte man dem Feinde widerstanden; eben so still und schweigsam war die Freude, als er wegging.

Des Morgens um 2 Uhr brachen die Kaiserlichen ihr Lager ab. Die Lagerhütten wurden verbrannt, auch die Gebäude in Neuenland und Hastedt, welche als Quartiere gedient hatten. Erich zog am linken Ufer die Weser hinauf und erreichte Hoya noch an demselben Tage. Es war trocknes Wetter und der feste Marschboden begünstigte seinen Eilmarsch. Wrisberg marschirte am rechten Ufer und gedachte der Verabredung gemäß Langwedel zu erreichen. Aber schon bei Arbergen litt er große Noth in den tiefen Sandwegen, welche sein schweres Geschütz nicht rasch genug weiterkommen ließen. Mit vieler Mühe gelangte er am Abend nur nach Achim. Hier empfing er um Mitternacht einen Brief vom Herzog, worin dieser meldete, daß er seinen Entschluß geändert habe und Wrisberg nicht in Hoya erwarten wolle; er werde nach Drakenburg ziehen und Wrisberg solle an demselben Tage in Holtorf Quartier nehmen.

Diese Aenderung störte den Plan; Erich hatte sich um 2 Meilen weiter entfernt, und Wrisberg mußte mit seinem Heere in einem Tage 5 Meilen machen, wenn die Vereinigung zu Stande kommen sollte. Diese war aber nöthig, denn man kannte das Heranrücken der protestantischen Grafen. Wrisberg that trotz der erschwerenden Umstände, was er konnte. Noch vor der Dämmerung brach er auf und eilte nach Verden. Hier mußte er seinen Leuten einige Ruhe gönnen, aber er selbst sprengte mit wenigen Begleitern weiter, um den Herzog persönlich zu sprechen. Gegen 10 Uhr Morgens war er schon bei ihm.

Während sie die nöthigen Verabredungen trafen, kam die Botschaft, daß das protestantische Heer heranrücke und die Absicht habe, sich zwischen den Herzog und Wrisberg zu legen und Letzteren zu erdrücken. Die Nachricht war glaubhaft und mit der Lage übereinstimmend. Wrisberg bat den Herzog dringend, er solle nun nicht nach Drakenburg, sondern ihm selbst entgegen ziehen, um so schnell als möglich eine Vereinigung zu bewirken. Aber davon wollte Erich nichts wissen. Er verlangte, Wrisberg's Heer sollte zu ihm kommen. Es war allerdings nur noch 3 Stunden entfernt, denn um Mittag hatte es Verden wieder verlassen, aber durch seinen eigenen Voranmarsch machte Erich eine rasche Vereinigung unmöglich.

Als Wrisberg erkannte, daß seine Mahnungen nichts bei dem Herzog fruchteten, eilte er zu seinen Schaaren zurück. Er fand sie unterwegs in unwirthbaren Hölzungen. So gut es sich thun ließ, ordnete er ihren Marsch dergestalt, daß die Abtheilungen in Gefechtsstellung vorrückten und nöthigen Falls einen Kampf annehmen konnten. Zugleich sandte er dem Herzog Nachricht, daß er mit aller möglichen Eile käme; aber seine Leute wären sehr ermüdet; wenn der Herzog etwa des Feindes ansichtig würde, möchte er ja nicht mit dem Angriff eilen, sondern seine Ankunft erwarten.

Wir richten nun den Blick auf das protestantische Heer. Seit dem 10. April war es in Bewegung. Von Thüringen aus war es in Erich's Lande gezogen, plünderte und brandschatzte allenthalben. Am 19. Mai hatte es Gronau und Elze verlassen und suchte darauf Hannover heim. Von allen Seiten hatte es Verstärkungen erhalten. In der Gegend von Langenhagen empfing es die Hülfstruppen, welche die verbündeten Städte nach den langen und mühsamen Berathungen in Braunschweig zusammen gebracht hatten.

Am 22. Mai, also an demselben Tage, wo die Kaiserlichen Bremen verließen, war das ganze Heer der Protestanten in Rodewald versammelt. Aber von den gleichzeitigen Bewegungen der Kaiserlichen hatte es durchaus keine Nachricht. Es gedachte sie noch vor Bremen zu treffen.

Am 23. Mai brachen die Protestanten Morgens von Rodewald auf. Die Bauern dieses Dorfes hatten — da der Herzog ihr Landesherr war — einen Hohlweg durch 8 oder 9 umgehauene Eichbäume gesperrt. Da der Weg durchaus nicht zu

umgehen war, so mußten die Pionniere, „das Fähnlein Zimmerleute“, wie sie genannt werden, dies Hinderniß wegräumen. Damit gingen zwei Stunden verloren.

Plötzlich erblickte die kleine Reiterschaar, welche dem Heere zur Aufklärung voranritt, eine Abtheilung der Kaiserlichen. Es waren 24 Mann zu Pferde; sie gingen zu gleichem Zwecke Erich's Heere vorauf. Die Protestanten waren von ihnen nicht bemerkt, zogen sich still hinter ein altes Gemäuer und brachen dann unerwartet auf die vorbeireitenden Kaiserlichen los. Von diesen wurden 16 getödtet oder gefangen, die übrigen flohen zu Erich zurück.

Durch diesen Zwischenfall erhielten beide Heere erst Kunde von einander.

Die Protestanten erfuhren nun auch, daß Wrisberg noch fern sei. Es lag ihnen viel daran, diesen günstigen Umstand zu benutzen und mit der äußersten Eile rückten sie vorwärts, um den Herzog Erich allein zu fassen.

Dieser hatte sich ein wenig zurückgezogen, als er die Annäherung des Gegners erfuhr. In der Nähe von Drakenburg fand er einen zur Schlacht geeigneten Platz und stellte sein Heer auf. Zum Mittelpunkt seiner Schlachtordnung machte er den Kröpelsberg. Es ist ein sandiger Hügel, welcher die Umgebung beherrscht und mit Geschütz besetzt wurde. Jetzt heißt er Gröpelberg. Nicht weit davon liegt der Gröpelsee; die Stellung war vortrefflich gewählt; die Weser und der Hügel machte sie sehr stark und der kleine See war brauchbar; der Chef des herzoglichen Generalstabs muß ein fähiger Tactiker gewesen sein.

Kaum war die Aufstellung vollendet, so bekam auch Erich die Nachricht von Wrisberg, daß dieser noch drei Stunden entfernt sei. Dies war niederschlagend; auf unmittelbare Hülfe von ihm war nun nicht mehr zu rechnen. Ein geordneter Rückzug auf ihn war auch nicht ausführbar; bei der starken Reiterei des Feindes wäre es leicht eine Flucht geworden. Also mußte gekämpft werden.

Um 3 Uhr Nachmittags standen die feindlichen Heere gegen einander und sahen sich in's Gesicht.

Das protestantische Heer war entschieden in der ungünstigeren Lage. In zwei Tagen hatte es zehn Meilen marschirt, es war matt und hungrig, denn am Morgen hatte es nur die unzureichende Erquickung gefunden, welche das kleine Dorf Rodewald

leisten konnte, viel zu wenig für ein großes Heer. Eine drückende Hitze hatte die Glieder gelähmt und herrschte auch am Schlachttage. Nun fanden sie einen wohlgerüsteten, gut ausgeruhten Feind vor sich, in einer sorgfältig gewählten Stellung, an Zahl ihnen mindestens gleich, wo nicht überlegen.

„Ist es aber nicht, als müßten die Norddeutschen erst ein großes Mißgeschick erleben, um sich der tieferen Antriebe ihres geistigen Lebens vollkommen bewußt zu werden? Dieser Haufe, der einzige, der die protestantischen Fahnen noch aufrecht erhielt, war auch der erste, der von dem Gefühle der Sache, die er verfocht, durchdrungen war.“ Diese Worte Ranke's (deutsche Gesch. 4, 540) werden von allen gleichzeitigen Geschichtsquellen bestätigt. Eine unglaubliche moralische Kraft durchdrang das protestantische Heer. Jeder Landsknecht empfand die Bedeutung des Augenblicks und die Schwere der Aufgabe; aber er war entschlossen, zu erfüllen, was sie forderte; es war, als wenn jeder Einzelne den Muth und die Kraft von zehn Männern in sich fühlte.

Die Feinde standen ruhig in ihrer festen Stellung. Die Protestanten ließen sich anfänglich viel Zeit. Die Grafen von Mansfeld und Oldenburg durchritten ihre Reihen; kein Jubelgeschrei, kein fröhlicher Zuruf empfing sie, aber die Schaaren waren dennoch Willens, das Aeußerste zu leisten, was ein Soldat vermag. Die Feldprediger sprachen muthvolle, hoffnungsreiche Worte zu den Kriegern; sie verhießen Gottes Segen für den Tag.

Dann fielen die Landsknechte sämmtlich auf die Kniee und sangen in dieser Stellung: „Eine feste Burg ist unser Gott“, das ganze Lied. Sie erhoben sich und begannen während des Anrückens den Gesang: „Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin“. Dieses sanfte und gefühlvolle Lied paßte durchaus nicht zu der Blutarbeit, welche ihnen bevorstand; aber wenn ein Mensch einmal seinen Empfindungen Luft machen will, so kommt es ihm sehr wenig auf die Worte an.

War die Vorbereitung zur Schlacht bei den Protestanten langsam und bedächtig gewesen, so war dagegen ihre Thätigkeit desto rascher und furchtbarer, als sie an die Sache selbst gingen. Die Grafen griffen den Feind von vorn an, sie führten ihre Schaaren gerade auf den Hügel los, auf welchem das Geschütz stand. Der hamburger Obrist Cord Pennick, ein ausgezeichneter Kriegsmann, neben ihm Braun von Bothmer trafen mit zehn Fähnlein, einigem Geschütz und einer Abtheilung Arquebusiere

von der Seite auf den Feind. Die Bewegungen schlossen sehr gut an einander.

Im Sturmschritt rückten sie an. Ihr Angriff war so rasch, daß die achtzehn Stück Geschütz, welche ihrer warteten, die erste Ladung nutzlos vergeudeten. Die Kugeln flogen über die Köpfe der Protestanten hin und thaten gar keinen Schaden. Zu einer zweiten Entladung der Geschütze ließen die Angreifer keine Zeit. Der Graf von Mansfeld blieb zu Pferde, um den Kampf im Großen zu leiten; aber Christoph von Oldenburg stieg ab, nahm einen Spieß und stellte sich an die Spitze der Landsknechte. Ihr Sturm war unaufhaltsam, wie ein Orkan warf er Alles vor sich nieder und sprengte jedes entgegenstehende Viereck. Ihre eigenen Reihen hielten sich fest geschlossen und stürzten eine feindliche Schaar auf die andere.

Der Seitenangriff der Hamburger, rechtzeitig ausgeführt, brachte alles in Verwirrung. Bothmer hatte sich mit den Hakenschützen durch ein Gehölz den Feinden in den Rücken begeben und schoß „gewaltiglich“ in Erich's Schlachtordnung.

Diesen Combinationen konnten die Feinde nicht widerstehen. In sehr kurzer Zeit, de slachtinge durde nicht alto lange, waren sie völlig aufgelöst und in regelloser Flucht. Jetzt gereichte ihnen aber die gewählte Stellung zum eigenen Verderben. Auf drei Seiten siegreiche Gegner und auf der freien Seite die Weser. Hier gab es eine schmale Furt, welche durchwatet werden konnte. Die herzoglichen Landsknechte warfen sich zuerst mit solchen Haufen hinein, daß der Fluß sichtbar davon stauete; wer aber die Furt nicht traf, mußte ertrinken.

Der Herzog, begleitet vom Grafen Eberstein und dem Obrist Packemohr, rettete sich mit genauer Noth durch die Furt, aber mehr als tausend seiner Krieger fanden ihren Tod in den Fluthen. Auf dem Wahlplatze lagen 2500 Mann erschlagen, darunter fünf Ritter von Münchhausen; 2519 Mann wurden gefangen, dar grote hense mede weren. Alles Gepäck, auch der Rüstwagen des Herzogs, fiel den Siegern in die Hände, dazu die 18 Geschütze, welche nachher Jahre lang als Siegeszeichen auf dem Domshofe in Bremen standen.

Der Verlust der Protestanten war sehr gering, auf ihrer Seite is gar weynich folckes gebleuen. Es waren nur 217 Todte und 378 Verwundete.

Als aber die Arbeit gethan war, da konnten sie auch nichts mehr. Sie waren völlig erschöpft. Der Hunger, die Sonnengluth und des Kampfes Anstrengung hatten ihre Kräfte gänzlich verbraucht.

Dies war ein großes Glück für Wrisberg.

Er hatte fortwährende Verbindung mit dem Herzoge unterhalten. Als er nicht mehr zweifeln konnte, daß der Herzog das Gefecht angenommen hatte, eilte er mit zwei Abtheilungen Reiter ihm zu Hülfe. Unterwegs erfuhr er aber von versprengten Flüchtlingen, daß seine Unterstützung zu spät komme. Zugleich muß ihm aber auf irgend eine Weise die Kunde zugegangen sein, daß der Troß des protestantischen Heeres, ihre Bagage und Kriegskasse unter einer mäßigen Bedeckung einen anderen Weg gegangen sei. Sie war weit von ihrem Heere entfernt. Der Grund lag darin, daß die Grafen von Rodewald nach Verden marschiren wollten, aber bei der Kunde von Erich's Nähe sich seitwärts schwenkten. Die Bagage ging aber auf dem anfänglichen Wege langsam weiter. Für Wrisberg war es nicht schwer, die schwache Bedeckung derselben in die Flucht zu schlagen und sich der Beute zu bemächtigen. Als er den hohen Werth derselben erkannte, war ihm an einem ernsten Zusammenstoß mit den siegreichen Gegnern weniger als je gelegen. Eilig brachte er seine Schätze nach Hoya und eilte damit über Diepholz und Wildeshausen nach Frisoythe. In der Kriegskasse befanden sich mehr als 100,000 Gulden, eine höchst bedeutende Summe für jene Zeit. Das war das Geld, worüber man in Braunschweig so viel und so lange gezankt hatte.

Böse Spottreden verfolgten Wrisberg, man sang von ihm in einem Volksliede:

„Er gedacht da in seinem Muht,
Lieber ist dir das Gelde,
Vor Schlegen bistu wol behut,
Wenn du bleibst auß dem Felde."

Und die Landsknechte der Grafen sangen in ihrem Aerger;

„Wir han das Feld,
Wrisberg das Geld,
Wir han das Land,
Er hat die Schand."

Diese üblen Nachreden und das heftige Zerwürfniß, in welches er mit Herzog Erich über die verlorne Schlacht gerieth,

bewogen ihn, sich in einer öffentlichen Schrift zu vertheidigen. Sie ist sehr geschickt abgefaßt und gruppirt die Thatsachen mit vieler Gewandtheit, aber man darf sie ihres Zweckes wegen nur mit Vorsicht gebrauchen.

Das war die Schlacht von Drakenburg am 23. Mai 1547, die einzige, welche die Protestanten in der ganzen Reformationszeit gewonnen haben. Kein Erinnerungszeichen steht auf dem Sandhügel, wo die Entscheidung vor sich ging. Während unsere denkmalsüchtige Zeit jedem Literaturhelden ein Monument errichtet und die Verfasser von papiernen Tragödien und lyrische Heroen feiert, Histrionen ehrt und Sängerinnen die Pferde ausspannt, hat sie kein Herz mehr für die großen Thaten des ernsten Kampfes und der einzigen wahren Freiheit. Hätten Mansfeld und Christoph von Oldenburg statt Norddeutschland zu retten, süße Liebeslieder gedichtet und die Reize des Lebens besungen, so würden ihre Namen vielleicht gepriesen und ihre Statuen auf den Marktplätzen der Städte bewundert werden.

6. Die Belagerung der Stadt Bremen. Schluß.

Als die Schlacht bei Drakenburg gewonnen war, blieben die Sieger nach altem Kriegsbrauch drei Tage auf der Wahlstatt. Sie verpflegten die Verwundeten und begruben die Todten. Letzterer sollen bei 3000 gewesen sein, außer denen, die in der Weser ertrunken waren, fast alle von kaiserlicher Seite, denn die Verbündeten hatten sehr wenig gelitten.

Das siegreiche Heer zog nach Verden, Christoph von Oldenburg mit zwei Regimentern Fußvolk und einigen Reitern voran; nach ihm Graf Albrecht von Mansfeld mit der Hauptmacht. Die Kriegsbeute ward vertheilt; die Soldaten verkauften das Gewonnene zum großen Theil in der Stadt.

Während das Heer einige Tage bei Daverden lagerte, hielten die Grafen und Herren ihren stattlichen Einzug in das siegesfrohe Bremen. Auf das Herrlichste geschmückt, an der Spitze von 300 Reitern, zogen die Grafen von Mansfeld und Oldenburg, Jost von Manteufel und der Stadthauptmann Joh. von Seggern in das Osterthor, wo der feierliche Empfang stattfand. Unendlicher Jubel der Bevölkerung, Glockenklang und der Donner der Kanonen. Ein prächtiges Gastmahl erwartete die Anführer auf dem Rathhause, während die übrigen Krieger es sich bei den Gelagen der Bürger wohl sein ließen und es noch

lange nachher rühmten, welche Küche und welchen Wein Bremen habe.

Die Hauptfeier war am 29. Mai auf dem Markte. Ein hohes Gerüst hatte man gebaut und Tribünen unter den Rathhausarkaden errichtet. Ein großer Festzug der Anführer, Behörden und Geistlichkeit; die Glocken läuteten, das Geschütz ertönte. Der hochverdiente Bürgermeister Dan. v. Büren hielt die Festrede und schilderte in beredten Worten die Gefahr und Abwehr, die Treue der Bundesgenossen und die siegreiche Hülfe der Grafen. Ein tausendstimmiges Danklied schloß die große Feier.

Darauf rückte das ganze Heer vor Rotenburg. Das Schloß war sehr fest und in gutem Stande; die Besatzung von mäßiger Stärke aber mit Lebensmitteln reichlich versehen. Sie wollte sich anfänglich halten und brannte deshalb den Flecken und die Ortskirche nieder, um den Gegnern keinen Stützpunkt bei dem Angriff zu lassen. Aber bald besann man sich eines Anderen. Am 31. Mai begannen Unterhandlungen. Während derselben zogen die braunschweigischen und hamburger Regimenter mit aufgerichteten Fähnlein ab. Dennoch gingen die Besprechungen fort. Nach wenigen Tagen ward die Veste übergeben und die Sieger zogen ein. Kein Schuß war gefallen.

In derselben Zeit rückten die Bremer aus der Stadt und lagerten sich vor Langwedel. Das Schloß ward ihnen auf Bedingungen übergeben. Dann zogen sie vor Ottersberg. Diese Burg hielt sich noch mehre Wochen; erst am 23. Juni capitulirte die Besatzung.

Nach Thedinghausen wurden Abtheilungen gesandt und der ganze Bezirk dem Kriegsvolk zur Plünderung überlassen. Die armen Bauern hatten den Kaiserlichen gezwungen bei der Belagerung helfen müssen; jetzt wurden sie von den Verbündeten dafür heimgesucht; Brand und Plünderung allenthalben.

Mansfeld verbot streng im Stift Verden den katholischen Gottesdienst; auf keinem Dorfe durfte Messe gelesen werden. In Verden besuchte er den Dom: es war kirchliche Feier; Mansfeld behauptete, die Vicare sängen zu hoch, und ließ die Kirche schließen. Es starb gerade in den Tagen der Domdechant und sollte nach testamentarischer Verfügung feierlich im Dom begraben werden; nur mit Mühe konnte es bei Mansfeld erreicht werden.

Mansfeld legte in Rotenburg eine neue Besatzung, versah das Haus sorgfältig mit allem Nöthigen und ließ die etwa noch

stehenden Trümmer des Orts und der Kirche hinwegschaffen. Rotenburg sollte sein Stützpunkt bleiben. Dann begab er sich nach Bremen.

Gleich nach dem Siege von Drakenburg schrieb Mansfeld und Joh. v. Heydeck, „oberster Lieutenant des christlichen Vereins,“ an die bremischen Landstände (Mai 27.), sie sollten am ersten Pfingsttage nach Bremen kommen und den evangelischen Ständen „Huldigung und Pflicht“ thun; wo nicht, so würden sie mit Krieg überzogen werden.

Der ständische Ausschuß, welchen die ganze Sorge und Last des Landes in diesen Händeln traf, gerieth in große Bedrängniß. Er glaubte nach allen Seiten hin sein Mögliches gethan zu haben, er hatte den Kaiserlichen alle Hülfe versagt und deren Kriegsunternehmen gelähmt; er hatte mit seinen guten Wünschen auf Seiten der Bremer gestanden — aber keiner wußte es ihm Dank. Das ist das Loos aller unzeitigen Neutralität; es siege, wer will, sie wird jedes Mal schlecht behandelt.

Der Ausschuß that indeß, was er konnte und seine Thätigkeit war unablässig. Er wandte sich an die dänischen Räthe nach Itzehoe (Mai 30.) und theilte ihnen die Lage mit. Würde die Provinz zur Huldigung gezwungen, so wären alle dänischen Hoffnungen vernichtet. Die Räthe möchten mit Rath und That helfen; vor Allem einiges Kriegsvolk nach Stade und Buxtehude senden; würden diese Städte überwältigt, so sei alles verloren.

Der Statthalter Rantzau antwortete „mit bedrücktem Gemüth“ und rieth, der Ausschuß möge vor Allem Zeit zu gewinnen suchen und Gesandte an Mansfeld schicken. Der Huldigung möchten sie ausweichen, bis der Erzbischof sie ihrer Pflicht entlassen hätte. Er habe kein Kriegsvolk zur Hand, wolle es aber eilig von Dänemark verschreiben.

Der Ausschuß handelte dem Rathe gemäß. Er begab sich nach Hamburg, wo Mansfeld besuchsweise sich aufhielt. Die Antwort lautete nicht befriedigend; wenn die Landschaft huldige, so solle sie geschont werden; der Erzbischof sei aus dem Lande geschlagen; er tauge doch nichts; sie sollten sich freuen, seiner ledig zu werden.

Der Ausschuß wandte sich an einflußreiche Hamburger. Diese versprachen ein gutes Wort bei Mansfeld einzulegen. Auch Abgesandte von Bremen waren in Mansfeld's Begleitung. Sie

wurden angesprochen, gaben aber die kalte Antwort, die Sache dem bremischen Rathe mittheilen zu wollen.

Das thaten sie auch und der Rath von Bremen erwiederte dem Ausschusse (Juni 11.), in des Stifts Häusern säßen noch ihre Feinde, diese müßten fort. Der Bedruck der armen Leute in der Provinz thäte ihnen leid, sie wollten ihn nach Möglichkeit mindern.

So stand die Sache hin.

Das Heer der Verbündeten rückte nun mit ganzer Macht in die Provinz, um die festen Schlösser zu erobern.

Bremervörde war die stärkste Burg des Landes. Die Befestigungen waren immer sorgfältig unterhalten, für Proviant ziemlich gut gesorgt. Aber die Besatzung reichte nicht aus. Auf die Dauer war das Schloß nicht zu halten.

Das wußten die erzbischöflichen Räthe und Befehlshaber. Sie waren hier alle versammelt, Joh. v. Münchhausen, Burchard v. Cramm, Eilart v. Wullen, Franz v. d. Lieth, Nic. Minstedt und der Landrentmeister Engelb. Grypenstroth. Sie suchten Hülfe bei den Landständen.

Mit dem Ausschuß kamen sie in Wyldela (jetzt Villah) am 4. Juni zusammen. Cramm nahm das Wort. Der Erzbischof sei unverschuldet angegriffen, zum Theil beraubt und jetzt zur Errettung des Landes zum Kaiser gereiset. Der Feind sei auf dem Wege, Bremervörde anzugreifen. Lebensmittel wären da, aber es fehle an Knechten. Es möge schnell ein Fähnlein aufgerichtet und in das Schloß geworfen werden. Für die Bezahlung wollten die Räthe sorgen. Die Landstände möchten einige aus ihrer Mitte verordnen, welche die Vertheidigung mit übernähmen. Vor Allem aber solle sich der Ausschuß um einen Waffenstillstand bemühen.

Die Zeit ging mit Reden hin. Am folgenden Tage (Juni 5.) neue Zusammenkunft in Mulsum. Das Frühere wurde wiederholt, Anwerbung von 200 Knechten, Waffenstillstand auf einen Monat und Besetzung des Schlosses durch einige Personen der Stände.

Der Ausschuß verweigerte Alles, zum Theil mit bitteren Worten, denn diese Räthe waren sehr verhaßt. Die Knechte hätten sie lange werben können, wenn sie gewollt; Personen auf das Schloß zu verordnen, wäre ungelegen.

Die Räthe entschuldigten thunlichst ihr früheres Benehmen, die aufgefangenen Boten, die erbrochenen Briefe. Jetzt aber sei des Landes Wohl zu bedenken.

Der Ausschuß verstand sich schließlich dazu, die dänischen Vermittler noch einmal anzusprechen. Damit endigte die Zusammenkunft.

In höchster Eile reiseten die Ausschußmitglieder Seg. v. d. Hude und Joh. v. Düring zu Rantzau nach Breitenburg. Dieser machte erst Schwierigkeit, versprach aber zuletzt, von dem Hamburger Rath 200 Knechte zu leihen und die Hälfte derselben nach Bremervörde zu senden. Man möge Geld in Stade bereit halten. Der Ausschuß meldete dies Ergebniß den erzbischöflichen Räthen.

Diese hatten in ihrer Noth durch Eilboten so viele Ständemitglieder zur Zusammenkunft aufgefordert, als die Umgegend enthielt und die Zeit gestattete. In Elm trafen sie am 8. Juni ein. Die Räthe waren da, der Ausschuß, der nahe wohnende Adel, Bevollmächtigte von Kehdingen und dem Altenlande, die Bürgermeister von Stade und Burtehude.

Die Versammlung endigte ohne Resultat. Die Stände wollten keine Verordnete auf das Schloß senden, das mache die Bremer feindlich. Knechte möchten die Räthe selbst werben, Proviant könnten sie kaufen.

Aber alle diese Dinge wären selbst im günstigen Falle zu spät gekommen, denn schon am folgenden Tage (Juni 9.) lagerten sich die Verbündeten vor Bremervörde und umschlossen es.

Eine ihre Abtheilungen war vorausgegangen und hatte sich nach Neuhaus gewandt. Die Burg wurde ohne Weiteres übergeben ane jenige were spottliken und tho groten nadele des landes.

Der Ausschuß entwickelte nun eine große Thätigkeit. Er wandte sich (Juni 12.) an den Feldhauptmann Carsten Manteufel, welcher die Belagerung leitete und bat, er möge das Land mit Raub und Brandschatzung verschonen. Die Provinz habe nie etwas feindliches gegen Bremen oder die christliche Vereinigung unternommen.

Der Bescheid lautete nicht tröstlich. Manteufel schrieb, „ihr thut mich vor meine Person zu kurz, als sollte ich ein Räuber, Brenner und Verderber armer Leute sein.“ Man müsse seine Feinde suchen, wo man sie finden könne.

Mit dem Feldhauptmann war also nicht weiter zu kommen. Der Ausschuß wandte sich nun an die Verordneten von Bremen, welche im Feldlager waren und bat um eine Zusammenkunft in Hagenah und um freies Geleit.

Beides wurde zugestanden. Der Ausschuß begab sich nach dem genannten Orte (Juni 17.), aber er traf von den Verordneten nur den Secretair Jodocus Gerken. Der Ausschuß stellte demselben die Verdienste der Landschaft um die Stadt Bremen vor Augen; alle Hülfe sei den Gegnern verweigert; im Fall des Sieges hätte das Land Schweres zu leiden gehabt. Jetzt aber seien den Kehdingern und Altländern schwere Contributionen aufgelegt; das sei kein guter Lohn. Mansfeld habe doch in Hamburg tröstliche Antwort gegeben.

Der Secretair wußte nicht viel darauf zu sagen. Er gebrauchte den lateinischen Spruch, Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi, und gab dem Erzbischof alle Schuld. Die bremischen Abgeordneten hätten nur wenig Einfluß auf die Kriegsbefehlshaber, indeß würden sie thun, was sie vermöchten. Auf die Bitte des Ausschusses, daß den Kehdingern und Altländern mindestens Zeit zur Aufbringung der Contributionen gegeben werde, rieth der Secretair, die Landschaften möchten Gesandte an den Grafen Mansfeld schicken; sie hätten dessen Schreiben noch nicht einmal beantwortet.

— Einige andere Mitglieder des Ausschusses waren in derselben Zeit (Juni 15.) in Uetersen mit den dänischen Räthen persönlich in Berathung und beklagten sich heftig über deren Unthätigkeit. Viel hätte die dänische Vermittlung wirken können, wenn sie rechtzeitig erfolgt wäre; hundert Mal sei versprochen, dem Lande zu helfen, jetzt sei die Noth da und jetzt geschehe nichts.

Die dänischen Räthe entschuldigten sich so gut sie konnten. Schließlich verwiesen sie den Ausschuß an den Rath von Hamburg, welcher günstig gesinnt sei und bei Mansfeld viel vermöge.

So waren alle Bemühungen vergeblich.

Während deß wandte sich der Rath von Bremen amtlich an das Domkapitel mit der Aufforderung, einen Landtag nach Bremen zu berufen. Es ist nicht ganz klar, welche Absicht er dabei gehabt hat, und es ist noch weniger klar, warum das Domkapitel dies Begehren ablehnte. Der Rath theilte die Weigerung dem Ausschuß in Stade mit (Juni 20.) und machte für die schlimmen Folgen derselben das Domkapitel verantwortlich.

Während Briefe und Botschaften hin und her gingen, Gesandte reiseten und Vermittlungen aller Orten versucht wurden, wurde Bremervörde am 18. Juni übergeben.

Von dem Gange der Belagerung und den Vorfällen dabei haben wir merkwürdiger Weise so gut als gar keine Kunde. Es wird nur gesagt, daß zwei Kanonen, die dem Herzog Erich bei Drakenburg abgenommen waren, der grimmige Löwe und fliegende Falke genannt, vor Bremervörde aufgestellt wurden und den großen Thurm beschossen. Auch findet die Andeutung sich, daß die Brüder Johann und Franz v. Marschalk sich als Vermittler anboten. Sie scheinen die schließliche Uebergabe verhandelt zu haben.

Nach dem Fall von Bremervörde waren beide Stifter Bremen und Verden in der Gewalt Mansfelds. Der Erzbischof war völlig der Herrschaft beraubt und thatsächlich entsetzt.

Unmittelbar nach der Schlacht bei Drakenburg war er gegeflüchtet und zum Kaiser nach Halle geeilt. Hier fand er wenig Trost. Der Kaiser mochte ihn überhaupt nicht und das ganze Benehmen des Erzbischofs in den letzten Monaten war nicht geeignet, diese Abneigung zu mildern. In Halle war Wrisberg, um sich wegen seiner Handlungsweise vor Bremen zu rechtfertigen. Was der über den Erzbischof sagte, konnte schwerlich zu seinen Gunsten lauten. In Halle waren die Gesandten der bremischen Landstände (siehe Seite 71) mit ihren schweren Anklagen gegen seine Wortbrüchigkeit und Mißregierung. Dazu seine drückende Geldnoth; alle Einnahmen waren gehemmt und persönlichen Credit hatte er schon lange nicht mehr.

Der Kaiser scheint ihn ungern oder gar nicht zur Audienz gelassen zu haben, denn wir finden eine Menge von Suppliken und Denkschriften, welche er in diesen Tagen an die Reichsregierung ergehen ließ. Sie wurden wenig beachtet.

Die Abgeordneten der Landstände fanden mehr Aufmerksamkeit. Sie beriefen sich auf die unverbrüchliche Treue der Landschaft gegen den Kaiser, welche nie dem schmalkaldischen Bunde sich angeschlossen habe. Der Kaiser beauftragte (Juni 13.) den Administrator Adolf von Cöln und den Bischof Rembert von Paderborn, den Streit zwischen dem Erzbischof und den Ständen zu schlichten und gab ihnen dazu sehr weitgehende Vollmachten. Er nahm durch einen öffentlichen Erlaß das Erzstift in seinen Schutz (Juni 21.) und verbot alle Vergewaltigung. Das blieben freilich auch nur Worte.

Der Erzbischof erkannte, daß er bei dem Kaiser nichts ausrichten konnte. Er reisete wieder zurück, um mit eigener Kraft zu wirken. Bei seinem Bruder, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, fand er bessere Unterstützung.

Dieser sammelte im Geheimen zwei Fähnlein Landsknechte und verstärkte sie mit 190 Reitern. In aller Stille zog die kleine Schaar nach Verden. Die Stadt war von Mansfeld nicht besetzt; dieser hatte zu wenig Truppen, um sie mit Erfolg vertheidigen zu können.

Der Erzbischof drang mit seinen Leuten widerstandslos und überraschend in Verden ein. Er nahm hier ein paar Officiere Mansfeld's gefangen, welche zufällig in der Stadt weilten. Diese erhielten für ein Lösegeld ihre Freiheit.

So hatte der Erzbischof eine seiner Städte wieder im Besitz.

Mansfeld war schwach, denn die verbündeten Städte hatten sämmtlich ihre Truppen von ihm zurückgezogen oder entlassen, aber der Erzbischof hielt ihn für noch schwächer, als er wirklich war. Durch Burchard von Mandelsloh ließ er noch ein Fähnlein Knechte aufrichten und einen Versuch gegen Langwedel machen. Der Versuch glückte, die Veste wurde überfallen, die Vorburg rasch eingenommen und die Besatzung übergab sich.

Durch diesen guten Anfang ermuthigt, suchte er auch Rotenburg einzunehmen. Anton von Oldenburg hatte ihm auch zwei Fähnlein Landsknechte zugesandt, so daß er sich mit einer ansehnlichen Macht vor der Festung lagern konnte.

Er hoffte sie mit einem Handstreich zu nehmen, aber es ging nicht. Die Besatzung war stark, wachsam und mit allem Bedarf reichlich versehen; Mansfeld hatte gut für sie gesorgt. Der Erzbischof besah persönlich die Festungswerke. Die Belagerten schossen unerwartet und zwei seiner Pagen verloren durch eine Kugel unmittelbar neben ihm ihre Köpfe. Schnell eilte er wieder fort. Auch die Landsknechte fanden nirgends gute Deckung und viele wurden durch das Geschütz des Hauses getödtet.

Eine langwierige Belagerung mit zweifelhaftem Erfolge stand in Aussicht. Dem Erzbischof fehlte es an schwerem Geschütz, an Lebensmitteln und vor Allem an Geld. Wenn die Unternehmung sich in die Länge zog, so mußte sie scheitern. Mit dem Anfang glaubte er zufrieden sein zu können.

Es traten Verhandlungen mit Mansfeld ein, welche schnell zum Ziele führten. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen,

welcher bis Ostern 1548 dauern sollte. Der Erzbischof behielt Verden und Langwedel, Mansfeld dagegen Bremervörde, Neuhaus, Hagen und Thedinghausen.

So ward wieder Ruhe. Aber das Land litt viel. Des Erzbischofs Regierung war drückend gewesen, aber Mansfeld's Herrschaft war noch schlimmer. Schon bei seiner Ankunft hatte er das Stift Verden gebrandschatzt, jeder Bauer mußte 8 Thaler bezahlen, die Stadt 800 Goldgulden, das Kapitel 500 Goldgulden. Jetzt lebte Mansfeld aber völlig vom Lande, Requisitionen, Streifzüge, Erzwingungen ohne Ende. Man sah keine Rettung als bei dem Erzbischof. Dieser erbot sich zum Kaiser zu reisen, wenn das Verdener Domkapitel sich für das nöthige Geld verbürgen wollte. Es geschah, der Erzbischof machte wieder eine seiner beliebten Reisen, kehrte aber unverrichteter Sachen von Augsburg zurück. Die Sache hatte 3000 Goldgulden gekostet, und es ist fraglich, ob er ein Wort mit dem Kaiser gesprochen hat.

Wiederum wurde seine Geldnoth groß und steigerte sich in das Unerträgliche. Das Stift Verden konnte nichts mehr leisten und Mansfeld sorgte dafür, daß es nicht zu Kräften kam. So fiel das Auge des Erzbischofs wieder auf sein Erzstift Bremen. Hier schienen ihm einige Hoffnungen zu winken, denn die Landstände fingen an, mit Mansfeld's Auftreten allmälig sehr unzufrieden zu werden.

Der landständische Ausschuß war in Stade versammelt (1547, August 24.). Der Erzbischof sandte seine vertrautesten Räthe dahin, Münchhausen, Chrumer, Harder und Heidmöller. Sie brachten Vollmachten mit, wie sie der Erzbischof noch nicht ausgestellt hatte; auf jede Bedingung wollte er sich mit den Landständen vertragen, es ist ausdrücklich gesagt. Aber er verlangte, die Stände sollten ihre Klage bei dem Kaiser zurücknehmen. Von dort schien ihm das größte Unheil zu drohen; er muß in Augsburg schlimme Dinge gehört haben.

Der Ausschuß wollte sich zuerst auf nichts einlassen; und wich allen Verhandlungen aus. Aber die Räthe machten mündliche Eröffnungen, welche den Ausschuß doch umstimmten. Es wurde vom Frieden geredet; der Erzbischof wollte die Bremer ausgeschlossen wissen, weil sie ihm Langwedel genommen, auch die Wurster, weil sie seinen Gegnern vor Bremervörde beigestanden. Aber der Ausschuß wollte Alle in den Frieden eingeschlossen wissen. Der Erzbischof gab nach.

Die Ausschußmitglieder reiseten (September 7.) persönlich nach Bremen und verhandelten mit dem Rath. Dieser wollte das Seinige thun, daß der Erzbischof wieder zu seinem Eigenthum käme, aber er stellte schwere Bedingungen. Der Erzbischof sollte bei dem Kaiser erwirken, daß Mansfeld wieder in seine Besitzungen eingeführt, die Stadt Bremen in die Gnade des Kaisers aufgenommen, ihre Bürger entschädigt und die verbündeten Städte in den Frieden eingeschlossen würden. Das waren Bedingungen, welche überhaupt sehr schwer bei dem Kaiser und am Wenigsten von dem Erzbischof bei ihm erreicht werden konnten.

Der Ausschuß kam nach Stade zurück und theilte den Räthen die Ergebnisse der Bemühungen mit. Die Räthe sagten mit Recht, das wären unerreichbare Dinge.

So viel bewirkten indeß die Räthe, daß mit dem Ausschuß einige Ausgleichungen erfolgten und dem Erzbischof die Hoffnung eröffnet wurde, daß er wieder zu seinem Eigenthum kommen könnte.

Daß man sich ungeachtet alles Vorangegangenen doch wieder mit dem Erzbischof einließ, war theils die Schuld der allgemeinen Lage, theils die Schuld Mansfeld's. Die Sache der Protestanten stand damals sehr mißlich, jeder fühlte ihre Schwäche, es war doch nur ein kleiner Theil Norddeutschlands, wo sie sich noch aufrecht hielt. Des Kaisers Macht wuchs täglich, die katholischen Fürsten stärkten sich, die Städte schwankten. Das Alles übte einen großen Druck anf die Gemüther aus.

Das Benehmen Mansfeld's gegen die Provinz konnte ihm die Herzen nicht gewinnen. Als er die Provinz mit ihren Schlössern eroberte, hatte er überhaupt wohl keinen festen und weitgehenden Plan einer dauernden Besetzung, obgleich ihm die Verhältnisse diese Aussicht nahe legen mußten. Die Stadt Bremen war ihm ungemein günstig und mit ihrer Hülfe konnte er viel erreichen. Aber gegen die Landstände, gegen den Ausschuß und das Domkapitel stellte er sich von vorn herein herrisch und gewaltsam. Daß er nicht das Aeußerste versuchte, sie zu Freunden zu machen, war ein politischer Fehler, den er auch nie nachher zu verbessern suchte. Es hätte ihm wohl gelingen können, aber er verstand es nicht. Ob diese Versäumnisse in seiner Persönlichkeit oder in seiner Umgebung oder anderswo lagen, ist jetzt sehr schwer zu sagen. Denn man weiß wenig von seinem Charakter und seinen genaueren Verhältnissen.

Statt sich als den Retter des Landes und den Vorkämpfer der protestantischen Sache darzustellen, was er mit Recht konnte, benahm er sich als ein Eroberer der Provinz und schaltete auf das Willkührlichste. Er bedurfte des Geldes, um seine Truppen zu unterhalten und die Landstände wären wohl zu bewegen gewesen, hierin ihm gefällig zu sein, aber er kümmerte sich nicht darum und schrieb eigenmächtig Steuern und Lieferungen aus. Die Altländer verhandelten mit ihm über eine Abfindungssumme. Mansfeld ließ sich darauf ein. Da aber der Zahlungstermin etwas hinausgesetzt war, so erhielt er das Geld nicht. Mehre Jahre nachher (1551) suchte der Erzbischof diese vergessene Geschichte wieder hervor, um etwas Geld zu machen. Er behauptete, die Altländer hätten sich durch solche Verhandlungen mit seinen Feinden straffällig gemacht, erbot sich aber zur Versöhnung, wenn die Altländer ihm die bedungene Summe nebst einer Lieferung von Speck und Hafer geben wollten. Aber die Landstände legten sich in's Mittel und schützten die Altländer.

Der Rath von Bremen erkannte das Fehlerhafte seines Handelns und suchte immer von Neuem ihn mit den Ständen in eine gedeihliche Verbindung zu bringen; aber es war vergeblich. Mansfeld scheint ein eigenwilliger oder kurzsichtiger Mann gewesen zu sein, der auf fremden Rath nicht hörte und eine gemäßigte Politik nicht liebte. Seine Truppen quartierte er im Lande ein, nicht nach einer bestimmten Reihefolge der Bezirke, sondern nach Willkühr. Gegen die Klöster, welche zum Theil mitten in der Religionsveränderung begriffen waren, ging er am Härtesten vor. Er zwang die Nonnen, weltliche Kleidung anzulegen, und verbot auf das Strengste den katholischen Gottesdienst. Die Pröbste und Prälaten, lauter bremische Adlige und meistens schon Protestanten, entsetzte er ihrer Aemter, verjagte sie und brachte Edelleute aus dem Mansfeldischen, welche mit ihm vertrieben waren, an ihre Stelle.

Diese und ähnliche Maßnahmen erregten den größten Unwillen im Lande. Die Blicke richteten sich wieder auf den Erzbischof. Man konnte sich von ihm auch nicht viel Gutes versprechen, aber er war doch das kleinere Uebel.

Der Erzbischof schickte zahlreiche Briefe und Denkschriften an den Kaiser um Hülfe. Er verklagte Mansfeld, welcher „den Ort Landes, den ich allein in dem ganzen Septemtrione in der alten katholischen Religion erhalten," verderben wolle. Er verklagte die

Stadt Bremen, daß sie ihm seine Länder nicht herausgeben wolle. Er bat um Vorschüsse, welche aus den Strafgeldern der ehestens zu bezwingenden aufrührerischen Städte genommen werden könnten, um Geschütz, um Mandate an die bremischen Landstände, um Befehle an den Herzog von Lüneburg, den Grafen Anton von Oldenburg und die Gräfin von Ostfriesland, ihm beizustehen. Wenn der Kaiser ihm die Kriegsverwaltung nicht anvertrauen wolle, so möge er Commissarien ernennen.

Auf alle die Zuschriften antwortete der Kaiser spärlich und ausweichend. Ihm lagen größere Dinge am Herzen.

Während deß fuhr Mansfeld in den Bedrückungen des Landes fort. Das Haus Rotenburg hatte er einem seiner Befehlshaber übergeben; in Bremervörde saß sein Sohn Hans; er selbst hatte sich in Bremen ein Haus gemiethet und weilte daselbst sicher und unthätig.

Höchst ungern erklärten sich die bremischen Landstände feindlich gegen Mansfeld. Er war doch der Sieger von Drakenburg, der letzte Hort des Protestantismus. Willig hätten sie ein erträgliches Abkommen mit ihm geschlossen. Aber seine Eigenmächtigkeit wurde von Tag zu Tag größer.

Ein Landtag zu Basdahl wurde ausgeschrieben (Ende Februar 1548) und Mansfeld dazu eingeladen. Er schickte Abgeordnete. Hier kam es zu einem offenen Bruch. Die Landstände baten, der Graf möge von seinen Beschwerungen abstehen; es sei kaum zu ertragen und auf die Dauer nicht zu dulden. Die Gesandten erwiederten hochfahrend, „der Graf habe ein Land gewonnen mit dem Schwert, das wollte er regieren nach allem seinem Gefallen.“

Das war kein gutes Wort. Die Versammlung wurde auf das Heftigste erregt. Da hieß es, „hätte der Graf ein so scharfes Schwert, so hätte ihrer jeder auch ein Schwert.“ Die Abgeordneten wurden sogleich entlassen, von Verträgen und Bedingungen war keine Rede mehr. Der offene Krieg war erklärt.

Die Landstände entwickelten nun eine große Thätigkeit. Die Bauern wurden aufgeboten, sie mußten sich bewaffnen und gegen Bremervörde ziehen. Gesandte wurden an den König von Dänemark geschickt mit der Bitte um Kriegsvolk. Man warb Landsknechte; die niedersächsischen Kreisstände wurden aufgefordert, die gesetzmäßige Bundeshülfe zu stellen. Alle sagten zu und Alle setzten mit Eifer die Rüstungen in's Werk. Auch der Kaiser

wurde thätig. Er ließ durch Laz. v. Schwendi den Landständen melden, sie sollten sich gegen Mansfeld erklären; er habe ihren Nachbaren befohlen, ihnen zu Hülfe zu eilen.

Jetzt erst erkannte Mansfeld die Unbesonnenheit seines früheren Benehmens und die große Gefahr, in welche er sich gebracht hatte. Sein Sohn wurde in Bremervörde so eng belagert, daß er außer aller Verbindung mit ihm war. Er sandte ihm Boten, aber ihre in Chiffern geschriebenen Briefe wurden aufgefangen.

Mansfeld begab sich persönlich nach Rotenburg und suchte seine Kriegsmacht zu vergrößern. Es gelang ihm auch, in aller Eile drei Fähnlein Landsknechte aufzurichten. Mit diesen suchte er dem Vertrage zuwider durch einen Handstreich die Stadt Verden zu nehmen, aber die Tapferkeit der Bürger schlug den Angriff ab.

Von allen Seiten zogen feindliche Scharen gegen Mansfeld heran. Der Herzog Heinrich sandte Reiter, der niedersächsische Kreis mehre Fähnlein Fußvolk, der Herzog Friedrich von Holstein, designirter Coadjutor des Erzstifts, desgleichen.

Mansfeld versuchte es, seinen Sohn in Bremervörde zu entsetzen oder sich wenigstens zu ihm durchzuschlagen. Bei Vierden und Baden fielen Scharmützel vor, aber der Graf war zu schwach. Ein Theil der Seinigen wurde bei Sottrum überfallen und in die Flucht getrieben. Er konnte nicht nach Bremervörde gelangen.

So blieb er in Rotenburg. Das Haus war gut versehen und konnte eine Belagerung aushalten. Es war aber doch mehr eine Einschließung, als eine Belagerung. Mansfeld hatte unter den Gegnern auch viele Freunde, welche sein baldiges und gänzliches Verderben hinderten. Sie wollten ihn nicht vernichtet wissen.

Die Belagerung zog sich bis Pfingsten hin. Da mußte sich Mansfeld zu Verhandlungen erbieten, welche auch zu einem Schluß führten (Mai 31.). Sie fielen günstiger für ihn aus, als man erwarten konnte. Für den Abzug bekam er 8000 Thaler; seinen Soldaten wurden 1000 Thaler zugesagt; das Geschütz und die Lebensmittel, welche er zurücklassen mußte, sollten ihm mit 600 Thaler vergütet werden. Die Landsknechte erhielten sicheres Geleit. Diese Bedingungen wurden gehalten und das Geld richtig in Bremen Allen ausgezahlt.

Das Schloß wurde dem Erzbischof wieder übergeben, welcher darüber mit den Verdenschen Landständen einen Vertrag abschloß.

Bremervörde war schon einige Wochen früher gefallen (Montag nach Lätare), hauptsächlich durch Hülfe dänischer Hülfstruppen, nachdem Neuhaus ohne irgend eine Belagerung sich den Landständen übergeben hatte. Die Stadt Bremen vermittelte und sorgte dafür, daß die beiden Schlösser nicht dem Erzbischof, sondern den Landständen überantwortet wurden.

So ging Mansfeld aller seiner Eroberungen verlustig, zum großen Theil durch eigene Schuld.

Der Erzbischof war nun wieder Landesherr im Stift Verden, aber in dem bremischen Lande hatte er noch nichts zu befehlen. Die Schlösser waren sämmtlich in den Händen der Landstände und damit auch die Regierung der Provinz.

Diese Verdrängung mußte dem Erzbischof sehr lästig sein, theils durch das Aufhören seiner Landesherrschaft und mehr noch durch das Aufhören seiner Einnahmen. Das kleine und jetzt auf das Höchste von Freund und Feind ausgesogene Stift Verden konnte ihm so viel wie nichts mehr bieten.

Er suchte wieder zu Land und Leuten zu kommen. Seine vielfachen Bemühungen bei dem Kaiser waren, wie oben erzählt, vergeblich gewesen. Er wandte sich also an die bremischen Landstände. Das Domkapitel hielt sich anfänglich sehr hart. Nicht eher wollte es Schritte zu seinen Gunsten thun, bis er sich völlig mit Jedem ihrer Körperschaft ausgeglichen hatte. Es gab mehre Geldangelegenheiten, Verpfändungen und Bürgschaften, deren Bereinigung den Domherren am Herzen lag. Es waren eigentlich mehr Privatsachen, aber sie mußten erst geordnet werden, ehe die Domherren sich auf Weiteres einließen. In Daverden wurden Verhandlungen eingeleitet (Pfingsten 1549) und der Erzbischof in seiner Bedrängniß genehmigte alle Forderungen des Kapitels ohne Anstand. In zwei Recessen wurden alle Einzelnheiten erledigt; der Erzbischof gelobte die Erfüllung seiner Versprechen; käme er denselben nicht nach, so sollte das Land aller Eide und alles Unterthanengehorsams entlassen sein.

Nun erst that das Domkapitel die erforderlichen Schritte zur Aussöhnung des Erzbischofs mit dem ganzen Lande. Die Stadt Bremen war sehr dazu geneigt, nicht aus Furcht oder Liebe wegen des Erzbischofs, aber es mußte ihr daran liegen, mit dem Kaiser wieder in ein angemessenes Verhältniß zu kommen. Seine Ungnade war doch immer wie eine gewitterschwangere Wolke am Horizont.

In Daverden wurde ein feierlicher Vertrag abgeschlossen. Man kannte aber des Erzbischofs erstaunliche Wortbrüchigkeit; man wußte es, wie wenig er sich an seine eigene Unterschrift und Siegel zu binden pflegte. Daher mußten sich der Herzog Franz von Sachsen und der Graf von Oldenburg für ihn verbürgen; auf sein eigenes Wort gab man nichts mehr.

Es wurde ausgemacht, der Erzbischof solle die Vesten Bremervörde und Neuhaus nebst der Herrschaft des ganzen Landes wieder in Besitz nehmen. Dazu wurde ihm ein Landschatz von vier Thalern auf den Pflug für erlittenen Schaden bewilligt; von diesem Gelde sollte aber erst die letzte Reichssteuer bezahlt werden. Könnte der Erzbischof von letzter etwas bei der kaiserlichen Finanz abhandeln, so dürfe er den Nachlaß zu seiner Kasse ziehen. Damit sollte aller Streit und Zwiespalt beseitigt sein.

Der Erzbischof ging mit Leichtigkeit darauf ein. So kam er zu seinen Besitzungen, welche er ein ganzes Jahr entbehren mußte. Er war wieder Landesfürst in der Provinz.

7. Die letzten Raubritter. Der Fürstenbund gegen den Kaiser.

Die kräftigen Erzbischöfe des XV. Jahrhunderts hatten sich alle Mühe gegeben, die Eigenmächtigkeit und Selbstgewalt der Adelsfamilien in der Provinz zu unterdrücken. Es war ihnen gelungen. Selten wagte es ein Edelmann, mit dem Schwerte sein Recht oder seinen Willen zu behaupten, und wenn er es wagte, so ging es ihm sehr schlecht. Zur Zeit der Reformation war alles Fehdewesen und ritterliche Selbsthülfe erloschen.

Aber in der Verwirrung und Unruhe, in welche der Erzbischof Christoph seine Länder stürzte, tauchten die letzten Bestrebungen dieser Art noch einmal an's Licht, die letzten Klänge einer überwundenen Zeit. Schwache verspätete Unternehmen, ohne innere Berechtigung.

Im Jahre 1541 erhob ein bremischer Ritter, Johann Rhode, Klage gegen den Erzbischof wegen der Forst Wingst. Dies Gehölz hatte der Bruder seines Großvaters, der Erzbischof Johann Rhode, gekauft. Der Streit bewegte sich um den Punkt, ob der Kauf zu Gunsten des Erzstifts oder der Familie Rhode geschehen sei. Letztere beanspruchte das Holz auf Grund des Testaments, welches Joh. Rhode der Aeltere hinterlassen hatte. Dies Testament liegt noch vor und beweiset die Rechtmäßigkeit des Anspruchs.

Der Erzbischof Christoph wollte denselben nicht gelten lassen und hatte das Gehölz der Familie Bicker in Altluneburg übergeben. Es ist unklar, ob es an diese verkauft, verpfändet oder zur Nutznießung und Verwaltung überantwortet war.

Der Ritter Rhode suchte sein Recht bei dem Erzbischof, aber alle seine friedlichen Bemühungen waren vergeblich. So griff er zur Gewalt. Sein Bruder war Scholasticus des Domkapitels in Bremen, und mit dessen Hülfe setzte er sich in den Besitz eines Hauses und eines Hofes in Bremen, welche zu den erzbischöflichen Tafelgütern gehörten. Der Rath von Bremen ließ diesen Uebergriff in der Stadt geschehen. Es legten sich befreundete Personen in's Mittel und brachten eine Art Aussöhnung zu Stande. Die Bedingungen derselben kennen wir nicht, aber dem Ritter ward die Selbstgewalt vergeben. Er wurde sogar in Hofdienst und Bekleidung aufgenommen.

Die Bedingungen scheinen von dem Erzbischof nicht vollständig gehalten zu sein, denn gleich darauf finden wir den Ritter, wie er den Erzbischof in seinen Werbungen von Landsknechten in Lehe stört und dieselben zertrennt. Darin hatte er geheime Unterstützung von dem bremischen Rathe, obgleich er zu Basdahl auf dem Landtage sagte, er habe es auf eigene Hand gethan. Auch beherbergte er einen Freund, den Ritter Christoph von Luneberg, und verheimlichte ihn vor der Strafe, die er sich durch die Verwundung des Grafen von Tecklenburg in Bremervörde zugezogen hatte.

Wiederum kam eine Aussöhnung zu Stande, aber der Ritter Rhode muß nicht sehr zufrieden damit gewesen sein, denn kurz darauf drohte er, er wolle 2000 Mann sammeln und damit das Vieland und Wursten gegen den Erzbischof „anspannen und steifen.“

Es ist unklar, ob neue Beschwerden oder die Nichterledigung der alten den Ritter zuletzt (1543) doch zu Gewaltmaßregeln trieben. Er sammelte einige Bewaffnete, wobei er von bremischen Adligen unterstützt wurde und fing an, die Meier des Klosters Neuenwalde zu überfallen und zu berauben. Dadurch aber gerieth er zu den bremischen Landständen in eine bedenkliche Lage. Er gab diese gefährlichen Versuche auf und wandte sich gegen das Stift Verden.

Unerwartet kam er in die Umgegend dieser Stadt, stärkte sich durch Hülfe zahlreicher Edelleute und setzte sich mit Christoph

von Wrisberg in Verbindung, welcher ihm mit Rath und That zur Hand ging.

Der Ritter Rhode fiel nun mit bewaffneten Leuten in das Amt Thedinghausen, plünderte die Kirchen zu Blendern und Lunsen, zerschlug die Ciborien und das Geräth derselben und trieb mancherlei Unfug. Die Häuser der Bauern wurden beraubt und zum Theil verbrannt, auch einige Leute, darunter schwangere Frauen, getödtet.

Der Haufe des Ritters wurde immer größer und „für diesem Feinde fürchtete sich Ertz-Bischoff Christoffer gantz sehr.“ Er verlangte, die Verdener Bürger sollten ihre Stadt schleunigst in Vertheidigungszustand setzen.

Er verklagte den Ritter unmittelbar bei dem Kaiser. Er habe sich, sagte er, schon an das Kammergericht gewandt, aber die Mandate desselben hätten dem Ritter nicht behändigt werden können, weil er augenblicklich keinen festen Wohnsitz hätte. Sie wären deshalb an die Kirchenthüren angeschlagen. Der Kaiser möge einen Befehl ergehen lassen, den Ritter aller Orten festzunehmen, wo er anzutreffen sei.

Der Kaiser hatte aber in dieser Zeit andere Dinge zu thun, als sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern.

Nun aber trat der Herzog Heinrich von Braunschweig, der Bruder des Erzbischofs, mit diesen Unternehmungen in Verbindung. Er war durch die Fürsten des schmalkaldischen Bundes von Land und Leuten vertrieben und suchte allenthalben Hülfe, um wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen. Der Kaiser, an den er sich zuerst wandte, befahl ihm, so lange sich ruhig zu verhalten, bis er seine französischen Händel beendigt und die Hände frei hätte. Er wollte nicht, daß der Herzog unnütz seine Kräfte gegen die starken protestantischen Fürsten vergeudete. Aber Heinrich war ungeduldig, er suchte allenthalben umher, um einen tüchtigen Kriegshaufen zusammen zu bringen und seine Länder selbst wieder zu erobern. Er war oft heimlich in der bremischen Provinz und hielt sich in den Schlössern seines Bruders auf. Aber die Bauern hatten ein scharfes Auge auf ihn; sie sahen ihn in Ulmshorn und Lamstedt und meldeten es dem Domkapitel.

Er trat nun mit Wrisberg, seinem früheren Unterthanen, in Verhandlung. Das war dem Erzbischof schon recht, denn dieser hatte ihn bei seinen katholischen Bestrebungen immer unterstützt, aber es berührte ihn unangenehm, daß auch Johann Rhode in

der Sache thätig war. Denn dieser mußte mit seiner Privatfehde gerade den Vorwand zu den Werbungen herleihen. Es ward dem Erzbischof schwer, seinen persönlichen Widerwillen gegen diesen Mann zu unterdrücken; erst spät und mit Mühe ließ er sich dahin bringen.

Johann Rhode zog mit Wrisberg, welcher ihm besonders viele Reiter zuführte, nach Eitzen bei Verden. Von hier aus bedrohten sie die Stadt und Umgegend und setzten sie in große Furcht. Das Domkapitel und die Landschaft von Verden begannen mit den Feinden Unterhandlungen. Zuerst suchten sie dieselben zu überzeugen, daß das Stift Verden mit Rhode's Beschwerden nichts zu schaffen habe, es sei eine rein bremische Sache. Aber darauf wurde erwiedert, der Erzbischof sei der Landesfürst beider Stifter.

Nach langen Unterhandlungen einigte man sich dahin, daß das Stift Verden dem Joh. Rhode eine Brandsteuer von 3000 Gulden bezahlen solle. Wrisberg's Name würde dabei nicht genannt.

Der Erzbischof war in Bremervörde und ihm wurde das Ergebniß der Verhandlungen mitgetheilt. Er ließ durch seinen Rath Veit Chrumer antworten. Dieser schrieb (1544, Juli 9.), der Erzbischof sei zornigen Muths geworden, habe Rhode einen Buben gescholten, wolle nach so viel Hohn und Spott ihm nicht zu Willen sein und untersagte die Zahlung des Geldes. Wenn aber die Domkapitel von Bremen und Verden über den Streitpunkt und die Rechtsfrage Rhode's einen Tag ansetzen wollten, so habe er dabei nichts zu erinnern.

Auf diese Antwort begannen die Parteigänger wieder die Fehde, fielen in das Dorf Dörverden, brannten es halb nieder, schossen auf die Bauern und tödteten eine Frau.

Um so eiliger wurden Friedenstage angesetzt. Der erste war in Hoya (August 16.). Die Verdener erreichten so viel, daß die Brandsteuer erlassen würde, wenn der Rechtsstreit Rhode's innerhalb drei Monate erledigt wäre. Man gab sich nun viele Mühe, es dahin zu bringen. Eilige Schreiben an die bremischen Landstände, Verhandlungen mit Herzog Ernst von Lüneburg; Landgraf Philipp von Hessen, selbst der König von Dänemark wurden damit angegangen. Aber es ward wenig ausgerichtet; Einigen war der Handel lästig, Anderen der Mühe nicht werth.

Die Parteigänger hatten aber Geld nöthig, denn der Herzog Heinrich war ohne Mittel. Johann Rhode schrieb drohende Briefe an das Domkapitel von Verden, er gäbe auf ihre Entschuldigung nichts mehr; man solle ihm das Geld nach Warstemell in der Herrschaft Ravensberg bringen, sonst werde er die Sache Gott heimgeben. Auch einzelnen Domherren schickte er Drohungen und Brandbriefe, welche dieselben in große Angst setzten. Es geht indeß aus diesen Schriften hervor, daß die Kriegsleute wieder entlassen waren. Dennoch wäre ihm das Geld wohl bezahlt, aber der Erzbischof wollte es durchaus nicht gestatten. Nur aus persönlicher Feindschaft gegen Rhode.

Diese mehrfachen Ansammlungen von Kriegsleuten, der heimliche Aufenthalt des Herzogs Heinrich in unserer Provinz und seine Versuche zur Anlegung von Werbeplätzen erzeugten das Gerücht, er beabsichtige eine Unternehmung gegen die Stadt Bremen. Es ist schwerlich begründet gewesen. Wenn er durch einen Handstreich die Stadt nehmen konnte, so möchte er es wohl gethan haben, aber seine Absichten waren hauptsächlich auf die Wiedergewinnung der braunschweigischen Erblande gerichtet. Indeß wurden die Bremer doch besorgt und zu aller Vorsicht nahmen sie ein Regiment Landsknechte und 500 Reiter in Dienst; dazu 300 Mann aus Land Wursten. Diese weilten den ganzen Sommer in der Stadt. Im Herbst kamen die bremischen Matrosen von ihrer Seefahrt zurück und der Senat glaubte sich durch diese junge Mannschaft den Unternehmungen des Herzogs hinreichend gewachsen, dessen Schwäche und Geldmangel bekannt geworden war.

Die Bremer bezahlten und entließen das Kriegsvolk. Dies ging erst nach Thedinghausen, dann nach Stedebergen bei Verden. Hier kam Herzog Heinrich zu ihnen mit einem ziemlich ansehnlichen Haufen, welchen er irgendwie gesammelt hatte. Sie mußten Alle vor ihm Musterung halten. Dann legte er ihnen die Frage vor, „ob sie ihm einen Reiterdienst thun möchten.“ Dazu waren sie wohl geneigt, aber sie verlangten erst Geld und Bestallung zu sehen. Ersteres hatte der Herzog nicht und öffentlich wollte er nicht sagen, gegen wen sein Unternehmen gerichtet sei. Denn die Kriegsleute waren meist Protestanten, und er wußte, daß sie gegen ihre Glaubensgenossen ungern oder gar nicht kämpfen würden. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und der Herzog reisete weg.

Die Landsknechte machten nun auf eigene Hand den Versuch, sich der Stadt Verden zu bemächtigen. Die beiden Allerbrücken waren abgebrochen. Die Landsknechte suchten vergeblich durch ihre langen Spieße den Uebergang wieder herzustellen; eben so unthunlich war die Durchwatung des Flusses. Herzog Ernst von Lüneburg war mit 500 Pferden den Verdenern zu Hülfe gekommen; diese hatten auch schweres Geschütz und ließen einige Warnungsschüsse abfeuern. Die Landsknechte wurden dadurch erschreckt; sie wußten nun ihre Unternehmung verfehlt. Deshalb zerrissen sie schließlich ihre Fähnlein und zerstreuten sich.

Der Herzog Heinrich erkannte, daß ohne namhafte Geldmittel kein Heer dauernd zusammen zu halten sei. Selbst auf einen Handstreich zur Wiedereroberung seiner Erblande, zu einem Reiterdienst, wie er es nannte, wollten sich die Landsknechte ohne Geld nicht einlassen. Er begab sich daher ganz aus Deutschland fort und ging nach Frankreich. In Paris erbot er sich, gegen England, mit welchem Frankreich kriegte, eine bedeutende Truppenwerbung in Norddeutschland zu veranstalten. Der König von Frankreich ging auf dies Erbieten ein und rüstete ihn mit großen Geldsummen aus. Heinrich wollte auch wirklich für französische Rechnung werben, aber er gedachte die aufgestellte Truppenmacht zuerst auf eine Eroberung seines Herzogthums zu verwenden. Ob dies dem französischen König genehm oder ob es nur ein Nebengedanke Heinrichs war, geht aus den Urkunden nicht deutlich hervor.

Heinrich traf mit seinem Bruder, dem Erzbischof, erst in Groningen, dann in Köln zusammen. Sie ließen die beiden Werbeobersten Christoph von Wrisberg und Herbert von Lange dahin kommen und beriethen den Plan. Die beiden fürstlichen Brüder wollten scheinbar der Sache ganz fern stehen. Dagegen sollte Friedrich Spät, Heinrichs Kriegs-Commissair, sich an die Spitze stellen. Es war ein anrüchiger abenteuernder Mann, ursprünglich eines Bauern Sohn aus dem Dorfe Trebur bei Rüsselsheim, welcher studirt hatte und Licentiat geworden war, aber wegen Testamentsfälschung und Meuchelmords von den Gerichten verfolgt wurde, „ein geschwinder falscher Mensch.“

Dieser Friedrich Spät sollte nicht im Namen Heinrichs, sondern „als etlicher Potentaten verordneter Obrister“ durch Wrisberg und Lange eine Truppenmacht aufstellen lassen. Zwanzig Fähnlein zu mindestens 400 Mann und 1000 Reiter. Diese sollten

in den Provinzen Bremen und Verden sich zusammen ziehen. Was diese Landschaften dabei leiden mußten, kümmerte den Erzbischof gar nicht. Er erlaubte sogar dem Commissair, Kriegsschatzungen zu erheben.

Als Alles genügend verabredet war, kehrte der Erzbischof in seine Stifter zurück.

Die Werbungen nahmen ihren Anfang. Bei dem großen Mißtrauen, welches alle Welt gegen die beiden fürstlichen Brüder hegte, war große Vorsicht nöthig. Deshalb mußte wiederum Johann Rhode, der Ritter, an der Sache Theil nehmen. Er stellte scheinbar eine Truppenmacht auf, um sein Recht gegen den Erzbischof zu verfechten und die ihm zugesagte Brandsteuer zu erzwingen.

Bei Dörverden und Eissel sammelten sich Landsknechte. Die Bürger von Verden, mit der fürstlichen Intrigue unbekannt, wollten sie mit Gewalt aus einander treiben und baten den Erzbischof um einige Reiter zu diesem Zweck. Sie wurden ihnen natürlich abgeschlagen.

Allmählig wurde der Kriegshaufe immer bedeutender, 3000 Mann und 300 Pferde. Sie forderten anfänglich nur Proviant von der Stadt Verden, welcher ihnen auch, um Ruhe zu haben, gegeben wurde. Als sie sich mächtig genug dünkten, verlangten sie Aufnahme in der Stadt, wenn auch nur auf acht Tage, versprachen strenge Kriegszucht und alle Schonung des Eigenthums und baten nur um die nothwendigsten Lebensmittel. Die Bürger, von ihrem eigenen Fürsten verrathen, mußten in dies Begehren willigen.

Die Kriegsleute zogen in die Stadt und betrugen sich leidlich.

Nun war für den Ritter Rhode die Zeit gekommen, das versprochene Geld einzufordern. Die 3000 Gulden wurden ihm gegeben, aber er mußte sie sogleich zur Bezahlung der Knechte verwenden. Auch für ein Pferd forderte er 100 Gulden; er bekam sie und dies war schließlich der einzige geringe Gewinn, welcher ihm aus dem ganzen Handel zu Theil wurde.

Die Truppen mußten nach acht Tagen abziehen. Wrisberg kam in eine üble Lage. Er betheuerte dem Landgrafen von Hessen, dem zeitigen Besitzer der braunschweigischen Lande, wo auch Wrisberg's Güter lagen, daß die Rüstungen weder gegen ihn, noch für den Herzog Heinrich bestimmt wären. Aber man traute seiner Versicherung nicht recht. Er zog mit seinen Leuten über Eluvenhagen

in das Land Hadeln. Hier stieß Herzog Heinrich mit 1500 Reitern zu dem Haufen, welcher nun 8000 Mann stark war. Die Maske ward abgeworfen. In Eilmärschen zog man nach dem braunschweigischen Lande zu.

Der Landgraf von Hessen stellte sich rasch dem Herzog entgegen. Dieser besaß ein stärkeres Heer, aber er hatte es nicht vollständig in der Hand. Denn die Hauptleute hatten bei der Anwerbung sich ausdrücklich vorbehalten, nicht gegen schmalkaldische Bundesgenossen zu kämpfen. Nun wurden sie sehr schwierig. Der Herzog konnte sie nicht zum Streit bringen. Nach ein paar matten Scharmützeln war er ohne entscheidende Schlacht schon verloren und mußte sich seinem Gegner gefangen geben.

Jetzt schien die Reihe an seinen Bruder zu kommen. „Ertzbischoff Christoph stand da auch in großem Betruck und Gefahr, muste sich befürchten, daß er auch gejaget würde.“ Aber der Landgraf wandte sich gegen andere Feinde und der Erzbischof blieb verschont.

Was aus Johann Rhode und seiner Sache wurde, wissen wir nicht. In den großen Zerwürfnissen der Zeit ging die kleine Angelegenheit spurlos unter.

In demselben Jahre trug sich ein ähnliches Ereigniß zu mit ähnlichem Ausgange.

Ein reicher Edelmann in Mecklenburg, Achim von Pentz, lieh 1543 dem Erzbischof Christoph 2000 Goldgulden. Dieser versprach, wenn Zinsen oder Rückzahlung nicht rechtzeitig erfolgten, so könne der Ritter sich deshalb an den Unterthanen des Erzstifts halten und der Fürst werde ihn daran nicht hindern, noch Einsage thun. Kurz nachher lieh er dem Erzbischof noch 3000 Goldgulden, und für diese Summe nebst Zinszahlung verbürgten sich schriftlich die Pröbste von Osterholz, Neukloster und Altkloster, Ratke Holsten, Franz und Johann Marschalck, Joh. von Schönebeck, Herm. von Brobergen, Joh. und Dieb. von Zarenhusen und Herm. von Hohnhorst. Sie versprachen nöthigen Falls in Boitzenburg Einlager zu halten, bis die Schuld bezahlt wäre.

Als der Erzbischof das Geld erhalten hatte, vergaß er sogleich seine Versprechen, den Ritter und die Bürgen. Achim von Pentz mochte selber sehen, wie er zu seinem Eigenthum käme.

Dieser schickte Briefe über Briefe und Boten über Boten. Es half natürlich nichts. Er wandte sich an die Bürgen und diese gaben ihm nicht einmal Antwort.

Nun faßte er einen großen Entschluß und rief Freunde und Verwandte auf zu einem Kriegszuge in das bremische Land. Dies war eigentlich ein Anachronismus, ein Fehler in der Zeitrechnung; die Tage des selbstmächtigen Ritterthums waren lange vorüber, aber der mecklenburgische Adel hat immer in den Anschauungen vergangener Jahre sich gefallen, wenn diese anderswo schon zu Ende waren.

Mit etwa hundert Mann zu Fuß und zu Pferde zog Pentz über die Elbe und begab sich über Brietlingen, Münster und Hillerstedt nach Harsefeld. Hier kam er des Nachts an (1546, Februar 22.). Er hatte auf seine Weise ritterliche Sitte beobachtet und dem Abt daselbst einen Absagebrief in aller Form geschickt. Der Abt hatte sich nichts daraus gemacht.

Mitten in der Nacht erhob sich vor dem stillen Kloster Lärm und Tumult. Die Pforten wurden mit Aerten zerschlagen, Bewaffnete stürzten auf den Klosterhof, Schüsse wurden abgefeuert, Verwirrung und Geschrei allenthalben.

Ein Küchenjunge hatte rechtzeitig den Lärm gehört, sprang aus dem Fenster und weckte den Abt und die Mönche. Der Prior flüchtete sich in die dunkle Rauchkammer, die andern auf den Kirchthurm. Hier brachen sie große Steine los und warfen sie ununterbrochen die enge Wendeltreppe hinab auf die Angreifer, so daß diese von dem Versuch der Gefangennahme abstehen mußten.

Sie drangen nun in das Kloster selbst ein, öffneten alle Räume und Zellen und zerschlugen alle Kasten und Truhen. Aus der Kirche nahmen sie die Monstranz, drei Kelche, alles Silberwerk und alle Meßgewänder. Was ihnen werthvoll schien, raubten sie.

Die Angehörigen des Klosters und die Einwohner des Orts liefen auf den Lärm zusammen. Sie machten Anstalt, die Angreifer zu verjagen. Aber sie wurden zurückgetrieben, der Prediger des Orts nebst Anderen übel geschlagen, ein Klosterknecht und ein Einwohner erschossen. Darauf plünderten sie die Dorfkirche. Was sie an Vieh und Eigenthum des Klosters mitnehmen konnten, brachten sie auf einen Haufen. Die Ortschaft selbst, in großer Angst und Noth, machte mit den Feinden einen Vertrag und versprach eine Brandschatzung zu zahlen, welche auch wirklich einige Zeit später in Lüneburg erlegt wurde.

Als es nichts mehr zu rauben gab, steckten die Mecklenburger alle Klostergebäude in Brand. Die landwirthschaftlichen Baulich-

keiten, die Mühle, Speicher und Stallungen mit vielem Vieh, Alles ging in Flammen auf. Nur die große Klosterkirche blieb stehen.

Dann zogen die Angreifer noch in derselben Nacht eilends hinweg.

Pentz war mit dieser Unternehmung, wie es scheint, sehr zufrieden. Von Gadebusch, wo er wohnte, schrieb und schickte er mehre Absagebriefe, worin er den Stiftern Bremen und Verden Fehde ankündigte. In sehr heftigen Worten. Die Bürgen nennt er ehrlose, loblose, falsche Bösewichter, Erzschelme und Adelschänder; von dem Erzbischof sagt er, derselbe habe ihm das Seine verrätherischer Weise, böslich, erstunken, erlogen und mit aller Spitzfindigkeit abwendig gemacht; dafür wolle er mit Brand und Mord über die Unterthanen kommen, ihnen Hände und Füße abhauen und an Leib, Gut und Blut, an Haus und Habe heimsuchen.

Diese Drohungen machten doch großen Eindruck. Den Bürgen ward sehr übel zu Muthe; es konnte ihnen plötzlich das Haus über dem Kopfe angesteckt werden. Ihre leichtfertige Gewährleistung machte sie bange. Wir erkennen es aus dem Recesse, welchen der Erzbischof 1549 mit den bremischen Ständen vereinbarte. Hierin legte er das demüthigende Geständniß ab, daß er feste Häuser versetzt und „eine treffentliche Anzal Schulden“ gemacht habe, die er bisher nicht habe ablegen können und mögen, und versprach mit allem Fleiß zu sorgen, daß gegen Achim von Pentz die Bürgen nicht zu Schaden kämen. Auch Harsefeld solle wieder zu dem Seinigen kommen. Wegen der von ihm gewaltsam weggenommenen ständischen Aufbringungen wolle er das Nöthige besorgen. Und solcher Verheißungen mehr. Wenn er aber sein Wort nicht halte, so sollten alle Unterthanen ihres Gehorsams gegen ihn entbunden sein.

Diese Versprechen nützten wie gewöhnlich nichts, am Wenigsten gegen Achim von Pentz. Kaum war der Erzbischof von Basdahl fort, so hatte er sie auch schon vergessen.

Der Ritter würde schwerlich seine Raubzüge aufgegeben haben, wenn ihn nicht ein Proceß geschreckt hätte, den der Abt von Harsefeld gegen ihn bei dem Reichskammergericht anhängig machte. Dieser verursachte ihm große Kosten und dauerte 33 Jahre. Der Rechtsstreit wäre noch lange nicht zu Ende gekommen, aber der Ritter entschloß sich zu einem Vergleich (1579), nach welchem er 1600 Thaler bezahlte und der gerichtlichen Verfolgung entledigt

ward. Von seinem Gelde hat er aber keinen Pfennig wiedergesehen. Wer dem Erzbischof Geld lieh, dem war zu rathen, die Schuldverschreibung nur in's Feuer zu werfen; dann sparte er doch Verdruß und Kosten.

— Was wir erzählt haben, waren kleine Unternehmungen, welche über die Grenzen der Provinz kaum hinausgingen und schließlich in sich selbst erstarben. Aber nun wurde unser Land der Schauplatz großer und wichtiger Vorbereitungen, deren Folgen die öffentlichen Verhältnisse des ganzen deutschen Reichs umgestalteten.

Wir wenden unsern Blick auf die allgemeine Lage des großen Vaterlandes, denn aus ihr gingen die Ereignisse hervor, welche wir zu erzählen haben.

Am Reichstage zu Augsburg (1547, September 1.) war Karl V. auf dem Gipfel seiner Macht. Zwei protestantische Fürsten waren gefangen, viele andere geächtet und flüchtig. Das Interim sollte die Religionsstreitigkeiten unterdrücken, die Freiheit der Presse vernichten. In den Reichsstädten wurden die evangelischen Prediger abgesetzt, die Verfassungen geändert, Klöster und Stifte wieder hergestellt. Die Katholiken jubelten.

Freilich nahm der Markgraf Johann von Brandenburg und Moritz von Sachsen, der neue Churfürst, das Interim nicht an. Der Kaiser übersah es eine Zeitlang, um die Dinge nicht auf die Spitze zu treiben. Aber Magdeburg ward in die Acht erklärt und der Kaiser herrschte gewaltig.

Die protestantischen Fürsten merkten, wie schlimm es ihnen gehen konnte. Sie suchten Einigung unter sich, um dem Kaiser zu widerstehen; sie dachten daran, wie lange der Schmalkaldische Bund trotz all seiner Schwäche den Uebergriffen des Kaisers gewehrt hatte.

Herzog Otto der Aeltere von Braunschweig machte den ersten Versuch (1548). Er sandte seinen Sohn Otto nebst den Grafen Albrecht und Vollrath von Mansfeld mit geheimen Anfragen an den König von Frankreich. Die Antworten lauteten günstig. Otto wandte sich nun an den Herzog Albrecht von Preußen. Dieser hatte kein Herz für die Sache, er wich aus. Bald darauf starb Otto und mit ihm diese Unternehmung.

In demselben Jahre beriethen die Landgrafen von Hessen zu Torgau mit dem Markgrafen Johann von Brandenburg und seinem Bruder, dem Churfürsten Joachim, wie sie sich des Kaisers

erwehren könnten. Auch Moritz von Sachsen war dabei. Viele vorsichtige Worte. Ein Bund kam nicht zu Stande, aber die Fürsten hatten sich doch genähert.

Die Gefahr wurde indeß größer. Magdeburg war ernstlich bedroht (1549), es bat die evangelischen Fürsten um Hülfe. Es mußte Etwas geschehen.

Johann von Brandenburg war mit Schmerz und Zorn von Augsburg geritten. Er sagte offen zu Moritz, „er sei dem Kaiser nicht mehr gut und könne ihm ein Blatt über die Füße welgern.“ Ohne Rast und Ruhe arbeitete er an einem neuen Bunde, aber nur der norddeutschen Städte war er gewiß. Er suchte Albrecht von Preußen, auch die Herzöge von Pommern, die schwer gekränkten. Am Wichtigsten war es, Moritz zu gewinnen, aber dem falschen Manne traute Niemand.

Vollrath von Mansfeld und Georg von Heydeck zogen allenthalben als Unterhändler und Kundschafter umher. Hans von Heydeck, flüchtig und geächtet, arbeitete am Hofe von Frankreich und versprach vom König Hülfe. Mit Dänemark, England und Schweden ward unterhandelt in großer geheimer Thätigkeit. Briefe, in Chiffern geschrieben, gingen hin und her.

Noch ahnte der Kaiser nichts.

Auf der Hochzeit des Herzogs von Preußen mit Anna Maria von Braunschweig kam es unter den evangelischen Fürsten zu festen, aber absichtlich nur mündlichen Verabredungen. Der Grund des großen Bundes gegen den Kaiser ward gelegt.

Dänemark verweigerte entschieden den Beitritt, obgleich die Verbündeten sehr verführerische Anträge machten. Der König erwiederte, „er habe bereits den Schinken im Salz gehabt,“ und rieth den Fürsten, sie möchten sich mit dem geringen Rest ihrer Freiheit begnügen.

Die Hansestädte waren willig. Mansfeld sandte gute Zusagen von England. Die Herzöge von Pommern äußerten sich günstig, aber noch unentschlossen.

Allenthalben im Stillen Rüstungen und Bereitschaften. Werbehauptleute wurden thätig, Geld gesammelt.

Aber man wollte nur vertheidigungsweise verfahren. Um des Gewissens halber. Das war ein Beweis frommer Gesinnung, aber auch eine große Gefahr. Die Ansicht der Fürsten war nicht einmal richtig; der Bund war dennoch schon im tieferen Sinne

Empörung gegen den Kaiser. Einige lähmte ihr Gewissen, andere ihre Bangigkeit.

Aber Einer hatte weder Gewissen noch Bangigkeit, das war Moritz von Sachsen. Er war es gewohnt, die Dinge ganz zu thun. Auch er rüstete, Keiner wußte recht, gegen wen.

Johann war unermüdlich in Thätigkeit. Der Reichstag rückte immer näher. Die Lage wurde bedenklicher. Dennoch hatte kein einziger deutscher Fürst sich entschieden für den Bund erklärt. Alles schwebte noch in Ungewißheit und Dunkel.

Aber jetzt bekam der Kaiser Kunde von dem Unternehmen. Er drohte, „er werde die lutherischen Buben Mores lehren; sie sollten die Pestilenz kriegen.“

Der Reichstag von Augsburg erfolgte (Juli 26.), schwach von den Fürsten besucht. Der Kaiser blieb fest und drohend; die Fürsten wurden ängstlich, nur Johann verzagte nicht.

Moritz lagerte vor Magdeburg (1550, October). Auf ihn richteten sich Johann's Blicke. Viele Verhandlungen, aber ohne Abschluß. Sie trauten sich beide nicht. Sie mochten sich auch persönlich nicht, es lag viel zwischen ihnen, aber der Stand der Sachen trieb sie zu einander.

Johann hatte schon eine namhafte Kriegsmacht zur Hand, auch die Mecklenburger Fürsten hatten gut gerüstet. Aber es reichte nicht aus. Ein größeres Heer mußte gesammelt werden.

Hans von Heydeck und die beiden Brüder von Mansfeld begaben sich in das Alteland und die bremischen Elbmarschen. Hier wurde geworben. Landsknechte strömten in Haufen herbei. In kurzer Zeit waren 8000 Fußsoldaten bei einander nebst 1900 Reitern. Da es an Geschütz fehlte, so sandte Heinrich von Mecklenburg 10 gute Stücke nebst Zubehör. Er hatte von den Geschützen die Wappen abfeilen lassen, damit man sie nicht erkennen möchte.

Die Elbmarschen litten viel durch diese Ansammlung der Kriegsknechte. Brandschatzungen scheinen freilich nicht eingefordert zu sein, aber die Ernährung des Volks fiel dem Lande zur Last.

Der Kaiser erfuhr diese Werbungen; er hörte, daß sie immer stärker würden; das Gerücht vergrößerte die Zahlen bedeutend. Moritz bekam den Auftrag, die Haufen aus einander zu treiben. Er nahm den Auftrag an und verließ zeitweilig Magdeburg. Mit einem bedeutenden Heere begab er sich auf den Weg nach unserer Provinz.

Herzog Heinrich von Braunschweig schloß sich ihm an; unser Erzbischof war seelenvergnügt, daß er nun gewiß wieder zu seinem bremischen Lande käme. Er befand sich in einer verzweifelten Lage. Nicht nur war er thatsächlich aus seinen Besitzungen verjagt, sondern der Kaiser hatte ihn auch formell abgesetzt. Ein Edict desselben war veröffentlicht (1550, August 29.) aus Speier datirt, auf breitem Papier sehr schön gedruckt, mit dem Befehl, es allenthalben anzuschlagen. Hierin wird gesagt, daß der Erzbischof wegen Ungehorsams gegen das Reichskammergericht aller seiner Würden, Regalien, Lehen u. s. w. entsetzt sei, bis der Kaiser ihn lossprechen werde. Den Befehlen des Reichskammergerichts, welche besonders rückständige Geldverpflichtungen betrafen, konnte er aber nur genügen, wenn er wieder im Besitze seiner Länder war.

Aber Moritz von Sachsen ging mit ganz anderen Gedanken um. Seine Stellung inmitten dieser Dinge war sehr schwierig, sie wurde nahezu unhaltbar. Der Kaiser traute ihm nicht weiter, als er ihn sah; er hatte Moritz' Räthe bestochen; Moritz wußte es und theilte ihnen nur solche Dinge mit, welche den Kaiser in guter Meinung erhielten. Das konnte aber auf die Länge nicht dauern. Die evangelischen Fürsten haßten ihn, er wußte es; konnten sie ihn unter die Füße treten, so thaten sie es gewiß. Seine eigenen Unterthanen waren ihm nicht günstig, obgleich er sie gut behandelte; die Landstände machten ihm große Schwierigkeit, besonders in den neu erworbenen Besitzungen; er bekam viele unangenehme Dinge zu hören. Der gefangene Churfürst, welchem er das Land geraubt, galt als der Martyrer des Glaubens; er wurde ihm in seiner Haft drohender, als er jemals in seiner Freiheit gewesen war. Der Heiligenschein, mit welchem das Volk des Dulders Haupt umgab, war eine ernste Gefahr.

Das Alles erkannte Moritz sehr wohl. Er mußte einen großen Entschluß fassen. Er hatte die Wahl, sich entweder auf den Kaiser oder auf die evangelischen Fürsten, seine Glaubensbrüder, zu stürzen. Es ist der Beweis eines starken, rücksichtslosen Geistes, daß er das Erstere wagte.

Mit diesem Entschluß im Herzen begab er sich auf den Weg. Seine Kriegsmacht war groß. Albrecht von Mecklenburg, jetzt der Leiter der geworbenen Streitkräfte, erkannte, daß er ihm nicht gewachsen wäre. Er sah ein, wenn das Werk gelingen solle, so müsse Moritz für die Sache gewonnen werden.

Es erfolgten Unterhandlungen. Sie mußten ungemein geheim gehalten werden, damit Heinrich von Braunschweig und der Erzbischof nichts merkten.

Moritz schrieb, was er selten that, eigenhändig einen dunkeln gedankenschweren Brief an Albrecht von Mecklenburg. „Ich finde in dem ganzen Werk nichts Beschwerlicheres, als das große Mißtrauen. Wird nun dem nicht geholfen, so wollte ich wohl sagen, Gott gebe unserem Deutschland gute Nacht. Meine Gesellen und ich müssen einen Herrn haben, der uns den Rücken hält, und auf welche Seite wir auch gerathen, so wollen wir unserem Gegentheil auf's Wenigste das Spiel verderben, wo nicht die Karten gar zerreißen. Das zeige ich Euch darum an, daß Ihr Tag und Nacht auf diese Dinge denkt, damit man möge den Handel in ein recht Vertrauen bringen, denn wird man mir nicht trauen, so bin ich nicht viel nütz bei der Sache. Darum habt Ihr mir diesfalls wieder zu schreiben, damit ich meinen Sachen dem ganzen Handel zum Besten weiter nachdenke.“

Albrecht fühlte das Gewicht dieser Worte. Aber er war doch ängstlich; Moritz hatte bislang alle Welt betrogen; er konnte auch ihn hintergehen.

Nun hatte aber Hans von Heydeck, der geächtete, sich mit Moritz in Verbindung gesetzt. Dieser durchschaute Moritz' Entschlüsse und die Hoffnungen seiner Zukunft. Durch ihn bewogen, faßte Albrecht volles Vertrauen. Es ward beschlossen, die ganze Leitung der Dinge Moritz zu übergeben und ihm die geworbene Kriegsmacht anzuvertrauen. Es war eine große und bedenkliche Entschließung, aber dies Mal hat Moritz seine neuen Verbündeten nicht betrogen.

Das ganze Heer rückte aus den Elbmarschen hervor und begab sich auf den Weg nach Verden.

Vollrath von Mansfeld wollte bis zur Ankunft von Moritz seine Zeit nützlich verwerthen und Rotenburg einnehmen. Als er dort ankam, traten ihm Abgesandte des Verdener Domkapitels entgegen, Andr. v. Mandelsloh — welcher diese Ereignisse sehr weitläuftig selbst beschrieben hat — Died. Behr und Hans Korte, mit der Bitte, das Stift zu verschonen. Mansfeld antwortete, er müsse Rotenburg haben. Er lagerte sich vor der Veste und forderte sie zur Uebergabe durch einen Trompeter auf. Die Besatzung weigerte sich. Mansfeld sagte zu den Abgesandten von Verden, es schadete nicht, er habe die Schlüssel selbst mitgebracht und

werde das Haus schon aufschließen. Auf der Veste säße der alte Johann v. Münchhausen, der reiche Wucherer; der wäre so geizig, daß er ihm noch nicht einmal einen Schuß geschenkt habe.“ Denn bislang hatte die Besatzung des Hauses nicht geschossen.

Bei Mansfeld's Worten fielen aber vier Schüsse. Ein Diener lief herbei und meldete dem Grafen, es wären dadurch vier Menschen getödtet. Der Graf erwiederte, „schweig, wir haben Leute genug.“

Es wurde nun dem Hause mit Geschütz hart zugesetzt. Aber es gelang dem Erzbischof, 60 Mann heimlich hineinzuwerfen. Mansfeld erkannte, die Veste sei in der Schnelligkeit nicht zu nehmen. Er brandschatzte noch etwas in der Umgegend, zog dann aber seine Truppen wieder zusammen und ging unverrichteter Sachen mit ihnen in das Alteland zurück. (Anfang December 1550.)

Als Mansfeld bald darauf vernahm, daß Churfürst Moritz mit seinem Heere gegen Verden heranrücke, marschirte er ihm entgegen. Er kam zuerst an und besetzte „das dürre hungrige Städtlein.“ Alle Welt vermuthete ein heftiges Zusammentreffen, Sturm und Belagerung. Kein Argwohn regte sich, so gut hatten die Betheiligten das Geheimniß bewahrt.

Moritz kam vor Verden an. Nun handelten Alle nach Verabredung. Schlachtordnungen wurden aufgestellt, die Kanonen feuerten kräftig in die Luft, Holz wurde zum Brückenbau herbeigeschafft, Schiffe herangezogen. Es fielen sogar kleine Scharmützel vor.

Als dies scheinbare Kriegsspiel eine kleine Weile gedauert hatte, kam es zu eben so scheinbaren Unterhandlungen (1551, Januar 10.). Es wurde ausgemacht, Mansfeld sollte fünf Fähnlein seiner Truppen dem Churfürsten übergeben und mit den übrigen unter freiem Geleit nach Lüneburg abziehen. So geschah es, Mansfeld's Truppen zogen geordnet aus; fünf Abtheilungen gingen in des Churfürsten Heer über; die übrigen mußten ihre Fähnlein zerreißen und sich zerstreuen. Es war aber dafür gesorgt, daß sie sich später unter Moritz' Banner wieder zusammen fanden.

Darauf ritten alle Fürsten in einem feierlichen Zuge in die Stadt, als hätten sie dieselbe einem Feinde abgenommen. Alles war so gut eingeleitet, daß bis zu Ende alle Unbetheiligten völlig getäuscht wurden. In solchen Dingen war Moritz ein vollendeter Meister.

Herzog Heinrich von Braunschweig war gründlich betrogen, aber er hat es nie erfahren. Auch kein Anderer. Unsere eigenen Geschichtschreiber waren vornehme Leute und standen zum Theil mitten in diesen Sachen, aber sie blieben arglos und hielten das Spiel für Ernst. Erst neuerdings ist durch die Urkunden des Königsberger Archiv's der wahre Zusammenhang an das Licht gekommen.

Niemand hatte indeß über den Verlauf dieser Dinge einen größeren Verdruß, als der Erzbischof. Alle seine schönen Aussichten waren zu nichte geworden. Voll Aerger und um Mansfeld doch noch ein Leid anzuthun, ließ er demselben auf seinem Weggange elf Packen Tuch wegnehmen und einen Wagen plündern. Es war eine kindische nutzlose Rache. Dem Grafen war die Sache aber gar nicht unlieb; der Erzbischof hatte durch diese Gewaltthätigkeit den Vertrag gebrochen und Mansfeld fand später Gelegenheit, es ihm entgelten zu lassen.

8. Die Wurster Kriege.

Von unseren Marschgebieten ist das Land Wursten allen Anzeichen nach das jüngste. Wir haben auf Grund schriftlicher Quellen nachgewiesen, daß es zu der Zeit Karls des Großen unbewohnbar war und um das Jahr 1050 noch keine Deiche hatte. Wann die letzteren zuerst angelegt sind, wissen wir nicht. Die Anfänge solcher Bauten sind meistens klein und unscheinbar. Erst pflegt ein unbedeutender Wall als Sommerdeich aufgeworfen zu werden. Er wird unterhalten und allmählig verstärkt. Lange Jahre hindurch bleibt dieser Zustand. In ungünstigen Zeiten begnügt man sich mit dem Bestehenden und denkt an keine Vergrößerung. Nach und nach verstärkt man den Schutz, bis er endlich zu einem wehrbaren Winterdeich herangewachsen ist. Die Wurster Deiche hatten schon im Jahre 1771 eine Grundlage von 120 Fuß Breite und 20 Fuß Höhe; jetzt sind sie noch stärker; die Abdachung nach Außen ist so flach, daß man an den meisten Orten mit Wagen hinauf fahren kann. Dies ungeheure Werk konnte die schwache Bevölkerung nicht mit einem Mal in's Leben rufen; es haben Jahrhunderte dazu gehört, ehe es zu seiner jetzigen Kraft und Vollendung gekommen ist.

In den anderen Marschen unserer Provinz ist die Bevölkerung entweder seit undenklichen Zeiten angesessen gewesen, wie an der Elbe; oder, wie die Osterstader und Vieländer, vom Hoch-

lande allmählig herabgekommen. In Wursten ist das Verhältniß abweichend. Die Einwohnerschaft kam, wie man mit vielem Grunde vermuthen muß, von dem gegenüber liegenden Ufer der Weser. Es sind Friesen aus den Rüstringer Landen. Sie werden daher auch Strandfriesen oder Wurstfriesen genannt.

Es ist der letzte, aber ein sehr kräftiger Sproß des friesischen Stammes. In keinem älteren Verzeichnisse der friesischen Gaue findet sich der Name Wurstens; zu den Seelanden wurde es nicht einmal geographisch gerechnet — so jung ist dies Gebiet und so spät ward es bevölkert.

Die altfriesische Sprache hat sich im Lande Wursten ungewöhnlich lange gehalten. Als der Generalsuperintendent Dieckmann am 24. Juli 1686 in Imsum Visitation der Kirche hielt, berichteten die Wurster Prediger, daß sie in den Kirchen deutsch redeten, aber die sogenannten Abdankungen bei den Beerdigungen im Hause der Verstorbenen in friesischer Sprache halten müßten. Selbst um 1740 gab es noch einige Familien in Weddewarden, von denen die älteren Mitglieder friesisch mit einander redeten. Die altfriesische Sprache ist sehr schön. Wegen des Vocalreichthums lautet sie voll und rein; dabei fehlen ihr die Gutturaltöne, welche die mit ihr nahe verwandte holländische Sprache entstellen. Ihr Bau ist einfach und wegen der Menge von Participialformen kurz und markig.

Das Heidenthum hat im Lande Wursten nie geherrscht. Die ersten Ansiedler waren unzweifelhaft schon Christen. Die ältesten Kirchen sind die zu Dorum, Imsum und Wremen. Sie werden in den frühesten Schriften „Kirchen" genannt, während die übrigen Gotteshäuser nur Kapellen heißen. Die jüngste Kirche ist die zu Spika, welche erst im XIV. Jahrhundert von dem Kloster in Altenwalde gegründet wurde.

Für Rüstringen, Hadeln und Wursten wurde anfänglich nur ein Probst ernannt. Weil aber der Bezirk für einen Mann offenbar zu umfassend war, trennte man schon früh Rüstringen von den beiden anderen Ländern und übergab die geistliche Verwaltung desselben einem eigenen Probste. Solche Würden waren, wie immer, nur Mitgliedern des Domkapitels zugänglich. Die Einnahmen der Probstei von Hadeln und Wursten waren gesetzlich sehr bedeutend, aber sie waren ziemlich unsicher, denn Klagen und Streitigkeiten des Probstes wegen verweigerter oder verringerter Gefälle ziehen sich durch das ganze Mittelalter hindurch. Der

Probst hatte die geistliche Verwaltung, aber auch ein großer Theil der Geschäfte, welche jetzt die Polizei und die weltliche Gerichtsbarkeit besorgen, gehörte zu seinem Bereiche. Alle fleischlichen Vergehen wie alle Sabbathsübertretung und die Verbrechen, welche in oder bei den Kirchen oder geistlichen Gründen begangen waren, fielen unter seine Entscheidung. Dazu wurden in Wursten jährlich zweimal Synodalgerichte oder, wie sie kürzer genannt werden, Sendgerichte oder Sente vom Probste abgehalten. In späteren Zeiten übernahm er dies Geschäft nicht persönlich, sondern sandte Commissarien. Eine Menge Protocolle dieser Gerichtssitzungen sind noch vorhanden. Niemals wurde körperliche oder Freiheitsstrafe ausgesprochen, sondern immer Geldbuße, welche recht hoch und dabei, wie es scheint, sehr willkührlich war. Dies geistliche Gericht wurde mit Feierlichkeit abgehalten und mußte neun Nächte vorher angekündigt werden.

Während über die geistlichen Zustände des Landes Wursten sehr weitläuftige und frühe Kunde vorliegt, sind die weltlichen Verhältnisse weniger deutlich. Wie in allen Marschländern herrschte auch in Wursten Selbstregierung; es waren 16 Rathgeber oder Schöffen da, welchen die Ordnung des Landes oblag. Zuweilen gab es aber auch Vögte und Grefen, welche nur der Erzbischof eingesetzt haben kann, aber dabei traten große Unterbrechungen ein. Es muß Zeiten gegeben haben, wo sie ganz aufhörten.

Die Wurster haben dem Erzbischof den Zehnten bezahlt und über diese Leistung scheint sich niemals Streit erhoben zu haben. Dagegen machten die Erzbischöfe auf den sogenannten Andreasschatz Anspruch. Dieser bestand darin, daß von jedem Hause am Andreastage ein Denarius, Groschen, entrichtet wurde. Es ist dies die erste directe Steuer, welche in unserer Provinz erhoben wurde. Die Ungewöhnlichkeit und auch wohl der Druck dieser Abgabe brachte endlosen Unwillen hervor, welcher Jahrhunderte lang dauerte. Den Anfang und die äußere Veranlassung dieser auffallenden Steuer kennen wir nicht. Dem Erzbischof Giselbrecht wurde sie schon entrichtet (Urk. v. 24. Juni 1304). Er versprach bei richtiger Zahlung derselben die Wurster im Genuß ihrer alten Freiheit zu lassen. Unter Jonas' Regierung ist sie gar nicht oder mangelhaft bezahlt, denn Burchard machte mit dem Lande einen neuen Vertrag (1336, November 11.), wodurch die Steuer im Ganzen auf jährlich vier Mark bremisch festgesetzt wurde. Dies

würde gleich 768 Denarien sein und zeigt zugleich ungefähr die Zahl der Häuser an, welche damals in Wursten waren.

Die Spannung, welche durch diese Steuer zwischen dem Erzbischof und dem Lande eintrat, veranlaßte zehn Jahre später den Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg zu einem Versuche, die Herrschaft über Wursten zu gewinnen, welches dem ihm gehörenden Hadeln so nahe lag. Weil er aber gar keinen haltbaren Rechtsgrund hatte, mußte er die Sache sehr vorsichtig anfangen. Er schickte seinen Caplan Hermann, als einen unverdächtigen Gesandten, in das Land. Dieser brachte ein Schreiben mit, welches aber nicht der Herzog, sondern sein Sohn unterzeichnet hatte. Augenscheinlich wollte er sich selbst thunlichst aus dem Spiele halten, um die ganze Sache im Fall des Mißlingens als einen Anschlag seines Sohnes darstellen und verläugnen zu können. Dies Schreiben ist urkundlich nicht mehr vorhanden und daher kennen wir die Bedingungen nicht, welche den Wurstern angeboten wurden. Sie müssen aber sehr günstig gewesen sein, denn in der Antwort (Urk. v. 1347) gingen „die Richter und Gemeinde des Landes Wursten" darauf ein und erklärten sich bereit, den Herzog als ihren Herrn anzuerkennen und ihm „wie in alten Zeiten seinen Vorfahren" ihre Schuldigkeit zu thun. Dies Versprechen sagte wenig und war von zweifelhaftem Werthe, denn die Gerechtsame und Hoheitsbefugnisse der sächsischen Herzöge über das Land Wursten konnten nie viel bedeutet haben. Darauf antwortete daher der Herzog entweder gar nicht, oder die Wurster empfanden auch selbst das Ungenügende ihrer Erwiederung, denn sie schickten gleich nachher (1347, August 13.) einen zweiten Brief, worin sie das Frühere wiederholten, aber das bedeutende Zugeständniß anfügten, dem vom Herzog zu sendenden Grefen freies Geleit zu geben. Das war wenigstens ein Anfang. Aber die Sache konnte nicht geheim bleiben, eine bremische Partei gab es immer im Lande und eine Abschrift der Wurster Antwort kam sogleich an den Erzbischof. Ob diese Veröffentlichung seiner Anschläge den Herzog schreckte, oder ob die Antwort der Wurster ihn nicht befriedigte, wissen wir nicht; er ließ für das Erste die Sache fallen und gab ihr keine weitere Folge.

Die Nachfolger des Herzogs Erich nahmen seinen Plan wieder auf. Aber nicht durch friedliche Mittel und Verhandlungen suchten sie ihren Zweck zu erreichen, sondern mit Krieg und Gewaltthätigkeit. Nichts war weniger geeignet, dies Volk zu

bezwingen; auf verständige Unterhandlungen und Bündnisse konnten sie sich einlassen, aber sie wichen nicht der äußeren Gewalt. Es waren tapfere Leute, sie hatten Eisen im Blute, diese Wurster.

Wir haben dargelegt, wie siegreich sie alle Angriffe der Lauenburger zurückschlugen und wie heftig sie den Erzbischof Johann Slamestorf abwiesen, als er ihnen an der Geeste eine Zwingburg auf den Nacken setzen wollte.

Mit den Erzbischöfen scheint im XV. Jahrhundert das Verhältniß gut gewesen zu sein. Wir lesen kaum etwas von Streitigkeiten und das ist ein günstiges Zeichen. Es ist die Nachricht aufbewahrt, daß sie dem Erzbischof Heinrich, dem münsterischen, den Zehnten regelmäßig bezahlten; auch Johann Rhode empfing ihn. Aber von dem Andreasschatze ist in diesen Zeiten gar keine Rede. Wir müssen glauben, daß er stillschweigend in Vergessenheit gerieth.

Im Anfange des XVI. Jahrhunderts gestalteten sich die Beziehungen zwischen dem Lande Wursten und dem Erzbischof nebst den Landständen sehr ungünstig. Die Gründe dieses Mißverhältnisses sind nicht in einzelnen Ausschreitungen oder gelegentlicher Verweigerung der Gefälle zu suchen, sondern lagen tief und hatten schon lange im Stillen gewirkt. Die Entfremdung war über hundert Jahre alt. Mit einer gleichsam naturgemäßen Entwicklung kam sie zum offenen Ausbruch.

Die Wurster hatten sich ausgeschlossen, als die übrigen Theile unserer Provinz Landstände bildeten (1372) und sich dadurch zu einer sichtlichen politischen Einheit zusammenfaßten. Wir haben die Ursachen angegeben, warum sie den Anschluß verweigerten. Es war ein großer staatlicher Fehler. Der Bezirk Wursten war für eine Sonderexistenz zu klein; er lag in den natürlichen Grenzen unseres Landes; während der engste Anschluß von einer gesunden Politik geboten schien, wiesen die Einwohner alle Verbindung zurück.

Die bremischen Landstände wurden eine politische Macht. Gerade zu diesem Zwecke hatten sie sich gebildet. Es ist fehlerhaft, wenn man ihre Entstehung auf finanzielle Gründe allein zurückführt. Von dem Antheil an dieser politischen Macht schlossen die Wurster sich aus.

Die Landstände nahmen neben dem Landesfürsten eine Machtstellung ein, welche den letzteren beschränkte. In dieser Beziehung waren sie ihm oft lästig und unangenehm. Andererseits aber waren sie die große Finanzquelle, welche dem steigenden Geldbe-

dürfniß des Fürsten abhalf, das sich durch die eigenen Mittel desselben durchaus nicht mehr befriedigen ließ. Sie ließen dem Fürsten die Steuern zahlen. Damit gaben sie einen ersichtlichen Beweis ihrer Abhängigkeit und des Unterthanenverhältnisses.

Bei den Wurstern stellte sich das Verhältniß anders. Sie entrichteten freilich den Zehnten und scheinen denselben auch nie verweigert zu haben. Aber darüber wollten sie nicht hinausgehen. Die directe Häusersteuer, der Andreasschatz, welchen einzelne Erzbischöfe durchsetzten, kam bald wieder in Abgang. So gaben die Wurster keinen Beweis der Unterthänigkeit durch Steuerzahlung, und in einer augenblicklichen Verlegenheit konnte der Landesfürst nichts auf sie rechnen.

Das Land regierte sich selbst. Während in den übrigen Marschbezirken der Erzbischof mindestens den obersten Grefen oder Vogt setzte und die übrigen bestätigte, hatte er in Wursten über die staatliche Leitung des Landes nichts zu befehlen. Die Wurster wählten die eigene Regierung, ohne darüber mit dem Erzbischof sich in's Benehmen zu setzen.

Die Stellung von Kriegsmacht, die sogenannte Heeresfolge, war im Lande Wursten nie gewesen. Als sie in Gebrauch und Kraft war, hatte das Land Wursten kaum existirt. Nach Anlegung der Deiche und Mehrung der Eingesessenen war die Heeresfolge schon eine veraltete Einrichtung, welche bei den veränderten Verhältnissen kein wirkliches Leben wieder gewinnen konnte.

So stand das Land Wursten in thatsächlicher Unabhängigkeit da. Es zahlte dem Landesfürsten keine Steuer, es gab keine Soldaten und es wählte sich die eigene Regierung.

Diese Lage, scheinbar so wünschenswerth und befriedigend, war im hohen Grade gefährlich und mit der Entwicklung der Zeiten nicht mehr verträglich. Ein Landesfürst konnte seiner Stellung nach unmöglich sich mit diesem Mindestmaß der Herrschaft begnügen. Seine Absichten mußten sich naturgemäß auf eine Erweiterung der Macht richten. Sobald er aber einmal darauf es anlegte, so konnte Niemand sagen, wie weit er darin gehen würde. Wenn der Fürst irgend einen anderen Bezirk des Landes in größere Unterthänigkeit bringen wollte, so fand dies Streben seine natürliche Schranke und Verhinderung in der Gesammtheit der Landstände, welche einen einzelnen Theil nicht unterdrücken ließen. Sie waren der Schutz jedes Mitgliedes.

Dieser Schirm fehlte den Wurstern gänzlich. Ihr ausgebildetes Friesenthum trennte sie in socialer Weise schon streng von der übrigen Bevölkerung der Provinz. Ihre politische Abschließung machte die Scheidung noch größer. Sie hatten in gewisser Weise mehr staatliche Selbstregierung und Freiheit, aber „wo deine Stärke liegt, da liegt auch deine Gefahr."

Der Erzbischof Christoph faßte zuerst den Plan, die Wurster in größere Abhängigkeit zu bringen. Weil das Band ihrer Unterthänigkeit so lose geworden war und es dem Erzbischof ganz an schriftlichen Beweismitteln seines Rechtes fehlte, so ließ er sich 1512 vom Kaiser Maximilian einen neuen Lehnsbrief geben, welcher ihm den Besitz des Landes Wursten bestätigte.

Nun fingen die Verhandlungen mit der dortigen Obrigkeit an. Sie gingen auf der Fähre zu Lehe vor sich, 1512 am Donnerstag nach Pfingsten; das bremische Domkapitel und der Rath von Bremen und Stade waren Vermittler. Die Einwoher sahen, daß es ernstlich gemeint war, und erkannten das Drohende ihrer Lage. Bei ihren Stammesgenossen, den Friesen, war auf gar keine Hülfe im Fall der Noth zu rechnen, denn diese ließen sich einander immer im Stich. Bei den Mitgliedern der bremischen Landstände eben so wenig. Die Wurster wiesen daher die Ansprüche des Erzbischofs nicht gänzlich zurück, sie waren verständig genug und gingen sehr weit auf seine Forderungen ein. Den schon vergessenen Andreasschatz, welchen der Erzbischof wieder hervorgesucht hatte, versprachen sie zu bezahlen und erboten sich obendrein freiwillig, jedem neuen Erzbischof zum fröhlichen Willkommen hundert Goldgulden zu geben. Der Erzbischof nahm dies an. Wegen des Andreasschatzes wurde bestimmt, daß die sechszehn Rathgeber des Landes ihn eintreiben und Säumigen ein Mark lüb. für jeden Schilling als Strafe auflegen sollten. Wenn neue Streitigkeiten entständen, so sollten dieselben durch acht Schiedsrichter und nöthigenfalls durch einen Obmann auf der Leher Fähre oder an dem Bickenkreuz bei Bederkesa (jetzt Fickmühlen) geschlichtet werden.

Dies alles genügte dem Erzbischof auf die Dauer nicht. Worin seine Forderungen bestanden, können wir im Einzelnen nicht sagen, denn die späteren Verhandlungen scheinen nur mündlich vor sich gegangen zu sein. Wenn ein Schriftwechsel eingetreten wäre, so würden wir die Urkunden desselben noch besitzen.

Es kam zu keinem Abschluß und es konnte auch nach dem Willen des Erzbischofs nicht dazu kommen, denn seine Absichten waren von vorn herein auf Kriegsgewalt angelegt.

So blieb die Lage, wie sie war, drohend und unheilschwanger.

Im Jahre 1515 schloß der Erzbischof mit Jürgen von Erwitte, einem Kriegsmann, welcher aus der Werbung von Landsknechten ein Handwerk machte, einen Vertrag ab. Er nahm ihn in Verpflichtung für jährlich 60 Goldgulden und persönliche Ausrüstung. Dieser mußte sich zum Kriege in jedem Augenblick bereit halten, er sollte die Vorbereitungen treffen, Lagerplätze anweisen und Reisige aufferdern. Sorgfältig wurde verschwiegen, gegen wen die Rüstung gerichtet war. Der Erzbischof wollte gern die Wurster plötzlich und unvorbereitet überfallen.

Dies war aber nicht ausführbar. Die Sache konnte ihrer Natur nach nicht verborgen bleiben und diente nur dazu, die ganze bremische Provinz in Aufregung und Unruhe zu versetzen. Weil Niemand wußte, wem die Kriegsrüstung gelten sollte, so gerieth Jeder in Furcht. Das Domkapitel schloß daher mit den Städten Bremen, Stade und Burtehude ein Bündniß ab zu gegenseitiger Vertheidigung. Es wird darin gar nicht gesagt, gegen wen sie sich schützen wollen; der Name des Erzbischofs wird mit aller Ehrerbietung genannt, aber es ist offenbar genug, daß nur gegen ihn das Bündniß gerichtet war. Die Ritterschaft des Landes schloß sich dem Vertrage nicht an, oder wurde auch gar nicht dazu eingeladen.

In diesem Jahre (1515) kam es nicht mehr zu ernstlichen Unternehmungen, mochte das Bündniß der Städte den Erzbischof schrecken oder ihm nicht hinreichende Geldmittel zu Gebote stehen.

Er kam zu der Ueberzeugung, daß hinterlistige Anschläge nichts nützen konnten. Er mußte offene Absichten aussprechen und offene Gewalt gebrauchen.

Erst nach zwei Jahren sah er sich in der Lage, ernstlich vorgehen zu können. Mit dem Domkapitel vereint, machte er mit seinem Vater, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, einen Vertrag zur Unterdrückung der Wurster (1517, März 13.). Er behauptete, „die letzteren versagten ihm den schuldigen Gehorsam und hätten seit mehren Jahren keine Steuern bezahlt.“ Ueber den ersten Punkt ließ sich streiten, denn das Herrscherrecht der Erzbischöfe über das Land Wursten hatte sich nie zu einer ersichtlichen Klarheit ausgebildet. Der zweite Punkt aber, die Ver-

weigerung der Steuer, namentlich des Andreasschatzes, ist sicher begründet gewesen. Wir dürfen es daraus schließen, daß das Domkapitel auf Seiten des Fürsten war. Diese Körperschaft bestand damals aus sehr ehrenwerthen Männern, welche in einer schlechten Sache dem Erzbischof schwerlich beigestanden hätten. Der Herzog Heinrich ließ sich indeß ungern auf diese Sache ein. Er fügte dem Bündniß die merkwürdige Bedingung hinzu, daß nur dann auf seine Hülfe zu rechnen sei, wenn der Erzbischof in dem Streite wirklich Recht habe. Denn darüber konnten die Ansichten verschieden sein. R e n n e r, welcher seiner amtlichen Stellung nach diese Verhältnisse sehr gut kennen mußte, sagt in der bremischen Chronik (II, f. m. 23) Als de Wursters Bischop Christoffer so vele nicht wolden geven, als he begehrde, sondern na dem olden, alse Bischop Henrich mit öhnen aver en gekahmen was, dar se segel und breve up hadden, alse nemlick 1200 tonnen garsten, 600 tonnen haveren, 450 fl. grasgeld, 400 fl. und 100 mk. Lübesch, 400 fl. und 10 mk. Lübesch ossen und schwiene geld, do tog he in dat land.

Der Erzbischof machte endlich Ernst. Der ganze Herbst des Jahres 1517 ging mit Rüstungen hin. Er brachte ein beträchtliches Heer zusammen. Es bestand aus 3500 Landsknechten, 1000 Reitern und 8000 Bürgern und Bauern. Die Landstände hatten dies Mal dem Fürsten sehr bereitwillig beigestanden. Das Verhältniß beider war zu dieser Zeit im Ganzen noch leidlich und ein Kriegszug gegen Wursten war überhaupt populär und blieb es auch. Nach Beendigung des Krieges wurden dem Fürsten noch große Summen bewilligt (Urk. v. 7. Januar 1518 in Cassel Bremens. 1, 55). . Die Klöster zahlten 1000, das Domkapitel 1200, der Rath zu Bremen 2000 Gulden.

Den Wurstern konnte dieser drohende Kriegssturm nicht verborgen bleiben. Sie vermochten aber nirgends Hülfe zu finden. Ihre Stammesgenossen blieben kalt und träge, kein Friese rührte ein Glied zu ihrem Beistande. Mit den bremischen Landständen hatten sie, wie oben gesagt, gar keine Verbindung und das war ihr größtes Unglück. Auch die persönlichen Beziehungen fehlten gänzlich; Adlige waren nicht da, wie noch jetzt kein Adliger in Wursten wohnt; die Prediger des Landes, sechszehn im Ganzen, waren ohne Einfluß nach Außen. Guten Willen hatte kein Mensch für die Wurster. Denn sie waren reich, aber ihr Reichthum hatte sie bäurisch stolz gemacht und trotzig gegen Andere.

Das persönliche Benehmen der Wurster und ihre Art zu sein mußte selbst bei Unbefangenen Mißbehagen erwecken; sie galten allgemein als grob, stolz und rücksichtslos, immer zänkisch unter sich, nur einig gegen den äußeren Feind. Wie weit dies Urtheil in der Wahrheit begründet war, läßt sich jetzt nicht mehr sagen.

Der Kriegssturm des Erzbischofs rückte heran. Die Wurster verzagten nicht. Aber sie überschätzten bei Weitem die eigene Kraft. Weil sie die Angriffe der Lauenburger und der schwarzen Garde so glorreich zurückgewiesen hatten, trauten sie sich zu viel zu. Einige Fähnlein disciplinirter Landsknechte, ein paar Stücke Geschütz, ein Haufen Reiter konnten für sie vom größten Werthe sein und waren leicht für Geld zu haben, und Geld besaßen die Wurster genug; aber sie meinten diese nothwendigen Bestandtheile der neueren Kriegsführung entbehren zu können. Die Selbstüberschätzung wurde schwer bestraft.

Am 21. December 1517 drang der Erzbischof in das Land ein. Er kam nicht von Süden auf dem nächsten Wege, sondern von der Seite des Landes Hadeln, also von Osten. Alles, was in Wursten Waffen tragen konnte, stellte sich dem Feinde muthig entgegen; es waren fast eben so viel Weiber, als Männer, und sie fochten ebenso beherzt. Die Fahne des Landes trug eine starke Jungfrau; das Wappen darin war diesmal verändert; nicht das Bild des Kaisers war wie sonst darin zu sehen, sondern ein Todtengerippe hatten sie darauf malen lassen. Es ist unklar, was sie damit sagen wollten.

Den Angriff der Feinde warteten die Wurster nicht ab, sondern sie selbst eröffneten den Kampf und fielen mit heftigem Ungestüm auf den Gegner. Anfänglich machte dieser wilde Angriff auch Eindruck; das Fußvolk des Erzbischofs ward ein wenig zurückgedrängt, aber es gerieth nicht in Unordnung. Weil die Reihen sich hielten, so erschöpfte sich die Kraft der Wurster ohne Nutzen. Die Fahnenträgerin ward von einem Landsknechte mit einem breiten zweihändigen Schwerte mitten entzwei gehauen. Als die Fahne sank, drang zugleich die Reiterei des Erzbischofs den Wurstern in die Flanke. Diesem Angriff waren sie nicht gewachsen; ihre Haufen lös'ten sich auf und stürzten in wilder Flucht davon. Etwa 500 Männer und 300 Frauen ließen die Wurster auf dem Platze, ein erstaunlich großer Verlust für das kleine Volk. Aber auch das Heer des Erzbischofs hatte beträchtlich gelitten; die Gesammtzahl der Gebliebenen wird uns nicht genannt, aber

der Verlust kann daraus ermessen werden, daß allein aus der kleinen Stadt Verden 30 Bürger getödtet waren.

Diese Schlacht machte in ganz Deutschland ein großes Aufsehen. Weit über das Meer drang die Kunde; englische Schriftsteller nehmen sie in ihre Werke auf. Alle Geschichtsbücher jener Zeit reden mit Verwunderung davon. Sie staunen das kleine Volk an, das mit solcher Verwegenheit sich alten kriegsgeübten Mannen entgegen stellt und preisen die friesischen Frauen, welche ihre Männer auch im Todeskampf der Schlacht nicht verlassen. Selbst Kaiser Maximilian bedauerte, daß man die wackere Fahnenträgerin nicht am Leben gelassen habe, und meinte, das hätte die Mutter eines tapferen Geschlechts werden können.

Obwohl, wie gesagt, dieser Kampf in den entferntesten Kreisen Aufsehen erregte und obwohl zahlreiche Beschreibungen desselben, wahre und unwahre, vorhanden sind, so ist es doch sehr merkwürdig, daß der Ort, wo die Schlacht war, völlig in Vergessenheit gerathen ist. Wir haben ein besonderes Augenmerk darauf gerichtet und es ist uns kaum eine schriftliche oder gedruckte Quelle entgangen, welche von dem Kampfe erzählt, aber es ist uns nicht gelungen, den Ort zu bestimmen. Man sollte denken, er habe sich bei der Wichtigkeit des Ereignisses in der Erinnerung der Bewohner erhalten, aber, während viel unbedeutendere Oertlichkeiten aus den Wurster Kriegen im Gedächtnisse hafteten, wie wir bald erzählen werden, weiß Niemand mehr das große Schlachtfeld zu nennen. Nur ein günstiger Zufall kann uns einmal diese Kunde erneuern.

Durch diese Schlacht war die Kraft des Landes gebrochen; es konnte keinen Widerstand mehr leisten. Das erzbischöfliche Heer drang ein, aber nur einige Kirchspiele wurden besetzt. Ueberhaupt scheint bei diesem ersten Zuge das Land ungewöhnlich mild behandelt zu sein; wir lesen wenigstens nichts von der verwüstenden Barbarei, worüber nachher die Klagen so laut ertönten.

Mochte die augenblickliche Behandlung des Landes auch erträglich sein, so waren doch die Friedensbedingungen hart, welche den Besiegten auferlegt wurden. Der Erzbischof rief die bremischen Landstände nach Imsum; sie sollten einen dauernden Frieden vermitteln und verbürgen. Am 24. und 25. Januar 1518 wurde der neue Vertrag daselbst aufgerichtet. Darnach sollte das ganze Regiment des Landes geändert und keine Rathgeber mehr gewählt werden. Alles Gericht, hohes und niederes, wollte der

Erzbischof allein verwalten. Zur Aufrechthaltung seiner Macht beanspruchte er ein Stück Feldland bei Weddewarden, wo er eine Burg bauen wollte. Zum Bau dieser Veste sollten die Wurster selbst Handdienste leisten. Außerdem eine feste Landwehr zu Deichsende. Alle Zehnten und auch der Andreasschatz sollte bleiben. Der mittelste Sand in der Weser, eine sehr werthvolle Weide, mußte ihm übergeben werden. Auslieferung aller Urkunden*) und Aufhebung aller fremden Bündnisse. Als Ersatz der Kriegskosten wurde eine Steuer ausgeschrieben, nach welcher jedes Jück Ackerland 4 Grote und das Jück Gras 2 Grote (36 = 1 Goldgulden) zu zahlen hatte. Die von Einquartierung frei gebliebenen Kirchspiele sollten eine einmalige Lieferung von Hafer, Gerste, Weizen und Ochsen geben, wie auch die zehnte Seite Speck aus jedem Hause.

In materieller Hinsicht waren die Bedingungen erträglich, aber die staatliche Selbstregierung des Landes war dadurch so gut wie vernichtet. Die Wurster befanden sich jedoch nicht in der Lage, günstigere Verträge auszuwirken. Die Abgeordneten thaten in Imsum einen Fußfall vor dem Erzbischof und beschworen im Namen ihres Landes die obigen Artikel.

Nun ging es mit Macht an die Erbauung der Zwingburg. Das nöthige Holz wurde aus einem Verdener Walde, Wederepel, jetzt Wedehof genannt, herbeigeschafft. Die Sache wurde mit solchem Ernst betrieben, daß sie im Anfang Juli schon fertig war und die Besatzung aufnehmen konnte. Der Domdechant Cord Klencke lieh 400 Gulden zur Verproviantirung des neuen Schlosses her (Urk. v. 15. Juli 1518), und das Domkapitel verbürgte sich für richtige Rückzahlung dieser Summe. Die Burg erhielt den Namen Morgenstern.

---

*) Diese Bedingung wurde erfüllt und alle alten Urkunden ausgeliefert. Der damalige Archivar des Erzbischofs muß ein umsichtiger Mann gewesen sein; er ließ die ältesten und ziemlich unleserlichen Urkunden abschreiben und den Originalen beilegen. Darauf wurden alle Schriftstücke in ein Buch gebunden. Dies ist das sogenannte Wursterbuch im Stader Archiv. Mit Hülfe dieses Buches ist die Möglichkeit geboten, eine Geschichte des Landes Wursten zu schreiben, was sonst für die ältesten Zeiten nicht ausführbar wäre. Wir hoffen, daß einmal Jemand dies Werk übernimmt, als einen Beitrag zur Geschichte des Friesenvolkes, welche noch immer fehlt und schmerzlich von Allen vermißt wird, welche sich um die norddeutsche Vergangenheit bekümmern.

Der Erzbischof war bald nach dem Friedensvertrage zum Kaiser Maximilian gereiset und ließ die Belehnung mit Wursten neu bestätigen.

Während seiner Abwesenheit baten die Wurster schriftlich um Milderung der harten Friedensbedingungen. Der Erzbischof war dazu geneigt und gab seinen Räthen Befehl (1518, August 4.), mit den Wurstern von Neuem in Unterhandlung zu treten. Der Dombechant Ludolph von Klenck, der Drost zu Bremervörde, Engelbert von der Malsburg, von Geburt ein Hesse, der Secretair Claus Byge und der Drost der neuen Burg zu Weddewarden begaben sich mit einigen Dienern in das Land, im Ganzen 18 Personen. Manche ahnten Unheil und Hinterlist und riethen von dem Eintritt in's Wurster Gebiet ab, aber die Gesandten waren unbesorgt, ſso hebben ſse sik nycht wyllen afſschuwen laten.

Unter freiem Himmel kamen sie mit den Bevollmächtigten des Landes zusammen. Lange und mühsam ward unterhandelt. Eine Ausgleichung war schwer zu finden. Die Wurster waren besonders mit der Vertheilung der Kriegskosten unzufrieden; diese waren an sich nicht hoch, aber auf den Grundbesitz gelegt und machten große Weitläuftigkeit, wenn gerecht verfahren werden sollte. Einer von den Unterbedienten der Gesandtschaft ward ungeduldig und sagte den Wurstern, sie sollten sich doch nicht weigern, auf die geringe Forderung einzugehen, es könnte ihnen sonst Schwereres zugemuthet werden. Dies Wort erregte Unwillen und Tumult, zornige Reden fielen, es kam zu Thätlichkeiten und ein Diener ward erstochen. Der Dombechant und seine Mitgesandten wurden dadurch auf das Heftigste erregt und brachen in die drohendsten Worte aus. Das goß Oel in's Feuer, Alle griffen zu den Waffen. Die Wurster riefen, „nun sei doch Alles eine Rechnung“ und die ganze Gesandtschaft ward erschlagen. Es geschah auf einer Weide am Wege zwischen Wremen und Mulsum, welche jetzt noch bekannt ist, früher Sievershamm hieß und seit dieser Zeit der Klenckenhamm genannt wird. Der Dombechant ward auf einem Kirchhof begraben, die übrigen im freien Felde eingescharrt.

So lautet die Darstellung aller bremischen Berichterstatter. Aber die Billigkeit erfordert auch anzugeben, wie die Wurster den Hergang erzählen. Nach ihrer Aussage hätte es sich um die neue Festung und deren Glacis gehandelt. Die Gesandten hätten rücksichtlos aus der betreffenden Feldmark den Platz herausge-

nommen und den Eigenthümern ohne Gegenleistung entzogen, „darüber, diejenigen, so des Irigen sollten entsetzet werden, samt dem gantzen Lande aufrürisch worden und sein damahls der Landdrost und Domdechand und andere dodt geblieben.“ Beide Darstellungen widersprechen sich nicht unmittelbar und man trifft vielleicht das Rechte, wenn man sie vereinigt.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte über diese Unthat im ganzen bremischen Lande. Das Gerücht vergrößerte den Frevel in's Unmenschliche. Man habe, so hieß es, den verhaßten Drosten von Weddewarden verwundet im Felde liegen lassen, die Maden wären in seinen Wunden gekrochen, vor Hunger habe er sich seine Schultern abgefressen, so weit er sie mit dem Munde reichen können und sei elend verschmachtet.

Als die Wurster zur Besinnung kamen, erkannten sie ihre höchst gefährliche Lage. An gütliche Ausgleichung mit dem Erzbischof war durchaus nicht mehr zu denken. Von Frieden konnte keine Rede sein, sie mußten sich auf die blutigste Vergeltung gefaßt machen. Sie sahen sich nach kriegerischem Beistand um und fanden denselben bei dem Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg.

Diesem kam die Sache sehr gelegen. Bereitwillig nahm er das Erbieten der Wurster an; es war schon lange das Streben seiner Familie, das Land zu beherrschen und eine günstigere Gelegenheit war schwerlich zu finden. In Eile rüstete er einiges Kriegsvolk und Geschütz und kam mit vier Schiffen im Lande Hadeln an. Sogleich begab er sich weiter nach Wursten (1518, Ende August).

Es wurde anfänglich gar nicht davon gesprochen, wie weit seine Hoheitsbefugnisse über Wursten gehen sollten. Er wollte vorerst als der Retter und Vertheidiger des Landes erscheinen. Rasch bot er die wehrbare Einwohnerschaft auf, verband sie mit seinen Kriegsleuten, nahm schweres Geschütz mit und lagerte sich vor der Veste von Weddewarden. Die kleine Burg war auf solchen Sturm nicht gerüstet. Der Wurster Kriegshauptmann, Albert Butzenter, forderte die Besatzung zur Uebergabe auf. Diese capitulirte (1518, August 15.), erhielt freies Geleit und zog unverletzt ab. Die Burg selbst wurde (September 8.) dem Erdboden gleich gemacht.

Darauf trennte Magnus seine Kriegsschaaren von denen der Wurster. Er selbst zog nach Neuhaus, eroberte das Schloß daselbst und plünderte das ganze Amt aus. Zu diesem Raubzuge

hatte er sein Hadeln aufgeboten. Den Einwohnern war die Burg Neuhaus gefährlich; sie lag ihrem Lande nahe und wurde von Seiten des Erzbischofs seit längerer Zeit ausgebaut und befestigt. Die Hadeler folgten dies Mal seinem Rufe mit Bereitwilligkeit, stellten sich bei seiner Abreise unter den Befehl der Obristen Hans Daldorf und Conrad Wurm und verwüsteten weit und breit das bremische Land. Sie brannten 1000 Häuser nieder und führten 80 Wagen, die mit Raub beladen waren, in ihr Land zurück.

Während dessen zogen die Wurster nach Süden und überfielen die Kirchspiele Debstedt und Ringstedt. Sie raubten und brannten auf schreckliche Weise. Darauf plünderten sie den Flecken Bederkesa und brannten die landwirthschaftlichen Gebäude und ein Pforthaus des Schlosses nieder. Die Burg selbst war fest; der Amtmann Otto v. d. Hude vertheidigte sich tapfer und hielt sie gegen den Angriff der Wurster. Der genannte Amtmann ließ nachher den Schaden abschätzen, welchen die Wurster gethan hatten; er belief sich auf 36,160 Gulden. Es wird erwähnt, daß eben das zweite Heu unter Dach gebracht sei, also ist dieser Ueberfall Mitte September ausgeführt.

Als die Wurster auf diese Weise ihren Muth an den unvorbereiteten und gänzlich schuldlosen Nachbarn gekühlt hatten, beriethen sie mit ihrem neuen Fürsten über die Ausdehnung seiner Regierungsgewalt.

Es liegen zwei Ausarbeitungen der 16 Rathgeber über diesen Punkt vor. Sie enthalten das Maß der Zugeständnisse, welches die Wurster ihrem Landesfürsten einräumen wollten. Sie waren mäßig. Rücksichtlich der Regierung soll er nur das Recht haben, einige ihm mißliebige Rathgeber absetzen zu können. Sie wollen kein Bündniß mit Fremden gegen seinen Willen machen, ihm von jedem Pfluge zu Petri eine Tonne Gersten, von allen Gerichtssporteln die Hälfte und vom Bergelohn schiffbrüchiger Fahrzeuge einen Theil geben. Die Gerichtsgebühren sind in den wichtigsten Punkten dabei festgesetzt, ein Todtschlag wird mit 20 rhein. Gulden, die Entehrung einer Jungfrau mit 10 Gulden gebüßt.

Beide Schriften sind wörtlich gleichlautend und von demselben Tage (1518, September 29.) datirt. Aber in der einen wird Magnus als der Landesherr, in der andern der Erzbischof Christoph von Bremen genannt. Es ist nicht schwer, dies anscheinend wunderliche Verhältniß zu erklären. Die Rathgeber setzten beide Schriften auf und legten sie der Landesversammlung zur Auswahl

und Annahme vor. Man erkennt aber daraus, daß noch immer eine sehr starke bremische Partei im Lande war, mit welcher gerechnet werden mußte.

Es wies sich aber bald aus, daß die für den Erzbischof bestimmte Schrift zurückgelegt werden müsse. Auf solche Bedingungen konnte er nach dem, was vorgefallen war, nimmermehr eingehen. So wurde die für Magnus bestimmte Urkunde angenommen und ihm demgemäß zugesandt.

Der Herzog empfing sie in Lauenburg, wohin er wieder zurückgekehrt war. Ihm genügten die Zugeständnisse; sie waren freilich nicht allzu günstig, aber von seinem Lande Hadeln hatte er wenig mehr. Er nahm die Bedingungen an und erließ ein offenes Schreiben (1518, October 9.), worin er sagt, der Kaiser habe ihn mit Wursten belehnt; das Land sei von dem bremischen Erzbischof mit Krieg überzogen und verderbt; er müsse es schützen. Das Land solle aber bei alle seiner inneren Freiheit bleiben. Ein jeder schall dat ore bruken, vlocken unde vlusen all erfgudern huss hoff unde andere ere gudere nha oren olden wonheyden ſso dath ſse moghen unde scholen ere goltsmyde unde tzyrden (Geschmeide und Zierrathen) — to brukende.

Im Spätherbst kehrte der Erzbischof vom Kaiser zurück. Er fand die Provinz Bremen in der größten Aufregung. Die Ritterschaft des Stifts hatte durch Magnus' Ueberfall in Kehdingen gelitten, das Hochland war bei Bederkesa verwüstet, der völkerrechtliche Frevel der Wurster gegen die Gesandten empörte alle Genossen. Städte, Domkapitel und alle Stände waren bereit, den Erzbischof auf das Ausgiebigste mit Geld und Mannschaft zu unterstützen. Das Land Wursten sollte in den Grund verdorben werden und dem Herzog Magnus wollte man in Hadeln und in seinem Neste Lauenburg einmal zeigen, daß sich bremische Leute auch wehren könnten. Die Sache wurde mit ganzem Ernste vorbereitet und betrieben.

Ganz unerwartet traten befreundete Fürsten in's Mittel. Der Vater und Bruder des Erzbischofs, die Herzöge Heinrich und Albert von Mecklenburg ließen einen Tag in Lüneburg zur Verhandlung ansagen. Magnus kam, auch der Erzbischof. Dazu der Churfürst Friedrich von Sachsen, Herzog Georg von Pommern und die Bischöfe von Hildesheim, Münster und Minden. Die braunschweigischen Fürsten wollten durchaus Krieg gegen Magnus. Aber die Mecklenburger meinten, es sei nicht schicklich, einen ver-

wandten Herrscher wegen des bremischen Erzstifts zu bekriegen. „Das sei ein Land, welches vielleicht einmal ein Schustersohn besitzen könne. Um solcher Sache willen müßten ehrliche Fürsten nicht streiten.“ Am 6. December 1518 wurden einige Ausgleichungen erreicht. Einen Frieden durfte der Erzbischof nicht schließen, das hätte die heftig erregte öffentliche Meinung seines Landes nicht gelitten, es wird offen ausgesprochen, we wol Wy sulcke Errynge dytmal entlyck nicht hebben byleggen edder vordraghen mögen; aber eine Waffenruhe auf unbestimmte Zeit ward beiderseits zugesagt. Magnus gab das Land Bülkau und die Veste Neuhaus heraus; die noch nicht bezahlten Brandschatzungen wurden beiderseits niedergeschlagen und alle Gefangenen zurückgegeben. Man wollte unterdeß einen Rechtsspruch bei dem Kaiser erwirken.

Einen Rechtsspruch bei dem Kaiser — ja, das lag in sehr weiter Ferne. Man redete freilich in Lüneburg davon, die Sache könne in drei Jahren entschieden sein. Das Reichskammergericht hat manchen Rechtsstreit Jahrhunderte dauern lassen und doch nicht beendigt.

Der Erzbischof wartete sechs Jahre. Seine stete Geldverlegenheit und auch die ersten unruhvollen Anfänge der Reformation hinderten ihn, die Wurster Sache ernstlich wieder aufzunehmen. Aber er vergaß sie nicht, denn er machte (1522, August 15.) ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein und Oldenburg, worin freilich kein Feind genannt wird, gegen welchen sie sich vereinigen. Aber die Absicht kann nur sein, den Herzog Magnus zu verhindern, den Wurstern Hülfe zu bringen, wenn sie angegriffen wurden.

Diese Absicht wurde erreicht.

Es ist keine Nachricht vorhanden, wie es in dieser Zwischenzeit im Lande Wursten aussah und ob sie dem neuerwählten Landesfürsten das Versprochene leisteten.

Im Jahre 1524 rüstete der Erzbischof ein neues Heer gegen Wursten. Es bestand aus 17 Fähnlein oder 8000 Mann Landsknechten und 500 Reitern nebst einigem Geschütz. Zwei alte erfahrene Kriegsobersten wurden an die Spitze gestellt, Hans von Halberstadt und Kleyn von Oberlyngen. Es war ihnen der ausdrückliche Auftrag gegeben, das Land völlig zu verderben und so zu verfahren, daß die Wurster zu einer neuen Widersetzlichkeit alle Lust verlieren müßten. Dieser Befehl wurde genau ausge-

führt. Am 9. August drang das erzbischöfliche Heer in's Land. Muthig traten die Wurster demselben gegenüber, aber sie waren ohne auswärtige Hülfe geblieben und dieser Uebermacht nicht gewachsen. Die Schlacht fiel ungünstig für sie aus, mehr als 1000 Wurster lagen erschlagen auf der Wahlstatt. Was übrig blieb, eilte nicht zu Haus, sondern flüchtete in das Land Hadeln.

Wiederum kennen wir den Ort nicht, wo diese zweite Schlacht vorfiel.

Die Kriegsleute richteten nun eine unerhörte Verwüstung an. Sie sengten und brannten dermaßen, daß einer mündlichen Ueberlieferung nach nur ein einziges Haus im ganzen Lande stehen blieb. Mag dies auch übertrieben sein, es zeigt doch die schreckliche Verheerung an. Alle Glocken wurden aus den Kirchthürmen genommen und weggeführt. Nach damaligem Kriegsbrauch war dies die gesetzliche Beute der Artillerie. Sie wurden verschenkt an Herzog Erich von Braunschweig, an Bischof Franz zu Minden und an „das Kapitel zu Bremen."

Der erschlagene Domdechant und seine Gefährten wurden ausgegraben und im Dom zu Bremen von Neuem beerdigt.

Als es in Wursten nichts mehr zu plündern gab, rückte das Kriegsheer am 15. August nach Hadeln. Hier besaßen die Einwohner den kriegerischen Muth ihrer Nachbarn nicht; sie leisteten gar keinen Widerstand. Hadeln wurde dadurch vor der wüsten Plünderung bewahrt, aber die Brandschatzungen und Kriegslasten waren dieselben, wenn auch mehr in geregelter Weise. Jedem Soldaten war ein monatlicher Unterhalt und vier Gulden zugesagt. Damit begnügten sie sich aber nicht. Viele brandschatzten auf eigene Hand, raubten die Häuser aus und führten wohlhabende Leute weg, welche sich mit großen Kosten aus der Gefangenschaft lösen mußten. Manche Einwohner hatten bei dem herannahenden Kriege ihre besten Sachen auf Schiffe gebracht, um sie flüchten zu können, aber unglücklicher Weise entstand Sturm und Unwetter, die Fahrzeuge konnten nicht fort und die reichen Güter fielen den Kriegsleuten nur um so bequemer zu. Solcher willkührlichen Plünderung wegen wurde den Soldaten nicht das versprochene Geld ausgezahlt, sondern jeder Landsknecht bekam nur einen geharnischten Gulden.

Der Erzbischof scheint anfänglich die Absicht gehabt zu haben, das Land Hadeln dauernd mit dem bremischen Erzstifte zu verbinden. Er ließ sich in Hadeln huldigen und die Einwohner

mußten den Unterthaneneid leisten. Um sich vor Magnus sicher zu stellen, wandte sich der Erzbischof und die Stände, welche in dieser Sache einig waren, an den König von Dänemark (1524, September 29.) mit der Bitte, er möge ihnen gegen etwaige Einfälle des Herzogs zu Hülfe kommen.

Auch als die Kriegsleute (Anfang October) aus dem Lande zogen und bei Neuenwalde mit großer Beute zum größten Theil entlassen wurden, blieb Hadeln noch eine Zeitlang in der Gewalt des Erzbischofs. Er ließ alle herzoglichen Gefälle (Februar 1525) mit großer Strenge eintreiben.

Der Herzog Magnus war in dieser Zeit mit anderen Kriegen beschäftigt und konnte seinem Erblande Hadeln nicht helfen.

Der Erzbischof war jetzt vollkommen Herr über das Land Wursten und Hadeln. Durch den Krieg war indeß der alte Vertrag zerrissen und ein neuer mußte geschlossen werden. Dazu kamen die erzbischöflichen Räthe, die bremischen Landstände — ohne die Ritterschaft — die Bevollmächtigten von Wursten und eine Anzahl vornehmer Dithmarschen am 29. Juni 1525 in Stade zusammen. Die Dithmarschen hatten an sich mit der Sache nichts zu thun, aber auf Bitten der Wurster traten sie als deren Fürsprecher und Vermittler ein. Der Erzbischof hatte seinen Räthen Friedensbedingungen mitgegeben, welche an Härte den letzten Vertrag weit übertrafen. Die betreffende Instruction liegt vor. Darnach sollte der vorige Friede in den Hauptpunkten in Kraft bleiben, die Burg von Weddewarden wieder gebaut, ein großer Bezirk im Außendeich, Thot genannt, wo 200 Ochsen sich fett weiden konnten, nebst dem Reetfelde, einer Weserinsel von jährlich 150 Fuder Heuertrag, ihm übergeben und 300 Geißeln auf unbestimmte Zeit gestellt werden.

Diese Bedingungen konnten aber nicht durchgesetzt werden. Die Dithmarschen bewiesen sich als sehr gewandte Unterhändler und die bremischen Landstände suchten ernstlich einen Frieden auf dauernden Grundlagen, da jeder andere Vertrag neue Gefahren und Kosten in Aussicht stellte. So mußte der Neubau von Weddewarden und Abtretung von Grundbesitz gänzlich fallen; dagegen verpflichteten sich die Wurster, nirgends in ihrem Lande Befestigungen oder Schanzen anzulegen. Alles Gericht behielt der Erzbischof und sollte es durch Vögte ausüben lassen. Die Criminaljustiz sollte der Vogt von Misselwarden haben. Also hörten die bisherigen Rathgeber auf. Die alten Bündnisse der Wurster

mit Hamburg, Bremen und Dithmarschen bleiben in Kraft, soweit sie nicht gegen des Erzbischofs Rechte sind, aber es dürfen keine neue gemacht werden. Der große und kleine Zehnte bleibt und der Vollhof bezahlt als Abfindung zwei Tonnen Gersten und eine Tonne Hafer, kleinere Besitzungen nach Verhältniß. Das Strandrecht wird gemildert; die schiffbrüchigen Güter werden Inländern gegen Arbeitsentschädigung zurückgegeben, Ausländern gegen Bergelohn, wovon der Landesherr einen Theil bekommt. Die Mörder der Gesandten sollen nicht begnadigt und ihre Güter eingezogen werden.

Diese Bedingungen waren den Umständen nach ungemein günstig. Denn die Wurster brauchten keine Kriegskosten zu bezahlen und kein Land abzutreten; die Zwingburg ward nicht wieder hergestellt, der Andreasschatz hörte auf, diese Quelle endlosen Haders, und der Zehnte war auf ein sehr billiges Maß herabgesetzt. Es hat wohl selten ein besiegter Volksstamm so gute Friedensbedingungen gefunden.

Aber was der Friede den Wurstern nicht wieder herstellte, das war ihre Selbstregierung, ihre staatliche Freiheit. Diese war völlig verloren. Sie wurden Unterthanen im ganzen Sinne des Wortes.

Es gab ein Mittel, auch diesen Schatz bis zu einem gewissen Grade wieder zu erlangen, der Anschluß an die bremischen Landstände mit Uebernahme ihrer Pflichten und Rechte. Mit offenen Armen würde man sie aufgenommen haben, aber in all diesen weitläuftigen Verhandlungen kommt nicht ein einziges Wort darüber vor. Der starre friesische Sinn sträubte sich gegen alle Vereinigung. Er suchte die alte Freiheit wieder und er wählte dazu die allerverkehrtesten Mittel.

Gleich nach dem Friedensschluß sandte der Erzbischof seine Vögte in's Land und diese verwalteten es in seinem Namen. Aeußerlich schien Alles ruhig. Aber der Unwille wohnte in den Herzen.

Die Wurster hatten in ihren Kämpfen die bittere Erfahrung gemacht, daß in der neueren Zeit die persönliche Tapferkeit nicht mehr ausreiche, um eine Schlacht zu gewinnen. Geübte, wohlgeschulte Landsknechte, grobes Geschütz und ein tüchtiger Feldherr war jetzt unerläßliche Bedingung des Sieges. Das wußten sie.

In aller Stille, denn in Parteiungen und Verschwörungen sind die Friesen immer Meister gewesen, reiseten einige Wurster

(Sommer 1525) mit vielem Gelde versehen nach Emden. Hier trafen sie einen Landsknechthauptmann Valke, an welchen sie, wie es scheint, der Herzog Magnus gewiesen hatte. Der Hauptmann sammelte Alles, was an müssigen Kriegsleuten in Ostfriesland zu finden war und hatte in wenigen Wochen einen stattlichen Haufen bei einander. Die Landsknechte wurden auf Schiffe gebracht und landeten (1525, September 8.) glücklich an der Küste von Wursten. Alle Einwohner, welche der Freiheitspartei angehörten, fielen ihnen zu. Aber die bremisch Gesinnten ließen die Dinge nicht über sich ergehen, sondern entwichen sämmtlich aus Furcht, sich dem Kriegszuge anschließen zu müssen. Dies war ein großer Verlust; die Partei war zahlreich; daß sie versagte, lähmte die wirkliche Kriegsstärke und mehr noch den Muth. Die Kriegspartei ward völlig Herr des Landes.

Sie war vorsichtig geworden; nicht wie früher drang sie ohne Weiteres in die erzbischöflichen Besitzungen ein. Sie hielt ihre kriegerischen Kräfte vorerst im Lande und suchte etwas tactische Ordnung in die Haufen zu bringen.

Dadurch gewann der Erzbischof Zeit. Ein Heer von Landsknechten ließ sich freilich nicht schnell zusammen bringen, aber bewaffnete Bauern und die Ritterschaften von Bremen und Verden wurden aufgeboten. Das waren sonst träge Leute geworden, welche einen erzbischöflichen Aufruf nicht beachteten, wenn er nicht nach ihrem Sinne war, aber dies Mal leisteten sie unverzüglich Folge. Sie erhoben sich wie Ein Mann und eilten nach Lehe, welches als Sammelplatz angewiesen war. Hans von Halberstadt ward zu ihrem Befehlshaber ernannt.

Als hier täglich mehr Kriegsvolk sich anhäufte und auch geregelte Landsknechte sich allmählig einfanden, erkannten die Wurster, daß sie der wachsenden Macht entgegen treten müßten. Sie bereiteten einen Ueberfall und das Geheimniß wurde gut bewahrt.

In einer Nacht voll Sturm und Regen brachen sie nach Lehe auf. Die Wachen wurden aufgehoben, die Häuser gestürmt und erbrochen, allenthalben Kriegsgeschrei, Verwirrung und Ungestüm. Die bremischen Kriegsleute eilten an das entgegengesetzte Ende des Fleckens. Sie brachten sich einigermaßen in Ordnung und hielten die letzten Häuser des Ortes in Besitz. Die Wurster und ihre Kriegsknechte beunruhigten sie dort wenig und beschäftigten sich voreilig in der Nacht mit der Plünderung der Häuser. Als der Morgen graute, sahen die bremischen Leute, daß sie bislang

keinen nennenswerthen Verlust erlitten hatten; es war auch keiner von ihnen geflohen, sie waren noch alle bei einander und nur durch die Plötzlichkeit des Angriffs zurückgedrängt.

Die Ritter stellten sich rasch an die Spitze, ordnete die Schaaren, so gut es gehen wollte, und drangen muthig gegen die Wurster vor. Diese wurden aus dem Flecken herausgetrieben und suchten sich auf dem Felde zur Wehr zu stellen. Wenn ihre Landsknechte alte geübte Leute aus Mitteldeutschland gewesen wären, so würden die Ritter eine schwere Arbeit gehabt haben, aber es waren meistens Ostfriesen ohne gehörige Erfahrung und Kriegsdisciplin. Als die Ritter anstürmten, warfen sie feige ihre Waffen weg, flohen oder ließen sich gefangen nehmen. Die Wurster selbst wurden in die Flucht mit hineingerissen. Es erfolgte eine große Niederlage.

Die bremischen Ritter ließen ihre Gegner nicht wieder zu Athem kommen, sondern verfolgten sie unablässig und besetzten in überraschend kurzer Zeit das ganze Land.

Die erzbischöfliche Regierung trat wieder in Kraft, die Vögte nahmen ihre Befugnisse auf. Nun kehrten die Ausgewichenen sämmtlich zurück. Do geven sick 200 Wursters by dem Bischope des eedes halven, so se öhme gedahn hadden und hulpen ehme dat land wedder winnen. Dies war ein großes Glück für das Land, denn ihrem Einfluß ist es unzweifelhaft zuzuschreiben, daß weder drückende Kriegssteuern noch Contributionen eingefordert wurden. Die bremischen Soldaten lagen vier Wochen im Lande, aber eigentliche wüste Plünderungen scheinen nicht vorgefallen zu sein. Sie ließen nur das Korn dreschen und verkaufen unde vorschaffeth sick eynen guden moth von demsuluen und anderen wes dar befunden.

Unter der Beute war auch die kleine Kriegskanzlei des Hauptmanns Valke aufgefunden (noch im Stad. Arch.). Sie lieferte den Beweis, daß nicht die Wurster allein, sondern auch Herzog Magnus mit den Werbehauptleuten in Verbindung gestanden hatte. Seine Correspondenz mit ihnen, der Auftrag, 5—700 Landsknechte zu werben, und die vom Rathe zu Emden vidimirte Bestallung ward entdeckt. Der Herzog selbst war in der Ferne und derzeit unerreichbar; deshalb richtete sich die Vergeltung gegen sein Land Hadeln.

Der Erzbischof betrachtete diese Provinz schon halb und halb als sein Eigenthum. Er dehnte die Zahlung des Pflugschatzes,

welcher ihm von den bremischen Landständen bewilligt war, ohne Weiteres auf das Land Hadeln aus. Da er aber wußte, wie zurückhaltend die Hadeler in Geldsachen waren, so mußte Hans von Halberstadt einen Kriegshaufen bereit halten und zum Aufbruch rüsten. Das Gerücht kam den Hadelern zu Ohren. Sie versammelten sich deshalb (1525, November 1.) auf den Warningsäckern, einem Orte in der Nähe Otterndorfs, wo die gesetzlichen Berathungen des Landes stattfanden. Weil aber die Hadeler sich keiner Ausschreitung gegen den Erzbischof bewußt waren und Niemand Gewisses erfahren hatte, so hielt man die Nachricht für übertrieben oder grundlos und ging zu Haus, ohne irgend eine Vorbereitung zu treffen; nicht einmal Kundschafter wurden ausgesandt.

Plötzlich erhoben sich in der Haide 700 Landsknechte und rückten in das Land Hadeln ein. Die nächsten Dörfer sammelten einen ungeordneten Haufen und zogen auch wirklich dem bremischen Kriegsvolke entgegen. Es fielen ein paar Schüsse, einer von den Hadelern wurde getödtet, die übrigen flohen eilig davon.

Hans von Halberstadt zog nach Otterndorf, zerstörte gelegentlich das dem Herzog gehörende Vorwerk Westerhof nebst der dortigen Windmühle und forderte den Pflugschatz. Dieser war sehr willkührlich angesetzt, 12 Schilling auf den Hadeler Morgen. Weil diese Berechnung aber Weitläuftigkeiten machte, wurde jeder Vollhof zur Zahlung von 7 Mark verpflichtet, eine große Summe für damalige Zeit. Das Geld ward bezahlt.

Das Kriegsvolk lag 38 Tage im Lande. Sie plünderten verhältnißmäßig wenig, aber sie ließen sich unglaublich viel Bier liefern, diese durstigen Kriegsgurgeln. Es ist darüber Rechnung geführt, es waren im Ganzen 4560 Tonnen Bier. Darnach muß jeder Soldat etwa den sechsten Theil einer Tonne Bier täglich getrunken haben. Bei diesen Zufuhren gingen auf den schlechten Wegen viele Pferde zu Grunde.

Nachdem Hans von Halberstadt sich darauf besonnen hatte, daß das Land ihm persönlich aus dem letzten Kriegszuge noch 100 Gulden schuldig sei und das Geld bezahlt war, zog der bewaffnete Haufe auf dem Elbdeiche nach Altenwalde und kam nicht wieder.

Der Herzog Magnus beklagte sich nun aller Orten über Vergewaltigung. Er wandte sich an Heinrich von Braunschweig persönlich und brieflich, der Erzbischof sei mit Krieg in Hadeln

eingedrungen und habe ihm Altenwalde und sein Gericht in Neuenwalde genommen. Die Hadeler würden von den bremischen Amtleuten bedrängt; in Steinau sei der Deich durchgestochen.

Seinen Geistlichen befahl er, alle Verbindung mit dem bremischen Erzbischof und Domkapitel aufzuheben, keine Synoden mehr zu besuchen und die Kosten derselben zu verweigern. Die Hadeler Prediger lehnten diese Zumuthungen in ehrerbietiger Form ab.

Der Erzbischof sah aber bald ein, daß er das Land doch auf die Dauer gegen Magnus nicht halten könne, da dessen Verhältnisse sich wieder günstiger gestellt hatten. Auch suchte er bei seinen übrigen Zerwürfnissen Ruhe von dieser Seite her zu haben. Daher befahl er im folgenden Jahre dem Amtmann von Neuhaus, die Einwohnerhaft von Hadeln nach Lamstedt zu entbieten, wo sie von dem Huldigungseide entlassen wurde.

Die Kriegskosten dieses letzten Zuges trugen hauptsächlich die bremischen Landstände. Sie waren hoch; jeder Landsknecht bekam monatlich 2 Gulden (à 24 ß lüb.), ein Hauptmann 25 Gulden, ein Subaltern-Officier 15 Gulden. Es ward eine allgemeine Kriegscontribution ausgeschrieben, deren Höhe nicht angegeben wird, aber deren Beträchtlichkeit daraus geschlossen werden kann, daß die Börde Mulsum (Amt Himmelpforten), ein kleiner Bezirk, 13 Goldgulden dazu bezahlen mußte.

Das Land Wursten war nun völlig unter die Herrschaft des Erzbischofs gekommen. Drei Kriegszüge hatten die Kraft der Einwohner gebrochen, ihre Selbstregierung aufgehoben und ihren Wohlstand auf längere Zeit vernichtet. Durch die Vermittlungen und Einwirkungen der bremischen Landstände kamen sie aber nach und nach in nähere Verbindung mit der übrigen Provinz.

Es folgten dreißig friedliche Jahre. Ein neues Geschlecht war im Lande Wursten aufgewachsen. Kirchliche Veränderungen nahmen die Seelen Aller in Anspruch; die staatlichen Angelegenheiten traten dagegen zurück.

Es war Ruhe in Wursten. Wir lesen zwar, daß der Erzbischof Christoph bei seiner Aussöhnung mit dem Herzog Magnus in Otterndorf (1530, August 24.) einige alte Brüche in Wursten eintrieb und den Versuch machte, die ersten Regungen der Reformation auch dort zu unterdrücken, aber es waren vorübergehende Bestrebungen. Zuweilen finden wir Mahnbriefe der Landstände an die Vögte von Wursten, den Schatzpfennig einzuliefern. Die

Wurster beschweren sich gelegentlich bei dem Domkapitel, in der Kriegssteuer zu hoch angesetzt zu sein. Im Ganzen aber herrschte Ordnung und der Wohlstand der Eingesessenen besserte sich von Jahr zu Jahr. Kein Versuch wurde gemacht, die alte friesische Freiheit wieder zu erobern; die Früheren waren gestorben und das jüngere Geschlecht hatte keine Unabhängigkeit mehr gekannt. Die Herzöge von Lauenburg gaben freilich ihre Versuche nicht auf. Es liegt ein auf breitem Papier gedrucktes, zum Anschlag bestimmtes Edict des Kaisers vor (1535, Juni 5.), mit strengem Befehl an die Herzöge, sich aller Gewaltthat gegen den Erzbischof wegen des Landes Wursten zu enthalten. Es scheint gute Wirkung gehabt zu haben.

Dieser ruhige Zustand wurde plötzlich unterbrochen. Es war durchaus nicht die Schuld der Wurster. Bei den früheren Unruhen kann ihnen Manches zur Last gelegt werden, aber dies Mal hatten sie eine gerechtere Sache.

In den letzten Jahren seiner Regierung gerieth der Erzbischof in immer größere Geldnoth. Die Gläubiger ließen ihm keine Ruhe und er wußte doch keinen Rath zu schaffen. Sein kleines Bisthum Verden konnte nichts mehr leisten; die lüneburger Einnahmen hatten durch die Reformation völlig aufgehört; nur mit der größten Mühe bewogen die Verwandten des Erzbischofs den bremischen Landtag zu einiger Opferwilligkeit. Alle Geldquellen des Landesfürsten waren erschöpft, sein persönlicher Credit völlig erloschen. Der laufende Bankerott war schon seit langer Zeit der gewohnte Zustand des Erzbischofs, aber 1554 wurde seine Verlegenheit auf das Höchste gesteigert.

Sein Blick fiel auf das Land Wursten. Es hatte sich in den friedlichen Zeiten erholt, der Reichthum der gesegneten Marschländer war wieder da. Hier konnte der Erzbischof viel Geld erhalten, wenn er das Land in seine Hand bekam. Dies war bei Wursten möglich; die anderen Bezirke der Provinz waren durch die Macht der bremischen Landstände gedeckt.

Den Wurstern wurde zugleich mit den anderen Besitzungen des Erzbischofs der Sechszehnpfennigschatz auferlegt. Der Fürst ließ keine Verhandlungen zu, sondern ordnete einfach die Zahlung an. Er konnte es mit einem Scheine des Rechts, denn durch die Entscheidung der kaiserlichen Commissarien (siehe Seite 22) und durch den Receß vom 7. November 1541 waren die Wurster „gleich den Kehdingern und Altländern zur Landschaft gezogen,“

Das bedeutet aber keineswegs, wie man gemeint hat, daß sie Landschaftsmitglieder, stimmberechtigte Landstände, gewesen wären; das waren die Kehdinger und Altländer auch nicht; sondern es heißt nur, daß sie gleich diesen die vom Landtage angeordneten Steuern zu zahlen haben*).

Die Wurster hatten aber den betreffenden Abmachungen keineswegs beigestimmt, was doch nöthig war. Was sie zahlten, geschah nur aus Zwang.

Die Geldleistungen der Wurster sind damals unzweifelhaft langsam und unvollständig erfolgt, denn die Reformation hatte gesiegt, und es lag so nahe, daß man dem Erzbischof, welchen man als geistlichen Fürsten durchaus nicht mehr anerkannte, auch die weltliche Gebühr schmälerte. Um so mehr sträubte man sich gegen die neue Schatzung. Da die Wurster zu den bremischen Landständen keine unmittelbare Beziehung hatten und auf Landtagen nicht mitreden durften, so fehlte ihnen die gesetzliche Handhabe, sich gegen die Steuer zu wehren. Sie mußten dieselbe einfach verweigern; ein anderes Mittel hatten sie nicht.

Wenn der Erzbischof die Steuer erhalten wollte, so konnte es nur durch äußere Gewalt geschehen.

Die Sache mußte mit einiger Schlauheit angefangen werden. Dazu bot sich ihm ein passender Mann an, Christoph von Wrisberg.

Von Geburt ein Braunschweiger und reich begütert, hatte er sich früh dem Kriegshandwerk gewidmet. Er hat nirgends sein Talent als Feldherr und Stratege bewiesen und auf dem Schlachtfelde immer Unglück gehabt, aber er besaß große administrative Fähigkeit und wußte mit Schnelligkeit einen Haufen von Landsknechten aufzubringen und mit Umsicht zusammen zu halten. Er gehörte zu den Werbehauptleuten, welche der Kaiser in allen Theilen Deutschlands gegen eine entsprechende Besoldung verfügbar hielt. Wrisberg bekam aus der kaiserlichen Reichskasse jährlich 500 Gulden, welche ziemlich regelmäßig gezahlt wurden. Wenn der Kaiser indeß seine Dienste nicht brauchte, so stellte er sich anderen Fürsten gegen Sold zur Verfügung.

*) Die Nichtberechtigung an den Landtags-Abstimmungen zeigt der Proceß, welchen sie ratione constatus mit den bremischen Ständen 1668 führten. Siehe Pratje, A. u. N. V. 12, §. 42.

Weil er, obwohl persönlich ein Lutheraner, stets das Unglück gehabt hat, in den Zerwürfnissen der Zeit auf der katholischen Seite zu stehen, so ist die Geschichtschreibung, welche immer protestantisch war, etwas hart mit ihm verfahren. Er wird als ein niederträchtiger feiler Söldling dargestellt, der für Geld gegen Freund und Feind sich gebrauchen ließ. Es ist etwas Wahres daran, aber der Art waren seines Gleichen Alle, die Landsknechte sowohl als ihre Hauptleute. Reichsgrafen und Fürsten trieben dasselbe Handwerk.

Mit diesem Wrisberg verabredete der Erzbischof seinen Plan. Er mußte nach Wittlohe kommen, von wo er verkleidet im Leibwagen des Erzbischofs abgeholt und in Verden nahe bei dem Palast beherbergt wurde. Mit ihm, H. von Salza und wenigen Anderen wurde die Sache besprochen. Darauf ward das nöthige Geld auf Wrisberg's Wagen gelegt, welcher wieder nach Wittlohe zurückfuhr. Hier vertheilte er das Geld in kleinere Beutel und ließ es durch seine Reiter fortbringen. Die Werbetrommel ward allenthalben gerührt. Als Laufplatz war Ramelsloh bestimmt. Der Oberst sammelte daselbst einen Heerhaufen, welcher zum größten Theil aus Lüneburgern bestand, denn in diesem Lande hatte Wrisberg seine bedeutendsten Verbindungen. Von da mußte er ein ostensibles Schreiben an den Erzbischof senden, worin er die Ursache seiner Kriegswerbung vorträgt (1557, März 24.). Er sagt, sein mit 1000 Goldgulden in Geschäften reisender Schreiber sei von einem gewissen Hans von Heldrungen überfallen, ermordet und beraubt. Der Uebelthäter sei von den erzbischöflichen Beamten ergriffen und nach Bremervörde zur Haft gebracht. Er selbst, Wrisberg, habe die Verurtheilung des Mörders verlangt und die Rückgabe des Geldes. Der Erzbischof wolle ihm aber letzteres auf Grund früherer Schuld kürzen. Dagegen müsse er sich verwahren. Er habe nun einen Kriegshaufen zusammengebracht und werde in das Erzstift einfallen, wenn ihm nicht das Geld schleunigst überantwortet werde.

Diesen Brief schickte der Erzbischof mit einem Begleitschreiben von Rotenburg aus an den Ausschuß der Stände, welcher in Bremervörde versammelt war, und begehrte auf Grund desselben die Bezahlung seiner Schulden. Das Begleitschreiben ist kurz und weiset den Ausschuß an, mit den erzbischöflichen Räthen in Bremervörde sich in's Benehmen zu setzen.

An die letzteren erging für diesen Fall zugleich die betreffende Instruction. Sie sollten dem Ausschuß mittheilen, die Schuldenlast sei entstanden, weil die Wurster den Sechszehnpfennig-Schatz nicht bezahlt hätten. Wrisberg sammele im Auftrage des Kaisers ein Heer, aber er wolle es für eine Zeit zur Unterdrückung der Wurster hergeben. Der Ausschuß möge sich damit einverstanden erklären, sonst werde Wrisberg in das Alteland ziehen. Es wäre aber besser, daß er sich gegen die Wurster wende. Der Ausschuß möge es genehmigen; das Kriegsvolk werde rasch durch die Provinz reisen und solle auf dem Zuge mit nothdürftiger Unterhaltung sich begnügen.

Wrisberg hatte auch wirklich an das Alteland und die Stadt Burtehude ein Schreiben gerichtet, worin er Proviant begehrte und im Weigerungsfalle mit gewaltthätigem Einfall drohte.

Daß aber dieser ganze Handel lauter Lüge und Verabredung war, ist daraus ersichtlich, daß alle betreffenden Schreiben dasselbe Datum tragen (März 24.), auch alle von der Hand desselben Schreibers aufgesetzt sind — wir haben sämmtliche Originale vor uns — also auf einmal aus der abgesprochenen Intrigue hervorgingen.

Der Ausschuß der Landstände war aber von seinen Freunden sehr gut bedient und unterrichtet. Ehe der Anschlag in's Werk trat, wußte er schon vollständig darum. Eine sehr ernste Antwort wurde an den Erzbischof erlassen. „Was die Schulden betreffe, so sei darüber schon in Achim das Nöthige verabredet. Wrisberg's Rüstung sei gegen den Landfrieden; Privatpersonen dürften überhaupt nicht rüsten. Von Schulden des Erzbischofs an Wrisberg habe man nie gehört; die Sache sei unklar und verdächtig. Nu wert ok gesecht, dath in der weken na Esto mihi I. Fürstl. Gn. gans gnedichlich etzliche dage tho Verden myth dem Ouersten syck beredeth hebben. Es sollten auch Verdener Unterthanen und Adlige bei Wrisberg's Haufen sein. Also sehr böser Verdacht. Der Erzbischof möge sich wohl bedenken gegen Menschen und Gott, de dennoch ethwan rekenschafft des beuolenen ampts fordern wyl. Ginge Wrisberg aber vor, so werde man sich an die niedersächsischen Stände wegen Landfriedensbruchs wenden."

Der ständische Ausschuß ließ es aber nicht bei dieser Abmahnung bewenden. Das Domkapitel sandte ein Schreiben (1557, März 31.) an die Dithmarschen mit der Bitte, den Wurstern mit 1000 Mann zu Hülfe zu kommen; desgleichen an den Rath von

Hamburg und Lübeck, dem Kriegsvolke Wrisbergs weder Zuzug noch Proviant zu gestatten. Die Dithmarschen hatten zu derselben Zeit schon einen Brief (1557, April 4.) an die bremischen Landstände gesandt, worin sie für die Wurster „ihre Vettern und Gliedmaßen“ Fürsprache einlegten. Die Briefe kreuzten sich.

Alle diese guten Absichten kamen aber zu spät. Am 31. März war Wrisberg schon in Ringstedt, wo er ein Lager aufgeschlagen hatte. Er sandte den Wurstern eine Aufforderung, den Sechszehnpfennigschatz zu bezahlen und sein Kriegsvolk willig aufzunehmen. Aber ohne die Antwort abzuwarten, rückte er am folgenden Tage gegen das Land Wursten. An der Grenze traten ihm die Einwohner bewaffnet entgegen. Sie hatten nicht gedacht, daß der Zug so schnell ausgeführt würde. Als sie von den Rüstungen hörten, blieben sie doch guten Muths. Sie hatten einen Spottvers gemacht, welchen sie fleißig sangen. Wir haben ihn nur in der hochdeutschen Uebersetzung, wonach er lautete:

Der Bischof von Bremen thuts uns nicht,
Der Landdrost ist uns viel zu licht,
Der Bischof soll den Tag nicht ableben,
Daß wir Friesen ihm den sechszehnten Pfennig wollen geben.

Es ist Schade, daß wir das altfriesische Original des Reims nicht besitzen.

Bei der Plötzlichkeit des Wrisberg'schen Anfalls hatten die Wurster sich nicht genügend rüsten können, aber ohne Kampf wollten sie ihr Land nicht übergeben. Es kam zu einem kleinen Gefechte; 50 Wurster wurden getödtet, 300 gefangen genommen, die übrigen entflohen. Den Ort des Zusammentreffens kennen wir nicht.

Jetzt lag das Land offen und Wrisberg zog hinein. Die Wurster fanden dies Mal das rechte Mittel, der Plünderung zu wehren. Sie versprachen Wrisberg 7000 Gulden, aber sie bezahlten dieselben nicht auf der Stelle, obwohl es sich bald nachher zeigte, daß sie Geld genug verfügbar machen konnten.

Der ständische Ausschuß sah ein, daß er Wursten nicht mehr schützen könne, aber er hielt es für seine Pflicht, wenigstens die übrigen Theile der Provinz gegen Vergewaltigung zu schirmen. Daher rief er Wrisberg mit seinen Hauptleuten Wolf von Bamberg, Fr. Klencke, W. v. Hassel und Casp. Keßler nach Bremervörde und schloß mit ihnen und den erzbischöflichen Räthen einen Vertrag (April 11.), worin sie versprachen, den Ueberfall auf Wursten zu beschränken und die übrige Provinz nicht zu belästigen.

7

Es war nicht abzusehen, wie lange Wrisberg und seine Schaaren im Lande liegen würden, aber von ganz unerwarteter Seite kam den Wurstern Hülfe.

Der Bruder des Erzbischofs, Heinrich, und sein Vetter Herzog Erich hatten damals eine Werbung für spanische Rechnung übernommen. Mit Wrisberg lebten sie schon seit Jahren in Mißhelligkeiten, sie hatten seine Schlösser einzunehmen gesucht und ihn selbst mehre Male greifen wollen. Darüber war Klage und Verantwortung vor dem Kaiser gewesen. Jetzt störte sie Wrisberg's Kriegsrüstung in ihren Werbungen und als das Gerücht seine Truppen zu einer starken Macht vergrößerte, bekamen sie den Verdacht, die Sache sei nur scheinbar und vorübergehend gegen die Wurster gerichtet, im Grunde aber eine Werbung für französische Rechnung. Daher richteten sie mehre Schreiben an den Erzbischof, den aufrührerischen Haufen sofort zu entlassen und sandten den Befehl an ihre Unterthanen, welche etwa bei Wrisberg's Heer waren, sogleich umzukehren.

Als diese Briefe nichts nützten, brachen sie mit ihren geworbenen Truppen auf. Sie bestanden aus 1000 Reutern, 2000 Landsknechten und einer ansehnlichen Artillerie. Der Erzbischof selbst ward einige Tage in Rotenburg belagert. Da das Schloß aber durch einen Handstreich nicht zu nehmen und Belagerungswerkzeug nicht schnell herbeizuschaffen war, so rückten die Herzöge weiter und zogen Wrisberg entgegen. Dieser hatte 30 vollständige Fähnlein, also jedenfalls mehr Truppen, als die Herzöge, und bei dem alten Haß, welcher unter ihnen herrschte, hätte man eine Schlacht erwarten sollen. Aber im Felde ist Wrisberg nie ein Meister gewesen und dazu fehlte es ihm an Reiterei. Dennoch scheint er anfänglich die Absicht gehabt zu haben, sich mit den Fürsten zu messen, denn er führte seine Truppen nach Bremervörde, wo er an dem festen Schlosse einen Stützpunkt hatte. Aber sein eigenes Volk muß wenig Vertrauen zu ihm gehabt haben; es war auch zum größten Theil „allerhand unerfahren Gesindlein.“ Als gewisse Nachricht kam, daß die Fürsten anrückten, zerstreuten sie sich nach allen Seiten. Die braunschweigischen Truppen eilten ihnen nach und plünderten sie aus, wo sie erreicht werden konnten. Wrisberg selbst floh, aber sowohl er wie der ihm beigegebene Kriegs-Commissair, der Landdrost von Salza, wurden auf der Elbe gefangen genommen und nach Pinneberg geführt.

So wurde das Land Wursten ohne eigenes Zuthun von dem Kriegssturm befreit.

Der ständische Ausschuß gab sich sogleich die größte Mühe, einen billigen Frieden mit den Wurstern zu vermitteln. Es gelang ihm ohne große Schwierigkeit. Die neue Vereinbarung (1557, April 27.) enthält im Ganzen die Bedingungen des früheren Friedens. Nur wenige Zusätze wurden gemacht. Die Ausgewichenen dürfen zurückkehren; der Großvogt und die anderen Vögte sollen nicht mehr von Sporteln leben, sondern feste Besoldung von dem Erzbischof empfangen. Der Concurrenzfuß der Steuern wurde etwas besser geregelt und die Exemtionen völlig aufgehoben, außer bei der Geistlichkeit. An Kriegskosten mußten die Einwohner von jedem Jück Landes 3 Gulden zahlen und die ganze Summe sollte innerhalb 6 Jahren abgetragen sein. Binnen acht Tagen mußte aber eine erste Rate von 6000 Gulden eingezahlt werden. Dagegen scheint der Sechszehnpfennigschatz weggefallen zu sein; er wird wenigstens im Vertrage nicht erwähnt. Im Uebrigen blieben die alten Vereinbarungen.

Diese Bedingungen waren sehr gemäßigt und der ständische Ausschuß wußte sie den Wurstern noch zu erleichtern. Er streckte ihnen die fälligen 6000 Gulden gegen den für damalige Zeit sehr niedrigen Zinsfuß von $4^1/_3$ Procent auf ein Jahr vor.

Die Wurster leisteten die abgemachten Zahlungen, denn es findet sich die Bemerkung (ohne Zeitangabe), daß sie 10,119 Gulden 16 Grot eingeliefert hatten. Dagegen suchten sie nach dem Tode des Erzbischofs von dem Versprechen sich zu befreien, welches sie Wrisberg gegeben hatten. Sie behaupteten die betreffenden 7000 Gulden verweigern zu dürfen, weil es Vergewaltigung und erzwungene Zusage sei. Das Domkapitel entschied aber, der Vertrag müsse gehalten werden. Die Wurster wandten sich an das Reichskammergericht; es entstand ein Rechtsstreit, welcher in der ungewöhnlich kurzen Zeit von etwa 40 Jahren glücklich zu Ende gebracht wurde. In der Hauptsache gewannen die Wurster und brauchten den Erben Wrisberg's die 7000 Gulden nicht zu zahlen; dagegen wurden sie in die Proceßkosten verurtheilt und mußten dieselben auch alles Sträubens ungeachtet schließlich (1604) erlegen.

Das war das Ende der Wurster Streitigkeiten. Man kann den Einwohnern nicht den Ruhm staatlichen Ueberblicks und politischer Klugheit beilegen, aber hohe Achtung verdient ihre Frei-

heitsliebe und unvergänglich wird der kriegerische Muth und die Opferfreudigkeit bleiben, welche sie für ihr kleines Vaterland bewiesen.

Wir dürfen hiebei eine wichtige Bemerkung nicht übergehen. Die Wurster Kriege hatten mit der Einführung der Reformation gar keinen Zusammenhang, es waren durchaus staatliche Verhältnisse. In den zahlreichen Verhandlungen, Urkunden und Friedensschlüssen kommt nicht ein einziges Wort von der Religionsveränderung vor, obgleich sie sehr früh in Wursten stattfand. Aber beide, sowohl der Erzbischof wie die Wurster, hatten ein besonderes Interesse, diese Dinge sorgfältig davon getrennt zu halten.

9. Georg von Braunschweig.

Der Erzbischof Christoph besaß eine vortreffliche Gesundheit. Er hatte seiner körperlichen Verfassung viel zugemuthet und sie hielt Stand. Von ernsten Krankheiten hatte er nichts erfahren. Erst in seinem 72. Jahre empfand er des Alters Schwachheit und Gebrechen. Am 1. October 1557 wartete er seines Amts in Neukloster und kleidete daselbst sechs Nonnen ein. Hier ward er krank.

So lange seine Körperkraft vorhielt, war er immer der launige eigensinnige Tyrann geblieben, aber bei dem ersten ernstlichen Unwohlsein trat auch eine bemerkbare Veränderung des Geistes ein. Er dachte an seinen Tod.

Er ließ sich nach Rotenburg bringen und daselbst verpflegen. Eine gewisse Sanftmuth kam über sein Herz, wovon man früher nie etwas bemerkt hatte. Wenigstens seinen Dienern wollte er Dankbarkeit beweisen, aber bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit war es ihm schwer gemacht. Daher ließ er Schuldverschreibungen von zum Theil ansehnlichem Betrage ausfertigen, als wären ihm die Summen geliehen und schenkte diese Papiere seinen Dienern. Auch manche Höfe verschrieb er ihnen. Diese Anordnungen haben freilich nichts genützt, denn die Domkapitel erkannten nach seinem Tode die Verfügungen nicht an.

Gegen die Verdener Domherren traf er in Hinsicht ihres Amtes einige sehr ernste Maßregeln. Er verlangte, sie sollten die weltliche Kleidung und ihre Bärte ablegen, in langen Röcken zu Chor gehen und ihres Gottesdienstes warten; wo nicht, so werde er ihre Einkünfte hemmen.

Die Domherren entschuldigten sich. Sie könnten persönlich in Verden nicht residiren, es wäre kein sicherer Ort für sie, „dann ihnen so oft durch die Küche gerauschet würde, daß sie nicht viel übrig behielten.“ Aber sie hielten mit großen Unkosten ihre Vicare und Choralen, so daß der Gottesdienst ordnungsmäßig versehen würde.

Der Erzbischof ließ die Entschuldigung gelten und hob die schon verfügte Hemmung der Einkünfte wieder auf.

Den bremischen Domherren konnte er solche Befehle nicht ansinnen; es gab in Bremen keinen katholischen Gottesdienst mehr.

Gegen Weihnachten erholte er sich wieder ein wenig. Er kam auf das Fest nach Verden, zum letzten Mal in seinem Leben. In der Christnacht hielt er die Messe und am folgenden Tage las er dieselbe persönlich drei Mal im Dom. Am zweiten Festtage begab er sich wieder in die Kirche, stand lange auf dem Platze, wo er nachher begraben wurde und unterhielt sich mit einigen Domherren. Er theilte ihnen mit, daß er aus wichtigen Gründen zu seinen Verwandten reisen wolle; sie möchten das Haus Rotenburg während seiner Abwesenheit wohl in Acht nehmen und vor allen Dingen des Gottesdienstes wohl warten. Sie versprachen es.

Auf den Abend ladete er sie zu Tisch ein. Sie kamen, aber sie mußten an der Marschallstafel speisen; der Erzbischof befand sich wieder unwohl.

Dennoch begab er sich am dritten Festtage mit 61 Pferden auf den Weg nach Berlin.

Es mußte ein wichtiger Zweck sein, welcher ihn bei seinem hohen Alter und augenblicklicher Unpäßlichkeit zu einer weiten Reise in der ungünstigsten Jahreszeit bewog. Er wollte einen Coadjutor annehmen, um in seinen letzten Tagen vor den Gläubigern Ruhe zu haben.

Dazu waren ihm von lüneburgischer Seite Vorschläge gemacht, auf welche der Erzbischof einging. Der älteste Sohn des Herzogs Ernsts des Bekenners, Franz Otto, beabsichtigte, sich mit einer Tochter des Churfürsten Joachim von Brandenburg zu vermählen. Er hatte zwei jüngere Brüder. Wenn einer von ihnen die Bisthümer Bremen und Verden erlangte, so war er nicht nur gut versorgt, sondern es konnten damit dem lüneburgischen Hause auch große Aussichten für die Zukunft eröffnet werden.

Die Verhandlungen übernahm Joachim von Brandenburg. Er konnte es am Leichtesten, denn das Verhältniß zwischen dem Erzbischof und den lüneburger Herzögen war nie ein gutes gewesen. Unmittelbare Abmachungen zwischen den Betheiligten hätten große persönliche Schwierigkeiten gehabt.

Die Lüneburger waren streng lutherisch und der Religionsfriede stand obendrein der Annahme eines protestantischen Coadjutors entgegen. Der Erzbischof setzte sich über beides hinweg. Nicht als ob er in seinen religiösen Anschauungen milder oder gleichgültiger geworden wäre, nein, er wußte sich vor den Gläubigern nicht mehr zu retten und verlangte nach Ruhe.

Die Reise nach Berlin dauerte elf Tage, selbst für damalige Zeit eine lange Fahrt. Er wurde mit großen Ehren in Berlin empfangen; ein Schwarm geschmückter Diener und rauschende Musik begleitete seine Auffahrt zum Schlosse. Der Churfürst kannte die Liebe des Erzbischofs zum Ceremoniel und höfischer Festlichkeit und ließ es daran nicht ermangeln. Aber der Erzbischof fühlte sich recht krank und zum ersten Mal in seinem Leben hatte er an der Hoffeierlichkeit kein Gefallen.

Schneller als sonst ließ er sich zu Geschäften herbei. Er beeilte die Verhandlungen; er merkte, daß er nicht viel Zeit mehr hatte. Am 11. Januar wurden die Grundlagen des Vergleichs vereinbart. Sie boten keine Schwierigkeiten. Es wurde ausgemacht, einer der herzoglichen Brüder sollte Coadjutor werden; die genaueren Bedingungen, welche sich besonders auf die Uebernahme der Schulden bezogen, sollten auf der Rückreise des Erzbischofs in Lüneburg mitgetheilt und mit Hülfe der churfürstlichen Räthe zwischen den Betheiligten festgestellt werden.

Der Erzbischof wurde angelegentlich ersucht, in Berlin länger zu verweilen, aber er hatte gar keine Ruhe. Sein Körper war schwach, sein Geist niedergedrückt; es trieb ihn, seine Rückreise zu beeilen. Er ließ sich durch keine Bitten länger halten.

Kaum war die vorläufige Vereinbarung unterzeichnet, als er auch schon abreisete. Das Wetter war sehr schlecht, ein heftiger Sturm wehte. Er konnte auf dem Pferde nicht länger sitzen, der Wind war gerade entgegen. Er stieg in eine Kutsche, welche mit einem kleinen Verdeck überdacht war. In einem kleinen Dorfe, Durratz, mußte er bleiben, schwach und elend. Hier hatte er wenig Bequemlichkeit, obgleich er auf Befehl des Churfürsten

vom Hause Spandau aus mit Speisen und Vorräthen reichlich versorgt ward.

Sobald er es nur irgend ertragen konnte, ließ er sich weiter führen und gelangte nach Tangermünde. Da konnte er nicht weiter, seine Schwachheit war zu groß. Das Uebel entwickelte sich zu der Halsbräune, einer Kinderkrankheit, welche aber zuweilen Leute in hohem Alter überfällt. Die Aerzte verordneten einen Aderlaß, aber der Kranke wollte es nicht gestatten. Das Uebel nahm zu, er verlor die Sprache und verschied am Sonntag, den 22. Januar 1558, Nachts nach 11 Uhr, in dem Alter von 72 Jahren.

Die Eingeweide wurden sogleich von den Aerzten aus dem Körper genommen und in Tangermünde beigesetzt, der Leichnam aber in die Heimath zurückgeführt. Hier wurde er sehr sorgfältig mit den stärksten Specereien einbalsamirt. Der Wundarzt, welcher dies Geschäft verrichtete, sprach die Behauptung aus, daß der Körper sich hundert Jahre unversehrt halten würde; so köstliche Stoffe habe er angewandt. Es ist möglich, daß er Recht gehabt hat. Aber dreihundert Jahre hat der Leichnam sich nicht gehalten. Ich habe als Knabe dabei gestanden, als das Grab geöffnet und entfernt wurde, worin er nebst seinem Bruder im Dome zu Verden beigesetzt war. Die Gebeine des Letzteren, welche ohne Balsamirung begraben waren, befanden sich in dem gewöhnlichen Zustande, welchen man nach einer so langen Grabesruhe voraussetzen kann, aber der Leichnam Christoph's war völlig in eine geronnene klebrige Masse verwandelt, alle festen Theile aufgelös't.

Am 30. Januar wurde die fürstliche Leiche in Verden eingeführt und nichts von den Feierlichkeiten dabei versäumt, welche der Erzbischof im Leben so sehr geliebt hatte.

Vor den Thoren der Stadt ordnete sich der Leichenzug. Einige Reiter bildeten die Spitze, dann kam die gesammte Geistlichkeit, Lichter in der Hand, darauf der Wagen mit der Leiche, schwarz behangen. Neben dem Wagen gingen vier Personen mit Fackeln; hinter demselben der Adel, die Bürgermeister und die Vornehmsten des Landes, Alle mit Lichtern. Hierauf Frauen und Jungfrauen. Zuletzt die erzbischöflichen Diener zu Pferde, Alle verhüllt. So wurde die Leiche in den Dom geführt und auf das Chor gesetzt. Zwei Nächte wachten die Chorschüler dabei, Psalmen lesend. Während deß wurde das Grabgewölbe gemauert. Als Alles fertig war, wurde die Leiche in voller Amtstracht, mit Hut und

Stab, in einen bleiernen Sarg gelegt, dieser in einen hölzernen und so verschlossen. Dreimal wurde sie um den hohen Altar getragen und darauf beigesetzt. Mit einer feierlichen Vesper endigte die Begräbnißhandlung.

Das unsägliche Leid aber, welches er während seiner 47 Jahre dauernden Herrschaft über das Land gebracht, wurde nicht mit ihm begraben. Die Nachwehen seiner Mißregierung blieben der Provinz noch bis zu Ende des Jahrhunderts in Schulden, Streitigkeiten und Processen fühlbar.

Schon über seinen Nachlaß erhob sich Zwistigkeit. Er war bedeutend, man schätzte ihn auf 16,000 Goldgulden. Aber gegen seine Schulden war er sehr gering. Von allen Seiten erhoben sich Ansprüche; geistliche Körperschaften, Hofleute und Privatgläubiger meldeten sich in solcher Anzahl, daß des Erzbischofs Brüder den Antritt der Erbschaft völlig ablehnten. Es hatte auch sonst Niemand Lust, die Abwicklung der Geldangelegenheiten zu übernehmen. Der Kaiser mußte eine Commission ernennen, welche die Sachen schlichten sollte. Sie trat in Bremen zusammen (October 1558) und berief nebst Bevollmächtigten der beiden Domkapitel sämmtliche Privatgläubiger. Diese forderten, daß nicht nur der verfügbare Nachlaß des Erzbischofs, sondern auch die unter seiner Regierung angelegten Gebäude, Kriegsgeräthschaften und Domanial-Vorräthe zur Schuldmasse gezogen werden sollten. Dem widersprachen die Domkapitel; dem Erzbischof wären bei dem Antritt seiner Regierung mehr Gegenstände dieser Art überliefert, als er schließlich nachgelassen, und was vorhanden wäre, hätte das Land auf eigene Kosten angeschafft. Sie forderten vielmehr als erste Bezahlung die Erstattung der vom Erzbischof unterschlagenen Reichssteuern. Eine Ausgleichung der Ansprüche war nicht zu erreichen. Die Commission ernannte zwei Stiftsherren in Bremen zu Verwaltern des Nachlasses und nun erhob sich unter den Gläubigern ein Proceß über das Vorzugsrecht bei dem Reichskammergericht zu Speier. Dieser Proceß ist nie beendigt; im Jahre 1742, mithin nach beinahe zwei Jahrhunderten, war er wenigstens noch nicht erledigt.

Durch den Tod des Erzbischofs waren zwei Stifte erledigt und mußten wieder besetzt werden. Geistliche und weltliche, lutherische und katholische Bewerber drängten sich herzu und belagerten die Domkapitel mit Bitten und Versprechen. Es ist unnöthig,

die Menge dieser hohen und niederen Persönlichkeiten einzeln anzugeben. Fast alle norddeutschen Fürstenfamilien bewarben sich.

Die beiden Domkapitel konnten aber dies Mal die mehr oder weniger kräftige Fürsprache Einzelner nicht berücksichtigen; sie mußten Gunst und Bestechung völlig ablehnen. Alles kam darauf an, die beiden Stifte aus der heillosen Verwirrung und von der ungeheuren Schuldenlast zu befreien, in welche der letzte Erzbischof sie gebracht hatte. Nur wer dies zu vollbringen Aussicht versprach, konnte gewählt werden.

Beide Domkapitel kamen in Zeven zusammen und verabredeten sich. Ihre Wahl fiel gemeinsam auf Georg von Braunschweig, den Bruder des verstorbenen Erzbischofs, als den einzigen, welcher nach seiner Persönlichkeit und seinen Umständen eine gedeihliche Zukunft in Aussicht stellte.

Georg war 1494 geboren, also 7 Jahre jünger als sein Bruder Christoph. Wie dieser zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er früh durch den großen Einfluß seiner Familie mehre hohe Würden und gewinnreiche Bedienungen erlangt. Er war Dompropst in Cöln und besaß Präbenden in Straßburg und Bremen. Auch war ihm die Prälatur am heiligen Kreuzstift und zu St. Moritz in Hildesheim übertragen (1534). Weil er aber bei der Annahme seiner hohen Aemter den beschwornen Verpflichtungen an diesen Collegiatstiftern nicht treu nachkommen konnte, so entsagte er (1559) diesen Würden zu Gunsten seines Neffen, Heinrich Karl von Kirchberg, dem Sohne der bekannten Eva von Trott. In seiner Jugend war er auch zum Erzbischof in Riga erwählt, lehnte aber die Ernennung ab, als der Heermeister Walther von Plettenberg ihm bei der Besitznahme Schwierigkeiten machte. Er äußerte darüber in seinem bescheidenen Sinne: „Ich bin Bischof worden, als ich noch ein Jüngling war; mein Vater meinte, es wäre genug, wenn ich Land und Leute hätte, meine Kost davon zu kriegen; man hat mich nicht lassen studiren und gleichwohl mußte ich Bischof sein.“

In seiner Sinnesart war er das gerade Gegentheil des Bruders. Während dieser mit Leichtsinn, Ueppigkeit und sinnlicher Lust sich berauschte, führte Georg ein stilles zurückgezogenes Leben in Cöln. Von den ausbrechenden Religionszwisten hielt er sich thunlichst fern, hütete sich vor Schulden und hatte gastfreien Umgang mit den gelehrten Männern seiner Zeit. Wissenschaftlicher Verkehr war ihm stets ein Bedürfniß. Von allen Parteien war

er geachtet, obwohl eifrige Katholiken an seiner Rechtgläubigkeit zweifelten und eifrige Lutheraner sich an seiner Zurückhaltung ärgerten.

Er unterhielt eine innige und sein ganzes Leben hindurch dauernde Verbindung mit Ottilie Lorima, einem anmuthigen Mädchen niederen Standes aus der Gegend von Straßburg. Es war eine wirkliche Gewissensehe, welcher nur seines Standes wegen die kirchliche Bestätigung nicht ertheilt werden konnte. Er war zu einem Familienleben geschaffen und konnte es nicht entbehren. Mit dieser Ottilie hatte er zwei Söhne, Wilhelm und Heinrich, denen er den Namen Dur von Ehrstein gab. Beide starben in ihren besten Jahren; der letzte glorreich vor dem Feinde im niederländischen Kriege, der andere bei einem unglücklichen Duell mit Herbord von Holle in dem Dorfe Otersen unweit Verden.

Im Jahre 1553 war er Bischof in Minden geworden und verrichtete daselbst in wenigen Jahren die preiswürdigsten Dinge.

Ein solcher Mann, mäßig, friedfertig und ernsten Sinnes, schien wohl geeignet, die beiden auf das Höchste verwirrten Stifte wieder in Ordnung zu bringen. Man wählte ihn einstimmig und man hat sich in ihm nicht getäuscht. Das Domkapitel von Bremen schloß darauf, wie gebräuchlich, eine Capitulation mit ihm ab. Er gelobte, alle Recesse seines Bruders, welche ihm vorgelegt wurden, zu halten. Wegen des Religionszustandes ward ein Zusatz gemacht. Es war der Friede von Augsburg (1555) in Kraft getreten, welcher den Protestanten freie Religionsübung zusagte. Georg gelobte demselben nachzuleben. Die übrigen Zusätze, welche gemacht wurden, wegen einiger Burgen, Zölle und Einlösungen, sind weniger wichtig.

Georg kam und trat beide Würden an. Er äußerte seine wohlwollenden Gesinnungen und Vorsätze, welche ihm Ernst waren. Als er in dem Dome zu Verden ein Gemälde seines Bruders erblickte, konnte er seine schmerzlichen Gefühle nicht unterdrücken und rief aus: „O Bruder, Bruder, du hast übel Haus gehalten."

Er trat die Regierung mit dem festen Willen an, gut zu machen, was Jener schlecht gemacht hatte. Anfänglich fand er Schwierigkeit an einer Stelle, wo man es nicht vermuthen sollte. Der Papst wollte ihn nicht bestätigen. Es war Paul IV., ein eifriger Ketzerverfolger. An der Rechtgläubigkeit Georg's zweifelte er freilich nicht, dazu lag kein Grund vor; aber er meinte

der einreißenden Ketzerei und dem fortwährenden Abfall durch eine strenge Handhabung der oft vernachlässigten Kirchenverfassung wehren zu können. Als ob die Formen den schwindenden Geist und die alte Liebe halten könnten.

Der Papst versagte den gleichzeitigen Besitz dreier Bisthümer. Das Domkapitel von Verden bemühte sich eifrig um die Bestätigung mit vielen und schweren Gründen; das von Bremen scheint die Sache gleichgültiger angesehen zu haben und betrieb sie eben so nachlässig wie Georg selbst. Solche Bestätigungen kosteten große Summen und an Geld hatte man nach den schweren Kriegszeiten keinen Ueberfluß. Während gerade die zunächst Betheiligten die Sache kaltblütig nahmen und nur lau und gelegentlich betrieben, gerieth Heinrich von Braunschweig, der alte Verfechter der katholischen Lehre, dadurch in große Aufregung. Er schrieb empört an die römische Curie und beklagte sich, daß man seinem Bruder etwas versage, das vielen anderen Fürsten doch gestattet sei.

Die Verhandlungen zogen sich noch mehre Jahre hin. Der folgende Papst, Pius IV., genehmigte endlich (1561, Februar 15.) die Wahl der beiden Domkapitel, aber er fügte den strengen Befehl hinzu, daß Georg sich jetzt wenigstens binnen vier Monaten consecriren lasse.

Dieser zeigte dazu wenig Neigung. Auch in Minden hatte er in früheren Zeiten das Pallium nicht vom Papste kommen lassen, um seinem Stifte die großen Kosten zu ersparen. Jetzt fragte er bei seinem Bruder Heinrich an, ob er ihm riethe, überall die päpstliche Bestätigung anzunehmen. Heinrich war in seinen vorgerückten Jahren freilich von dem leidenschaftlichen Haß gegen die Lutheraner bedeutend zurückgekommen, aber er meinte doch, wenn die Annaten ermäßigt und sämmtliche Würden und Präbenden beibehalten werden könnten, so sei eine Bestätigung rathsam. Georg sandte nun zwei Legaten nach Rom, die Sache zu betreiben. Diese trafen aber auf mancherlei Schwierigkeit und verursachten durch ihren Aufenthalt große Kosten. Die Unterhandlungen dauerten noch eine Zeitlang fort, scheinen aber zuletzt eingeschlafen zu sein. Denn es findet sich gar keine Nachricht, daß Georg sich endlich habe consecriren lassen.

Er hatte kein Herz mehr für die katholische Lehre, obgleich er sich äußerlich noch dazu hielt. In der Instruction, welche er 1561 seinem Gesandten zum Kreistage in Braunschweig mitgab, sagt er, daß er für seine Person der Augsburgischen Confession

nicht zugethan sei. Aber Elard v. d. Hude, sein Rath, welcher es wissen konnte, schreibt, „er wollte lieber ein Anhänger der päpstlichen Religion scheinen als sein.“ Wir haben darüber auch eine andere bestimmte Nachricht.

Es war bei den gemäßigten Katholiken, zu denen Georg gehörte, damals ein vielfach angenommener Grundsatz, durchaus nicht die Augsburgische Confession zu lesen. Sie fürchteten unwillkührlich von der inneren Wahrheit der Schrift hingerissen und der eigenen Sache abgewendet zu werden.

Wie Georg dennoch dazu kam, erzählt uns Bünting in seiner braunschweigischen Chronik (Seite 338 ff.). Er sagt: „Diese Historie ist von Anderen nicht angemerkt, weil ich aber derselbigen guten Grund habe und sie dem frommen Herrn zum ewigen Ruhme gereicht, als habe ich sie allhier nicht vorbeigehen wollen. Seiner fürstlichen Gnaden meiste Diener waren gut lutherisch, damit dennoch der Fürst wohl zufrieden. Nun begab es sich, daß einstmal in Verden deren einer, der sonderlich wohl gelitten und bei dem Fürsten eines Wortes mächtig war, über fürstlicher Tafel von der Augsburgischen Confession zu discurriren anfing und dieselbe als christlich und Gottes Worte gemäß pries, unangesehen, was die Widersacher dagegen auf die Bahn zu bringen sich unterständen. Als nun der alte Fürst diesen Discurs mit aller Sanftmuth anhörete, bat erwähnter Diener: Seiner fürstl. Gn. wollten doch die Augsburgische Confession selbst lesen und in der Furcht Gottes alle Artikel mit Fleiß erwägen, so würden S. fürstl. Gn. befinden, daß es wahr wäre, was er gesagt hätte. Dieses geschah, der fromme Fürst las das Buch etlichemal mit Andacht durch und ward durch Wirkung des heiligen Geistes im Gewissen überzeugt, daß die papistische Lehre Gottes Wort zuwider und die reformirte Religion demselben gemäß wäre. Darauf erinnerten sich S. fürstl. Gn. ihres bischöflichen Amtes und landesfürstlicher Sorge, verschrieben das Bremensche Domkapitel gen Verden, hielten ihm vor, daß es hochnöthig wäre, auf eine Reformation der Kirchen im ganzen Lande zu gedenken, und begehrten zugleich, die Herren des Kapitels wollten solch christliches Werk je eher je lieber vor die Hand nehmen und zu Ende bringen. Die berufenen Domherren, so meistentheils reformirter Religion zugethan, erfreueten sich über diese ganz unverhoffete Erklärung, dankten dem Erzbischof in aller Unterthänigkeit, weil aber diese Sache wichtig und schwer, baten sie, S. fürstl. Gn. als der Landesfürst

wolle dies christliche Werk selbst anfangen und in einen guten Stand richten, sie für ihre Person wollten bei diesem christlichen Werke thun, was ihnen Amts und Gewissens halber gebühren wolle."

Nun gestattete Georg die Einführung der Glaubensartikel von der Rechtfertigung, die Verehelichung der Geistlichen und die Austheilung des heiligen Abendmahls in beider Gestalt. Damit aber keine schädliche Verwirrung in den Gottesdiensten entstände, befahl er (1563), die Kirchenordnung der Stadt Bremen zur Richtschnur zu nehmen. Diese gründete sich mehr auf die Religionsbegriffe der Reformirten und man darf daraus vielleicht schließen, daß Georg sich in seinen persönlichen Ueberzeugungen mehr der Lehre Calvins zugewandt fühlte, als den lutherischen Glaubenssätzen. Dazu konnte er auch durch äußere Erfahrungen bewogen werden; die unglücklichen Hardenbergischen Streitigkeiten, welche damals in Bremen sich ereigneten, zeigten die lutherischen Vorkämpfer von einer recht unerquicklichen Seite. Ein Mann von der Sinnesart Georgs konnte daran kein Gefallen haben.

Ihm war es vielleicht recht, daß in Bremen die reformirte Sache siegte, und auch in den Bezirken Lehe und Bederkesa, wo der bremische Senat Patronatrechte hatte, reformirte Prediger eingesetzt wurden. Es geschah allmählig und ohne Aufsehen; die Gemeinden merkten anfänglich gar nicht, daß ihre Lehrer eine andere Confession hatten. Diese benahmen sich vorsichtig; der Zwiespalt der Confessionen ist überhaupt wenig in das Volk gedrungen. Das ist der Grund, daß es dort noch jetzt einige reformirte Gemeinden giebt in ganz lutherischer Umgebung.

Auf das Sorgfältigste vermied Georg alle Einmischung in weltliche Händel. Er konnte es, die ersten Stürme der Reformation waren zu Ende. Es fanden für fremde Rechnung einige Mal Truppenwerbungen in seinen Besitzungen statt, aber er sorgte durch Bitten und Fürsprache, daß sie möglichst ohne Gefährdung der Eingesessenen abliefen. Die Wunden des Landes konnten nun heilen. Wir wissen nur von einem kleinen Kriegszuge, den der Erzbischof gegen Ottersberg unternahm. Das Schloß war durch die früheren Unruhen in die Hände der Stadt Bremen gekommen und der dortige Rath war nicht sehr geneigt, es herauszugeben. Der Erzbischof benutzte eine günstige Zeit, als die Stadt sich in heftigen Verfassungswirren befand und zog mit Kriegsgewalt gegen die Veste (1562, Juli 23.). Die Besatzung

hatte zuerst die Absicht, das Haus zu halten, und brannte zur Sicherheit den ganzen Flecken nieder. Als aber des Erzbischofs Geschütz einige Kugeln durch das Haus geschossen hatte, kapitulirte die Besatzung und übergab die Veste nach vier Tagen. Der Erzbischof schenkte den armen Leuten Holz, damit sie ihre Wohnungen wieder aufbauen konnten.

„Verden war für Georg's Regierung seiner drei Stifte der natürlichste Mittelpunkt und daher residirte er am häufigsten auf dem in der Stadt gelegenen Stiftshofe (dem jetzigen Obergerichtsgebäude). Nachdem er durch die Wahl eines lutherischen Coadjutors für die Fortdauer der protestantischen Confession im Bisthum Verden gesorgt hatte, beschloß er daselbst seine letzten Lebensjahre ununterbrochen hinzubringen. Er ließ die zur Führung seiner Hofhaltung erforderlichen Vorräthe und Hülfsmittel aus den beiden anderen Stiften in reichlichem Maße herbeischaffen. Mehr als seine Hofhaltung kostete ihm aber unstreitig seine Wohlthätigkeit. Arme erhielten von ihm monatliche oder wöchentliche Unterstützungen, oder er nahm die Sorge für ihre tägliche Nothdurft ganz über sich und nur mit wohlgefüllter Börse ließ er sich außerhalb des Stifthofes sehen, um Thränen und Kummer aus seiner Gegenwart zu verbannen. Fremde fanden dieselbe Unterstützung, jedenfalls Gastfreiheit, und wenn sie sich dazu eigneten, Aufnahme an der geselligen Tafel, wo die Wissenschaften den Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten, denn Georg blieb denselben nie fremd, und insbesondere beschäftigte er sich in seinen letzten Lebensjahren mit der Ausbildung seiner veränderten Religionsansichten.“ (Pfannkuche, Gesch. d. Bisth. Verden 2, 72.)

Die Sorge für unsere Provinz überließ er beinahe gänzlich dem bremischen Domkapitel. Er ist nur sehr selten persönlich darin gewesen; er wußte, daß die Leitung der hiesigen Geschäfte in guten Händen war. Das Domkapitel war ernstlich und unabläßig bemüht, wiederum Ordnung in die verwirrten Verhältnisse zu bringen. Sie prüften alle Ansprüche aus den Zeiten des letzten Erzbischofs, verwarfen das Ungegründete und machten mit den Gläubigern sehr mühselige und beschwerliche Abhandlungen. Meistens gelangen ihre Anstrengungen. Die Domänen wurden nach und nach wieder herbeigeschafft, die Verpfändungen eingelöset, die Einnahmen fingen von Neuem an zu fließen. Das Haus Hagen bekam er von Jost Behr zurück für Zahlung von 11,000 Goldgulden, ebenso Thedinghausen und Neuhaus. Nur Stotel blieb verpfändet; es

war für 4500 Goldgulden versetzt und der Erzbischof konnte das Geld nicht sogleich herbeischaffen. Am Meisten machten die hohen, theils vom früheren Erzbischof unterschlagenen, theils noch rückständigen Reichssteuern Sorge. Hiebei mußte Georg helfen; er bemühte sich bei der Reichsfinanz, Nachlasse zu bewirken, und es gelang ihm auch in bedeutendem Maße. Dennoch mußte einmal ein Pflugschatz und einmal ein Sechszehnpfennigschatz ausgeschrieben werden. Dadurch wurden die drückendsten Lasten hinweggeschafft und man konnte ohne Sorge in die Zukunft blicken. Aber ungeachtet der guten Verwaltung blieben bei Georg's Tode dem Lande noch über 70,000 Gulden allgemeiner Schuld. So hatte Christoph gewirthschaftet.

— Unter Georg's Regierung geschahen die letzten Schritte, das Recht der bremischen Erzbischöfe auf das Land Dithmarschen zu wahren. Es war ein Protest von Seiten Georg's gegen die Theilung dieses Bezirks, welche 1559 zwischen der königlich dänischen und herzoglich holsteinischen Linie stattfand und vom Kaiser Ferdinand I. bestätigt wurde. Ein schwacher nutzloser Schritt, das Land war schon seit Jahrhunderten für die bremische Kirche verloren. Aber es ist so schwer, einen Anspruch aufzugeben, und so leicht, einen Protest einzulegen.

Das Recht der Erzbischöfe auf Dithmarschen gründete sich auf den Besitz der Grafschaft Stade. Das ist eine so dunkle Geschichte, diese Grafschaft Stade. Reden wir ein paar Worte davon. Die ersten ausführlichen Nachrichten über Norddeutschland verdanken wir römischen Schriftstellern, die nächsten den karolingischen Geschichtschreibern. Es liegen 700 Jahre dazwischen, von denen wir nichts wissen. Es ist der große Fehler sehr vieler, ja der meisten Geschichtsforscher, daß sie diese lange Zwischenzeit völlig übersehen und die römischen Nachrichten mit der späteren Darstellung ohne Weiteres verknüpfen und in Verbindung bringen. Als wären in dieser kundelosen Periode die Dinge sich gleich geblieben. Aber was Alles kann dazwischen liegen, welche Ereignisse, Umwälzungen, Besitzveränderung. Da ist die Völkerwanderung, deren heftige Wallungen Norddeutschland gewiß nicht unberührt gelassen haben; da sind die massenhaften Auswanderungen nach England, deren heimische Gründe wir gar nicht kennen. Und so vieles Andere.

So wie die nördlichen Gegenden in das Licht der karolingischen Geschichtschreiber treten, bemerken wir, daß die früheren

römischen Anschauungen auf sie gar nicht mehr anwendbar sind. Sitten, Herrschaften, Besitzvertheilung, Alles ist verändert. In unserer Provinz finden wir Lesum und Stade, zwei große Herrschaften, — Grafschaften nennen sie die fränkischen Darsteller, weil sie keinen anderen Namen für so umfassende Güterbesitze haben. Das Wort hat Verwirrung in die Geschichtschreibung gebracht, weil sich der Begriff einer dynastischen Herrschaft damit verbindet. Aber kein Wort lesen wir davon, daß jemals ein Kaiser Grafen in Lesum oder Stade eingesetzt habe. Sie waren schon da, als die Kaiser kamen. Der Besitz Lesum umfaßte die Weserufer von Hadeln bis Thedinghausen; wie weit er sich auf das Hochland erstreckt haben mag, ist ungewiß. Die Herrschaft Stade führte vom Meere herauf das linke Elbufer entlang bis an den lüneburgischen kleinen Fluß, die Seve. Aber ausdrücklich wird gesagt, es war kein Zusammenhang in den Besitzungen, die Güter waren durch die ganze Provinz zerstreut. Nebenher läuft eine Gau-Verfassung mit sehr genau bestimmten meist natürlichen Grenzen, sich thunlichst an Flüsse oder Höhenzüge anschließend. Wer kann in diesen Dingen klar sehen oder auch nur haltbare Vermuthungen aufstellen?

Zum Besitz Stade hat einmal das Land Dithmarschen gehört, das ist zweifellos. Aber war es ein großer Privatbesitz, eine Hoheit oder vereinzelte Allodialgüter? Niemand kann es sagen. Bald finden wir einzelne Herrscher, bald Verbindung, bald völlige Freiheit. Dazu das geistliche Regiment, die Kirchenherrschaft, welche die bremischen Erzbischöfe immer und unwidersprochen dort ausübten und mit weltlicher Besitzhoheit so gern in Verbindung brachten. Man hat sich unendlich viele Mühe gegeben, diese Dinge zur Klarheit zu bringen, aber es ist nicht gelungen und wird auch wohl niemals gelingen.

Diese Zustände waren schon in alter Zeit sehr verdunkelt. So viele Versuche die bremischen Erzbischöfe auch auf Dithmarschen machten, sie haben ihr Recht niemals klar darlegen können und die erneuerten Belehnungen der Kaiser mußten den Mangel ersetzen. Ob sich auch Erzbischof Georg darauf berufen hat, können wir nicht sagen, denn der Protest liegt nicht vor; genützt hat aber seine Verwahrung nichts; Dithmarschen blieb verloren.

Es waren friedliche und segensreiche Jahre, welche das Land unter der Regierung Georg's genoß. Aber eine lange Dauer dieser glücklichen Zeit konnte bei seinem hohen Lebensalter nicht

erwartet werden. Er selbst beschäftigte sich mit dem Gedanken eines baldigen Abscheidens und ließ bereits im Jahre 1561 das Grabgewölbe mit einem Aufbau versehen, in welchem er neben seinem Bruder ruhen wollte.

Im November 1566 baten ihn die Stände dringend, wegen mehrer Sachen persönlich nach Bremervörde zu kommen. Er that es ungern, denn er fühlte seine Kräfte schon sinken. Kaum dort angekommen, zeigte sich seine Körperschwäche in immer wiederkehrenden Ohnmachten und ein bedenkliches Fieber trat hinzu.

Er hatte in der fürstlichen Welt immer als ein milder, aber doch rechtgläubiger Katholik gegolten. Selbst der Papst hatte ihn noch im Anfang des Jahres brieflich aufgefordert, nach Augsburg zu reisen, wo ein letzter Versuch zur Ausgleichung der streitigen Kirchen gemacht werden sollte. Aber auf dem Sterbebette zeigte er, daß er im Herzen evangelisch gesinnt war, denn er ließ sich das heilige Abendmahl in beider Gestalt reichen. Er sprach seine Beichte, daß er auf Christi Verdienst und bitteres Leiden sterben und leben wolle. So entschlief er am 4. December 1566 im 75. Jahre seines Alters. „Er ward von den Unterthanen mit vielen Thränen beweint, weil sie ihn als einen Vater geliebt und unter seinem Schutz guten Frieden genossen."

Im Dom zu Verden ward er seinem Willen gemäß neben dem Bruder begraben. Da haben sie lange bei einander geschlafen, die beiden ungleichen Brüder. Aber im Jahre 1832 ist das Grab zerstört, das Denkmal entfernt, und ihre Gebeine ohne Feier und Ehrfurcht zu dem großen Haufen der Hunderte geworfen, deren Ueberbleibsel in einer weiten Grube auf dem Domshofe unter die Erde gesenkt sind. Da liegen sie. Auf daß aber die Stätte nicht vergessen und nicht mit Füßen getreten werde, hat unser jetziger König mit zartem und richtigem Gefühle ein schönes Denkmal über den Gebeinen errichten lassen. Das soll man ihm Dank wissen.

Zweites Hauptstück.

Glückliche Zeiten.

1. Heinrich von Sachsen-Lauenburg.

Der Erzbischof Christoph hatte in seiner langen Regierung bewiesen, daß keine Landesverfassung die Unterthanen vor Uebergriffen und Eigenwillen des Herrschers schützen kann. Das Land hatte die größte staatliche Freiheit, welche je gewesen, die Verfassung war die ausgebildetste, die Stände besaßen eine Machtvollkommenheit ohne Gleichen, der Fürst war so eingeschränkt, daß kaum noch von einem monarchischen Principe die Rede sein konnte — und doch that der Herrscher, was er wollte, führte verderbliche Kriege, machte sein Land unsäglich elend und belastete es mit einer Schuldenmasse, welche kaum begreiflich ist.

Der Fürst, von welchem wir jetzt erzählen, trat in dieselben Bedingungen und Verhältnisse ein. Er war eben so eingeengt, wie jener. Die strengste Capitulation, welche jemals abgeschlossen ist, die landständische Verfassung, die Wachsamkeit des Domkapitels, Reversalien ohne Zahl schienen ihn auf's Aeußerste zu beschränken und völlig machtlos zu machen. Er hat Alles gehalten, was er versprach; er hat sich keinen Uebergriff erlaubt; er hat die Verfassung auf das Genaueste beobachtet, mit fast peinlicher Sorgfalt — und doch hat er regiert, wie kaum ein Anderer, mit Strenge, mit durchgreifenden Maßregeln, mit klarem Blick und unverrückbaren Plänen. Er ist nie im Lande beliebt gewesen, keiner hat ihn mit menschlicher Zuneigung in's Herz geschlossen, keine Gefälligkeit, keine niedliche Geschichte ward von ihm erzählt; aber nie war die Provinz in so guter Ordnung, nie die Rechtspflege geordneter, nie das öffentliche Leben so gedeihlich und die Finanzen so geregelt.

Das soll uns lehren, auf Verfassungen nicht mehr Werth zu legen, als sie verdienen. Denn die Staatskunst rechnet nicht mit Theorien, sondern mit lebendigen Menschen und thatsächlichen Stellungen.

Wir kommen zu sehr glücklichen Jahren. Die zweite Hälfte des XVI. Jahrhunderts ist die beste Zeit, welche unser Land jemals erlebt hat. Es fallen keine wichtige und aufregende Ereignisse vor. Innere Verhältnisse und Zustände müssen uns beschäftigen; es sind trockene Gegenstände von geringer Anziehungskraft. Aber das sind glückliche Zeiten für ein Volk, wenn die Geschichtschreiber nichts zu sagen wissen und die Jahrbücher anfangen, langweilig zu werden.

— Um die Neuerungen der Religionssachen sicher zu stellen, hatte der Erzbischof Georg einige Jahre vor seinem Ende einen Coadjutor für das Bisthum Verden angenommen, von welchem er wußte, daß er in dem Reformationswesen beharren werde. Dies war Eberhard von Holle, Abt des Michaeliskosters in Lüneburg und zugleich Bischof von Lübeck.

Auch in dem Erzstift Bremen hätte er ihm gern die Nachfolge gesichert. Das Domkapitel würde auch gegen die Persönlichkeit des Genannten keine Einwendungen gemacht haben, aber es hatte ein besonderes Interesse, welches die Wahl unzweckmäßig erscheinen ließ. Das Hinderniß lag im Lande Wursten.

Wir haben erzählt, daß dieser Bezirk seiner früheren friesischen Freiheit beraubt und mit Kriegsgewalt der Provinz einverleibt war. Aber es war ein sehr ungewisser Besitz. Die Bevölkerung war freiheitsliebend und kriegerisch; immer lag die Gefahr nahe, daß die Wurster eine günstige Gelegenheit ergreifen und das bremische Joch abwerfen möchten. Diese Gelegenheit bot ihnen fortwährend der Herzog von Sachsen-Lauenburg. Diesem gehörte das Land Hadeln, und er sowohl wie seine Vorgänger hatten es immer gut regiert und in aller hergebrachten Freiheit gelassen. Am Liebsten wären die Wurster in ihrer alten Unabhängigkeit geblieben; wenn dies aber nicht mehr sein konnte, so war ihnen kein Herrscher so genehm, als der von Lauenburg. Dieser hatte auch den ernsten Willen, das Land Wursten sich anzueignen. Die kriegerischen Versuche waren freilich mißlungen, die bremischen Waffen hatten ihn zurückgeschlagen, aber nun betrat er den Rechtsweg und machte einen Proceß über das Besitzrecht des Landes

bei dem kaiserlichen Kammergericht anhängig. Der Ausgang jedes Processes ist unsicher.

Diese Sache machte dem Domkapitel schwere Gedanken. Aber es ward ein glückliches Mittel gefunden, alle Besorgnisse zu heben.

Der Herzog Franz von Lauenburg hatte viele Söhne. Nach fürstlicher Gewohnheit der Zeit war einer derselben, Heinrich, zum geistlichen Stande bestimmt. Er hatte früh eine Präbende in Cöln erhalten und lebte daselbst. Er war noch minderjährig.

Als der erzbischöfliche Stuhl in Bremen durch Georg's Tod erledigt war, fielen die Blicke des Domkapitels auf den lauenburgischen Fürstensohn. Man wies alle anderen Bewerber ab. Deren waren freilich eine Menge. Der Kaiser Maximilian wünschte, daß ein katholischer Herr gewählt würde; man gab ihm eine sehr höfliche, aber ablehnende Antwort. Wilhelm der Jüngere von Braunschweig verwandte sich für seinen Bruder, Hans Albrecht von Mecklenburg für seinen Neffen, Herzog Ernst von Grubenhagen für seinen Bruder Wolfgang. Man beachtete diese Bewerbungen nicht und setzte sich mit Franz von Lauenburg in Verbindung. Die Unterhandlungen gelangten zu einem schnellen Abschluß.

Der Herzog verzichtete gänzlich auf das Land Wursten, zu Gunsten des Erzstifts, auf Bederkesa und die Güter von Elmlohe zu Gunsten der Stadt Bremen und versprach, den Proceß bei dem Reichskammergerichte zurückzunehmen. Sein Sohn Heinrich sollte zum Erzbischof ernannt werden. Während seiner Minderjährigkeit wollte das Domkapitel das Regiment führen, ihm aber jährlich 500 Thaler auszahlen lassen. Die übrigen Söhne des Herzogs sollten den Vertrag mit bestätigen. Im Uebrigen blieben die Recesse der letzten Erzbischöfe in Kraft und wurden einfach wiederholt. Es wurden einige Zusätze gemacht, welche sich aber nur auf Nebensachen beziehen.

Diese Verträge traten in Kraft uud wurden zu allseitiger Befriedigung ausgeführt. Heinrich wurde am 17. Februar 1567 einmüthig zum Erzbischof erwählt und sollte, da er erst 19 Jahre alt war, noch vier Jahre mit der wirklichen Uebernahme der Geschäfte warten. Aber schon nach zwei Jahren trat er die Regierung an.

Er bestätigte alle Capitulationen, welche der Vater in seinem Namen mit dem Domkapitel abgeschlossen hatte. Es geschahen auch die nöthigen Schritte, um die Bestätigung der Wahl bei

dem Papste zu erwirken. Auch die folgenden Erzbischöfe suchten darum nach, obgleich sie ausgesprochen lutherisch waren. Es ist etwas wunderlich; aber so leicht es damals den Leuten wurde, mit der päpstlichen Lehre ganz und entschieden zu brechen, so schwer war es ihnen, die alten Regierungsformen abzuwerfen, welche damit in Verbindung standen. Der Papst verweigerte natürlich die Bestätigung; aber der Kaiser kehrte sich daran nicht. Er ertheilte (1574) dem neu gewählten Erzbischof ein Lehnsindult.

Den Hauptzweck seiner Wahl hatte man erreicht; das Land Wursten war unauflösbar mit der Provinz verbunden. Es muß sich mit der veränderten Lage bald ausgesöhnt haben, denn es sind gar keine Versuche wieder gemacht, die alte Freiheit zu gewinnen oder anderen Fürsten sich anzuschließen.

Mit auswärtigen Angelegenheiten sich zu beschäftigen, fand Heinrich III. keine Veranlassung. Er war 1574 zum Bischof von Osnabrück und 1578 zum Bischof von Paderborn gewählt und in letzter Eigenschaft mußte er einmal einen kleinen Kriegszug nach Pyrmont übernehmen. Es fielen während seiner Regierung in Norddeutschland keine politische Veränderungen von solcher Wichtigkeit vor, daß er zu einer thatsächlichen Theilnahme sich bewogen fühlen konnte. Desto mehr beschäftigte er sich mit den inneren Verhältnissen der Provinz.

Sein Vorgänger hatte die Wege schon angebahnt, um die Finanzlage des Landes wieder in Ordnung zu bringen. Das Domkapitel hielt dies für eine der hauptsächlichsten Nothwendigkeiten. Wie Georg dasselbe in diesen Bestrebungen unterstützt hatte, so wirkte auch Heinrich dahin, so viel er konnte. Die Bemühungen hatten Erfolg; es konnte nicht schnell gehen, die Schuldenlast aus Christoph's Zeit war zu groß und die Verpflichtungen zum Theil sehr verwickelt; aber man that doch, was möglich war. Eine Schuld nach der anderen ward getilgt und die Einnahmen des Erzbischofs wurden allmälig sehr bedeutend.

Was aber sehr im Argen lag und immer im Argen gelegen hatte, das war der Rechtszustand des Landes. In allen Bezirken der Provinz hatten sich andere Rechte ausgebildet und der Zustand war sehr abweichend. Diese Rechtsverschiedenheit war schwer auszugleichen; es blieb ein großer Uebelstand und ist es zur Stunde noch; selbst in den jetzigen blühenden und befriedigenden Verhältnissen der Provinz ist es bei Weitem die schwächste Seite der öffentlichen Zustände.

Man hat dies früh empfunden. Schon der Erzbischof Balduin (1435) veranlaßte eine Sammlung von Urtheilen der Stände und Landgerichte, unzweifelhaft um dadurch eine Grundlage für ein allgemeines in der ganzen Provinz gültiges Recht vorzubereiten. Diese Sammlung ist noch im Stader Archiv vorhanden und neuerdings (durch D. Möhlmann) zum Theil veröffentlicht.

In der Osterstader Marsch waren vier besondere Gerichte, zu Neuenlande, Rechtenfleth, Sandstedt und Bruch. Jedes hatte abweichende Gebräuche. Die Sammlungen von Urtheilen und Gewohnheiten wurden mit der größten Sorgfalt aufbewahrt; so sollte das Neuenlander Gesetzbuch vermöge Schlusses von 1477 in einer Lade unter drei Schlössern verwahrt werden, von denen ein Schlüssel dem Vogte zu Hagen, einer den Dingleuten zu Neuenlande, der dritte den gemeinen Einwohnern daselbst übergeben war. Die erzbischöfliche Regierung fand indeß, daß viel Schwankendes und Mißbräuchliches in diesem alten Gewohnheitsrechte eingerissen sei. Es ward auf einem Landtagsbeschlusse zu Bremen (1580, December 9.) festgesetzt, daß die Rechte von Osterstade ordentlich aufgenommen werden sollten. Erzbischof Heinrich beauftragte (1581, Januar 18.) den Amtmann H. Warkenstede zu Hagen und die Belehnten, Vögte und Aeltesten der vier Gerichte, die alten Aussprüche und Gewohnheiten auszugleichen und zusammen zu fassen. So bildete sich aus den aufgezeichneten und bestätigten Gewohnheiten das Osterstader Landrecht, welches noch bis auf den heutigen Tag seine Gültigkeit hat. Einzelne Vorschriften haben im Laufe der Zeit ihre Anwendbarkeit verloren, aber die höchsten Behörden, das Reichskammergericht, das Tribunal zu Wismar in schwedischer Zeit und jetzt das Oberappellationsgericht zu Celle legen es ihren betreffenden Entscheidungen zu Grunde. Es ist bei Pufendorf (Observ. III. app. 1.) abgedruckt. Die Sprache ist schon hochdeutsch.

In Kehdingen galt auch ein besonderes Recht. Es ist in unbekannter Zeit, aber erst sehr spät schriftlich verfaßt und oft abgedruckt (durch Keller, Pufendorf und Schlichthorst). Diese Statuta Kedingensia sind nicht nur durch die Verfügungen bemerkenswerth, welche sie geben, sondern auch durch die, welche sie aufheben. An vielen Stellen wird nämlich gesagt, daß diese oder jene bisher gültige Rechtsregel außer Kraft gesetzt werden solle. Diese Stellen lassen uns einen Blick in die Rechtsverhältnisse uralter Zeiten thun, welche aber keineswegs erfreulich sind. Sie

enthalten auch einige eigenthümliche Bestimmungen über das Näherrecht, und sagen, daß bei den betreffenden Verkäufen diejenigen, welche auf der Seeseite benachbart sind, die ersten Ansprüche nach den Verwandten haben sollen. Dies Näherrecht besteht noch in vielen Gegenden bei uns zum Unglück der Provinz; denn daraus entstehen zahlreiche Rechtsstreite und bedenkliche Eide, welche eben so schwer zu schwören, als abzulehnen sind. Das Kehdinger Recht gilt für Adlige und Bauern, aber es ist in seiner Entwicklung stehen geblieben und daher von sehr zweifelhaftem Werthe.

Das Altelaud hatte aus sehr ferner Zeit seine bestimmten und zum Theil sehr abweichenden Rechtsnormen. Das Rechtsbuch wurde (1512) von Neuem geordnet. Beauftragte aus dem Lande brachten die Aussprüche in gute Reihefolge, die Gemeinheit genehmigte das Werk und so wurde es von dem Erzbischof Christoph und den Ständen bestätigt. Ein Abdruck findet sich bei Dreyer (Samml. vermischter Abhandl. 1, 432), so wie bei Pufendorf (Obs. IV. app. S. 48—55). Bei der Zähigkeit, womit die Einwohner Alles, was alt ist, festhalten, hat das Altländer Recht bis auf unsere Zeit Vieles in Kraft bewahrt, was besser beseitigt wäre. Wir haben manches harte Urtheil über die Rechtsnormen des Altenlandes gehört, selbst von den Beamten, welche darnach entscheiden mußten. Hierin könnte gewiß Manches zum Besseren verändert werden. Man behauptet geradezu, in der ganzen Provinz wäre kein Recht so unbillig und der natürlichen Anschauung so widersprechend, als das des Altenlandes.

Das betrifft die materielle Seite dieses Rechts. Sehen wir aber auf die formelle Seite desselben, auf das Gerichtsverfahren selbst, so begegnet uns ein Labyrinth von mannigfaltigen, höchst verwickelten Jurisdictionsverhältnissen, siedeste Gerichte, Landgräfding, Gräfengericht, Fünfdörfergericht, Patrimonialgerichte u. a., welche bald als Polizeibehörden, bald als Schöffenstühle, bald als Appellationsinstanzen sich geltend machen. Mehre Rechtsgelehrte (Scharf, v. Zesterfleth, Oesterley) haben sich damit abgemüht, aber erst von Langwerth ist es gelungen, sich hindurch zu finden und die versteckte Ordnung zu entdecken, welche bei scheinbarer Regellosigkeit dies Gewirre von Formen durchdrang und die ganze Verfassung zusammenhielt. Er hat seine Forschungen und Ergebnisse in einer sehr klaren Darstellung niedergelegt, welche man in

der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen (Jahrg. 1856) findet. Es ist ein Muster einer rechtsgeschichtlichen Erörterung.

Wir erfahren aus derselben, daß in unserer Provinz noch im XIX. Jahrhunderte „urgermanische Einrichtungen unverkümmert in Wirksamkeit waren, deren Entstehung in eine Zeit fällt, die jenseits der festen Merksteine der Geschichte liegt. Es sind dieselben Einrichtungen, die von den Ufern der Elbe und Weser mit Hengist und Horsa nach Britannien zogen und noch jetzt die Grundlage bilden für das Gerichts- und Verfassungsleben eines großen Theils der alten und neuen Welt. Hervorgegangen aus dem innersten geistigen Leben des Volks, gepflegt von ihm mit voller Hingebung und Liebe, haben sie niemals aus seiner Mitte Anfechtungen zu bestehen gehabt. Gegen äußere schädliche Einwirkung sicherte die Entlegenheit des Landstrichs an den äußersten Grenzen des Reichs, der Schutz, den gegen Wasser und Land diese Lage gewährte, die Kraft und die Zähigkeit der Bewohner. So hat es geschehen können, daß Jahrhunderte hindurch das Gerichts- und Gemeindewesen jener Gegenden sich gegen alle Wechselfälle der Zeit in seiner ursprünglichen Reinheit erhielt, bis endlich das Jahr 1848 mit seiner allem Besonderen feindlichen Richtung auch hier nivellirte. Aber auch die Stürme dieses Jahrs haben nur die besonderen Gestaltungen jener germanischen Grundideen beseitigt, nicht diese selbst zu vernichten vermocht. Der Geist derselben fuhr fort auch in unserem Lande im Schwurgerichte, Schöffengerichte und in der Amtsversammlung zu leben."

Man wird fragen, ob es ein Unglück und Schaden für das Land war, daß diese Gerichtsformen vernichtet wurden. Ungeachtet seiner ersichtlichen Vorliebe für die alten Verhältnisse muß der Verfasser jener Arbeit antworten: „Es ist fast überflüssig, die einzelnen Gebrechen einer Gerichtsverfassung aufzuzählen, von der es auf den ersten Blick klar ist, daß sie einer ganz anderen Zeit, als der gegenwärtigen, angehört. Fast alle diese Formen beruhen auf dem Grundsatze der Souverainetät der Volksgemeinde und daß alles Gesetz und Recht nur von ihr ausgehen kann, ein Grundsatz, der nicht erst seit gestern veraltet ist. Wenn daher diese Institutionen, obgleich ihre wesentliche Grundlage schon seit Jahrhunderten zerfallen ist, dennoch aus der Tiefe der germanischen Urzeit bis auf uns heraufgekommen sind und sich unter dem Wechsel aller Zeiten und Verhältnisse mit beispielloser Beharrlichkeit erhalten haben, nachdem Geist und Leben längst aus ihnen

entwichen ist, so können sie zwar für den Geschichtsforscher als wohlconservirtes Exemplar einer sonst überall untergegangenen Form anziehend und lehrreich sein, für den practischen Gebrauch eignen sie sich nicht mehr, und können die Ansprüche, welche jetzt an Einrichtungen dieser Art gemacht werden, nicht mehr erfüllen. — Es ist actenkundig, daß das Vormundschaftswesen im Altenlande im äußersten Verfall war, daß Niemand sich um die Geschäftsführung der Vormünder bekümmerte und die Pupillen oft um das Ihrige betrogen wurden. Fast noch gehässiger ist die rein finanzielle Seite des Gerichtsverfahrens. In dem Gerichtsherrn, der seine Brüche einforderte, konnte man keinen Diener und Beförderer der guten Ordnung, sondern nur einen Privatmann erkennen, der seine Gebühr verlangte."

So lautet das Urtheil eines Mannes, welcher diese Verhältnisse noch von der möglichst günstigen Seite betrachtet. Man kann es nicht beklagen, daß sie untergegangen sind, und nur bedauern, daß es nicht schon früher geschehen ist.

Das Land Wursten ist der einzige Theil unserer Provinz, in welchem das friesische Recht galt. Die Grundlage desselben ist, wie bei allen friesischen Stämmen, die uralte Lex Frisonum, dessen Ursprung sich in die fernsten Zeiten verliert. Von Wiarda, dem ostfriesischen Geschichtschreiber, ist dieser Rechtsquelle sehr passend der Name des Asegabuches gegeben. Es ist wahrscheinlich zuerst in Versen verfaßt, denn in den frühesten Theilen desselben zeigt sich eine merkwürdige dichterische Form, deren erhabener Schwung sonderbar von der knappen und trockenen Fassung jetziger Rechtsnormen sich unterscheidet. Auch das Wurster Landrecht (abgedruckt bei Pufendorf Observat. tom. 3) ist daraus hervorgegangen.

Einzelne Bestimmungen desselben, die verschiedenen Bußen und Entschädigungen, welche aus dem alten Wehrgelde hervorgingen und das Ordal des glühenden Eisens (art. 14) kann man tadeln; aber in anderen Beziehungen ist es ein mildes, klares und alle Verhältnisse umfassendes Recht. Man erkennt, daß es nicht von einem juristischen Ausschusse, sondern von den lebendigen Zuständen einer Volksgemeinschaft geschaffen ist. Nur darin liegt ein Fehler, daß man nicht auf der guten alten Grundlage naturgemäß weiter gebaut hat. Die Einwirkungen römischer Rechtsgelehrsamkeit, die Herübernahme alttestamentlicher Vorschriften und kirchenrechtlicher Grundsätze haben die Einheit und natürliche

Fortbildung gestört. Dadurch ist das spätere friesische Recht verworren, unklar und eher eine Quelle, als eine Beendigung zweifelhafter Verhältnisse geworden.

Um über die Eigenthümlichkeiten des Wurster Landrechts in das Klare zu kommen, haben wir uns fragend an einen uns bekannten Rechtsgelehrten in der Provinz gewandt. Derselbe (Herr Obergerichtsrath Hattendorff in Stade) hat die Güte gehabt, umfassend zu antworten und wir können es uns nicht versagen, aus seiner Erwiederung einige hauptsächliche Sätze zu entnehmen. „Es kommt so ziemlich auf Eins hinaus, ob es sich um friesisches oder sächsisches Recht handelt. Man darf den Unterschied zwischen beiden nicht in dem Wesentlichen des Rechts selbst suchen. Sowohl dem sächsischen, als dem friesischen Rechte liegt nur eine Quelle, nämlich das uralte germanische, damals noch ungeschriebene und traditionelle Recht, zu Grunde. Von der gleichen Ansicht gehen die Rechtsbücher des deutschen Privatrechts aus. Es wird darin hervorgehoben, daß die vereinigten friesischen Seelande am Längsten die alte Autonomie der Volksgemeinde und zwar, bei ihrer eigenthümlichen Lage gegen das Reich, in fast vollkommener Unabhängigkeit sich bewahrten, daß sie ihre Rechtssatzungen am Längsten frei von der Einwirkung der Landeshoheit und der Territorialgesetzgebung erhielten. Sie wußten ihre Gesetze, auch die einer späteren Periode, vor den andrängenden Feudalelementen des Mittelalters zu retten. Ihre Gesetze schließen sich daher nach ihrem Geiste mehr an die alten Volksrechte an und sind die beste Quelle zur Erkenntniß des im altgermanischen Rechtsboden fortwachsenden Rechts einer früheren Zeit.

Das älteste der Wurster Rechtsbücher, die Willküren von 1508, ist längst außer Gebrauch gekommen und in Vergessenheit gerathen. Auch das spätere Rechtsbuch, das Wurster Landrecht von 1611, hat nach den übereinstimmenden Entscheidungen der Gerichte an sich keine Rechtsverbindlichkeit zu beanspruchen, weil die landesherrliche Bestätigung nicht nachzuweisen ist. Die Rechtssätze desselben gelten nur in so weit, als ihre fortdauernde gewohnheitsrechtliche Gültigkeit sich beweisen läßt. Dies ist der Fall bei der allgemeinen ehelichen Gütergemeinschaft und dem Beispruchsrechte. Jene tritt aber erst mit beerbter Ehe, d. h. mit der Geburt eines Kindes in Kraft, während sie nach anderen deutschen Rechtsbüchern einfach nur von der Eingehung der Ehe oder

vielmehr der Regel nach von der Beschreitung des Ehebettes abhängig gemacht ist. Sie dauert fort, auch wenn das geborne Kind wieder stirbt. Auch darf der überlebende Ehegatte die Gütergemeinschaft mit seinen Kindern fortsetzen; er bleibt dann mit diesen im Gesammtgute „auf Gedeih und Verderb" sitzen und hat, auch die Ehefrau, ganz die umfassenden Rechte, wie sie während bestehender Ehe dem Haupt der Familie zustanden. Dieselben Rechtsinstitute finden sich, wenngleich in den Einzelnheiten nicht übereinstimmend, auch in denjenigen Landestheilen unserer Provinz, in welchen früher sächsisches Recht gegolten hat. —

Ich bin nun nicht zweifelhaft darüber, daß das deutsche eheliche Güterrecht den Vorzug vor dem römischen Dotalrechte verdient; daß es der Sitte, dem natürlichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau („wem ich meinen Leib traue, dem traue ich auch mein Gut"), dem Verhältnisse der Ehegatten Dritten gegenüber und ebenso ihrer Stellung zu den Kindern viel mehr entspricht. Zweifelhaft könnte es nur sein, ob nicht die einer überlebenden Mutter bei fortgesetzter Gütergemeinschaft eingeräumten Rechte unter Umständen zu weit gehen.

Eben so gewiß scheint es mir aber auch zu sein, daß die in dem Beispruchsrechte zu befindenden Beschränkungen des freien Veräußerungsrechtes für unsere Zeit und unsere Verkehrsverhältnisse nicht passen. Früherhin mag auch dieses Recht ganz an seinem Platze gewesen sein; so nur wird seine große Verbreitung erklärlich. —"

Mit der schriftlichen Abfassung und besseren Redaction der letztgenannten Rechte hat sich der Erzbischof Heinrich viel beschäftigt. Auch veranlaßte er die schriftliche Herausgebung des bremischen Ritterrechts. Es wurde 1577 ein Rittertag zu Volkmarst in dieser Angelegenheit gehalten, wobei Joachim Hink, Sohn eines Bäckers zu Stade, Probst zu Bücken und Osterholz, besonders thätig war. Der Entwurf wurde angenommen und von betreffender Seite bestätigt. Er hat mehrfach neue Redactionen erhalten, (1651, 1663, 1699, 1738,) aber die Grundbestimmungen sind anfänglich immer dieselben geblieben. Es gilt nur für die immatrikulirte Ritterschaft des Herzogthums Bremen; für andere Adlige ist es unverbindlich; auch auf das Herzogthum Verden findet es keine Anwendung.

Abgesehen von unwesentlicheren Bestimmungen ist der Hauptzweck dieses Rechts, daß der Grundbesitz bei der Familie bleibe,

welche ihn hat. Es ist also genau derselbe Zweck, welchen unsere Bauern durch freiwillige Gerichtsbarkeit, durch Ehestiftungen und letzte Verfügungen zu erreichen suchen. In dieser Hinsicht fällt das Ritterrecht und Bauernrecht völlig zusammen. Soll dieser Zweck erreicht werden, so darf bei Erbfällen durchaus keine gleiche Theilung der Berechtigten eintreten, denn das Stammgut würde in diesem Falle entweder zersplittert oder verkauft und dadurch der Familie entfremdet werden.

Hier tritt nun der Gegensatz des gemachten Rechtes und der natürlichen, oder wenn man will, der philosophischen Anschauung hervor. Wenn Einer das Stammgut erbt, so wird er ungemein bevorzugt, und die anderen Kinder, obgleich in derselben natürlichen Rechtslage und in gleichem Anspruch, werden weitaus benachtheiligt. Warum geschieht das und warum muß es geschehen?

Wir kommen hier auf eine der allerwichtigsten Fragen der Volkswirthschaft, auf die Theilbarkeit des Grundbesitzes. Darüber herrscht große Unklarheit, und es ist gut, wenn man die Sache von dem Standpunkte wirklicher Verhältnisse betrachtet.

In unserer Provinz herrscht in allen Marschgebieten die freie Theilbarkeit des Grundbesitzes, auch in großen Bezirken des Hochlandes. Wo die Theilbarkeit gesetzlich beschränkt ist, werden doch die Behörden durch die Lage der Dinge veranlaßt, nachsichtig zu verfahren. Sehr selten wird einem Eigenthümer verwehrt, seinen Besitz zu theilen, und eine gewaltsame Geschlossenheit der Höfe wäre hierorts sehr bedenklich und kaum durchführbar.

Ist das gut oder nicht? Sollen die Besitzer ihre Güter zersplittern dürfen oder gezwungen werden, sie beisammen zu halten? Was ist für sie und für das allgemeine Wohl besser?

Die Erfahrung giebt darauf eine verschiedene Antwort. Wo die Höfe in Theilchen zersplittert werden, tritt bald allgemeine Armuth ein. „Sie essen nicht satt und hungern nicht todt.“ Das ist die unausbleibliche Folge. Wo die Höfe gewaltsam geschlossen bleiben, ist die Folge nahezu dieselbe. Es bleibt dann freilich ein großer reicher Grundbesitzer, aber um ihn her sammelt sich ein Haufen von Proletariern in Abhängigkeit und Armuth.

Dies Unglück, dies größte der Uebel tritt ein, wenn die Gesetzgebung des Staates beherrscht wird entweder von einer philosophischen Anschauung über die Rechtsgleichheit aller Menschen oder von der ängstlichen und bevormundenden Auffassung der

wirklichen Verhältnisse; die weiteste Freiheit und der stärkste Zwang decken sich in ihren Folgen.

Wir müssen hier etwas weiter zurückblicken. In neuerer Zeit ist besonders durch die Umwälzung in Frankreich der Grundsatz in's Leben getreten, daß alle Menschen vor dem Rechte gleich sind, also auch alle Kinder eines Vaters denselben Anspruchsantheil an die Erbschaft haben. Aus dieser Behauptung folgt unausbleiblich die Theilung des Grundbesitzes und ihre unseligen Ergebnisse. Das ist die Wirkung des französischen Rechtes.

In manchen Theilen unsers Königreichs ist schon in älterer Zeit der gerade entgegenstehende Grundsatz aufgestellt, nur Einer soll erben. Daraus entsteht das Proletariat. Das ist die Wirkung des bevormundenden Rechtes.

Man pflegt bei der Betrachtung solcher Verhältnisse einen Punkt zu übersehen, auf den es gerade in diesen Sachen ankommt. Man muß bei der Theilbarkeit des Grundbesitzes genau unterscheiden die Befugniß, theilen zu können, und den Zwang, theilen zu müssen. Das ist der Angelpunkt, um den sich Alles dreht.

Wird ein Grundbesitzer gezwungen, das Gut geschlossen zu halten, so versinkt leicht eine Generation in Armuth. Wird er gezwungen, zu theilen, so erhalten die Nachbleibenden nicht genug; er muß also verkaufen und das Gut wird der Familie entfremdet. Also ist aller Zwang vom Uebel.

Deshalb sind wir persönlich für die Theilbarkeit des Grundbesitzes, aber nicht für die gezwungene, sondern für die facultative Theilbarkeit. Das soll heißen, ein Grundbesitzer muß, so lange er lebt, die Freiheit haben, mit seinen liegenden Gründen zu machen, was er will. Er muß sie an Alle oder Einen vererben können, das fähigste Kind vorziehen, andere zurücksetzen dürfen, den Grundbesitz theilen oder zusammen halten. In jeder Gegend, ja in jedem einzelnen Falle sind die Verhältnisse so verschieden, die Erwerbsgelegenheiten, die Verwerthungen, die Lebensbedingnisse so abweichend, daß man es eine ungeheure Anmaßung der Gesetzgeber nennen muß, hierin Vorschriften geben zu wollen, welche auf Alles passen. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Wenn aber ein Grundbesitzer ohne letztwillige Verfügung stirbt, wie soll es dann werden? Sollen die Kinder theilen oder verkaufen oder einen neuen Besitzer wählen? Unsere Antwort lautet: Dann soll der Staat als Obervormund eintreten, er soll

genau erforschen, wie würde der Erblasser verfügt haben, wenn er noch gekonnt hätte und darnach soll er eine Bestimmung treffen.

Wie kommen wir auf diese Dinge? Weil das Ritterrecht und das Bauernrecht in unserer Provinz, welche wie gesagt im letzten Zwecke eines sind, diese Gedanken zu ihrer Grundlage haben. Sie sprechen dieselben nicht aus und können es auch nicht, denn sie wollen keine theoretische Betrachtungen geben, aber das ganze Gebäude ist lediglich auf ihnen errichtet. Die größte Freiheit soll herrschen, so lange ein Eigenthümer lebt, und das Ritterrecht, wie es ursprünglich war, beschränkt keinen darin. Jeder Adlige kann zu seinen Lebzeiten mit dem Grundbesitz machen, was ihm gutdünkt. Er kann kaufen und veräußern, theilen und tauschen, ganz wie er will. Aber er soll bei Veränderungen die Güter zunächst seinen Stammvettern anbieten, und im Testament darf er die nächsten Erben nicht übergehen. Dies sind natürliche und gute Bestimmungen. Im Uebrigen ist keine Rede von Majoraten, Fideicommissen und Erstgeburtsrecht. Das Wort Erstgeburt kommt im ganzen Gesetz nicht vor; also hat der Erblasser die Freiheit, das fähigste Kind vorzuziehen; eine sehr wichtige und heilsame Freiheit. Stirbt aber ein Adliger ohne Testament, so tritt das Gesetz ein und regelt die Verhältnisse, thunlichst genau, wie er sie selbst zum wahren Wohl der Seinigen und im Hinblick auf den Bestand der Familie geregelt haben würde.

Darum ist das Ritterrecht ein in seinen Grundlagen vortreffliches Gesetz. Aber diese Grundlagen sind nicht geblieben. Man hat ein Erstgeburtsrecht eingeführt, man hat die freie Verfügbarkeit erschwert und die Verkäufe von den Nothfällen abhängig gemacht. Diese Beschränkungen würden sehr bedenkliche Folgen gehabt haben, aber das wirkliche Leben hat Mittel gefunden, ihnen auszuweichen. Die Bestimmungen sind nämlich sehr leicht zu umgehen und der Ritterschafts-Präsident hat kein Mittel, sie zu erzwingen. Die Machtlosigkeit des Präsidenten, obgleich an sich ein Uebel, beweiset sich in diesen Fällen doch heilsam.

Wenn man diese Verhältnisse betrachtet, muß man immer die älteste Redaction des Ritterrechts in's Auge fassen. Der früheste Druck ist aus dem Jahre 1673 (Stade bei E. Gohlen), ein seltenes und schwer zu findendes Buch. Wir bemerken daher ausdrücklich, daß die Bibliothek des Kön. Obergerichts in Stade ein Exemplar besitzt, dessen Benutzung uns gütigst gestattet war.

Es ist nichts mehr zu bedauern, als daß dies Recht in seinen allgemeinen Bestimmungen nicht sogleich auf die anderen Grundbesitzer der Provinz angewandt ist. Das wäre möglich und gedeihlich gewesen, und manche Verwirrung, manche unpassende Verfügung und schließliche Reue würde den Bewohnern erspart sein.

Es ist aber das große Verdienst Heinrichs III., diese Wahrheiten klar erkannt und wenigstens für einen Theil seiner Unterthanen in Wirksamkeit gesetzt zu haben. Wo man von diesen Wahrheiten abweicht, da folgt das Unglück auf dem Fuße. Beispiele liegen nahe. Nur wo freie Verfügbarkeit herrscht, da ist ein guter Zustand, und etwaige Unzuträglichkeiten finden ihre Heilung in sich selbst. — Wie der Erzbischof in allen Dingen klare und ausgesprochene Maßnahmen liebte, so auch in der Religionsverfassung. Er war der erste Landesfürst, welcher frei und offen vor aller Welt sich zur lutherischen Lehre bekannte. Das war freilich nicht mehr ungewöhnlich; es gab damals in Deutschland außer ihm sechs hohe Kirchenfürsten, welche weltkundig protestantisch gesinnt waren und von denen zwei in wirklicher Ehe lebten; es waren die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Verden, Kamin, Schwerin und Ratzeburg.

In seiner Jugend und als Domherr zu Cöln mußte er äußerlich noch als Anhänger der katholischen Lehre erscheinen. Wann und wie er sich dem Lutherthum zugeneigt hat, wissen wir nicht. Es wußten auch wohl seine Zeitgenossen kaum, denn Heinrich war in seinem Wesen schweigsam und zurückhaltend. Er suchte nun die lutherische Lehre fest zu gründen. Unmittelbar konnte er nur wenig auf die einzelnen Kirchen und Dorfpfarrer einwirken, denn sie standen nicht unter ihm, sondern unter dem Domkapitel; aber er trieb das letztere an, einen gedeihlichen Zustand allenthalben herzustellen.

Dies war nöthig. Als die Reformation eintrat, hatten die Domherren sich zurückhaltend benommen; sie ließen die Dinge gehen. Die Dorfpfarrer wurden lutherisch, aber auf eigene Hand. Dies war zuweilen gut, ist aber in vielen Fällen von Nachtheil gewesen. Besonders hatten sich bei Erledigungen der Pfarren Uebelstände ergeben. Die Kirchenjuraten hatten dann neue Prediger berufen, welche zum Theil unfähig waren, und das Domkapitel hatte es bei seiner eigenen zweideutigen Stellung geschehen lassen. Jetzt wurden aber auf Antrieb des Erzbischofs allenthalben Kirchenvisitationen angeordnet. Ihre Protokolle sind theilweise noch

erhalten; sie zeigen, daß allenthalben lutherische Lehre gepredigt ward, aber die äußeren Lebensbedingungen der Pfarrer waren sehr geschmälert und mancherlei Willkühr eingetreten. In Stotel hatte der dortige Drost seinen unehelichen Sohn zum Prediger angesetzt, obwohl derselbe gar nicht geistlich war; er riß außerdem die Kirchengüter an sich. In Bevern hatten die Juraten Pfarrland in Gebrauch genommen und wollten es nicht wieder herausgeben. In Oerel beklagte sich der Prediger, daß ihm die Einnahmen nicht gegeben würden, weil die Bauern behaupteten, diese rührten von den jetzt aufgehörten Seelmessen her. In Gestendorf waren sehr bedeutende Intraden gewesen, eine der reichsten Pfarren; aber der Prediger wußte nicht, wie er sie wieder herbeischaffen sollte. In Gyhum, Drochtersen und vielen anderen Oertern waren Zustände, welche berücksichtigt werden mußten. Fast allenthalben fehlten die Missalen. Dies waren die Meßbücher, aus denen die katholischen Pfarrer die Liturgie gelesen hatten. Aber in denselben war auch regelmäßig die ständige Pfarreinnahme verzeichnet. Die Prediger behaupteten, daß die Juraten diese Bücher an die Seite gebracht hätten, um sich oder einzelnen ihrer Verwandtschaft die Kirchengüter zuzuwenden. Diese Vernichtung der Missalen ist in geschichtlicher Beziehung sehr zu bedauern, denn die Pfarrer hatten die Gewohnheit, wichtige örtliche Vorfälle darin zu verzeichnen. Wir haben in unserer Provinz keines dieser Meßbücher mehr, aber in den friesischen Theilen des Erzstifts haben sich noch einige erhalten und bilden eine sehr wichtige Geschichtsquelle für die betreffenden Gegenden.

So gab es viel zu bessern. Die Visitationen hatten aber guten Einfluß. Was irgend von den Pfarrintraden herbeigeschafft werden konnte, das geschah. Es ist dabei viel in den Händen der zeitigen Besitzer zurückgeblieben, aber was unsere Prediger noch an Grundbesitz und regelmäßiger Einnahme haben, das verdanken sie zum großen Theil der Strenge, mit welcher der Erzbischof die Visitationen betreiben ließ.

Einzelne Kirchen waren in katholischer Zeit sehr reich gewesen. Es liegt uns z. B. das Inventarium der Kapelle St. Jost vor, eines kleinen Gotteshauses, welches zu Lamstedt gehörte. Hier fand sich die Statue des heiligen Jost mit einer silbernen Krone auf dem Haupte, woran fünf große Edelsteine waren. In der rechten Hand hatte er einen silbernen Stab, in der linken eine silberne Kapelle mit einem kleinen Thurm und Goldring.

Dazu fanden sich 2 Fische, 4 Beine, 24 Herzen, 6 Brüste, alles von Silber; 89 Spangen, ein silbernes Schiff, viele Kelche, Kreuze und ein goldener Ring mit einem Saphir. Das war Alles verloren gegangen. Von der Kirche in Seehausen wird Aehnliches berichtet. Da war Silberschmuck am Mantel der Jungfrau Maria, fünf bremer Mark werth; twe sülveren pipen, de men bruket, wenehr man dat volk berichtet; zwei silberne Stricke, vergoldet mit Löwen, ein Perlenkranz, Ringe und Silbergeschmeide. Solcher Weihgeschenke hat es gewiß eine Menge in vielen Kirchen gegeben, aber sie waren nun alle dahin.

Heinrich ist auch der erste Erzbischof unseres Landes gewesen, welcher in die Ehe trat. Das Domkapitel konnte solch einen Schritt nicht gern sehen, denn wir finden, daß er späteren Fürsten durch die Capitulation verwehrt wurde, aber dies Mal war der Fall gar nicht vorgesehen.

Seine Erwählte war Anna von Broich, die Tochter eines Rathsherrn und Bürgermeisters zu Cöln. Die Verbindung wurde in aller Form vorbereitet, die Einwilligung der nächsten Blutsfreunde herbeigeschafft und vom Schloßprediger Gade am 25. October 1575 in der Kapelle zu Hagen vollzogen.

Der Prediger mußte darüber eine amtliche Urkunde aufstellen. Es ist eine sehr feierlich gehaltene Schrift, worin er sagt, daß der Erzbischof Heinrich ihm als seinem Pastoren und Beichtvater zu erkennen gegeben habe: „die unfuldenkamenheidtt und nichthaltunge der gaven der Heiligen kusesheit (Keuschheit), die der liebe Paulus ahn denen, so sie gegeben, roemett, I. Fürstl. Gn. aber nicht vorerett.“ Er wolle daher in die Ehe treten, um dem Zorn und der Strafe Gottes nicht anheim zu fallen. Da ihm als Prediger von Gott befohlen sei, die Gewissensbeschwerung durch Gottes Wort zu entfernen, Rath zu geben und die Seelen zu erleichtern, so sei ihm dieser Entschluß seines Fürsten eine hoge und sonderlige Hertzens Frouwde gewesen. Die Trauung sei genau nach den Ordnungen der Kirche, mit Jawort, Handschlag und Trauringen vollzogen. Wenn Kinder kommen sollten, so sind sie daher ehelich. Was der Frau als Wittweneinnahme vermacht werden sollte, sei also nicht anzufechten.

Als Zeugen der Trauung waren gegenwärtig Reinhard von Bothmer, der Drost zu Hagen, Ursula von Lynner und der Hofmarschall Jost von Knesebeck. Sie unterschrieben und besiegelten die Urkunde.

Wie er mit dieser Anna gelebt hat, können wir nicht sagen. Auf seine öffentliche Wirksamkeit gestattete er ihr keinen Einfluß. Er hatte sie aber immer bei sich und sie mußte als seine rechtmäßige Gemahlin geehrt werden. Am Hofe war sie gar nicht beliebt, auch nicht bei der Bevölkerung. Man trug sich mit dem Gerede, sie habe ihm einen Liebestrank eingegeben und dadurch sein Herz gewonnen. Bei dem Tode des Erzbischofs entging sie nur mit Mühe den Mißhandlungen der Bremervörder; ihr wurden die Haarflechten zerzauset und sie mußte sich zu Bett legen. Woher dieser allgemeine Unwillen gegen sie entstanden sein mag, ist unbekannt.

Als Leibgedinge erhielt sie das Gut Beverstedter Mühle. Hier hatte Lorenz von Luneberg gewohnt, welcher eine Tochter des Erzbischofs Christoph heirathete und damit die Vogtei von Beverstedt bekam. Er machte als solcher viele Uebergriffe in den Wiesenbesitz von Wellen und Brunshausen und die Leute durften nichts sagen, weil er des Erzbischofs Schwiegersohn war. Nach seinem Tode behielt die Wittwe das Gut; es war ihr für 150 Goldgulden und 320 Thaler verpfändet. Anna von Broich bezahlte dies Geld und nahm Besitz von dem Hofe. Sie baute da ansehnliche Häuser und ein Vorwerk. Weil sie auf diese Weise das Stiftsgut bedeutend verbessert hatte, so wurde bestimmt, sie solle den Hof lebenslang behalten und dazu zwei Meier in Oldendorf, zwei in Hellingstedt, einen in Wellen und eine Anzahl Köthner haben, außerdem Mast für 6 Schweine, zwei Wiesen in Basdahl und die Fischerei von Stemmermühlen bis Deelbrügge. Die Erben sollten sich später wegen der Verbesserungen mit dem Erzstift vergleichen.

In Beverstedter Mühle hat sie nach ihres Gemahls Tode bis an ihr Ende gewohnt. Ob sie Kinder hinterlassen hat, wird uns nicht gemeldet.

— Ein erwähnenswerthes Ereigniß fiel in dieser Zeit im Lande Wursten vor. Ein Bauer daselbst, Hans Abel, hatte sich gegen das Gesetz vergangen und in einer Rechtssache sich Selbsthülfe erlaubt, wie es scheint. Er mußte fliehen, denn die Regierung Heinrich's war viel zu kräftig, solche Dinge gehen zu lassen. Des Uebelthäters Güter wurden eingezogen, seine Frau und Kinder geriethen in Noth. Abel hatte einiges Geld mitgenommen, er ging nach Schweden und wurde daselbst Seemann und zuletzt Capitain. Er muß Kapercapitain gewesen sein oder

auf der königlichen Flotte gedient haben, denn er empfing von der Krone eine ordnungsmäßige Bestallung. Als der Seekrieg in Schweden aufhörte, war seine Thätigkeit zu Ende. Aber da kamen in den Niederlanden die Wassergeusen auf. Wilhelm von Oranien konnte sich zu Lande nicht mehr gegen die Spanier halten, sammelte Schiffe und begann einen siegreichen Seekrieg. Diese Dinge gefielen Abel, er begab sich nach den Niederlanden, wo man ihn gern aufnahm. Hier kämpfte er unter Wilhelm von Oranien und erwarb sich großen Ruhm. Er wurde zum Vice-Admiral ernannt. In dieser Eigenschaft erschien er mit einer Kriegsflottille auf der Weser. Das Land Wursten gerieth in große Angst. Alle rüsteten sich, und Tag und Nacht wurde an den Küsten Wache gehalten. Aber Abel hatte gar keine feindliche Absichten; er wollte sein Vaterland nur einmal wiedersehen und vertraute dabei auf den Schutz des mächtigen Fürsten, in dessen Diensten er stand. Erzbischof Heinrich war aber nicht der Mann, welcher darnach fragte. Als Abel an's Land stieg, ließ er ihn ohne Weiteres gefangen nehmen. Aber einen Kriegsmann seines Standes konnte man nach damaligem Gebrauch nicht in ein gemeines Gefängniß legen; der Erzbischof nahm ihn in ehrenvolle Haft und behielt ihn auf einem Besuche in Verden bei sich. Als dort wacker bankettirt wurde, schlich sich Abel weg und entfloh. In Oerel wurde er wieder ergriffen und nun dem Abt von Harsefeld zur Haft übergeben. Dieser behandelte ihn sehr gut. Weil aber die Kriegsschiffe auf der Weser lagen und drohten, verstand sich Heinrich dazu, Abel frei zu geben; aber dessen Sohn mußte für ihn in's Gefängniß wandern.

Nun erhob sich ein Briefwechsel zwischen den Fürsten über die Sache. Wilhelm von Oranien schrieb (Delft, 1576 Mai 4.) dem Erzbischof, er möge den Sohn frei lassen und Abel seine Güter wiedergeben, man kan vurwar nit wissen, Wie man Vielichte heut oder morgen eines so trewen dieners und erfahren tapffern mans bedurftig.

Auch Philipp von Hohenlohe verwandte sich für Abel. Er schrieb (Delfers Plate, 1576, Mai 5.) an den Erzbischof und nannte Abel „einen redlichen tapfern Mann, deß Ew. fürstl. Gn. sich in vorfallenden Sachen heute oder morgen gebrauchen können.“

Der Erzbischof erbot sich nach Rücksprache mit dem Domkapitel, den Sohn und die Güter herauszugeben, wenn Abel

genügende Caution stelle. Dies kann sich nur auf die noch nicht erledigte Rechtssache beziehen.

Abel nimmt das Erbieten mit Dank an. Er will seine Verwandten als Bürgen stellen. Wenn diese etwa nicht wollen, so bittet er dem Erzbischof, seinem Wort und Schreiben Glauben zuzustellen. Idt schall also woll geholden sin, offt Ich Ew. Furstl. Gn. datt hele Landt tho Wursten vor mir tho borgen gesteldt hadde. Er bittet auch um die Herausgabe seiner schwedischen Bestallungen.

Der Erzbischof beräth sich wieder mit dem Domkapitel; der Sohn wird frei und die Sache kommt in Ordnung.

Nun schreibt Abel einen Dankbrief an den Erzbischof, welcher sehr hübsch abgefaßt ist. Er nennt sich nicht, wie in den anderen Briefen, vice ameral in Hollandt, sondern unterschreibt sich Wurster bur. Er wolle die Gnade des Erzbischofs bei Königen und Fürsten rühmen, es solle ihm eine Freude sein, unnd ich woll es auch nebens meinen Sohn in aller underthenigeitt mit Darstreckung huit unnd bludt wider vordienen. Er will den Erzbischof und sein Haus Gott befohlen haben und wunsche E. F. Gn. fraw Mutter und hern Bruder vele dausent guter nacht. Er sollte nun auch etwas Neues vom Kriegsschauplatz schreiben, aber er wüßte nichts Sonderliches, als daß der Prinz und Graf von Holland Zyricksee entsetzten. Er selbst läge mit einer Flotte vor Browershafen, worin der Feind mit 16 Schiffen wäre. Er hoffte aber mit demselben einen Mummenschanz zu halten, wenn er nur auf den Raum käme. Er bittet, den Abt von Harsefeld zu grüßen und ihm für die gute Behandlung zu danken. Und ich bring Ew. Furstl. Gn. und Hoffgesinde einen vollen pott win. Zum Schluß wünscht er Allen lauter Gutes *).

Wenn wir über diese Angelegenheit weniger wissen, als wir wünschen, so geht es mit einem anderen Ereigniß im Lande

*) Es wäre wünschenswerth, über diesen Hans Abel mehr zu erfahren. Das Stader Archiv und die bremischen Quellen enthalten nichts weiter, als die obigen Nachrichten. Wir haben uns brieflich an den Herrn Generalarchivar Gachard in Brüssel und den Herrn Reichsarchivar Bakhuisen van dem Brink in Haag deswegen gewandt. Beide Herren haben die Artigkeit gehabt, in ihren Archiven nachzusehen, aber sie schreiben, daß sie die Briefe des Erzbischofs, worauf es ankommt, nicht besitzen. Vielleicht geben einmal andere Quellen Aufschluß. Ein Seeheld aus dem Lande Würsten, das ist doch des Forschens werth.

Wursten auf ähnliche Weise. Der Erzbischof erfuhr im Jahre 1576, daß ein gewisser Oberst Barthold Ents ein großes Kriegsvolk bestellt und das Land Wursten als Versammlungsort bestimmt habe. Viele Landsknechte hatten sich dort schon eingeschlichen, einige hunderte auch in Schiffen auf der Weser versteckt. Wenn sie sich stark genug dünkten, wollten sie die Einwohner übermannen und das Land „zum Laufplatz" der Werbung machen. Der Erzbischof wandte sich an seinen Vater um Beistand. Dieser sandte ihm 400 auserlesene Hadeler, versuchte Kriegsleute und Schützen. Aus dem Amte Neuhaus bekam er 100 Schützen. Der Ritterschaft befahl er, gewaffnet nach Neuenwalde zu ziehen. Dann ließ er Wursten, Vieland und Osterstade aufbieten und zog selbst mit 200 Reisigen nach Gestendorf. Er stellte nun seine Truppen an den Häfen auf und war eines Angriffs gewärtig. Auch der Rath von Bremen nahm sich der Sache an. Er sandte den Landsknechten, die zu Lehe sich einquartiert hatten, die Botschaft, dat se sick by sunnenschine uht öhren gebede packen scholden.

Der Oberst Ents war auf den Schiffen. Als er die Vertheidigungsanstalten des Erzbischofs bemerkte, zog er alle Kriegsleute aus dem Lande zurück. Er sandte zwei Hauptleute an den Erzbischof und ließ ihn, wenn nicht um einen Laufplatz, doch um freien Paß bitten. Der Erzbischof antwortete, er wolle erst die kaiserlichen Patente des Obersten sehen, dann könne es geschehen. Diese wollte der Oberst nicht zeigen. „Darauff erfolgett, daß alle das Krieges Volk zu Wasser und zu Lande sich gedrullett und wegkgebanckett, daß also dem üblen Vorhaben gewehrett."

Dem Erzbischof hatte die Sache aber große Kosten verursacht. Eine Berechnung ward aufgemacht; an Proviant, Besoldung, Geschenken und Kundschaftern belief sie sich auf 2044 Thaler.

Mit Hans Abel stand die Unternehmung durchaus in keinem Zusammenhange. Aber wir wissen weder wer dieser Oberst Ents war, noch was seine Absichten gewesen sein mögen. Man sagte, er sei aus dem Groningerlande und stände in Diensten Wilhelms von Oranien.

So viel aber sieht man aus dem Ganzen, daß die Wurster die Sache nicht zur eigenen Befreiung zu benutzen gedachten; sie waren jetzt bremische Unterthanen geworden; die Freiheitsversuche waren zu Ende. Sie erregten freilich noch in dieser Zeit etwas Unruhe, aber aus geringfügiger Ursache und nicht gegen den Erzbischof. Der Vorfall ist kaum werth, daß man ihn erzählt. Die

Wurster hatten in den stadtbremischen Bezirken Haide hauen wollen und waren mit Gewalt daran verhindert. Sie überfielen mit 300 Mann das Dorf Langen, schlugen die Einwohner wund und die Fenster entzwei, trieben Unfug, raubten und plünderten, was sie fanden. Der Rath von Bremen nahm sich der Sache an und der Erzbischof mischte sich darin. Es entstanden lange Verhandlungen, welche mit einem Vergleiche endigten.

Mit den Landständen war der Erzbischof immer im besten Einvernehmen. Sie schlugen ihm freilich thatsächliche Hülfsleistungen in seinen osnabrücker und paderborner Händeln ab (1583, September 28.), aber in allen anderen Dingen lebten sie ihm zu Willen. Die Gerichte wurden verbessert, eine Polizei-Ordnung eingerichtet und das Münzwesen auf besseren Fuß gebracht. Mit Oldenburg gab es Irrungen wegen des Weserzolls, denn Heinrich wollte seine Hoheit über diesen Fluß bewahren. Auch mit den Hamburgern. Diese hatten unterhalb Freiburg ein verdächtiges Schiff aufgegriffen und die Besatzung von 24 Mann enthaupten lassen. Der Erzbischof betrachtete es als einen Eingriff in seine Hoheitsrechte, wurde sehr erregt, wandte sich an den Kaiser und an den König von Dänemark und schickte Gesandte nach Hamburg. Der hamburger Rath berief sich auf ein Privilegium Friedrichs II. und ein Bürgermeister hatte spottend gesagt, man solle die Dinge so genau nicht nehmen, es würde wohl bald der jüngste Tag kommen. Diese alberne Rede regte den Erzbischof sehr auf; er wollte den Hamburgern den Handel wehren, Blockhäuser im Altenlande bauen und andere feindliche Maßregeln ergreifen. Die Landstände hatten viele Mühe, ihn zu besänftigen.

Auf den Landtagen war er fast immer gegenwärtig. Aber er sprach selbst wenig, die Gabe der Rede scheint er nicht gehabt zu haben. Seine Vorschläge mußten die Räthe begründen und vertheidigen. Aber schon seine Anwesenheit hatte einen guten Einfluß auf die Verhandlungen.

Am 8. April 1585 ritt der Erzbischof aus dem Schloß nach der Ortskirche. Er hörte die Predigt des Pastor Gade mit Andacht und kehrte nach beendigtem Gottesdienste zu Pferde zurück. Unter dem Schloßthore erschrak das Pferd vor irgend einem Gegenstande, sprang zur Seite und warf den Erzbischof auf das Steinpflaster. Er wurde sogleich aufgehoben und in seine Gemächer getragen. Aeußerlich war kaum eine Verletzung zu sehen; eine kleine Wunde fand sich am Schenkel. Aber innere Theile

mußten schwer beschädigt sein, denn der Kranke fühlte sich zum Tode matt. Drei Aerzte, zwei Apotheker und zwei Barbiere waren unablässig, aber vergeblich um ihn beschäftigt. Mehre Wochen lang lag er auf dem Krankenbette, voll Schmerzen, aber mit klarem Bewußtsein. Er betete viel, besonders aus dem 99. und 118. Psalm. Die Wache zog ohne Trommeln und Pfeifen auf. An die Armen wurde viel Speck und Geld vertheilt; sie wurden aufgefordert, eifrig für den Erzbischof zu beten. Allenthalben war Trauer und Wehklagen. Als er sein Ende nahe fühlte, sprach er noch zuletzt das biblische Wort: „Ich danke dir, Herr, daß du mich gedemüthiget hast.“ Dann verlor er die Sprache, winkte seinen Dienern ein Lebewohl und verschied, 36 Jahre alt, am 22. April 1585.

In der Kirche zu Bremervörde wurde er am 21. Mai begraben. Es hat an Pomp und Feierlichkeit bei seiner Beerdigung nicht gefehlt. Aber es fehlte auch nicht das beste Trauergeleit eines Fürsten, die stille Klage des Landes. Man hatte ihn im Leben nicht geliebt, das that sein strenges hartes Wesen, aber als er gestorben war, da wachte die Liebe auf und die Landschaft hätte ihr Bestes darum gegeben, ihn wieder zu haben.

— Kaum war der Erzbischof begraben, so brachen auch viele alte Wunden wieder auf. Die Verbrecher, welche von Heinrich verbannt waren und auf keine Verzeihung bei ihm rechnen konnten, kehrten zurück, auf Straferlaß und Familienverbindung hoffend. Das Domkapitel wagte nicht gegen Manche einzuschreiten und rief die Stände zu Hülfe. Diese erklärten, es solle streng nach den Gesetzen verfahren werden.

Auch einige Adlige machten Uebergriffe, welche sie zu Heinrich's Lebzeiten nie gewagt haben würden. Gerhard v. Broberg suchte einen Zoll auf der Oste anzulegen und pfändete Bürger von Bremervörde, welche ihn nicht zahlen wollten. Dem Abt von Stade nahm er die Jagd. Vollrath v. d. Decken zog aus Kehdingen mit gewaffneter Mannschaft, mit 25 Pferden und 9 Hakenschützen nach Horneburg, überfiel das Schloß des Herrn v. Schulte, mit welchem er sich überworfen hatte, erbrach dessen Scheunen und führte 14 Wagen mit Getreide hinweg. Er zog damit durch Stade; der Rath wollte es ihm wehren; er schalt sie lose Kerle, sagte, sie sollten sich mit ihm balgen. Auch die Clüwer und Marschalk nahmen große Eigenmächtigkeiten vor.

Alles dies kam auf dem Landtage zu Basdahl vor (1585, September 24.). Die Stände nahmen die Sachen sehr ernst.

Die Ritterschaft suchte freilich die Ihrigen in Schutz zu nehmen, aber sie erreichte schon viel, daß sie die Versammlung bewog, die Ueberschreitungen Schiedsrichtern zu übergeben. Die Tage des Ritterthums waren vorüber; es waren die letzten Funken, welche verloren noch umher sprühten.

2. Die englischen Kaufleute in Stade.

Der Herzog Adolf von Schleswig-Holstein gottorpischer Linie hatte mehre Söhne und suchte für einige derselben nach damaliger fürstlicher Gewohnheit einen Bischofssitz oder eine Coadjutorei. Er wartete aber nicht eine etwaige Erledigung ab, sondern betrieb die Sache mit einem langen Plane. Es war von ihm ein diplomatischer Agent angestellt, Marcus Schrader, welcher nichts that, als an den geistlichen Höfen umherzureisen, mit den einflußreichsten Mitgliedern der Domkapitel sich bekannt zu machen und demnächstige Bewerbungen vorzubereiten. Der Briefwechsel, welchen er darüber mit seinem Herrn führte, und die Berichte, welche er abstattete, finden sich auf dem Stader Archiv und lassen mancherlei Blicke in das damalige politische Getreibe thun. Schrader schrieb ganz rückhaltlos; daher fand er es zuweilen nöthig, seinen Briefen die Bemerkung hinzuzufügen, man möge sie verbrennen.

An das Erzstift Bremen konnte er bei der Jugend Heinrich's für seinen Herrn nicht wohl denken. Er war gerade in Rotenburg, als er die Nachricht empfing, der Erzbischof sei in Bremervörde mit dem Pferde gestürzt und zum Tode verwundet. Eilig meldete er es nach Holstein und begab sich rasch nach Bremervörde. Kaum war der Erzbischof gestorben, als er auch schon die Bemühungen für seinen Herrn begann. Sie hatten Erfolg.

Auch bei den Wahlen der früheren Erzbischöfe waren zuweilen Dinge vorgefallen, welche dem Domkapitel nicht zur Ehre gereichten. Selbstsüchtige Bestrebungen, Verwandtschaft, Fürsprache und Bestechung spielten ihre Rollen. Aber immer waren es doch nur einzelne Mitglieder gewesen, welche dem fremden Einfluß sich zugänglich zeigten. Das ward nun anders. Marcus Schrader trieb die Sachen in großem Stil, er bestach das ganze Domkapitel.

Und so weit war diese Körperschaft in ihrer Selbstachtung gesunken, daß sie deß nicht einmal Hehl machte. In den Compactaten, welche das Domkapitel mit dem Herzog 1585 abschloß, ist von sehr vielen Dingen die Rede, selbst von Dithmarschen, dem lange verlorenen; aber die Hauptsache war, daß der Herzog

sich im ersten Artikel feierlich verpflichtete, den Domherren — und der Landschaft, wie aus einem Rest von Scham noch hinzugesetzt wurde — 20,000 'gute wohlgeltende Reichsthaler auszuzahlen. So weit war es gekommen, die höchste Regierung wurde für Geld dem Meistbietenden übergeben. Das ist aber immer der Anfang vom Ende gewesen bei allen Herrschaften. Denn die Todten reiten schnell.

Die Provinz bekümmerte sich um diese Dinge wenig; sie war ruhig, hatte Frieden und befand sich im Wohlstande.

Der Sohn des Herzogs, Johann Adolf, wurde in allen Formen zum Erzbischof erwählt. Er war erst 13 Jahre alt; dem Domkapitel konnte es recht sein, es behielt um so länger die Herrschaft. Es that indeß ein Uebriges und versprach dem jungen Fürsten bis zu seiner Mündigkeit jährlich 1000 Thaler behuf seiner Studien zu zahlen. Die kaiserlichen und päpstlichen Bestätigungen sollte er auf eigene Kosten herbeischaffen. Erstere hatten keine Schwierigkeiten, aber letztere waren unerreichbar. Das wußten Alle, aber es geziemte sich doch die nöthigen Schritte gethan zu haben, und wenn sie mißglückten, die Schuld dem Papst zuzuschieben. Am holsteinischen Hofe wurde die Sache sehr ernstlich überlegt; die Kosten in Rom waren unglaublich hoch. Wir haben ein Beispiel aus dem Jahre 1555, wo es sich um einen Coadjutor handelte. Der bremische Gesandte schrieb, die päpstlichen Beamten hätten ihm mitgetheilt, es müßten vorläufig 34,000 Goldkronen in Augsburg eingezahlt werden, eher könne in der ganzen Sache überhaupt kein Schritt geschehen. Diese Kanzleigebühren waren noch immer dieselben und der Herzog fragte bei Schrader an, ob dieser es für nöthig hielte, so kostspielige Schritte zu thun. Er erklärte sich dagegen; es sei „doch nur eine vergebliche unnöthige Geldspildung, so die Römische Schnapfögell und Harpyä mit listigen und geschwinden besonderen Griffen herauß zu locken wissen.“ Dazu werde die Bemühung voraussichtlich ohne Erfolg sein. Auf seinen Rath ließ man die ganze Sache liegen und nicht einmal um die kaiserlichen Regalien bemühte man sich.

Johann Adolf, auch zum Bischof von Lübeck gewählt, hielt 1589 seinen feierlichen Einzug in die Stadt Bremen und zeigte sich in der Provinz als der Landesherr. Aber in Wirklichkeit hat er nie regiert, ja er ist als Erzbischof gar nicht aus dem Stande der Unmündigkeit herausgekommen. Denn als er zu

selbständigen Jahren gelangt war, hatte er schon auf das Erzbisthum Bremen verzichtet. Seine beiden älteren Brüder starben nämlich unverhofft und so wurde er der Thronerbe von Schleswig-Holstein und trat 1590 die Regierung dieser Herzogthümer an. Das bremische Domkapitel konnte dagegen keine Einwendung machen. Aber er verheirathete sich auch (1596, August 30.) mit der Schwester des Königs Christian IV. von Dänemark und dies erregte die Unzufriedenheit der Domherren. Sie fürchteten nichts mehr, als den Eintritt einer natürlichen Erbfolge, welche die gewinnreichen Wahlen vernichtet und die Macht der Körperschaft gewiß unterdrückt hätte. Der Streit wurde indeß ausgeglichen. Johann Adolf verstand sich dazu, auf das Erzbisthum zu Gunsten seines jüngeren Bruders Johann Friedrich zu verzichten.

Johann Adolf war während seiner bremischen Regierung, wenn man es eine Regierung nennen kann, stets ein Knabe und hielt sich auch nur vorübergehend in der Provinz auf. Wir brauchen uns daher mit ihm nicht zu beschäftigen, er ist ohne irgend einen Einfluß auf die Zustände des Landes geblieben.

Zu seinen Lebzeiten kamen englische Kaufleute Merchant adventurers, wie sie sich nannten, nach Stade und von dieser Unternehmung müssen wir etwas eingehender reden.

Der große Handelsgewinn, welchen die Hansastädte durch die Verbindung von Macht und Capital erreichten, brachte schon früh englische Kaufleute auf den Gedanken, in ähnlicher Weise außerhalb Landes ihr Glück zu versuchen. Sie errichteten mit großen Mitteln eine Handels-Association, hatten eine bedeutende Waarenniederlage in Antwerpen und standen sich sehr gut dabei. Als aber die Religionshändel in den Niederlanden eintraten und der Herzog Alba mit Feuer und Schwert wüthete, wurde ihre Lage bedenklich. Sie zogen fort und verlegten ihr Comtoir nach Hamburg, wo man sie gern aufnahm und mit vielen Freiheiten begabte.

Die übrigen Hansastädte waren mit dieser Handlungsweise Hamburgs sehr unzufrieden. In England waren die früheren Vorrechte der Hansa sehr beschränkt worden, ihr Handel lag sehr darnieder und war in England dem Aufhören nahe. Daß nun auch die Engländer in deutschen Städten begünstigt werden sollten, war ihnen unerträglich. Sie ruhten nicht und übten einen solchen Druck auf Hamburg aus, daß der Rath sich genöthigt sah, den Engländern den Vertrag zu kündigen.

Diese begaben sich mit ihren Waaren nach Emden. Hier wurden sie gern aufgenommen, aber es gefiel ihnen daselbst nicht. Sie wünschten sich nach Hamburg zurück und thaten deshalb auch einige Schritte. Sie konnten sich jedoch mit dem Rathe wegen des „Ungeldes" nicht einigen und die Verhandlungen zerschlugen sich. Nun fielen ihre Blicke auf Stade.

Stade war damals ein armes Nest. Was von Handel darin sich fand, war der Rede nicht werth. Die Stadt hatte eine günstige natürliche Lage, weitgehende Selbstregierung und bedeutende Privilegien aus alter Zeit, aber es war keine rechte Betriebsamkeit in der Einwohnerschaft.

Die Stadt ergriff gern die Gelegenheit, ihrer Nahrung etwas aufzuhelfen und ließ sich mit den Engländern eifrig ein. Der Stadtsecretair Reiner Lange wurde mit dem Titel eines Legationssyndicus nach London geschickt und schloß mit den Kaufleuten die Bedingungen der Aufnahme ab.

Sie enthielten große Begünstigungen. Die Kaufleute sollten den ganzen Schutz der Stadt genießen, den möglichst niedrigen Zoll für ihre Waaren zahlen und ihre Gemeinschaft selbst regieren. Der Magistrat versprach, ihnen sowohl zu ihrem besonderen Gottesdienste, wie zu ihren sonstigen Zusammenkünften bequeme Räumlichkeiten zu geben, auch für gute Wohnungen und Packräume zu sorgen. Die Kaufleute sollten ihre eigene Gerichtsbarkeit haben und von allen bürgerlichen Lasten frei sein, außer in Kriegszeiten. Es sollte ihnen auf städtische Kosten eine eigene Börse gebaut werden. Und solcher Gunst mehr.

Einen unmittelbaren Gewinn konnte die städtische Verwaltung aus solchen Bedingungen nicht erwarten, aber sie brachte doch wieder Nahrung in die Mauern. In Folge dieses günstigen Vertrags zogen die englischen Kaufleute 1587 in Stade ein und eröffneten ihre Geschäfte.

Die Wirkung ihrer Anwesenheit wurde sogleich merkbar. Die Häuser, Keller und Buden wurden gut vermiethet und stiegen im Werthe. Die Arbeitsleute verdienten ansehnlichen Lohn; es kam wieder Leben in die Stadt; Packwagen fuhren durch die Straßen und die öde Schwinge wurde von Schiffen belebt. Die Gewerbe, welche ganz in Verfall gerathen waren, fingen an wieder aufzublühen. Selbst die städtische Kasse hatte Vortheil aus dem Zoll, welcher vertragsmäßig nur halb so hoch sein durfte, als in Hamburg.

Der hauptsächlichste Betrieb der Engländer bestand in Tuchgeschäften; dies war die Grundlage ihres Handels, aber sie fingen auch bald an, die Hülfsquellen der Umgegend, besonders was Wolle anbetraf, zu exploitiren.

Der Stadt Hamburg war diese Niederlassung in ihrer Nähe sehr unangenehm, sie glaubte dadurch in ihren mercantilen Interessen ernstlich gefährdet zu sein. Es wurden viele Briefe nach Stade geschrieben und Abgeordnete geschickt, welche dem Rath daselbst dringende Vorstellungen machen mußten. Die Aufnahme der Engländer sei gegen den Schluß der Hansastädte; wenn sie aber je gestattet werden sollte, so habe Hamburg den ersten Anspruch daran. Es fielen sogar Drohungen, man werde äußersten Falls mit Gewalt einschreiten.

Alle diese Bemühungen richteten nichts aus; der Magistrat ließ sich nicht einschüchtern, sondern hielt an dem Vertrage fest. Die Engländer blieben ungestört und Rath wie Bürgerschaft beeiferten sich, ihnen in ihren Geschäften behülflich zu sein.

Aber eine ernstere Gefahr drohte von anderen Seiten. Der spanische Befehlshaber in den Niederlanden, Alexander von Parma, wandte sich an das bremische Domkapitel mit der Forderung, die Engländer aus Stade zu entfernen, und fügte Drohungen hinzu. Das Domkapitel antwortete, es wolle die Sache untersuchen lassen und nach Ergebniß verfahren.

So ließ der Erzbischof die Streitfrage an die Landstände gelangen (1590, März 12.), als „eine wichtige, schwere und gefährliche Sache.“ Die Stände waren unschlüssig, aber der Stader Syndicus vertheidigte die Aufnahme erfolgreich. Der Rath von Stade habe sich nicht eher mit den Engländern eingelassen, bis diese bewiesen hätten, daß Hamburg sie in aller Form entlassen habe. Dies sei geschehen und hamburger Reclamationen hätten daher keinen Rechtsgrund. Die Beschlüsse des zerfallenen Hansabundes hätten für das Erzstift Bremen gar keine Verbindlichkeit. Der Rath von Stade habe mit der englischen Regierung direct verhandelt und sei daher nach allen Seiten hin im Rechte gedeckt.

Vor den spanischen Drohungen waren die Stände nicht sehr besorgt; das lag in ziemlicher Ferne. Sie ließen dem Erzbischof rathen, er möge über den ganzen Handel den Herzog von Parma aufklären; sie selbst wollten in der Sache nichts thun, sie möge bis zum künftigen Reichstage ruhen.

Die Hamburger wandten sich nun an den Kaiser. Dieser forderte Bericht vom Magistrat zu Stade. Er gab eine lange und gut begründete Rechenschaft, so daß der Kaiser sich beruhigte, wenigstens schwieg.

Als Alexander von Parma bei dem Domkapitel und den Ständen nichts ausrichten konnte, wandte er sich brieflich an den Rath von Stade. Dieser setzte ihm die Sache auseinander, behauptete vorerst nichts thun zu können und verschob die Erledigung auf den Reichstag.

Auf Veranlassung des Herzogs von Parma setzte sich der König von Spanien mit dem Kaiser über die Streitfrage in Verbindung und ließ Worte von einer Elbblokade einfließen. Der Kaiser antwortete, es schweben Verhandlungen zwischen der Hansa und der englischen Regierung über die Kaufleute in Stade; das Ergebniß derselben müsse abgewartet werden. Die Sperrung des Elbstromes verbat er sich aber sehr ernstlich.

Einen ähnlichen Brief schrieb der Kaiser an den Herzog von Parma und gab von all diesen Schritten dem Domkapitel Nachricht.

Man kann fragen, was den Herzog von Parma diese ganze Sache anging. Er suchte Händel mit dem Erzstift. Im Auftrag des Grafen von Mansfeld sammelte nämlich der Herzog Franz von Sachsen ein Heer von Landsknechten für spanische Rechnung im Lande Hadeln. Er hatte dazu die Bewilligung vom Kaiser und Kreise. Aber die bremischen Stände legten der Werbung so viele Hindernisse in den Weg, als sie nur konnten, erneuerten die Gesetze gegen „die Vergadderung der gardenden Knechte“ und waren mit dem freien Paß zurückhaltend. Die Umgegenden von Hadeln wurden in Kriegsbereitschaft gehalten und Hauptleute ernannt.

Der Graf von Solms stellte auch Werbung an, aber für Rechnung der Generalstaaten. Er hatte weder vom Kaiser noch von den Kreisobersten dazu Erlaubniß. Aber die Stände begünstigten seine Bemühungen im Stillen auf alle Weise. Die Sache kam auf einem Landtage (1593, October 31.) zur Verhandlung. Die erzbischöflichen Räthe trugen vor, der Kaiser habe Solms Werbungen verboten und erhielten die Antwort, „man brauche das so genau nicht zu nehmen.“ Auf ihre Frage, was denn zu machen, hieß es, man möge dem Grafen Solms die Erlaubniß

geben, aber nur mündlich. Dies wurde absichtlich nur gesprächsweise verhandelt und ein Beschluß sorgfältig umgangen.

So war Franz von Sachsen in seinen Bemühungen sehr gestört. Das konnte aber weder ihm, noch seinem Auftraggeber verborgen bleiben. Daher die Gereiztheit.

Die Dinge blieben indeß, wie sie waren. Die Engländer trieben ungestört in Stade ihre Geschäfte weiter. Sie hätten dort immer bleiben können, aber ganz unerwarteter Weise ging von England selbst die Veranlassung aus, welche ihren Weggang bewirkte. Die Hansastädte standen mit der englischen Regierung in weitläuftigen Verhandlungen und Zerwürfnissen wegen ihrer Gerechtsame und Niederlassungen im Lande. Das Ende war, daß den deutschen Kaufleuten bei Strafe des Gefängnisses und Einziehung ihrer Güter aller Handel in England untersagt wurde. Sie mußten gehorchen. Das setzte aber bei dem deutschen Kaiser böses Blut. Er ließ allen gebornen Engländern anbefehlen, den deutschen Boden zu verlassen und an die Kaufleute in Stade erließ er 1595 eine besondere Aufforderung, sich eiligst wegzubegeben. Sowohl der Erzbischof wie der Rath in Stade erschöpften sich in Bittschriften um die Zurücknahme dieses Befehls. Aber es war Alles vergeblich; die Engländer mußten fort.

Eine andere fremde Gemeinde, welche sich in Stade gleichzeitig mit den Engländern angesiedelt hatte, hielt sich daselbst etwa 25 Jahre länger. Dies waren die Wallonen, Flüchtlinge aus Belgien, welche die altfranzösische Sprache redeten. Der Herzog von Alba hatte sie um des protestantischen Glaubens willen vertrieben. Sie wurden in Stade sehr liebreich aufgenommen und erhielten ohne Schwierigkeit die freie Uebung ihrer (reformirten) Confession. Die Flüchtlinge derselben Nation, welche sich nach Hamburg gewandt hatten, konnten in dieser starrlutherischen Stadt die gleiche Erlaubniß nicht erlangen und vereinigten sich daher mit ihren Glaubensgenossen in Stade zu einem gemeindlichen Verbande.

Die vereinigte Gemeinde wandte sich an ihre Mutterkirche in Holland und ersuchte sie um einen geschickten Mann, welcher unter ihnen so lange das Amt eines Lehrers verwalten sollte, bis sie im Stande wären, einen eigenen ordentlich berufenen Seelenhirten zu halten. Die Stadt Delft lieh ihnen nach dem Gutachten der Synode von Middelburg zeitweise ihren Prediger P. Moreau. Dieser richtete die Gemeinde ordentlich ein, erwählte

Aeltesten, bestellte ein sogenanntes Consistorium, und führte die holländische Kirchenordnung und einen Lector J. Carpentarius zum Vorlesen der Bibel ein.

Ihr erster ordentlicher Prediger war Johann Bollius, welcher später nach Frankenthal berufen wurde. Anfänglich hielt die Gemeinde ihre gottesdienstlichen Zusammenkünfte in einem Privathause. Nachher wurde ihr von den Engländern ein geräumiges Zimmer in ihrem Amthause dazu überlassen. Dies muß indeß Unbequemlichkeiten anderer Art mit sich gebracht haben, denn die Wallonen bewilligten ihrem Prediger die ansehnliche Summe von 200 Mark lüb., wofür er ein passendes Haus zu gottesdienstlichem Gebrauch miethen sollte. Zu ihren Communionen und den dabei zu haltenden Vorbereitungsreden durften sie die Kirche der Engländer benutzen.

Ihren Gottesdienst hielten sie anfangs nur in französischer Sprache. Als später Viele hinzukamen, welche das Französische nicht verstanden, wurde die niederländische Sprache zugelassen. Dies wurde zuerst nur bei verschlossenen Thüren gestattet. Denn das Niederländische hätten auch die Eingebornen einigermaßen verstanden und die lutherischen Prediger fürchteten Uebertritte. Aber diese lästige und unnöthige Beschränkung wurde bald nachher wieder aufgehoben.

So gab es zwei reformirte Gemeinden in Stade. Sie müssen an Zahl nicht ganz gering gewesen sein; es läßt sich daraus schließen, daß von 1588 bis 1618 in der wallonischen Gemeinde 222 Paare ehelich eingesegnet wurden. Sowohl unter einander, wie mit den lutherischen Einwohnern der Stadt, vertrugen sie sich sehr gut; wir lesen nicht das Mindeste von etwa entstandenen Religionszwistigkeiten.

Beide Gemeinden bestanden aus wohlhabenden und thätigen Personen, welche gute Handelsverbindungen hatten und geschäftskundig waren. Stade kam durch sie in einen gewissen Handelsaufschwung und der Verkehr begann sich auszubreiten.

Die Wallonen blieben ungestört, während die Engländer vertrieben wurden. Aber allmählig wandten sie sich nach Altona, wo ihnen freie Religionsübung gestattet war. Sie fanden für ihren Handel hier etwas mehr Bequemlichkeit und die Nähe Hamburgs förderte denselben. Dennoch blieben sie mit der Gemeinde in Stade in Verbindung und sandten Geld zur Bestreitung der kirchlichen Ausgaben. Nach und nach verringerte sich aber die

Stader Gemeinde und die letzten Mitglieder derselben zogen 1619 fort.

Da hörte das rege Handelsleben in Stade wieder auf, der Markt wurde öde, die Straßen leer, die Schwinge vereinsamte. Stade war wieder ein unbedeutendes Landstädtchen.

3. Die Landstände und die Finanzen.

Die letzte Hälfte des XVI. Jahrhunderts brachte unserem Lande wichtige Veränderungen in den öffentlichen Geldangelegenheiten. Sie beanspruchen eine eingehende Erörterung.

Der Landesfürst erhob keine regelmäßige Steuern. Er unterhielt sich und seinen Hof von Domänen, Zöllen und Regalien. So lange er friedlich im Lande wohnte, keine Truppen sammelte und keine kostspielige Reisen machte, genügten sie überreichlich zu seinem Unterhalt. Er konnte sogar große Summen aufbringen. Johann Adolph rühmte sich 1593, er habe mehr als 50,000 Thaler von seinen Tafelgütern an das Erzstift gewandt.

Für den Fürsten brachte das Land nur bei Kriegen, Rüstungen und etwaigen Schulden Geld auf.

Dagegen fielen die öffentlichen Ausgaben für den Kaiser und für den niedersächsischen Kreis dem Lande ganz allein zur Last. Dies sind die Reichssteuern, die sogenannte Türkenhülfe, die Unterhaltung des Kammergerichts und die Kreisauflagen.

Diese Aufbringungen waren, wenn man sie auf eine Reihe von Jahren vertheilt und auf eine Durchschnittszahl zurückführt, von geringer Erheblichkeit. In der finanziellen Geschmeidigkeit unserer Zeiten würden sie der Rede nicht werth sein und mit Leichtigkeit abgestoßen werden, selbst wenn man den veränderten Werth des Geldes in Anschlag bringt.

Dennoch wurden diese Steuern oft sehr drückend und eine Ursache ernster Besorgnisse. Dies kam so.

Die Kreis- und Reichssteuern waren nicht regelmäßig wiederkehrend, sondern wurden nach Bedürfniß bewilligt und verlangt. Wenn eine namhafte Summe ausgeschrieben war, so fehlte es meistens an Zeit, sie in dem bestimmten Termine zusammen zu bringen. Dann wurde der Theil dem Reichspfennigmeister zugesandt, welcher aufgebracht war. Ging der Vorrath nicht schnell genug ein, so lieh man eine Summe in den Hansastädten auf,

schickte sie der Reichsfinanz und vertröstete diese mit dem Versprechen der baldigsten Zahlung des Restes.

Aber dann ließ man sich viel Zeit. Aus den Nachzahlungen wurde nichts. Die Rückstände häuften sich, wiederum wurden Abschlagssummen aufgeliehen, die hohen Zinsen nahmen Bedeutendes hinweg. Zuletzt wurden die Dinge drohend. Der Reichsfiscal machte einen kostspieligen Proceß bei dem Kammergericht anhängig, die Gläubiger rückten heran. Nun wurden allerlei Mittel herbeigesucht, Briefe geschrieben und gewandte Männer an den kaiserlichen Hof geschickt, um den über alle Maße jämmerlichen und verderbten Zustand des Landes darzustellen und Ermäßigungen zu erwirken. Solch ein Mann mußte lügen können und ein Gesicht haben, welches die Farbe nicht wechselte. Bisweilen gelang es. Der Probst von Altkloster, Herm. v. d. Beck, wurde in solcher Weise 1591 nach Prag geschickt. Die Rückstände des Landes betrugen 42,000 Thaler. Der kaiserliche Hof war in Geldverlegenheit. Der gewandte Probst erhielt für die Baarzahlung von 14,000 Thaler die Entlastung der ganzen Summe und der Reichsfiscal mußte die Klage zurücknehmen. Dafür gaben die bremischen Landstände dem Probste „eine Ergötzlichkeit" von 400 Thalern.

Bisweilen forderte der Kaiser auch Vorschüsse. So schwerfällig die Landstände in der Bezahlung der Reichssteuern waren, so bereitwillig zeigten sie sich bei diesen Vorschüssen. Es kam gar nicht auf ein paar tausend Thaler an, denn dies Geld trug die besten Zinsen; immer zogen sich die Stände dahinter zurück und wichen dann längere Zeit neuen Zahlungen aus.

Es war im Grunde eine klägliche Wirthschaft.

Wenn zuletzt aller Aufschub und Bitte um Ermäßigung nichts mehr helfen wollte, so mußte gezahlt werden. Dies geschah jetzt nicht mehr durch den Pflugschatz, welcher zu wenig aufbrachte, sondern durch Quartale des Sechszehnpfennigschatzes. Es waren in allen Theilen des Landes Schatzeinnehmer. Diese ließen durch die Prediger von allen Kanzeln den Termin und die Höhe der Steuer abkündigen; Jeder solle sich auf Geld bereit machen bei Strafe doppelter Zahlung. Dann wurden Einsammler ausgesandt, welche das Geld hoben. Alles war schwerfällig und langsam, Restanten in Menge, trotz angedrohter Strafe.

Die Landstände erkannten recht gut die Mängel dieser Verhältnisse. Unzählige Male wurde auf den Landtagen berathen, ob

man nicht eine andere Erhebungsart einführen könne; es kam ein Viehschatz oder eine Accise in Vorschlag. Wenn man nur regelmäßige Einnahmen hatte, so konnte man den Kaiser und den Kreis wohl befriedigen. Man wollte gern den augenblicklichen Druck den Leuten ersparen, denn es war wirklich ein harter Druck, wenn die Steuer eintrat. Aber die Stände sahen keine Möglichkeit, die Sache durchzuführen. Die Bevölkerung hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen regelmäßige Zahlungen; es schien ihnen das Höchste der Tyrannei.

So hat sich dieser Wechsel der völligen Steuerfreiheit und des schwersten Druckes hingeschleppt bis in die schwedische Zeit.

Die Landstände konnten die Dinge nicht ändern. Eben so wenig der Erzbischof. Sie mußten rudern mit den Rudern, die sie hatten. Aber die großen Ungleichheiten, welche bei dem Sechszehnpfennigschatz stattfanden, suchten sie zu mildern.

Diese bestanden hauptsächlich darin, daß die Bewohner des Altenlandes, wie die von Lehe und Wursten, sich nicht „beschreiben" ließen, sondern eine vereinbarte Summe zahlten. Die Stände beschlossen 1587 mit einiger Kühnheit, das solle aufhören und übergaben ihrem Ausschuß die Ausführung.

Dieser setzte es bei den Altländern durch. Als er aber an die Wurster kam, wurde er zaghaft. Die Verhandlungen mit den Abgeordneten von Wursten in Basdahl (1587, December 20.) gewannen ein bedrohliches Ansehen. Die Ausschußmitglieder erinnerten sich daran, daß gerade wegen dieser Schatzbeschreibung 1557 die Empörung in Wursten ausgebrochen sei. „Das sei in jetzigen Zeiten auch möglich, ein Abfall wäre zu fürchten." Daher boten sie den Wurstern an, als Abstandssumme 12,000 Thaler zu zahlen, während sie bislang nur 9000 Thaler gegeben hatten. Lange Verhandlungen. Endlich einigte man sich auf 10,000 Thaler. Dabei blieb es. Einen wirklich beschriebenen Sechszehnpfennigschatz hat das Land Wursten nie bezahlt. Die Leher mußten ihre Zahlung auch um etwas erhöhen; vor der Beschreibung schützte sie der Rath von Bremen.

Wer aber zahlte die Steuern? Ganz allein die Bauern. Der Erzbischof und sein Hof war durch die Natur der Sache frei. Desgleichen die gesammte Geistlichkeit, Domkapitel, Prälaten, Klöster und Pfarrer. Der Adel erhielt Steuerfreiheit, weil er den Roßdienst leisten mußte. Die drei Städte Bremen, Stade und Burtehude waren frei ohne irgend eine Gegenleistung.

Es ist wenig bekannt, aber wohl zu beachten, daß gerade durch diese Steuerfreiheit die Stadt Bremen in der engsten Verbindung mit unserer Provinz blieb. Es wäre der Stadt gar nicht schwer gewesen, der Hoheit des Erzbischofs sich völlig zu entziehen, denn diese bestand nur dem Namen nach. Das Band war so locker geworden, daß sogar zuweilen die Huldigung versäumt wurde. Dann hätte Bremen schon viele Jahrhunderte früher das werden können, was es erst 1648 wurde, eine freie Reichsstadt. Aber die Bremer nahmen sich wohl in Acht. In diesem Falle hätten sie auch die Reichssteuern zahlen müssen, welche sie nun bequem auf die Schultern unserer Bauern legten.

Es war eine schreiende Ungerechtigkeit, daß gerade die bemitteltsten Glieder der bremischen Vereinigung sich der Steuerpflicht entzogen. Aber das wurde sehr spät empfunden; Jahrhunderte lang wurde der Bauer als das Lastthier aller Welt betrachtet.

Erst im Jahre 1573, als eine Türkensteuer von 7224 Thalern aufzubringen war, kam es auf dem Landtage zur Sprache, ob die freien Stände nicht ein Drittel der Summe auf sich nehmen wollten. Es ist aber aus den Landtagsacten nicht ersichtlich, ob man über den guten Willen hinausgekommen ist.

Im Jahre 1594 wurde die Sache ernster. Es war vom Reichstage eine sehr hohe Türkenhülfe bewilligt; außerdem mußte eine Schuld aus Erzbischof Christoph's Zeiten, welche von 150,000 Thalern durch Vergleich auf 16,000 Thaler abgehandelt war, jetzt bezahlt werden. Die fürstlichen Räthe fragten auf dem Landtage an, wie die Stände das Geld zusammen zu bringen gedächten.

Ganz unerwartet trat das Domkapitel mit einem neuen Antrage hervor. Die Steuerpflicht laste nur auf den armen Bauern; aber der Reichsabschied sage ausdrücklich, es solle von dieser Türkensteuer Niemand ausgenommen sein; Freie und Unfreie sollten zahlen. Dem kaiserlichen Befehle könne und dürfe sich Keiner entziehen; also müßten die Reichen auch geben. Im Münsterschen Lande und in Hamburg gäbe es eine Kopfsteuer, diese könne auch hier eingeführt werden.

Die Prälaten stimmten eben so, sie wollten zahlen. Die Ritter auch.

Voll Erstaunen hörten die Abgeordneten der drei Städte diesen unverhofften Vorschlag. Sie durften die Sache nicht rundweg abschlagen. Aus des Kaisers Befehl hätten sie sich wohl

wenig gemacht, aber auf dem Landtage ging es sehr streng nach der Stimmenmehrheit und die Städte waren in der Minderheit.

Die Abgeordneten von Stade und Burtehude wußten nichts zu sagen, aber die von Bremen faßten sich schnell. Sie verweigerten die Auflage nicht, dann wären sie in die Minorität gekommen und hätten unterliegen müssen, aber sie verlangten einen andern Beitragsfuß. Mit vieler Gewandtheit schlugen sie eine Vertheilung vor, welche voraussichtlich den anderen Ständen unannehmbar war.

Dieser Vorschlag wurde verweigert. Viele langathmige Reden, auch Bitterkeiten. Aber das Geld mußte doch aufgebracht werden. Die Bremer erboten sich, es anzuleihen. Dies ward angenommen.

Im Anfange des nächsten Jahres kam dieselbe Sache wieder vor. Sie war nun einmal in Fluß. Die Geistlichen und Ritter blieben bei der Kopfsteuer. Stade und Burtehude hielten sich zurück. Die von Bremen stritten dagegen mit endlosen Gründen, welche aber keinen Eindruck machten. Sie machten einen neuen Vorschlag, eine Eintheilung des ganzen Landes in Bezirke; dann wollten sie in ausgiebiger Weise ihren Antheil tragen.

Man kann sich wundern, daß gerade Bremen so heftig wider diese Neuerung kämpfte. Es war doch selbst im ungünstigen Fall eine geringe Summe, welche der Stadt zur Last fiel, verschwindend gering gegen die sonstigen Ausgaben. Aber wegen der Höhe der Beisteuer stritten die Bremer nicht; es geschah auch nicht des Princips wegen; ihre Gründe lagen an einer anderen Stelle, in ihrer Stadt selbst. Eine neue Steuer und der Anfang einer Empörung — das waren zwei Dinge, welche in dem unruhigen Bremen sehr nahe bei einander lagen. Die Abgeordneten der Stadt machten auch kein Hehl daraus; sie ließen merken, daß ihnen an dem Gelde sehr wenig gelegen sei, und sagten gerade heraus, wenn sie in die Steuer willigten, „so könnten sie ihren Kopf nur außer Bremen lassen.“ Und das war die Wahrheit.

Auf diesem Landtage wurde keine Einigung erreicht.

Die Sache durfte aber nicht stecken bleiben. Die Marschländer wurden durch die Frage erregt und unruhig. Eine neue Versammlung wurde ausgeschrieben (1595, Juni 13.). Der Erzbischof kam persönlich nach Basdahl. Die Geistlichen und Ritter blieben bei der Kopfsteuer, waren aber auch mit anderen Aufbringungsarten zufrieden. Die Abgeordneten der Marschländer traten auf und sagten, es müsse bei der Kopfsteuer bleiben.

Dies ist der erste Fall bei allen Landtagen, wo die Bauern es wagten ein Wort mitzusprechen.

Ihre Abgeordneten waren auch sonst auf allen Landtagen zugegen. Sie konnten nicht zurückgewiesen werden, weil der Zutritt überhaupt Jedermann gestattet war. Aber sie durften nicht mitreden, noch weniger mitstimmen. Aber in den Anwesenheitslisten wurde es verzeichnet, ob sie da waren oder nicht. Dies war schon der Anfang einer gewissen Berechtigung.

Die Städte sprachen ihren ernsten Unwillen aus, daß die Bauern es sich herausnähmen, hier mitzureden. Aber die anderen Stände nahmen sich ihrer an. „Die Lande“ hätten die schwerste Bürde zu tragen, sagten sie, und daher auch ein Recht, mit darein zu reden.

Die Städte wollten keine Kopfsteuer, aber wenn auf die Freien 10- bis 25,000 Thaler gelegt würden, so wären sie bereit, ihr Theil zu tragen.

Die anderen Stände waren aus praktischen Gründen dagegen; über eine so hohe Summe sei keine Einigung denkbar.

Der Landtag endigte ohne Ergebniß. Aber die Sache mußte doch ein Ende haben. Daher eine neue Zusammenkunft (1595, Juni 19.). Hier wurde eine Einigung nach bestimmten Ansätzen erreicht. Das Domkapitel zahlte 2000, die Ritter 1500, Bremen 3000, Stade 1300, Burtehude 700 Thaler. Alles unter endlosen Clauseln und sehr weitläuftigen Verwahrungen, daß nur für dies eine Mal die Bewilligung geschehe.

Die Stände erkannten jedoch recht gut, daß nun einmal das Eis gebrochen und alle Verwahrungen unnütz seien. Es lag in der Natur der Dinge, daß die Frage bei jeder Erneuerung der Steuern wieder hervortreten würde. Sie sollte daher zu Ende gebracht werden. Der ewige Hader und die steten Reisen nach Basdahl waren Allen lästig und dazu hatte die Sache ihre sehr gefährlichen Seiten. „Denn es ist immer sehr gefährlich,“ sagt der alte Spittler, „wenn der Finanzgeist rege wird, alte Register nachsucht, neue Gesellschaftsquoten berechnet und mit der natürlichen Evidenz arithmetischer Wahrheiten kämpft.“ Es liegt eine herbe Beweiskraft in den Zahlen und eine noch herbere Logik. Dazu haben die klar aussprechenden Neuerer immer einen großen Vortheil, welchen die Vertheidiger des alten Zustandes selten erreichen, da sie nie neue Hülfsquellen nachweisen können.

Es wurde daher vorerst kein neuer Landtag, sondern eine Versammlung von Bevollmächtigten „zur gütlichen Communication“ auf den 20. October 1595 angesetzt. Zum Präsidenten wurde der erzbischöfliche Kanzler Koch gewählt, ein Mann von großer Fähigkeit und Geschäftskenntniß. Er leitete die Verhandlungen mit vieler Rücksicht und Gewandtheit. Die Frage hatte er gründlich studirt und machte sehr verschiedene Vorschläge, alle zweckdienlich, einfach und ausführbar. Sie erregen unsere Bewunderung. Aber auch ihm war es unmöglich, die streitenden Interessen zu vereinigen. Die Versammlung schloß ohne Resultat.

Also ein neuer Landtag (1595, November 17.) über denselben Gegenstand. Die Versammlung war ungemein stark besucht. Bremen hatte sieben Abgeordnete geschickt, so wichtig schien die Sache.

Sie war auch wichtig, denn es handelte sich um eine regelmäßige und immer wiederkehrende Steuer.

Das Domkapitel und die Prälaten mußten ordnungsmäßig zuerst stimmen. Sie stellten ihre bedrängte Lage vor. Fast die Hälfte der Domherren lebe auswärts und steure nichts bei; nur 12 residirten in Bremen. Die 34 Vicare — so viel waren noch in der Stadt an den verschiedenen Stiftungen — hätten ihr Auskommen nicht und müßten Nebengeschäfte treiben. Die Klöster könnten kaum das Leben bergen; was sie zahlen sollten, würden sie aufleihen müssen. Die Landpfarrer hätten mit Mühe das tägliche Brod. Dennoch wollten sie zu einem vollen Sechszehnpfennigschatz 3000 Thaler zahlen, wenn die beiden anderen Stände dasselbe thäten.

Die Ritterschaft blieb bei der Kopfsteuer.

Die Städte hielten ihre Erklärung so lange zurück, bis die Ritter sich zu einer bestimmten Summe herbei gelassen haben würden.

Der ganze Tag ging mit Verhandlungen ohne Ergebniß hin.

Am andern Tage wurde die Sache wieder vorgenommen. Die erzbischöflichen Räthe hatten die Ritter im Besondern bearbeitet und sie mit unsäglicher Mühe dahin gebracht, sich zu 2000 Thaler zu verstehen.

Bremen erbot sich nach langen Umschweifen zu 3000, Stade zu 1000, Burtehude zu 500 Thaler.

Jeder Stand meinte, er habe mit seinem Anerbieten das Aeußerste dargelegt; aber jeder Stand meinte, die anderen hätten viel zu wenig geboten und ihre Vorschläge seien unannehmbar.

So stand die Sache noch am Abend des zweiten Tages. Es sind unerquickliche Verhandlungen. Nur der Adel zeigte für das Volk ein Herz; er allein wußte, was wirkliche Noth war; er war selbst arm und wollte doch die Armuth erleichtern.

Die Räthe mußten den Landtag schließen. Sie verabschiedeten die Versammlung; sie wollten an den Erzbischof berichten, aber ein neuer Landtag solle um dieser Sache willen nicht wieder gehalten werden.

— So schwebte die Sache zwei Jahre unentschieden. Es war aber wie eine drohende Wolke über dem Lande, welche nicht weiter wollte. Auf allen Landtagen dieser Jahre wurde es sorgfältig vermieden, darauf zurückzugehen, aber der Druck der kommenden Dinge lastete auf Allen.

Im Jahre 1597 waren wiederum Reichssteuern zu bezahlen. Die Stände kamen zusammen (Mai 3.), der Erzbischof selbst war gegenwärtig. Auch die Abgeordneten der Lande. Das letzte Jahr hatte eine Mißernte und Theurung gebracht.

Lange Verhandlungen. Die Ritter brachen endlich das Eis und schlugen wieder eine Kopfsteuer auf die Freien zur Erleichterung der Armuth vor. Sie wurde mit Unwillen von Allen abgelehnt.

Man mußte nothgedrungen auf den gewöhnlichen Sechszehnpfennigschatz zurückgehen, gern oder ungern. Den Ständen mochte wohl übel dabei zu Muthe sein.

Plötzlich traten die Wurster und Altländer auf. Mit festen Worten erklärten sie, daß sie dies Mal überhaupt in keine Contribution willigen könnten; die Zeiten wären schwer, sie müßten ihr Brodkorn borgen. Sie sprachen einfach eine Weigerung aus.

Das war eine ungewohnte Rede in Basdahl.

Die Stände waren erstaunt. Die städtischen Abgeordneten sprachen zuerst ihr Befremden aus, daß die Lande überhaupt etwas hier erklärten. Sie wären schatzpflichtig, „derwegen es nicht gelden wolte, daß sie sagen, ich will nicht."

Die andern Stände schwiegen. Die Abgeordneten der Lande entfernten sich. Noch allerlei bedrückte Reden. Der Tag verlief ohne Ergebniß.

— Die Dinge konnten nicht bleiben, wie sie waren. Die drei Lande (Wursten, Kehdingen und Altesland) einigten sich und erklärten, überhaupt keine Reichssteuer zahlen zu wollen ohne Beitritt der Freien. Denn nach dem kaiserlichen Befehl soll Keiner

ausgenommen sein. Sie hatten schriftlich an den Kaiser appellirt. Die Sache war sehr ernst und bedrohlich. Besonders wurden die Städte besorgt. Es müsse etwas geschehen, darüber war man jetzt einig.

Eine Ausschußsitzung wurde in Basdahl (1598, Februar 13.) anberaumt. Sehr schnell wurde man darüber einig, daß man den dritten Theil der Reichssteuern auf die freien Stände legen wolle. Aber die Vertheilung machte unendliche Schwierigkeit. Die Städte sollten die eine Hälfte, Geistlichkeit und Ritterschaft die andere übernehmen. Die Geistlichen wollten jetzt überhaupt nicht zahlen, sie schützten ihre Armuth vor. Die Ritter hatten auch keine rechte Lust mehr, als es wirklich an das Zahlen gehen sollte. Dazu war das Jahr schlecht gewesen, das Geld überall sparsam. Bei Manchem mochte die Bereitwilligkeit von 1595 auch wohl nichts als Schein gewesen sein und Voraussicht, daß die Sache doch nicht zu Stande kommen könne.

Viele, auch bittere Worte. Besonders bekamen die Geistlichen Unangenehmes zu hören. Sie wären von der Sitte der Vorfahren abgewichen, führten geistliche Güter, aber keinen geistlichen Stand, sondern weltliches Leben.

Die Geistlichen verantworteten sich schwach. Die Ritter wollten auch nicht vorwärts. Die Städte protestirten zuletzt „feierlich vor Gott und der ganzen Welt,“ sie hätten keine Schuld, wenn die Dinge verkehrt ausfielen.

Am Liebsten wäre die Versammlung resultatlos auseinander gelaufen. Aber es ging durchaus nicht, der Druck der Lage war zu groß. Man mußte sich einigen, wohl oder übel.

Die Städte sprachen ihr äußerstes Angebot aus. Sie wollten $^{5}/_{12}$ der Steuer auf sich nehmen, die Geistlichen sollten $^{4}/_{12}$ und die Ritter $^{3}/_{12}$ tragen.

Dabei blieb es. Diese Vorschläge sollten dem nächsten Landtage dargelegt und wo möglich durchgesetzt werden. Die Beschlüsse des Ausschusses hatten nur dann Geltung, wenn sie im Voraus genehmigt waren. Das war dies Mal nicht geschehen.

Alle freien Stände kamen (1598, April 4.) in Basdahl zusammen. Man war verstimmt und erregt über die widerspenstigen Lande, über die Kargheit der Genossen, über die Nothwendigkeit des eigenen Zahlens.

Die Verhandlungen begannen und sie waren ein treues Bild der inneren Geistesbewegungen. Wie hielten die Leute ihre eigene Aufregung nieder, um die parlamentarischen Formen nicht zu verletzen, wie viel Drohung wußten sie in ein unbefangenes Wort zu legen. Bremen trat von vorn herein mit der Erklärung auf, es wolle sein letztes Wort reden; in dieser Sache werde es keinen Landtag wieder beschicken. Die Vorschläge des Ausschusses wurden dargelegt; der Ausschuß selbst hielt auch, wie es scheint, an diesen Beschlüssen fest, und dieselben Leute, welche sich vorher darüber bis auf's Aeußerste gestritten hatten, standen jetzt dafür ein wie Ein Mann. Aber es half nichts. Alles wurde von Allen abgelehnt.

So saß die Sache fest. Die Stände konnten nicht aus der Stelle kommen. Und doch mußte man ein Ende haben.

Nun trat der gewandte Kanzler und seine Räthe ein. Sie nahmen jeden einzelnen Stand im Besonderen vor, nicht auf dem Steingraben, sondern in einem Hause zu Basdahl. Der Kanzler hatte, wie man glauben muß, bei aller Geschmeidigkeit etwas Zwingendes in seinem Wesen, dem schwer zu widerstehen war. Es gelang ihm, eine Vereinbarung zu erreichen. Mit unsäglicher Mühe, aber es gelang doch. Von den Reichssteuern nahmen die freien Stände den dritten Theil auf sich; dieser wurde so zerlegt, daß die Geistlichen $^{37}/_{144}$, die Ritter $^{35}/_{144}$ und die Städte den Rest auf sich nehmen mußten. Man sieht aus dem Theilungsbruch, welche Arbeit die fürstlichen Räthe gehabt haben müssen, um einen Generalnenner zu finden, welcher Alles lös'te.

Obgleich Bremen heftig darauf drang, daß diese Art der Vertheilung für alle künftigen Reichsauflagen bestehen sollte, konnte es dies doch nicht erreichen. Die anderen Stände wollten sich nicht auf immer verbindlich machen. Die fürstlichen Räthe schienen wenig Werth auf eine dauernde Vereinbarung zu legen; sie wußten, daß sie doch von selbst kommen werde.

Am 13. September 1598 war ein neuer Landtag und zwar in Bremervörde. Die Abgeordneten der Lande waren dazu berufen. Ihre Erklärungen befriedigten nicht. Die Lande nahmen das ständische Erbieten an, aber nur bedingungsweise und mit mancherlei Rückhalt. Ihre schriftliche Antwort war formlos; es fehlten Siegel und einige Unterschriften; die Lande selbst waren nicht einig; die Erwiederung war nur von einer Partei ausgegangen und in Hamburg von Wenigen zu Papier gebracht.

Ueber diese Antwort wurden sämmtliche Stände sehr zornig. Sie wollten Gewaltmaßregeln; die Abgeordneten der Lande sollten in Bremervörde „verstrickt und in die Herberge gelegt werden.“ Die Stände waren über den vermeintlichen Undank höchlichst empört.

Aber die fürstlichen Räthe behielten kaltes Blut. Die Abgeordneten wären persönlich wackere Leute, sie hätten zu ihrem Theil an dieser Sache kein Gefallen und es lieber anders gesehen. Es sei besser, erst die Güte völlig zu erschöpfen. Man wolle eine Vereinbarung mit jedem der Lande versuchen.

Die Stände meinten, sie sollten an diesen Unterhandlungen Theil nehmen. Das verweigerten sie entschieden; sie hätten keine Lust, die Ereignisse „vom Klenckenhamm“ zu erleben.

Die Räthe erklärten, daß sie die Sache allein auf sich nehmen würden.

So geschah es. Sie ließen neue Bevollmächtigte kommen, mit denen sie verhandelten. Die Wurster erklärten sich zuerst bereit; die anderen Lande folgten, obgleich mit einigem Widerstreben. Denn es war ein Schreiben vom Kaiser angelangt, welches günstig lautete.

Ihre Erklärung genügte wohl nicht ganz, aber auf vieles Zureden der Räthe nahmen es die Stände doch schließlich an (1598, September 25.) und beruhigten sich dabei.

Unsere Zeit, welche ein überwiegendes Streben nach staatlicher Gleichheit hat, ist sehr geneigt, in der bis dahin geltenden Steuerfreiheit einzelner Stände eine Ungerechtigkeit zu erblicken. Was die Geistlichkeit betraf, so war es auch eine solche. Die hohe Geistlichkeit war durchschnittlich reich, die niedere hatte ihr gutes Auskommen. Sie hätten wohl helfen können, die Lasten des Landes zu tragen.

Aber gegen den Adel und seine Freiheit muß man nachsichtiger urtheilen. An und für sich trug es der Landeskasse ein Geringes aus, ob diese wenigen Familien — es sind nicht einmal 30 verschiedene Namen — besteuert wurden oder nicht. Das konnte nur eine Principienfrage sein, weiter nichts. Der Adel hatte den Roßdienst zu leisten, d. h. er mußte eine bestimmte Anzahl gerüsteter kriegsbereiter Reiter auf eigene Kosten in's Feld stellen. Diese Pflicht wurde kläglich erfüllt, aber es war doch das Aeußerste, was diese Familien leisten konnten.

Nach der alten Ansetzung, Sate genannt, stellte die Provinz im Ganzen 323 Reiter*). Davon fielen auf die Stadt Bremen 30, auf Stade und Burtehude je 10 Mann. Die übrigen mußte der Adel stellen. Die Schulte sollten 8 Reiter schicken, die Marschalk und v. d. Decken ebenfalls; die Wersabe, Schwanewede, Lütken und Klencke 5; die Plate 4 Mann; die anderen Familien in ähnlicher Weise. Am 23. November 1591 hielt der Erzbischof in eigener Person auf der Haide von Oerel Musterung über diese Reiterei. Solch eine Parade war seit langen Jahren nicht mehr gewesen und sie fiel über alle Maßen kümmerlich aus. Der Erzbischof war sehr unzufrieden, es mangelte an allen Enden. Er gab strenge Befehle, aber es ist nicht ersichtlich, ob sie in Kraft getreten sind.

Man darf nicht vergessen, in welcher Lage der bremische Adel und wie groß die Armuth in diesen Kreisen war. Die Ritterschaft war ungemein stolz auf ihre alten Namen; was ist das für ein Prunken mit ihrer Geburt, wie trumpfen sie auf mit ihren Reihen alter Ahnen. Aber man muß dies milde beurtheilen, es war wirklich das Einzige, das sie hatten. Ihr Grundbesitz war meistens gering und dabei durch Mitgift und Aussteuerung oft verschuldet. Es ward diesen Leuten sehr schwer, den Kopf über Wasser zu halten. Sie wußten mit sich selber nicht zu bleiben, sie vermochten ihre eigenen Personen nicht einmal zu verwerthen. Sie konnten nicht in genügender Anzahl Beamte werden, denn solcher Stellen war kaum ein Dutzend im Lande. Für den Dienst am erzbischöflichen Hofe fehlte ihnen die Geschmeidigkeit der Form, die bisweilen erforderliche Schulbildung und die nothwendigen Geldmittel. Sie beklagten sich in einer öffentlichen Schrift an den Fürsten (1599, März 27.), daß die Hofräthe sie von der Person des Landesherrn verdrängten.

Von der juristischen Laufbahn hielten sie sich fast ganz zurück. Officiere konnten sie nicht werden, weil es hier kein stehendes Heer gab. Selbst wenn die jungen Männer in fremde Kriegs-

---

*) Es giebt viele Sate-Verzeichnisse über die Wehrpflicht der Provinz, abschriftlich und gedruckt, aber sie weichen alle von einander etwas ab. Eines der vollständigsten und besten hat v. d. Decken gegeben in der Zeitschrift des histor. Vereins für Niedersachsen (Jahrg. 1856, S. 106). Es ist aus dem Jahre 1551 und enthält außer dem Reiter-Aufgebot auch die „Satung der Haußleute." Nach diesem Anschlag konnte die Provinz 3483 bewaffnete Fußgänger in's Feld stellen.

dienste gehen wollten, so hatte es große Schwierigkeit, denn die erste kostspielige Ausrüstung und die weite Reise mußte doch beschafft werden und das war nicht leicht.

Ihre Lage war sehr übel. Aus der Finanznoth kamen sie selten heraus. Was war es für ein Jagen, wenn einmal eine Domherrn- oder Prälatenstelle erledigt war; man möchte sagen, der ganze bremische Adel war dann auf den Beinen. Und gar oft hatte er den Verdruß, daß Mitglieder aus regierenden Häusern durch ihren weitreichenden Einfluß die besten Stellen ihnen vorweg nahmen.

Nach jedem Landtage hielten die Stände selbst Gericht, denn sie bildeten eine Berufungs-Instanz. Zahlreiche Appellationen und Entscheidungen sind immer der Schluß der Landtags-Protokolle. Es waren meistens Adlige, welche mit ihren Processen kamen, und wie armselig sind die Summen, um welche sie haderten. Widerwärtiges Gezänk um kleine Brautschatze, die nicht völlig bezahlt sind, um erbärmliche Bürgschaften und Einlösungen. Man muß glauben, jeder Altländer und Wurster Hofbesitzer hatte über mehr Mittel zu verfügen, als diese stolzen Adelsfamilien.

Deshalb hielten sie so eifrig auf ihre kleinen Gerichtsbarkeiten und übten sie selbst aus, denn die Sporteln waren ihnen unentbehrlich.

Die Adligen seiner Zeit schildert uns Chyträus (Chron. Sax. p. 143) aus eigener Auschauung. Ihre Kleidung war sehr mäßig und in einer Zeit, welche den Prunk so sehr liebte, trug ein niedersächsischer Edelmann ein paar goldene Ringe an einem leinenen Bande um den Hals. Das war gewiß in den meisten Fällen das einzige Gold, welches ein solcher Mann besaß.

Es ist wahr, sie hatten große persönliche Freiheit, sie regierten mit, sie waren Herren in ihren Besitzungen, sie zahlten keine Steuern. Es giebt noch jetzt Manche, welche diesen Zustand zurückwünschen, auch Einige, welche darnach streben.

Wenn aber ein Adliger unser Zeit einmal auf einen Edelhof jener Tage sich begeben und die Dinge sehen könnte, wie sie damals waren, so würde erst ein großes Staunen und dann ein Schauder ohne Maß ihn ergreifen. Kümmerliche, halb verfallene Wohnungen, ein Burggraben voll Schlamm und Moder, seit langen Jahren nicht gereinigt, eine Brücke, die nicht immer ohne Gefahr zu überschreiten war. Das Haus ohne Schmuck, Armseligkeit an allen Enden, und wenn die Edeldame die Reinlichkeit

wahrte, so that sie ihr Aeußerstes. Die Männer ohne Bildung aufgewachsen, selten im Schreiben, mäßig im Lesen geübt. Selbst die Fertigkeit und Uebung der Waffen wurde vernachlässigt, es war eine nutzlose und kostspielige Kunst geworden. Die Hausfrau thätig, geplagt vom Morgen bis zum Abend, um die geringen Mittel zusammen zu halten, aller feinen Bildung entbehrend, gewohnt mit rohen Männern und rohen Reden umzugehen.

Es war natürlich und von ihrem Standpunkte aus nothwendig, daß die Adligen auf die ideellen Vorzüge der Geburt sowohl, wie auf wirkliche Ausnahmsweise ihrer Stellung hielten. Sonst wären sie Lumpen geworden selbst in ihren eigenen Augen.

Man erkennt dies sehr deutlich aus der Landtagsverhandlung über die Todtschläger (1582, März 16.). Der Erzbischof ließ den Ständen melden, „daß Ihro Fürstl. Gn. befunden, daß leider des todtschlagens allhir im lande tegliches viele geschege und nichts die weiniger die Todtschlegere allhie im lande plieben, und wan nicht solchen hendelen durch geburende mittell und wege fürgekommen, ein große unordnung darauß entstehen wolte. Dan obb woll Ihre F. Gn. sich aller Mandaten, ßo derenthalben fur und nach publicieret worden, zu erinnern, So mangele es doch an der Exercitien.“

Die Städte und Geistlichen waren damit einverstanden. Jedes Gericht solle nach der Halsgerichtsordnung Carl's V. verfahren; Niemand solle ausgenommen sein, auch kein Adliger.

Die Ritterschaft erklärte sich dagegen. Sie habe in dieser Beziehung immer eine Ausnahmstellung gehabt und „werde in keine Bauernrechte willigen.“ Wenn Einer aus ihrer Mitte schuldig sei, so solle er vor kein anderes Gericht, als das der bremischen Landstände gestellt werden.

Dieser letzte Vorschlag schien einigen unter ihnen auch noch übereilt und die Ritterschaft beschloß eine besondere Denkschrift über diese Angelegenheit an den Erzbischof zu richten.

Es geschah. Es ist ein merkwürdiges Schriftstück. Die Adligen verlangten, ein ritterlicher Todtschläger solle drei freie Tage haben, um seine Sache ordnen und aus dem Lande fliehen zu können. Etwaige Haft und Proceß sollten freilich wie bei Anderen sein; wenn aber das Urtheil auf Tod laute, so müsse es in ewiges Gefängniß verwandelt werden. Bei Duellen mit tödtlichem Ausgange solle der Thäter Ein Jahr und Einen Tag in die Ver-

bannung gehen, nach altem Recht 303 Goldgulden zahlen und dann frei bleiben.

Auf diese Schrift antwortete der Erzbischof sehr ernst. Man erkennt aus den Worten, wie unangenehm ihn die Anmaßung berührt hat. Ueber die Duelle spricht er ausweichend und behält sich das Weitere vor, aber das Uebrige wird heftig und geradezu verweigert. Wie man ihm solche Dinge zumuthen könne; Gleichheit vor dem Gesetze solle sein; er sei die von Gott verordnete Obrigkeit und habe Verantwortung; in jene Vorrechte eines Standes werde er nimmermehr willigen.

Er that es auch nicht. Es kam nach zwei Jahren ein Fall auf Altluneberg vor und der Erzbischof behandelte die stolzen Familien Bicker und Mandelsloh, wie er jeden Bauern behandelt haben würde. Die Ritterschaft beschwerte sich auf dem Landtage (1584, September 24.), aber der Erzbischof war unbeugsam, „er wollte sich versehen, daß der Adel Bicker's Exempel nicht nachfolge und zu gleichem Angriff keine Ursache gebe."

— Es war nach allen Seiten hin eine trübe Zeit für den Adel; das XVI. Jahrhundert ist das schlimmste, welches er erlebt hat. Die Verhältnisse hatten ihn in eine unerquickliche Stellung gedrängt; er nützte weder sich selbst, noch Anderen. Milde Landesfürsten ertrugen diese Dinge als einen überkommenen Uebelstand und bewiesen Mitleid. Aber thätige und tüchtige Regenten ärgerten sich daran. Sie wußten mit diesen Leuten auch gar nichts zu beginnen. Deshalb war Erzbischof Heinrich III. den Adligen so abgeneigt und machte kein Hehl daraus, daß sie in seinen Augen nichtsnutzige Wesen waren, unbrauchbare Leute, welche gar keine Rücksicht verdienten. Er behandelte sie sehr schlecht. Was er dem Adel auf den Landtagen bot, das hätte er keinem anderen Stande seines Landes bieten mögen. Und wie benahmen sich die Adligen gegen ihn? Es ist besser, das nicht zu sagen.

So ging es dem bremischen Adel im Allgemeinen schlecht. Zum großen Theil durch eigene Schuld, er konnte sich mit den Bedingungen und Verhältnissen der Neuzeit nicht schnell genug befreunden. Nur die Familie von Marschalk macht dabei eine Ausnahme. Bei dem allgemeinen und großen Sturze des Adels waren sie es allein, welche auf ihre Füße fielen und sich rasch in den neuen Dingen zurechtfanden. Ungeachtet ihrer mäßigen äußeren Mittel benutzten sie die veränderten Sachlagen zum

Besten, sie suchten die Wege und Mittel des staatsdienstlichen Emporkommens. Sie gingen fleißig auf die Universität und studirten die Rechte; sie lernten eifrig Französisch; wo es Kriegshändel gab, fern oder nahe, da treffen wir auch junge Marschalke, die sich in der Waffenkunst üben. Das Geschlecht erregt unsere Bewunderung. Es hatte immer die Augen offen, war immer bei der Sache. Fast an allen norddeutschen Höfen dieser Zeit, in Schweden und Dänemark, finden wir die Marschalk in hohen Würden und Aemtern, in Kriegsbedienungen und gewinnreicher fürstlicher Gunst. Ihnen schlossen sich bald die von der Decken an, ursprünglich ein vornehmes Patriciergeschlecht in Stade, welches sich allmählig ganz nach Kehdingen zog und hier sehr begütert wurde.

— Weil die Bauern auf der Geest keine besondere Vertretung und keine organische Verbindung unter sich hatten, so besaßen sie kein Mittel, sich gegen eine aufgelegte Steuer in gesetzlicher Weise zu wehren. Sie mußten schweigend zahlen.

Mit den Marschländern war es anders; sie hatten eine alte Verfassung; sie wurden gesetzlich zu den Landtagen verschrieben; wir haben erzählt, daß sie sich zuweilen nicht scheuten, ein Wort mitzureden.

Seit dem Tode Christophs hatten sie glückliche Zeiten gehabt; reiche Ernten, Wohlhabenheit und Selbstgefühl machten ihnen Muth, nach Gleichstellung zu streben. Sie wollten den freien Ständen nicht nachstehen. Es war keine materielle Nothwendigkeit; die Steuern waren bis zur Mitte des dreißigjährigen Krieges sehr mäßig; von wirklichem Druck konnte keine Rede sein. Man warf ihnen vor, daß sie auf einer Kindtaufe mehr aufwendeten, als den Betrag einer dreijährigen Contribution, und sie konnten dem nicht widersprechen. Es war daher mehr eine ideelle Befriedigung, welche sie erstrebten; sie wollten nicht schlechter sein, als die anderen.

Die Erfahrung von funfzig Jahren hatte gezeigt, daß ein dauerndes Abkommen mit den freien Ständen nicht erreichbar sei. Letztere entzogen sich vorübergehend der Steuerpflicht nicht, aber auch sie wollten von dem Princip ihrer staatsbürgerlichen Freiheit nicht lassen.

So entstand 1608 ein Proceß der drei Marschländer gegen die Steuerfreiheit der anderen Stände bei dem kaiserlichen Hofe.

Ein endloser Proceß. Die Regierung stand dabei immer auf Seiten der Länder.

Der Anwalt der freien Stände meldete nach drei Jahren, daß er wenig Hoffnung habe, den Rechtsstreit zu gewinnen und rieth zu gütlicher Vereinbarung. Diese war 1609 und 10 schon vergeblich versucht.

Sie wurde 1614 (December 20.) in Basdahl noch einmal ernstlich vorgenommen. Mehre Tage dauerten die Verhandlungen. Die Marschländer erboten sich $^{11}/_{16}$ der Steuerlast zu tragen; die freien Stände sollten $^{5}/_{16}$ tragen.

Hierüber wäre eine Einigung möglich gewesen. Aber es gab schwierige Nebenforderungen. Die Marschländer wollten freie Einsicht in die Steuerlisten haben. Die Stände wollten Unterschiede zwischen Reichssteuern, Kreislasten und Stiftsschulden machen. Und was das Schlimmste, sie wollten den Grundsatz aufrecht halten, daß „der freie Mann freies Gut mache," d. h. wenn Einer aus den Ständen Land oder andere Güter kaufte, so fiel es damit von selbst aus der Steuerpflicht. Hiebei kamen Dinge vor, welche große Unzufriedenheit erregten. Bürger aus Bremen kauften Höfe in Osterstade und zogen sie in Folge jenes Grundsatzes aus den Steuerlisten, eben so die Stader in Kehdingen, die Burtehuder im Altenlande; von den Adligen ganz zu schweigen. Der Erzabt von Harsefeld kaufte für seine Zuhälterin einen schönen Altländer Bauernhof und zahlte keine Steuer dafür.

Solche Vorkommnisse regten die Marschländer auf. Dennoch wollten sie sich zu billiger Rücksichtnahme herbeilassen. Es sollte ein fester Zeitpunkt angenommen werden; alles Land, welches 1583 frei gewesen, könne es bleiben; spätere Erwerbungen sollten unter „die Beschreibung" fallen.

Wegen dieser Punkte wichen die Stände immer aus. Die Räthe des Erzbischofs gaben sich unendliche Mühe, sie baten und drohten. Sie sagten, daß ein unmittelbarer Befehl vom Kaiser ausgewirkt werden solle und dem wollten sie schon Nachdruck geben. Alles vergeblich.

Zuletzt trat der Erzbischof persönlich in die Sache. Jeden einzelnen Stand nahm er besonders vor. Die Länder, sagte er, hätten mehr gethan, als sie schuldig wären; er könne sie nicht verlassen; er wolle von den Ständen eine runde Antwort haben, ein Ja oder Nein.

Wiederum machten die Stände Umzüge und Ausreden. Der Erzbischof wurde ärgerlich, „seine Räthe wären ihre Hundsbuben nicht,“ er wollte ein Ende in der Sache haben.

Die Stände baten um eine kleine Zeit Aufschub. Es konnte ihnen nicht wohl verweigert werden.

Es kam zu keinem Vergleich. Der Proceß ging weiter.

Während desselben entzogen sich die freien Stände indeß den Besteuerungen nicht, aber sie bewilligten die eigenen Anlagen immer nur für den einzelnen Fall. Während der Regierung Johann Friedrich's haben sie vier Mal ohne große Schwierigkeit sich zu Beiträgen verstanden; es waren zusammen 65,000 Thaler. In Wirklichkeit hatten sie aber nur 18,829 Thaler eingezahlt; sie waren mit 46,170 Thalern in Rest und die unruhigen Zeiten des Krieges erlaubten keine strenge Einforderung.

Diese Rückstände und Nachlässigkeit bewogen indeß die beiden letzten Erzbischöfe, in den Steuersachen bisweilen eigenmächtig vorzugehen. Sie schrieben Contributionen aus, welche nicht bewilligt waren, und verschonten dabei die freien Stände nicht. Es war diesen lästig, man erkennt ihre gedrückte Stimmung deutlich in den Landtagsverhandlungen, aber es war nichts dabei zu machen; Geld mußte geschafft werden, der Staat wollte doch leben, die Soldaten bezahlt werden.

Dieser Zustand war indeß Allen bedenklich. Die Ausgaben wurden im Laufe des unabsehbaren Krieges immer größer und schlimme Dinge konnten bisweilen abgewandt werden, wenn man den kriegführenden Generalen mit reichlichen Geschenken entgegentrat. Es waren mancherlei Mittel versucht, eine Kopfsteuer war eingeführt, Accise, Erhöhung der Einfuhrzölle, aber bei dem geringen Handel und Verbrauch deckte es die Bedürfnisse nicht. Es mußte immer wieder auf die Capitalsteuer und allgemeine Schatzung zurückgegriffen werden. In der Handhabung derselben war man jetzt auch gewandter geworden; die Steuerlisten liegen noch vor, und man muß sich wundern, wie richtig und umfassend sie aufgestellt sind. Aber den glatten Gang der Sache, welcher jetzt durch die Geschäftsübung der Steuerbeamten möglich war, hinderte an allen Seiten der bei dem Reichskammergerichte schwebende Proceß.

Das empfanden Alle. Im Jahre 1620 und 22 waren neue Unterhandlungen gewesen, aber ohne dauerndes Ergebniß. Jetzt drängte die allgemeine Noth zu Erneuerung und endlichem Abschluß.

Die Sache wurde (1642, October 19.) sehr ernstlich angegriffen. Zwölf Tage dauerten die Verhandlungen in Bremervörde, kein Morgen oder Nachmittag wurde ausgesetzt, bisweilen noch am Abend Sitzungen angesagt. Fünf Commissarien waren vom Erzbischof zur Leitung ernannt, welche später als Belohnung silberne Pocale von 100 Thaler Werth erhielten; die Stände hatten ihre besten Männer geschickt, die Marschen ihre gewandtesten Vorsteher und einen tüchtigen Rechtsanwalt.

Erst wollten die Marschländer Jeden ohne Ausnahme für schatzpflichtig erklären lassen und zur Beitragspflicht heranziehen. Aber die Commissarien riethen dringend ab; dann wäre keine Einigung denkbar. Zu einem Beitragsantheil müßten sich die freien Stände jedoch verstehen. Diese wollten jetzt auch den vierten Theil des Ganzen tragen; es war schon viel; das Militair kostete jetzt monatlich 6500 Thaler; die Schulden des Erzstifts hatten sich auf 200,000 Thaler erhöht, während es 1614 nur 36,000 Thaler gewesen waren.

Dies Erbieten schien annehmbar; aber die eximirten Höfe und der Zeitpunkt, von welchem die Steuerfreiheit derselben aufhören sollte, machte solche Schwierigkeit, daß die ganze mühsame Verhandlung ohne irgend ein Ergebniß endete.

Im folgenden Jahre (August 15.) neue Zusammenkunft. Die Marschländer wurden gefragt, ob sie bei ihren Zugeständnissen von 1614, 20 und 22 bleiben wollten. Sie wichen aus und wiederum war keine Einigung möglich.

Die Räthe gaben die Sache noch nicht auf. Noch einmal (September 14.) kamen Bevollmächtigte zusammen. Die freien Stände erboten sich, für immer $1/5$ oder auf 40 oder 50 Jahre $1/4$ aller Steuern zu tragen. Jetzt aber verlangten die Marschländer, sie sollten die Hälfte auf sich nehmen. Die Einigung war schwer; die kaiserlichen Befehle widersprachen sich; es waren 1641 alle Immunitäten dadurch aufgehoben, aber doch gesagt, es sollte Niemand über das Herkommen beschwert werden. Zu diesen Schwierigkeiten trat nun auch Bremens Streben nach Unmittelbarkeit. Die Stadt wollte sich in den Steuern absondern. Ihre Bevollmächtigten sagten aus, daß sie neue Lasten kaum tragen könnten; seit 20 Jahren hätten sie mit unerschwinglichen Steuern Garnisonen unterhalten; in dreifacher Weise würden sie herangezogen, als freie Reichsstadt, als Hansestadt und als Stadt des Erzstifts. Dem ersten widersprachen die anderen Stände und

nannten es „einen Unfug." Die Bremer sagten nun, sie wollten zu den Steuern des Erzstifts nur $^1/_{15}$ beitragen. Schließlich verstanden sie sich zu $^1/_{12}$, aber das wäre das Aeußerste.

Das Domkapitel war am Willigsten; es meinte, man könne sich auf immer zu $^6/_{25}$ verstehen, in früherer Zeit wäre man schon zu $^1/_3$ geneigt gewesen.

Auch wegen der eximirten Höfe ließen sich versöhnliche Stimmen vernehmen. Aber nun traten die Marschländer mit einer ganz neuen Forderung hervor, sie wollten das volle Stimmrecht auf den Landtagen haben. Daran scheiterte Alles und ohne Resultat ging die Versammlung auseinander.

4. Johann Friedrich und seine Verhältnisse.

— Am 19. August 1596 entsagte der Erzbischof Johann Adolf seiner bremischen Würde. Ganz unerwartet erhoben sich wegen der Wahl des Nachfolgers große Bedenklichkeiten.

Das Recht der Wahl stand allein dem Domkapitel von Bremen und einigen Mitgliedern derselben Körperschaft von Hamburg zu. Wir haben früher dargelegt, wie hart und eng der zu Erwählende mit jedesmal neu aufgestellten Capitulationen von Seiten der Domkapitel beschränkt wurde.

Die Stände sahen sehr wohl ein, daß diese Verminderung der fürstlichen Macht, von welcher allein die Domherren Gewinn hatten, für das Land kein Glück war. Dazu wurde bei Neuwahlen stark mit goldenen Kugeln geschossen, welche den Mitgliedern der Domkapitel allein in den Schoß fielen. Das sahen Manche aus den anderen Ständen nicht ohne Neid an.

Nach dem Rücktritt Johann Adolf's war die Wahl seines Nachfolgers schon im Stillen geordnet. Es erhoben sich aber wegen dieser Verhandlungen sehr verdächtige und mißtrauische Gerüchte. Man behauptete, das Domkapitel habe die Capitulation so geschärft, daß kein Fürst sie halten könne. Nur Domherren dürfe er zu seinen Räthen nehmen; falls er einmal zu Verpfändungen schreiten müsse, sollte er die Güter erst den einzelnen Domherren anbieten; wenn das Kapitel ihn nach Bremen fordere, müsse er erscheinen und dürfe ohne Erlaubniß der Körperschaft nicht von dort weichen.

Diese Dinge waren den übrigen Ständen doch zu viel; sie wollten wenigstens wissen, wie viel Wahres an den Gerüchten sei und forderten die Vorlage der Capitulation. Das Domkapitel

verweigerte es; ob aus bösem Gewissen oder aus grundsätzlicher Wahrung der Vorrechte, steht dahin.

Die Ritterschaft und die Abgeordneten der Städte versammelten sich in Bremen (1596, September 23.). Die Zeit drängte, denn die Neuwahl war auf den 20. October angesetzt.

Sie sandten dem Domkapitel eine Beschwerdeschrift zu. Die alten Recesse über die Landesverwaltung bei einer Thronerledigung wären nicht gehalten; das Domkapitel maße sich die Regierung allein an, postulire den Erzbischof und verstricke ihn mit unerträglichen Bedingungen, es besetze allein die festen Häuser und nenne sich die jetzt regierende Obrigkeit. Die Zeitläufte würden aber immer gefährlicher, und ob die Domherren der Lage gewachsen, sei zweifelhaft. Dazu hätten sie wenig Eigenes im Lande, sie genössen ihre Präbenden und hätten Geringes aufzusetzen und zu verlieren. Freilich stände die Wahl des neuen Erzbischofs dem Domkapitel gesetzlich allein zu, aber man möge die neuen und bedrohlichen Zeiten ansehen. Es wäre besser, „wenn die vorhabende Electio mit der sämptlichen dieses Stiffts Stenden gemeinem rhatt, bedencken und gutachten für die handt genommen wurde.“ Dazu sei es ihnen überaus beschwerlich, daß auch hamburger Domherren, also Ausländer, den Erzbischof zu wählen mitwirkten, „welche in diesem guten Erzstifft nicht das allergeringste aufzusetzen und zu verlieren haben.“ Sie wünschten also mit ihrem Bedenken vorher gehört zu werden.

Das Domkapitel vertheidigte sich schwach. Es gab ausweichende Antwort; die alten Recesse müßten erst nachgesehen, die auswärtigen Mitglieder befragt werden.

Die Antwort der Stände (September 24.) ward heftiger und drohend. Die Domherren, hieß es, suchten nur Verzögerung und wollten dem „begehrten Verhörtag“ ausweichen. Aber das solle nicht geschehen. Sie hätten sich fest verbunden, Einer für Alle zu stehen; sie würden die Gerichte nicht besetzen, die Landtage nicht beschicken und dem neuen Erzbischof keinen Gehorsam leisten.

Die Domherren gaben eine lange Erwiederung. Sie beriefen sich auf ihr altes Recht und erboten sich, dem Kaiser die Entscheidung zu überlassen.

Die Antwort befriedigte nicht. Die Domherren mußten weiter gehen; sie gaben in Nebensachen nach. Die Stände sollten bei Thronerledigungen die festen Häuser mit besetzen und der

Gesammtregierung beiwohnen; der Eid der Beamten möge auf das ganze Erzstift ausgedehnt werden; aber die Capitulation solle nicht vorgelegt und eine Mitwirkung bei der Wahl den Ständen nicht gestattet werden.

Die Stände nahmen den Vorschlag nicht an. Die Sache gewann einen bedenklichen Character. Der abgegangene Erzbischof erbot sich, nach geschehener Wahl selbst zu kommen und den Streit zu vermitteln. Vergeblich. Der Abt von Harsefeld, Luneberg Brummer, und der gewandte Kanzler Casp. Koch begaben sich zu persönlicher Verhandlung nach Bremen (October 9.). Aber auch sie konnten nichts ausrichten.

Die Wahl des neuen Erzbischofs war auf den 20. October angesetzt, aber die Mitglieder des Domkapitels fühlten sich in Bremen nicht sicher. Sie entwichen heimlich aus der Stadt, begaben sich nach Harsefeld und wählten dort am 22. October Johann Friedrich zum Erzbischof.

Als sie nach Bremen zurückkehrten, waren ihnen die Thore der Stadt verschlossen. Der Rath von Bremen, „welche dann die Principal treiber dieses handelß sein,“ hatte befohlen, keinen Domherrn vor ausgemachter Sache in die Stadt zu lassen, und die Bürgerschaft durch das Vorgeben aufgeregt, daß die Domherren der Stadt ihrer Privilegien berauben wollten.

In dieser bedrohlichen Lage nahmen sich einige benachbarte Fürsten der Sache an, Christian IV. von Dänemark und der Herzog Ulrich von Mecklenburg. Diese schrieben einen Vermittlungstag auf den 20. December 1596 aus und brachten den sogenannten Stader Vertrag zu Stande. Dadurch wurden die Verhältnisse zu allseitiger Zufriedenheit geordnet.

Einige Jahre nachher empfing der Erzbischof die Regalien von dem Kaiser und wünschte nun eine allgemeine Huldigung von Seiten der Stände. Es entstanden über diese Forderung endlose Verhandlungen (1599). Die Städte hielten die Huldigung für eine überflüssige Form, die Ritterschaft, vom Erzbischof Heinrich immer gedrückt, machte sie von der Erledigung ihrer Beschwerden abhängig. Schließlich erklärten die Stände in Basdahl (September 17.), die Huldigung sei überhaupt nicht nöthig, der Stader Receß reiche vollkommen aus; die Festlichkeiten wären kostbar, die Zeitläufte gefährlich und solchen Feiern nicht angemessen; manche frühere Erzbischöfe hätten keine Huldigung veranstaltet. Es scheint nichts daraus geworden zu sein.

Johann Friedrich war erst siebenzehn Jahre alt, als er zum Erzbischof von Bremen erwählt wurde. Elf Jahre später ward ihm das Bisthum Lübeck zu Theil.

Die Einnahmen aus beiden Stiftern waren sehr bedeutend. Der frühere Intendant, später Kanzler, Levin Marschalk schlägt in runder Summe die Aufkünfte von Bremen auf 120,000 Thaler an, wovon freilich die Hälfte an nothwendigen Ausgaben abzurechnen ist. Lübeck wurde auf 80,000 Thaler geschätzt als Gesammteinnahme. Nach Abzug der Verwaltungskosten, des nothwendigen Hofstaats, der Unterhaltung der Schlösser u. s. w. blieb dem Erzbischof zu seiner persönlichen Verfügung eine Summe von mehr als 100,000 Thaler, oder, wie man es damals nannte, von einer Tonne Goldes.

Diese Einnahmen wurden sehr gut verwaltet. Johann Friedrich hatte ungeachtet seiner Jugend finanzielle Kenntnisse und achtete mit großer Sorgfalt darauf, daß seine jährliche Abrechnung im Gleichgewicht blieb. Bedeutende Summen verwandte er für seine Besitzungen; alle Schlösser waren gut unterhalten, die kleinen Besatzungen regelmäßig bezahlt, die Domainen in bester Ordnung und daher sehr einträglich. Alle Verwaltungsbeamten wußten, daß der Erzbischof von diesen Dingen etwas verstand, einen scharfen Blick hatte und gegen nachlässige Geschäftsführung sehr empfindlich war. Obgleich er keinen eigentlichen Staatsschatz angesammelt zu haben scheint, so war doch seine Finanzverwaltung so geregelt und bekannt, daß er in allen norddeutschen Städten einen angemessenen Credit hatte. Wir schließen dies daraus, daß bei geschäftlichen Transactionen nur selten Baarzahlungen vorkommen; er pflegte Wechsel auszustellen, aber diese Wechsel waren wie baares Geld und wurden auf das Pünktlichste eingelöset. Seine Unterschrift galt auf allen Geldmärkten; es war, was die Kaufleute jetzt „sehr feines Papier" nennen.

Mit seinen Beamten hatte er entweder viel Glück oder sehr gute Einsicht in ihre Fähigkeiten. Es waren ausgezeichnete Männer; sie lös'ten ihre Aufgaben auf das Beste. Was uns dabei auffällt, ist ihre geringe Besoldung. Der Kanzler bekam jährlich 600 Thaler nebst freier Wohnung, Feurung und Unterhalt für vier Kutschpferde; der Landdrost etwas mehr wegen des großen Personals, welches er ernähren mußte; der Drost eines Amts 400 Thaler; ein Rath bis zu 200 Thaler. Gewöhnliche Amtmänner höchstens 100 Thaler; Secretaire, Vögte, Kammer-

schreiber u. s. w. etwa 60 Thaler. Der unmittelbare Hofstaat war etwas besser besoldet; der Hofmarschall hatte 600 Thaler, der Stallmeister 300 Thaler, der Leibarzt 200 Thaler, Jägermeister, Hofjunker, Commissaire u. s. w. 100 Thaler.

Wenn man die Zahlen der Besoldungslisten zusammenrechnet und die Naturallieferungen der Beamten, welche dabei angegeben sind, hinzuzählt, so beträgt die ganze Summe noch nicht einmal 8000 Thaler. Mehr kostete damals die Civilverwaltung unserer Provinz nicht.

Die Unterhaltung der erzbischöflichen Häuser und Domainen war aber kostspieliger; am kostspieligsten jedoch das Militair, obgleich es nicht aus regelmäßigen Regimentern, sondern nur aus Besatzungen bestand. Hiebei sind Durchschnittszahlen schwer anzugeben, denn die Ausgaben waren jährlich verschieden, aber sie haben über 40,000 Thaler betragen.

Obgleich die Beamten mäßig besoldet waren, so hatten sie doch dem Fürsten gegenüber einen angenehmen Dienst. Er durchkreuzte nie ihre Verwaltungsmaßnahmen und ließ sie regieren; wir ersehen das aus zahlreichen Petitionen Eingesessener und ihren Folgen. In Einzelnheiten mischte er sich nicht, diese Plage der Behörden. Es war vielleicht schwer, sein Vertrauen zu erwerben, aber noch schwerer, es zu verlieren.

Es lag ihm daran, sein Land in guter Ordnung und Blüthe zu wissen. Er liebte eine prompte Rechtspflege und ließ eine vortreffliche Kanzleiordnung für das Justizwesen ausarbeiten (nach 1607). Sie ist neuerdings gedruckt (von Ende und Jacobi, Sammlungen für Geschichte und Staatskunde, S. 32 ff.) und zeigt einen hellen und eifrigen Geist. Es ist merkwürdig, daß bei der Geschäftsführung der Kanzlei schon zwei sog. Bänke angeordnet werden, die adlige und die bürgerliche, eine Einrichtung, welche in den höchsten Justizbehörden bei uns bis auf die neueste Zeit geblieben und erst 1849 beseitigt ist. Es ist daraus ersichtlich, daß der Adel, dessen Stellung im XVI. Jahrhundert so tief herabgekommen war, sich jetzt wieder hob und auch von oben gehoben wurde.

Auch in anderen Dingen bewies der Erzbischof einen klaren Geist, welcher von den gebräuchlichen Anschauungen seiner Zeit sich frei zu machen wußte. Sein Edict über die Zauberei und Hexenprocesse (1603) legt davon Zeugniß ab. Damals waren diese Verfolgungen im vollen Gange, aller Orten wurden Hexen

und Zauberer aufgesucht und verbrannt. Niemand zweifelte an der Rechtmäßigkeit solcher Processe und ihrer Nothwendigkeit; Geistliche und Juristen, Behörden und Facultäten waren in diesem Wahngeiste einig. Aber der Erzbischof sah die Sachlage nüchtern und verständiger an. Er beklagt es in seinem Edicte, daß unschuldige Personen auf leeren Verdacht hin und ohne genügende Anzeichen auf's Wasser geworfen, in Haft genommen, peinlich befragt und zum Tode verurtheilt sind. „Welcher Proceß nicht allein den Rechten und Ordnung, sondern auch der Vernunfft und Natur dermassen zu wiedern, daß ein jeder Christen und vernunftiger Mensche, so es höret und erfaret, darob ein Grewel und Abscheu tragen und sich mit Verwunderung, über einen solchen Barbarischen Gebrauch oder Mißbrauch vielmehr entsetzen muß.“ Er befahl, daß kein Proceß dieser Art in abweichender Weise, sondern wie jeder andere genau nach den Rechten und nach der peinlichen Halbgerichtsordnung behandelt werden solle.

Dies Edict wird gute Früchte getragen und etwas genützt haben, aber es konnte die Sache selbst nicht gänzlich beseitigen. Dazu war die Zeit nicht reif. In den Archiven unserer Provinz liegen große Actenstöße, welche über die Hexenprocesse zusammengeschrieben sind, ein unerquickliches Zeugniß menschlicher Befangenheit.

Diese Freiheit des Denkens, welche der Erzbischof bewies, ist erfreulich und macht einen angenehmen Eindruck. Aber in anderen Dingen dachte er auch frei, wo er es besser gelassen hätte. Besonders in seinen Verhältnissen zu dem weiblichen Geschlechte. Er konnte ohne ungesetzliche Verbindungen dieser Art nicht leben und unterhielt sie bis in seine letzten Tage. Da er in unserer Provinz im Ganzen wenig weilte und da seine Beamten ihm ungemein zugethan waren, so geben unsere einheimischen Quellen uns gar keine Andeutung darüber. Selbst die Privatbriefe seiner Umgebung vermeiden es auf das Schonendste. Aber von anderen Seiten erfahren wir sehr unerquickliche Kunde. Ein französischer Edelmann, Des Hayes, war 1629 in diplomatischen Geschäften in Dänemark und hat ein genaues Tagebuch über seinen Aufenthalt daselbst geführt (Voyages en Danemark, Paris 1664), welches über Leben und Sitten des Landes viel berichtet und daher culturhistorisch von Werth ist. Er kam auch nach Eutin, (Juli 25.), wo der Erzbischof in großer Bedrängniß geweilt hatte. Denn die Truppen des dänischen Königs lagen dort in seinen

Besitzungen und lebten auf seine Kosten. „Er hat im letzten Kriege auf Seiten des Kaisers gestanden, ist älter als 60 Jahre (dies ist unrichtig; er war damals erst 50 Jahre alt) und doch sehr verliebter Natur; er gefällt sich in dieser Beschäftigung und ist zu allen anderen Dingen unfähig. In Eutin hat er ein Schloß bauen lassen, welches noch nicht fertig ist; er hatte große Sorgfalt für den Garten, welcher von Canälen umgeben und mit einem Lusthause und Springbrunnen versehen ist. Es giebt da auch eine Drehbrücke in der Mitte einer Allee; wenn man vom Schlosse kommt, so muß man auf der Planke rechts gehen, denn die linke Planke dreht sich und man fällt in das Wasser. Dieser Bischof unterhält drei Frauenzimmer, welche sich gewöhnlich in diesem Hause aufhalten."

Er hatte mehre Kinder; mit der Anna Dobbel zeugte er zwei, einen Sohn, Friedrich von Holstein, welcher zu Tübingen studirte, und eine Tochter, die 1623 an Gottl. von Hagen verheirathet ward. Der Kaiser hatte 1621 diese Kinder legitimirt. Von dem ersten stammt die jetzt noch blühende Adelsfamilie von Holstein ab. Die Anna Dobbel scheint er schließlich zur linken Hand geheirathet zu haben; er schenkte ihr als Wittwensitz den Hof Beverstedter Mühle auf Lebenszeit, welchen sie auch bewohnte. In den späteren Schriften darüber wird sie eine betrübte Wittibe genannt (Urk. v. 1. Juli 1637); ob das Wahrheit oder bloße Höflichkeit war, ist vielleicht aus holsteinischen Acten zu ersehen, welche uns aber augenblicklich nicht zur Hand sind.

Alle Frauenzimmer, mit welchen er Verbindungen unterhielt, waren aus niederen Ständen. Er gestattete ihnen keinen Einfluß auf seine sonstige Handlungsweise.

Diese Neigung zu dem weiblichen Geschlechte empfand er früh und suchte sie auch anfangs in rechtmäßige Bahnen zu leiten. Im Jahre 1600 verlobte er sich im Geheimen mit der Gräfin Anna Sophia, der ältesten Tochter des Grafen Johann von Oldenburg. Sie war am 13. December 1579 geboren, also in gleichem Alter mit ihrem Bräutigam. Es war eine gebildete Dame, hatte Latein gelernt und sehr guten Unterricht genossen.

Der Erzbischof durfte sich mit ihr gar nicht verloben. Er hatte sowohl dem Domkapitel, wie seinem Bruder versprochen, ehelos zu bleiben. Diese Dinge nahm er aber leicht und dachte von dem Kaiser die Erlaubniß zur Heirath, wie zur Beibehaltung

seines Stifts erlangen zu können. Er that auch mehre Schritte zu diesem Zwecke.

Die Verlobung konnte aber nicht wohl verborgen bleiben. Sein Bruder Johann Adolf schrieb sogleich an den Grafen von Oldenburg (1600, December 2.), er habe etwas von der Sache gehört, wolle es jedoch nicht glauben. Wenn es im Werke wäre, so müsse er dringend davon abrathen. Er hätte „guter Wohlmeinung zu berichten, daß zu Anfangs, wie S. Liebden zum Erzstift Bremen befördert, nicht allein S. L. selbst, sondern auch wir und theils unsere Landstände, uns bei Ehren und Eiden stattlich verreversiren und verpflichten müssen, wofern S. L. bei währender Regierung und Inhabung des Erzstifts sich verheirathen würde, Dieselben alsdann gebührlich resigniren und gedachtes Erzstift gänzlich hinwieder abtreten sollte, welches L. S. auch unser und unserer Landstände Versprechen dermaßen verbrieft und versehen worden, daß so wenig S. L. als auch uns und unseren Landständen dagegen das Geringste zu gedenken, viel weniger vorzunehmen, Ehren und Eides halber nicht gebühren will."

Es hätte sich für den Erzbischof redlicher Weise geziemt, von der Verlobung zurückzutreten oder alle Hindernisse zu durchbrechen und Ernst zu machen. Seine Braut wäre darauf eingegangen. Der Erzbischof that beides nicht. Es ward ein unglückliches Verhältniß, welches sich zwanzig Jahre lang hinschleppte. Zuletzt verklagte das Oldenburgische Haus den zögernden Verlobten bei dem Reichskammergericht, aber die Braut starb (1631) vor Beendigung des Processes.

Der Briefwechsel der Betheiligten ist neuerdings im Druck erschienen (Strackerjan, Beitr. z. Gesch. d. Großherzogth. Oldenb. 1837). Er ließe sich aus den Acten des Stader Archivs ansehnlich vermehren. Die Schreiben der Verlobten sind sehr einfach, fast trocken, beiderseits voll Titularschnörkel. Niemals bricht ein wahres und starkes Gefühl durch, niemals sehnsüchtige Worte oder kleine Geheimnisse, dieser Reiz der Liebesbriefe. Man macht sich unbedeutende Geschenke, man trinkt aus der Ferne in einem Gläschen Wein gegenseitige Gesundheit. Weiter kommt es nicht. Entweder war das Gefühlsleben jener Zeit ein anderes oder man glaubte sich stark in conventionellem Zwang halten zu müssen. Die Briefe sind unerhört langweilig.

Wenn uns dies Privat-Verhältniß den Erzbischof in keinem guten Lichte zeigt, so war er auch den großen Begebenheiten sei-

ner Zeit durchaus nicht gewachsen. Ein Regent mußte damals ein ganzer Mann sein, sonst richtete er sich und sein Land zu Grunde. Wohl war Johann Friedrich ein heller Kopf, ein fein gebildeter Geist, eine gutmüthige liebenswürdige Persönlichkeit, aber es war kein Character. Nur ein solcher konnte sich in den eisernen blutigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges oben erhalten.

Wir werden im Laufe unserer Erzählung sehen, daß Johann Friedrich rasch Entschlüsse faßte, aber sie mitten in der Entwicklung aufgab. Er wollte eine Sache und wollte auch jedes Mal das Gegentheil derselben. Er gab den Eindrücken des Augenblicks nach. So war er bald ein Freund der Dänen, bald schwärmte er für den Kaiser; nun warf er sich den Schweden in die Arme. Dann wollte er wieder auf eigenen Füßen stehen. Unglückselige Entschlüsse. Niemand konnte auf ihn und seinen Wankelmuth rechnen und daher konnte er auch selbst auf Keinen rechnen. Niemand traute ihm, auch wenn er es ernstlich meinte. So haben ihn alle Parteien benutzt, an sich gezogen, mit Freundschaftsversicherungen überhäuft und schließlich bei Seite geworfen.

Drittes Hauptstück.

Während des großen Krieges.

1. Drohende Gefahren.

Die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges waren vorüber. Der Aufstand in Böhmen war durch Waffengewalt niedergeschlagen. Der Norden Deutschlands war von diesen Ereignissen nicht unmittelbar berührt worden. Auch in unserer Provinz blieben anfänglich die Dinge, wie sie waren.

Die Heere der Katholiken hatten gesiegt. Die letzten Parteigänger des Protestantismus, Mansfeld und Christian von Braunschweig, mußten ihre Truppen entlassen oder geschlagen sehen. Tilly und Anhalt waren nach Norddeutschland vorgerückt; sie standen drohend und weiterer Befehle gewärtig.

Der Kaiser ließ ein neues mächtiges Heer durch Wallenstein sammeln. Von Tag zu Tag ward es stärker, so stark, daß der neue Feldherr an ferne und gewaltige Dinge denken konnte. Er sprach ein großes Wort gelassen aus, „wir brauchen keine Churfürsten mehr.“ In diesem Worte lag die Einheit Deutschlands. Der Kaiser verstand die Mahnung und die tiefen Gedanken Wallensteins nicht. An der Einheit des Glaubens lag ihm mehr, als an der Einheit des Vaterlandes. Er konnte der gewaltigste Kaiser werden, welchen Deutschland je gehabt, aber er wollte lieber ein eifriger Diener des Papstes sein. Besser eine Wüste, sagte er, als ein Land voll Ketzer.

Es lag gleichsam eine schwüle Luft allenthalben auf den deutschen Landen; Jeder fühlte das Nahen des Gewitters.

Auch die außerdeutschen Mächte wurden besorgt. Im Jahre 1624 begann unter ihnen ein sehr lebhafter Briefwechsel und

Gesandtschaftsverkehr. Die Verhandlungen gingen meistens von England aus. Mansfeld, der Parteigänger, wurde in London hoch geehrt und nach Frankreich geschickt, um Ersprießliches einzuleiten. Robert Anstruther ging auf Befehl des Königs Jakob I. zu gleichem Zweck nach Dänemark und Sachsen.

Viele und mühsame Verhandlungen erfolgten. Sie blieben dem Kaiser nicht verborgen. Er schickte den Grafen von Oldenburg als Gesandten nach Kopenhagen und ließ Christian IV. von allen Bündnissen abrathen.

Der Churfürst von Brandenburg setzte sich mit Stockholm und Kopenhagen in Verbindung. Verabredungen und Gespräche der Gesandten ohne Ende. Zuletzt wurden dem Könige von Dänemark feste Bedingungen vorgeschlagen. Er verwarf sie alle, sehr ungern, aber er stand allein, sein ganzer Staatsrath war gegen ihn.

Mit Gustav Adolf wurden Verhandlungen angeknüpft (August 1624). Der englische und der brandenburgische Gesandte trafen sich in Stockholm. Der König erklärte sich bereit, gegen den Kaiser die Waffen zu ergreifen. Er wollte durch Polen nach Schlesien sein Heer führen oder, wenn die Verbündeten es wünschten, geradezu die Pfalz angreifen und die Kaiserlichen herauswerfen. Aber er verlangte Werbefreiheit in den Gebieten der Verbündeten, zwei deutsche Häfen und bedeutende Geldunterstützung. Erstere würde ihm nicht verweigert sein; die zweite Bedingung fand schon einigen Anstand; an der letzten scheiterte Alles.

Der niedersächsische Kreis, zu welchem auch unsere Provinz gehörte, hatte bereits im Jahre 1623 Truppen aufgestellt, um sich gegen die Uebergriffe der beiden protestantischen Parteigänger, gegen Mansfeld und Christian von Braunschweig, zu schützen. Dies war nöthig; der Letztere hatte sich in Thedinghausen (1623, Januar 12.) festgesetzt, brandschatzte den Amtmann daselbst um 3000 Gulden und ließ durch Wulf Heinr. von Wersabe (von Cassebruch) starke Werbungen in der Provinz betreiben. Der Erzbischof wollte es gern hindern, aber der Herzog schrieb ihm (Januar 21.), er werbe nur gegen katholische, hispanische und bairische Anschläge „für die kostbare libertät deutscher Nation.“ Er konnte sich indeß nicht lange halten und mußte fort. Als die Parteigänger nicht mehr zu fürchten waren, entließ der Kreis sein eigenes Heer, gegen den Willen des Kreisobersten, des Herzogs von Celle. „Dieser ließ eine Vorstellung an die Kreisstände

des Inhalts gelangen, daß ohne vorhergegangenen Kreisschluß keinem derselben das Recht zustände, sein Contingent eigenmächtig von der Kreisarmee zurückzuziehen. Am 9. December 1623 schrieb er an den König von Dänemark, welcher durch seine deutschen Besitzungen dem Kreise angehörte, der Administrator von Magdeburg, der Herzog von Wolfenbüttel, die Städte Bremen, Hildesheim, Goslar, Mühlhausen, Nordheim und Lübeck hätten bereits ihre Contingente abgedankt; das Cellische und das Mecklenburgische allein hielten noch das rechte Weserufer besetzt, um sich Tilly zu widersetzen, der die Grafschaften Hoya und Diepholz mit vielen Truppen belegt habe und Miene mache, über die Weser vorzudringen. Er bäte den König, ihm bis dahin, daß er Zeit gehabt habe, seine angefangenen Unterhandlungen mit Tilly abzuschließen, seinen Beistand nicht zu versagen und ihm wenigstens für jetzt die dänische Leibfahne, die noch nicht abgezogen sei, zu lassen. Aber der König antwortete, da die Truppen Mansfeld's im Begriff wären, sich gänzlich aufzulösen, sehe er keine Veranlassung, länger unter den Waffen zu bleiben.“ (v. d. Decken, Herz. Georg v. Braunschw. u. Lüneb. 1, 120).

Dadurch wurden die Gebiete des niedersächsischen Kreises von Truppen entblößt. Die liguistischen und spanischen Heere rückten ohne Hinderniß vor. So lange die Parteigänger und die niedersächsischen Truppen unter Waffen waren, hatten sie sich zurückgehalten.

Den Katholiken stand jetzt in Norddeutschland kein Feind mehr gegenüber. Sie sahen große Hoffnungen der Erfüllung nahe. Alle nördlichen Bisthümer mußten ihrer Herrschaft zufallen; Mitteldeutschland konnte sich nicht mehr regen. Die vereinigten Provinzen der Niederlande konnten von Süden und Osten umfaßt werden und schwerlich ihre Freiheit behaupten. Da war Holland wieder in Noth. Die spanische Infantin, welche die belgischen Provinzen regierte, wollte schon den Heertheil, welchen Cordova befehligte, in den niedersächsischen Kreis senden. Tilly verhinderte es unter der Behauptung, diese Gegenden wären von Mansfeld und Christian von Braunschweig zu sehr verwüstet und könnten die spanischen Truppen nicht ernähren. Das war ein Vorwand.

Die Fürsten des niedersächsischen Kreises lagen Tilly unaufhörlich an, er solle seine Truppen entlassen oder zurückziehen; es liege jetzt kein Grund mehr vor, sie beizubehalten. Aber Tilly

und Anhalt erwiederten fortwährend, ihre Heere könnten nicht verringert, sie müßten vielmehr wegen der drohenden ausländischen Bündnisse vermehrt werden. In vielen und sehr höflichen Briefen baten sie, man möge ihren Truppen gutwillig die Städte und Festungen öffnen.

Die Fürsten erkannten, daß mit Worten die Heere nicht abzuwehren seien. Sie faßten allmählig den Entschluß, Bündnisse und Bewaffnungen in's Werk zu setzen. Die ersten Anfänge derselben gingen von Mecklenburg, Braunschweig und dem Erzbischof von Bremen aus. Zu gleicher Zeit begannen wiederum die Unterhandlungen zwischen Dänemark und England (Januar **1625**) und gaben den Dingen Haltung und große Aussicht. Auch Frankreich wurde zur Theilnahme aufgefordert. Der König Christian IV. begann schon Truppen zu werben (Februar 1625).

Die Aussichten dieses Königs gingen weiter. Der englische Gesandte Anstruther war wieder in Hamburg. Bei den Fürsten des niedersächsischen Kreises fand er große Bereitwilligkeit, auf seine Vorschläge einzugehen. Es verstand sich von selbst, daß Alle bereit waren, gegen die Uebergriffe der Katholiken sich zu vertheidigen. Aber Christian IV. und der englische Gesandte glaubten noch mehr erreichen zu können. Sie wollten den Kreis dahin bringen, daß er dem Kaiser Krieg erklärte und den vertriebenen Pfalzgrafen wieder in seine Herrschaft einsetzte. Große Gedanken, auch ausführbar, wenn sie den rechten Mann gefunden hätten.

Der Eifer, welchen Dänemark in diesen Angelegenheiten bewies, hatte tiefere Gründe. L. van Aitzema (Saken v. Staet en Oorlogh, 1, 91), dessen gleichnamiger Oheim als niederländischer Gesandter schon 1621 mit Dänemark unterhandelte, sagte geradezu, dat de koningh meer socht d'incorporatie van de stiften als de restitutie van de Palts — want des koninghs meeste oogmerk was de stiften aen Holsteyn to hechten; eerst onder tytel van bisschop; daerna erfelyk; welck wilt hy wel opgedaen (welches Wildpret er wohl aufgetrieben), doch de Sweetsche endtlyk gevanghen hebben.

Christian IV. schrieb einen Fürstentag nach Lauenburg aus. Er nennt die Zusammenkunft in seinen Briefen einen Kreistag, aber ein solcher war es genau genommen nicht. Denn die Fürsten kamen persönlich zusammen, nicht ihre Gesandten; mehre Fürsten fehlten; keine Stadt des Kreises war vertreten. Der Beschluß wurde auch nicht, wie sonst gebräuchlich, „Kreisabschied“

genannt, sondern „Lauenburger Abschied." Unter den Kreisständen gab es zwei Parteien, eine friedliche oder kaiserliche und eine kriegerische; die erste war gar nicht einmal nach Lauenburg eingeladen.

Die Versammlung dauerte vom 20. bis 25. März 1625. Es waren zugegen Christian IV. von Dänemark, der Administrator von Magdeburg Christian Wilhelm, der Erzbischof von Bremen Johann Friedrich, der Herzog von Braunschweig Friedrich Ulrich, die beiden Mecklenburger Herzöge Friedrich und Johann Albrecht und der Herzog von Holstein Friedrich. In einigen Schriften wird auch angegeben, daß der Pfalzgraf gegenwärtig gewesen sei, aber das ist kaum glaublich. Bei der Vorsicht, welche die Fürsten noch beobachteten, konnten sie es nicht wagen, ihn zuzulassen, da es eine große und offene Beleidigung des Kaisers gewesen wäre. Daß ein Gesandter der Generalstaaten anwesend war, erregte schon Aufsehen genug. Einige andere Fürsten waren zugegen, unterschrieben aber den Abschied nicht, weil sie nicht Mitglieder des Kreises waren. Der Herzog Christian von Lüneburg war anwesend, früher eifrig für kriegerische Rüstungen des Kreises, jetzt plötzlich ein Gegner derselben. Er wollte sich nur vertheidigungsweise halten und dazu eine Truppenmacht aufgestellt wissen; so wie er von einem Angriffsverfahren gegen den Kaiser hörte, trat eine Sinnesänderung bei ihm ein. Er widerstrebte den Plänen von Dänemark und stellte sich auf kaiserliche Seite. Den Abschied unterschrieb er auch nicht, obgleich er bis zu Ende der Verhandlungen blieb.

Die Schrift selbst, welche die Fürsten unterzeichneten, ist scheinbar unverfänglich. Wenn man die Nebenumstände und das Vorhaben der Theilnehmer nicht kennte, würde man ihren eigentlichen Sinn nicht verstehen. Von dem Kaiser und den Uebergriffen der Katholiken ist kaum ein Wort darin zu finden; es ist ein sehr allgemein gehaltenes Vertheidigungsbündniß, welches nach allen Seiten hin ausgelegt werden konnte. Man war damals sehr vorsichtig in öffentlichen Schriftstücken und gebrauchte die Worte, um die Gedanken zu verbergen.

Die nächste Absicht dieser Fürstenversammlung war, auf dem bevorstehenden Kreistage den König von Dänemark zum Kreisobersten zu ernennen — der Herzog von Lüneburg hatte dies Amt niedergelegt — und die Truppenmacht auf das Neunfache der gebräuchlichen Zahl zu erhöhen.

Es war nun die Aufgabe, den Kreistag dahin zu bringen. Im Mai 1625 kamen die betreffenden Gesandten in Braunschweig zusammen. Mehre Tage hindurch wurde heftig und anhaltend gestritten. Die Friedenspartei war sehr stark, sie war an Stimmenzahl der kriegerischen völlig gleich. Der Vorsitzende, der Administrator von Magdeburg, bediente sich aller Vortheile, welche diese Stellung gewährt, und leitete die Verhandlungen mit der größten Gewandtheit. Dennoch waren die Stimmen gerade im Gleichgewicht. Aber die Stadt Nordhausen hatte schriftlich ihre Abstimmung eingesandt in unbestimmter zweideutiger Weise, „sie sei mit allen Beschlüssen einverstanden, welche einstimmig gefaßt würden.“ In etwas gewaltsamer Art zählte der Vorsitzende diese Stimme als eine bejahende und brachte dadurch eine Mehrheit der Kriegspartei zu Stande.

So ward Christian IV. Kreisoberster und die kriegerischen Rüstungen begannen.

Nun nahmen auch die ausländischen Bestrebungen einen eifrigeren Fortgang. Sehr ernstlich unterhandelten Schweden, England, die Generalstaaten und Dänemark. Aber diese Versuche liegen unserer Darstellung fern; alle Mühe und Arbeit, ein großes protestantisches Bündniß zu Stande zu bringen, war doch vergeblich; die Interessen waren zu widerspenstig, der Geldmangel groß, die Eifersucht überwiegend. Es kam zu keiner ersprießlichen Einigung.

Wir blicken jetzt auf die Lage unseres Erzbischofs und unserer Provinz.

Schon im Jahre 1623 hatten Tilly und Anhalt sich unseres Landes friedlich zu bemächtigen gesucht. Sie schrieben (October 22. und 26.) an den Senat von Bremen sehr artige Briefe, baten um Quartiere in den Wesermarschen, mindestens um einige Contribution und Lebensmittel und versprachen dabei „steife Kriegsdisciplin.“ Das war bei Tilly kein leeres Wort. Der bremische Senat schlug Alles ab.

Im März 1624 rückten die kaiserlichen Völker näher heran. Der Oberst Erwitte machte einen Versuch, sich des Fleckens Thedinghausen zu bemächtigen, wurde aber durch hohes Wasser daran verhindert.

Im Sommer waren einige Ortschaften des Erzstifts mit kaiserlichen Truppen belegt. Der Erzbischof hatte einen Gesandten an den Kaiser geschickt mit der Bitte um Abhülfe. Der Kaiser

hatte sie versprochen aber Erwitte kehrte sich daran nicht. Nun bat der Erzbischof, welcher in Bremervörde war, den Kaiser schriftlich (Juli 22.) um den directen Befehl, die Einquartierung aus dem Erzstift zu entfernen. Dieser Befehl erfolgte (November 28.), des Erzbischofs wurde darin als eines standhaften und treuen Mannes gedacht, aber Tilly scheint wenig darauf gegeben zu haben, wenn er auch aus anderen Gründen dem Gebot folgte und wirklich zurückging. Er hatte (November 10.) bei dem Erzbischof, welcher wieder in Eutin war, angefragt, was die starken Werbungen bei Hamburg und Bremen bedeuteten. Der Erzbischof läugnete dieselben, wollte nur von geringem Volk gehört haben, das aus Hamburg nach den Niederlanden geschickt sei, und bekräftigte, er werde in seinen Gebieten keine Werbungen leiden.

Tilly glaubte nicht oder hatte andere Nachricht. Er wiederholte seine Anklage (December 27.) von Hersfeld aus. Es wären starke Werbungen im Erzstift, er wolle sie niederschlagen, bäte daher um freien Paß, Brücken und Schiffe, auch Quartier für seine Leute. Am folgenden Tage fertigte er noch einen Brief ähnlichen Inhalts ab, die Werbungen nähmen kein Ende und er müsse sie zerstreuen. In gleicher Weise schrieb der Graf von Anhalt (December 14. und 30.).

Tilly rückte wieder nach Minden vor. Die erzbischöflichen Räthe in Bremervörde wurden besorgt. Sie fragten bei dem Domkapitel in Bremen an, was zu thun sei; Tilly gebrauche die Werbungen nur als Vorwand, um sich in die Provinz einzuquartieren. Das Domkapitel antwortete, der Erzbischof möge den Einmarsch Tilly's schriftlich abwehren und sich zugleich mit dem König von Dänemark in Verbindung setzen.

Dies muß geschehen sein, denn der König schrieb (März 14.) an die bremischen Landstände, er habe „bei jetzigen geschwinden und gefährlichen Läuften etliches Volk auf die Beine gebracht," werde acht Compagnien Reiter und zehn Fähnlein zu Fuß in die Provinz schicken, welche Verpflegung vom Lande, aber kein Geld erhalten sollten, und seine Gesandten, Levin Marschalk und Georg Schulte, würden das Nähere mittheilen. Die Gesandten kamen sogleich, aber die Truppen erst später.

Nun erfolgte das Bündniß von Lauenburg.

Der Erzbischof war gern und eifrig darauf eingegangen; er hielt sich für den, welchen der kaiserliche Kriegssturm am ersten treffen könnte und suchte sich dagegen durch die nächsten Mittel

zu schützen. Es ist stets sein Unglück gewesen, daß er immer nur das Nächste sah und die Wahrheit der Dinge erst dann erkannte, wenn es zu spät war.

Von Lauenburg ging der Erzbischof nach Bremervörde. Einige Wochen verstrichen. Der Hof war in seiner Ansicht über das abgeschlossene Bündniß getheilt, das Land ängstlich vor dem nahenden Kriege, das Domkapitel allein fest und gelassen.

Die Dänen machten Miene, mit ihrem ganzen Heere in die Provinz einzurücken. Dem Erzbischof wurde dabei übel zu Muthe. Eine gewagte kräftige Politik war nie seine Sache; dabei menschliche Gefühle und gutmüthiges Mitleid mit seinen armen Unterthanen, denen er ein Kriegsheer von vielen Tausenden zeitweilig zuzog. Denn was damals Truppen-Einlagerung bedeutete, hatte sich schon im Jahre 1621 gezeigt, wo einige Reiter-Abtheilungen nach Dänemark durchzogen. Diese hatten ihren kurzen Weg mit schrecklichen Ausschreitungen bezeichnet, Geld erpreßt, geplündert, gemordet und Unzucht getrieben selbst an Leichen. Der Erzbischof beschwerte sich, aber die Officiere entschuldigten die Greuel damit, daß die Reiter noch nicht zugeschworen hätten und daher noch nicht in vollkommenem Gehorsam ständen.

Er suchte diese Last abzuwenden, die Folge seiner eigenen Handlungsweise, als es schon zu spät war. Den Amtmann von Altkloster, C. H. von Bülow, schickte er (April 27.) an den König Christian mit der Bitte, das Erzstift nicht mit Truppen zu belegen. Das Land sei durch Theurung und Wasserfluthen schwer heimgesucht. Wenn eine völlige Verschonung nicht möglich sei, so möchten doch die Truppen verringert, an die bedrohtesten Orte verlegt, beeidigt und mit ausreichendem Gelde versehen sein. Er beschwerte sich, daß einige dänische Officiere sich in die erzbischöflichen Häuser gelegt hätten; sie möchten auf die Dörfer ziehen.

In ähnlicher Weise mußten die Landstände (April 29.) an den König schreiben. Sehr beweglich baten sie um Verschonung mit Kriegsvolk. Mindestens möchten die Truppen an die Grenzen verlegt werden, da die Rüstung ja eine Defension sei.

Diese Bitten konnten keinen Eindruck machen. Die Sachen waren einmal in Bewegung. Allmählig wurde das ganze Erzstift mit dänischen Truppen angefüllt, welche bei Haseldorf über die Elbe gegangen waren (Juni 7.—17.). Immer neue Regimenter. Viele Klagen von Landständen, Obrigkeiten und Eingesessenen über Belästigungen, Druck und Trübsal. Dazu kamen

noch die Truppen, welche der Erzbischof selbst als Mitglied des Kreises aufgestellt hatte. Alles machte Kosten und Beschwerden.

Tilly, welcher sich zu dieser Zeit in Westfalen aufhielt, erfuhr all diese Rüstungen und Truppenzüge sehr zeitig. Er richtete Briefe an alle Betheiligten. Den König Christian befragte er (Juni 30.), was die Rüstungen bedeuteten; der Mansfelder sei nicht mehr zu fürchten, und daß Kosacken von Polen her in Deutschland einfallen sollten, sei leeres Gerede; er müsse den König um „eine runde deutsche“ Erklärung bitten. Ebenso schrieb er warnend an die bremischen Landstände (Juni 28.), sie sollten sich mit König Christian nicht einlassen, sondern auf alle Weise seinem Begehren sich widersetzen; er werde ihnen rechtzeitig Hülfe bringen. Auch dem Erzbischof sandte er ein ernstes abmahnendes Schreiben.

Wir können hiebei eine gelegentliche Bemerkung nicht unterdrücken. Alle Briefe Tilly's, deren eine Menge mit eigenhändiger Unterschrift vor uns liegen, sind vortrefflich abgefaßt, und der Stil derselben ist so vollendet, wie man ihn in dieser Zeit kaum findet. Es ist Schade, daß davon kein Concept vorliegt, weil man ohne dasselbe nicht wissen kann, ob er selbst oder ein Beamter seiner Kriegskanzlei sie verfaßt hat.

Alle drei antworteten. Der König in stolzem offenen Ton, er rüste nach regelmäßigem Beschluß des niedersächsischen Kreises, weil so viel Truppenanhäufung und Gefahr in der Nähe sei. Das Domkapitel ausweichend, es wolle Tilly's Schreiben dem nächsten Landtage mittheilen. Der Erzbischof ähnlich, er rüste nur zur Defension, weil die Reiter des Obersten Erwitte seine Grenzen belästigten.

Allmählig wurden die dänischen Truppen aus dem Erzstift heraus und dem Feinde näher geführt. Nur die südlichen Theile blieben besetzt. Die Veste Langwedel war trotz des Protestes des dortigen Amtschreibers mit dänischem Kriegsvolk belegt und der Bezirk von Achim hatte dauernd und viel zu dulden. Hier war ein großes Lazareth errichtet, welches durch ansteckende Krankheiten die umliegenden Dörfer in große Gefahr brachte. Contributionen wurden eingefordert, Lebensmittel mußten geliefert werden. Das Domkapitel beschwerte sich bei den dänischen Kriegsbehörden; es empfing höfliche Antwort und reichliche Entschuldigung, aber die Lasten blieben, wie sie waren.

Der König Christian stellte seine Hauptarmee zwischen der Leine und Weser auf hinter der Aller. Sein Hauptquartier war bald in Rotenburg, bald in Nienburg. Tilly stand mit seinen Truppen ruhig bei Hörter.

Nun begannen zwischen den feindlichen Kriegsanführern Unterhandlungen und Schriftenwechsel. Ein Waffenstillstand ward abgeschlossen, erst auf kurze Zeit, dann bis in den März 1626 verlängert.

Es ist auffallend, daß die beiden Gegner sich fast ein ganzes Jahr thatenlos gegenüber standen. Man hätte denken sollen, jeder hätte den andern so rasch wie möglich aufgesucht, um ihn zu zermalmen. Der hauptsächlichste Grund dieser Unthätigkeit lag in der Geistesstimmung beider Anführer. Der König Christian hatte, wie es scheint, ein bestimmtes Gefühl davon, daß er einem so bedeutenden und talentvollen Kriegshelden, wie Tilly, doch nicht recht gewachsen sei. Sein Tagebuch giebt Zeugniß, daß düstere Ahnungen über seinen Geist kamen, schreckhafte Träume und mancherlei Erscheinungen. Dazu konnte seine politische Lage ihm keine Freudigkeit geben; nirgends ein verläßlicher offener Freund; unter den norddeutschen Fürsten war er wie verrathen und verkauft. Ein kühner Geist hätte dieser unseligen Lage irgendwie ein Ende gemacht, aber Christian war dazu nicht geschaffen; er mochte nicht vorgehen; die Dinge mußten ihn treiben.

Auch Tilly mochte nicht kämpfen. Sein Heer war erprobt und muthig, seine Generale verläßlich. Aber den ganzen Winter hindurch war er körperlich krank und sein Geist befand sich in der schwermüthigen finsteren Stimmung, welche ihn oft Monate lang niederdrückte und zu allen raschen Thaten unfähig machte.

So schleppten die Dinge sich den Winter und Frühling hindurch. Die Lage war unentschieden und bedrohlich; auf Frieden war nicht mehr zu rechnen, man war zu weit gegangen, es mußte biegen oder brechen.

Der Erzbischof war in einer peinlichen Lage. Seine Truppen waren bei dem dänischen Heere, aber nicht sein Herz. Bitter bereute er seine Unbesonnenheit, daß er die Sachen so weit hatte kommen lassen. Und doch war keine leichte Umkehr zu finden. Vom Kaiser empfing er einen eindringlichen Brief (1626, März 14.), welcher ihn aufforderte, sich mit König Christian durchaus nicht einzulassen. Monate lang ließ er das Schreiben unbeantwortet. Endlich schickte er eine Erwiederung (Juli 27.)

kurz vor der kriegerischen Entscheidung, die er kommen sehen mußte, und betheuerte seine unwandelbare Treue gegen den Kaiser. Das war, wie die Dinge lagen, einfach eine Dummheit. Bei dem Kaiser konnte es nichts nützen, bei den benachbarten Fürsten machte er sich unheilbar lächerlich und den König mußte dieser Schritt auf das Höchste erbittern.

Die Schlacht bei Lutter am Barenberge ward am 17. August 1626 geliefert, der König Christian vollständig geschlagen. Er sammelte sein Heer bei der Stadt Wolfenbüttel, welche er ebenso wie Nordheim besetzt hielt. Dann ging er wieder in unsere Provinz zurück. Hier zog er Verstärkungen an sich, brachte tactische Ordnung in seine Schaaren und vertheilte sie in die Quartiere.

Er hatte 4000 Mann zu Fuß und 1600 Reiter in der Schlacht verloren. Dieser Verlust ward bald ersetzt. Er war wieder so stark wie zuvor. Aber sein Muth war unendlich gesunken.

Das dänische Heer wurde in der Provinz auffallend gut aufgenommen. Als es zum Kampfe auszog, waren endlose Klagen von allen Seiten über Ausschreitungen und Bedruck. Die Eingesessenen murrten und jammerten. Jetzt war es anders. Jetzt waren es die treuen Soldaten, welche für Glauben und Freiheit gekämpft hatten und geschlagen waren. Mit offenen Armen wurden sie allenthalben in der Provinz empfangen, alles theilte der Städter und Bauer mit ihnen. Von Excessen und Bedrückungen ist gar keine Rede mehr; sie kamen zurück wie Kinder des Hauses, die Unglück gehabt haben und des Trostes und der Hülfe bedürfen. Gar keine Klage mehr. Nur in Burtehude war ein Junge geprügelt und die Soldaten hatten sich groben Scherz gegen die Milchmädchen erlaubt. Es ist fast komisch, mit welcher sittlichen Entrüstung der Burtehuder Magistrat diese Lappalien vor den königl. dänischen Commissarien behandelt und mit welchem ironischen Ernst diese darauf eingehen und Abhülfe versprechen. Das ist der einzige Fall von einer Beschwerde über die rückkehrenden Truppen. So blieb es freilich nicht immer und konnte auch so nicht bleiben. Aber erst nach 12 Wochen (December 26.) baten die Marschländer um Erleichterung. Sie litten viel. Im Altenlande und Wursten lagen je 9 Compagnien Reiter zu 125 Pferden, in Kehdingen und Neuhaus 12, in Osterstade und Vieland 4.

Tilly war dem geschlagenen Heere des dänischen Königs rasch nachgezogen. Aber er drang nicht in unsere Provinz ein, sondern nahm nur Langwedel und blieb ruhig an der Grenze stehen.

Dies ist sehr auffallend. Sonst ist es von ihm bekannt genug, daß er bei der Kriegsführung gerade auf die Verfolgung das höchste Gewicht legte. Er pflegte dem Geschlagenen keine Ruhe zu lassen, sondern setzte ihm nach bis zur Vernichtung.

Sein Heer hatte in der Schlacht wenig gelitten; es war siegesmuthig und strebsam; dennoch stand Tilly still. Aus Gründen der Kriegsführung, welche er auch in einer Unterredung mit Gesandten des Erzbischofs angedeutet hat. Unsere Provinz ist an drei Seiten von Wasser umgeben und zu Wasser vermochte Tilly nichts. Die das Meer beherrschenden Völker, die Holländer, Skandinaven und Engländer waren protestantisch und konnten den bedrängten Glaubensbrüdern Hülfe bringen. Das Land war von zwei Städten, Bremen und Hamburg, strategisch gedeckt; beide nicht zu erobern, entschieden feindlich und im Stande, Tilly's Rückzugslinie zu bedrohen. Das Heer Christian's war wieder vollzählig; den Erfolg einer Schlacht vermag Niemand voraus zu sagen. Die Bevölkerung der Provinz war, wie Tilly selbst gesteht, in einer so heftigen Aufregung, daß er sich nichts Gutes davon versehen konnte. Auch für vieles Geld konnte er keinen sicheren Wegweiser bekommen; dies war damals von der größten Wichtigkeit, wo es noch keine Generalstabskarten gab, und er hätte in den Mooren, Marschen und Brüchen wie in einem Dunkel tappen müssen. Er konnte in die Provinz hineinkommen; ob er aber wieder herauskam, stand dahin. Deshalb lagerte er an der Grenze.

Die Bezirke aber, welche seine Truppen inne hatten, litten viel. Der Gohgrefe Clüver in Achim wandte sich geradezu an Tilly (October 4.) und schilderte ihm den Unfug, welchen seine Soldaten in Achim, Schwachhausen und Thedinghausen trieben. Der Kirche in Lunsen war die Glocke, Uhr und Orgel geraubt. Selbst bis Zeven waren plündernde Streifpartien vorgedrungen. Tilly antwortete ihm von Rotenburg (October 16.), beklagte die Excesse und übersandte eine sogenannte Sauve-garde, d. h. einen Sicherheitsbrief, für die bedrängten Gegenden. Dies scheint gewirkt zu haben, denn seitdem hörten die Beschwerden auf.

Der Erzbischof hatte sich von Bremervörde entfernt und war wieder in sein Bisthum Lübeck zurückgegangen. Der

König Christian hielt sich in Stade auf, Tilly in Langwedel (October 1626).

Am 14. October war Versammlung der Landstände in Bremen. Nicht alle Mitglieder hatten kommen können. Der Rath von Burtehude entschuldigte sein Ausbleiben; er sei unterwegs gewesen, aber zwei Mal sei sein Wagen von streifenden Soldaten angefallen und nur mit Mühe frei gelassen.

Auf dem Landtage waren Gesandte des Königs, L. Marschalk und Schele. Sie brachten Beglaubigungen mit, aber keine schriftliche Instruction. In der Versammlung zugelassen, baten sie mündlich, die Stände möchten an der Erbfolge des Herzogs Friedrich fest halten. Dahin hatte es also die unzuverlässige Politik des Erzbischofs schon gebracht, daß man von seiner nahen Absetzung sprechen konnte, sei es von kaiserlicher oder dänischer Seite. Rücksichtlich der Kriegsgefahr riethen die Gesandten den Ständen, sie möchten sich mit dem listigen Tilly nicht einlassen, „daß sie mit dergleichen schein praetexten und Zeigung der Reiche dieser Weltt sich nicht lassen abwenden noch in die Babstliche servitut stürzen . . . und wollen Ihro Maj. sie königlich versichern, das sie auch Fuß halten und diesen Erzstift nicht verlassen wolten.“

Die Landstände waren in gedrückter Lage. Bei der Nachfolge des Herzogs Friedrich wollten sie bleiben; über Tilly äußerten sie sich ausweichend, es seien von demselben noch keine Vorschläge eingegangen. Die Gesandten baten um schriftlichen Bescheid, welchen sie auch erhielten. Aus den Verhandlungen erkennt man, daß Tilly Langwedel und die Umgegend dicht besetzt, der König die übrige Provinz inne hatte.

Tilly und Anhalt wandten sich nun auch an die Landstände. Letzter war in Verden, hatte die Stadt durch aufgebotene Bauern verschanzt, wirthschaftete rücksichtslos und hatte sieben protestantische Prediger von den Dörfern vertrieben. Tilly zeigte seine Absicht an (October 17.), in das Erzstift einzudringen, und verlangte Quartier für seine Soldaten. Anhalt befahl, einer von den Landständen sollte nach Verden kommen und seinen Willen vernehmen. Das Domkapitel beantwortete diese Schreiben mit Entschuldigungen mancherlei Art. Briefe gingen hin und her. Zuletzt verlangte Anhalt eine offene Erklärung (November 24.), ob sie dem Kaiser Freund oder Feind sein wollten. Das Domkapitel schwieg.

Es hatte sich mit einem dringenden Schreiben an den Erzbischof in Lübeck gewandt (November 13.). Emsig forschten sie darin, ob wirklich der Erzbischof die Dänen in das Land gebracht und sie mit Geld unterstützt habe. Dringend baten sie um eine Abschrift des Lauenburger Vertrags — also über diese Abmachungen waren sie noch im Dunkel — und verlangten, der Erzbischof solle sich um die Fürsprache befreundeter Fürsten bemühen. In einem zweiten Brief (November 19.) ersuchten sie den Erzbischof, Bevollmächtigte an Tilly zu senden, um die Kriegsgefahr von dem Lande zu entfernen. Sonst waren im Domkapitel muthige Männer, aber man sieht, zu König Christian hatten sie alles Zutrauen verloren.

Der Erzbischof war in großer Verlegenheit. Er sagt es in seiner Antwort offen (November 28.), er könne sich noch nicht entschließen und wolle später Mittheilungen machen.

Er kam endlich zu einem Entschluß. Von König Christian wollte er gänzlich abfallen und sich rücksichtslos in des Kaisers Arme werfen.

Zwei seiner Räthe, Gronow und Reventlow, wurden als Gesandte bevollmächtigt. Sie erhielten ziemlich reiche Geldmittel in Baarem und bedeutende Wechsel auf Hannover und Hildesheim. Des Erzbischofs Finanzen waren immer in guter Ordnung, das ist eine lobenswerthe Seite seiner Regierung. Die Räthe waren sorgfältig instruirt; die Beglaubigung geht dahin, bei Tilly die Unschuld des Erzbischofs zu bezeugen, den Lauenburger Vertrag als ein reines Defensionswerk darzustellen und üble Deutungen desselben abzuwenden. Eine Abschrift des Vertrags war beigelegt. Dies bedeutete schon etwas, denn sonst wurde der Vertrag sehr geheim gehalten. Was aber die Instruction der Räthe nicht sagte, sondern nur errathen ließ, das war der Uebertritt des Erzbischofs zu der Sache des Kaisers. So vorsichtig waren jene Zeiten, dem Papier vertraute man wenig an. Die Pläne konnten schwer und rückhaltslos sein, die Staatsschriften haben immer das unschuldigste Ansehen.

Am 21. December 1626 kamen die Bevollmächtigten in Bremen an. Das Domkapitel rief auf den 28. December einen Landtag zusammen, welcher aber bei dieser Eile nur schwach besucht sein konnte. Dennoch ging Alles feierlich zu; Jeder fühlte die Schwere eines Entschlusses. Der Secretair des Domkapitels,

A. v. Mandelsloh, welcher das Protokoll führte, schrieb darüber: „Gieb Frieden, Herr, in unseren Tagen.“

Die Gesandten traten auf, resumirten in wohlgesetzten Worten die Begebenheiten und des Erzbischofs Versuche zum Frieden, übergaben den Lauenburger Vertrag und baten um ständische Abgeordnete, welche sie zu Tilly begleiten sollten.

Was sie jedoch bei Tilly wollten und sollten, das sagte Keiner, aber Jeder wußte es. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wie sorgfältig Alle um die Hauptsache herumgehen. Es war doch ein sehr wunder Fleck.

Die Versammlung ging auf die Zumuthung der Gesandten nicht ein und konnte es auch nicht. Das Domkapitel war zu stark mit König Christian verwickelt, es hatte große Geldgeschenke bei der Wahl seines Sohnes zum Coadjutor empfangen. Bei den anderen Ständen that der Haß gegen die katholische Sache sehr viel.

Die Versammlung entschuldigte sich mit ihrer geringen Anzahl bei so großen und schweren Sachen; sie hätte an dem Lauenburger Vertrage keinen Theil genommen und brauchte dessen Folgen nicht zu tragen; es würde eine ständische Begleitung zu Tilly den König Christian beleidigen und sie hätten alle Ursache, das zu vermeiden.

Die Gesandten gaben die Sache noch nicht auf. Endlose Reden auf beiden Seiten, aber nichts Neues darin. Aber Keiner erlaubte sich auch nur die leiseste Andeutung auf den wahren Zweck der Reise. Die ganze Verhandlung würde völlig unverständlich sein, wenn man nicht die inneren Beweggründe anderswoher kennte.

Zuletzt erkannten die Gesandten, daß sie nichts ausrichten konnten, und gaben die Sache auf.

Sie schrieben an den Grafen Anhalt in Verden und baten um freies Geleit.

Auch Anhalt verstand, was die Reise der Gesandten bedeutete. Nichts konnte der kaiserlichen Sache erwünschter und ersprießlicher sein, als der offene Abfall der norddeutschen Fürsten von Christian. Auf alle Weise suchte er ihn zu fördern.

Er schickte eine Abtheilung von 200 Fußsoldaten und 60 Reitern als Geleit der Gesandten nach Bremen. In dieser ehrenvollen Begleitung reiseten sie nach Verden. Hier angekommen, wurden sie durch Anhalt's Stallmeister begrüßt und

empfangen. In einer Kutsche fuhren sie nach Anhalt's Wohnung; auf der Treppenstiege vor dem Hause kam er ihnen entgegen und führte sie herein.

Die Bevollmächtigten trugen ihr Begehren einfach und deutlich vor. Der Graf Anhalt erwiederte, er könne in seiner militairischen Stellung darauf keine entscheidende Antwort geben, sondern nur „discursweise“ sich äußern. Er wüßte nicht, was er von der Devotion des Erzbischofs gegen den Kaiser sagen solle, da der König mit seiner ganzen Armee im Erzstift läge und alle Vesten und Pässe besetzt halte. Letztere hätte man besser bewachen müssen oder der kaiserlichen Armee übergeben. „Man befünde eine solche abalienation der Gemühter bei den leuten und dem gemeinen Man, das es zu verwundern, wie sie solches selbst gehört, das man sie für Papistische und Spanische Hunde geschulden.“ Dem Kaiser sei es nicht um Unterdrückung der Religion, sondern um Ruhe zu thun. Er selbst könnte nicht eines Bauern, geschweige sonst Jemandes mächtig werden, der ihm die Gelegenheit des Orts berichte oder sich auf Kundschaft ausschicken ließe. Die Stifter Bremen und Verden wären ihnen zum Unterhalt angewiesen, aber sie hätten nichts als Achim und Thedinghausen und die Contributionen selbst dieser Bezirke kämen niemals ein. Die Hülfsleistungen zur Fortification würden sehr mangelhaft ausgeführt. Böser Wille auf allen Seiten. Wolle man Devotion zeigen, so solle man die Leute zur Contribution anhalten, Ortsgelegenheit zeigen und in anderer Weise der kaiserlichen Armee behülflich sein.

Die Gesandten entschuldigten sich, so gut sie konnten. Die Besetzung des Landes sei gewaltsam und unverhofft geschehen, der Erzbischof und seine Beamten hätten entweichen müssen. Die Bauern wären arm und zum Theil entflohen. Da die Contribution auf die Hälfte herabgesetzt sei, so hofften sie die Zahlung zu ermöglichen.

Anhalt erwiederte, es wäre auf keinen Frieden zu hoffen, bis der König wieder in sein Land zurückgegangen sei. Man fürchte sich nicht vor seinen Engländern, Irländern und Schotten, auch nicht vor Tartaren und Türken.

So ging die Unterredung noch eine Weile, der Ton war freundschaftlich und offen.

Die Gesandten wurden von Anhalt zu Tisch eingeladen. Dann ließ er sie von sechs Reitern und einem Trompeter nach

Hildesheim geleiten. Hier wurden sie auf Tilly's Befehl von 60 Musketieren empfangen und nach Peine geführt.

Tilly war nicht mehr da. Er hatte in eiliger Nothwendigkeit sich nach Nienburg begeben. Indeß war der kaiserliche General-Commissair anwesend, auch ein kaiserlicher Gesandter von Walmerode. Von ihnen wurden die Bevollmächtigten sehr artig empfangen. Der Kaiser würde sich über ihren Auftrag freuen, hieß es, und es wäre gut, daß man nun zur rechten Erkenntniß des Lauenburger Vertrags komme. Sie hörten viele schöne Worte.

Am 17. Januar 1627 reiseten sie nach Neustadt am Rübenberge. Hier war Tilly. Sie baten und erhielten Audienz. Diese scheint etwas förmlicher und steifer, als bei Anhalt, ausgefallen zu sein. Tilly sagte, das Mißtrauen müsse abgelegt werden; der Kaiser wolle kein spanisches Joch auf die deutschen Fürsten und Stände bringen, aber es sei ihm nicht zu verdenken, daß er die spanische Hülfe annehme, da der König auch Engländer, ja Türken herbeirufe. Der König wünsche keinen Frieden, denn er rüste ja fortwährend. Man solle ihn darin nicht unterstützen.

Die Gesandten erwiederten, es sei sehr wünschenswerth, daß der König in den Frieden eingeschlossen werde, sonst wären die Küsten des Erzstifts in steter Gefahr.

Nun kam Tilly auf den Lauenburger Vertrag und fragte, warum man den König statt Christians von Braunschweig zum Kreisobersten gemacht habe. Die Gesandten erwiederten, es sei aus Noth geschehen; Letzterer sei zu schwach und man habe ihm keinen gebührlichen Respect erzeigen wollen. Tilly antwortete „mit Lachen“, es sei die Fabel von den Fröschen, welche statt des Klotzes den Storch zum König bekommen hätten.

Tilly fragte, wie es mit den Landständen des Erzstifts wäre und ihrem Gehorsam. Die Gesandten erwiederten, sie hätten wohl einen Brief aber keinen Gesandten schicken wollen.

Tilly antwortete, der Erzbischof sei entschuldigt, „aber er wisse wohl, wer die großen Geschenke bekommen habe.“ Wenn diese Leute jetzt etwas leiden müßten, so geschähe ihnen Recht. Das bremische Land könne so arm und verdorben nicht sein, wie die Bevollmächtigten es darstellten, denn es ernähre die ganze dänische Armee. Aber wenn er selbst etwas haben wolle, „so müße eß alles par force geschehen, undt hette er woll sans force kein stücklein Brodt mechtig werden können.“ Er werde nun in das Erzstift ziehen.

Mit diesem Bescheide wurden die Gesandten entlassen. Am andern Tage wurde Reventlow allein noch einmal zu Tilly eingeladen. Eine lange aber nicht gerade wichtige Unterredung. Tilly sprach über den Lauenburger Vertrag, bei welchem die Fürsten sich nicht entschuldigen könnten, weil sie gewußt hätten, daß der dänische König mit Frankreich, England und den Niederlanden Bündnisse abgeschlossen. Ueber die Bestechung der bremischen Landstände von Seiten Dänemarks äußerte er sich bitter. Schließlich verlangte er, daß der Erzbischof sich einfach und offen als des Königs Feind erklären möge. Damit ward Reventlow entlassen.

Die Gesandten kehrten zum Erzbischof nach Lübeck eilig zurück. Dieser hatte Schritte gethan, welche ihn nach vielen Seiten stark compromittirten, und doch konnte er sich nicht entschließen, das letzte Wort zu sprechen und offen zu einer der Parteien über zu gehen. Er wartete Monat lang.

Der König von Dänemark trieb ihn aber mit Gewalt weiter. Er nahm ihm alle seine Besitzungen in den Stiftern Bremen und Lübeck und hemmte völlig seine Einnahmen. Es blieb ihm nur das Schloß Kaltenhof, welches auf lübeckischem Grunde lag. Der Erzbischof fühlte sich auch hier nicht recht sicher und ließ den kleinen Platz stark befestigen. Aber die Lübecker wurden dadurch unruhig, sie fürchteten eine etwaige Belagerung desselben, bei welchem ihr eigenes Gebiet leiden mußte, und ließen die aufgeworfenen Schanzen wieder ebnen.

So war der Erzbischof allenthalben bedrängt. Aber die Provinz war es noch mehr. Sie lag jetzt zwischen Hammer und Amboß; hier die Dänen, dort Tilly; der Landesfürst fort.

An der unglücklichen Lage wollte Niemand Schuld sein, aber Jeder gab dem Andern die Schuld. Das Domkapitel schrieb (1627, März 2.) starke Worte an den Erzbischof. Der Lauenburger Receß sei die Ursache alles Unglücks; er könne gedeutet werden, wie er solle und darum tauge er nichts. Es wäre eine Unvorsichtigkeit, ohne Räthe und Stände solche Vereinbarung zu machen. An Tilly sei eine Gesandtschaft geschickt; was sie denn ausgerichtet? Jetzt müsse eine neue Gesandtschaft an den dänischen König gehen, um die erste zu entschuldigen.

Der Erzbischof antwortete von Lübeck aus (März 15.): „Wir hätten uns nicht versehen, daß ihr Uns mit so einem unbedachtsamen, über die Maße kühnen, herben verdrießlichen und schimpflichen

Schreiben solltet unter die Augen kommen." Er werde es dem Verfasser des Briefes gedenken. Falsch wäre es, den Lauenburger Vertrag die Quelle des Unglücks zu nennen; er sei gerade geschlossen, um das Erzstift vor Unglück zu behüten.

Mit solchen gegenseitigen Beschuldigungen kam man indeß nichts weiter. Man mußte gemeinsame Maßregeln berathen.

Am 2. April 1627 war Landtag in Bremen, zu welchem Bevollmächtigte vom Erzbischof geschickt wurden.

Diese stellten die Sache so gut dar, als sie konnten. Sie begannen damit, daß die Stände ohne Wissen des Erzbischofs an den König geschrieben; das habe er ungern gesehen. Es sei bekannt genug, wie sehr der König den Erzbischof verläumde; dem hätte man nicht glauben sollen. Freilich seien die bremischen Aemter und Schlösser dem Könige übergeben „auf sonderbare Anmahnung dero in unserem Erzstift habende favoriten," aber von dem Zweck des Lauenburger Vertrages sei nachher weit abgegangen. Der Erzbischof habe es immer mit Land und Leuten herzlich gut gemeint. Der König sei dringend gebeten, seine Truppen aus dem bremischen Lande herauszuziehen, aber er habe unmögliche Bedingungen gestellt, welche einer Weigerung gleich wären. Wenn das Domkapitel in einem „beschwerlichen Schreiben" dem Erzbischof angedeutet habe, als wenn er den Einfall der Kaiserlichen in das Amt Ottersberg befördert, so sei das durchaus unwahr. Aber er habe aus Noth Gesandte an Tilly geschickt. Dieser verlange nun von ihm und den Ständen klaren Entschluß und thatsächliche Beweise des Gehorsams gegen den Kaiser. Mit wörtlichem Erbieten wolle er sich nicht befriedigen lassen. Man müsse ihm einfach nachgeben, und es wäre heilsam, wenn hiebei die Stände sich nicht von dem Erzbischof trennten.

Die Gesandten konnten mit diesen Reden nichts ausrichten und wußten es auch. Sie wollten ihrem Herrn nur die Lage erleichtern. Dies ward Tilly gegenüber erreicht.

Der Erzbischof machte seinen Frieden mit den Liguisten und wurde des Kaisers Freund.

Nun aber konnte der König offen und rücksichtslos gegen ihn vorgehen. Er verlangte von dem Domkapitel die Herausgabe aller Papiere, welche der Erzbischof dem Landtage zugeschickt. Das Domkapitel verweigerte es, weil es ohne Zustimmung der übrigen Stände nicht geschehen könne. Es theilte auch dem Erzbischof das Begehren mit, aber dieser verbot, die Acten auszuliefern.

An sämmtliche Prediger der bremischen Provinz wurde ein Erlaß geschickt, daß der Erzbischof entwichen wäre und mit den Feinden conspirire. Der König habe die Pflicht, für das Wohl seines Sohnes als erwählten Coadjutors zu streben. Als Kreisoberster untersage er die Abführung der Einkünfte an den Erzbischof, denn dieser sei seines Amtes verlustig.

Dieser Erlaß wurde von allen Kanzeln verlesen (August 2.) Wir haben das Exemplar von Sandstedt gehabt, wahrscheinlich das einzige, das davon noch vorhanden ist.

So war der Erzbischof förmlich und thatsächlich abgesetzt.

Den Erzbischof hatte der König beseitigt und war völlig Herr der Provinz. Er verstärkte sein Heer. Im Frühjahr kam der Oberst Morgan mit 3500 Engländern ihm zu Hülfe; der Graf von Solms brachte mehre tausend Mann aus Holland herbei, der Oberst Montgommery eine gleiche Anzahl Franzosen. Des Königs Heer war wieder vollzählig und über 30,000 Mann stark. Es wurde von der Provinz ernährt.

Man muß sich wundern, daß die beiden feindlichen Heere sich nicht trafen. Sie waren von ungefähr gleicher Stärke, wohl gerüstet und ausgeruht; nur wenige Tagemärsche waren sie von einander entfernt. Daß Tilly nicht in die Provinz eindrang und seinen Gegner aufsuchte, hatte gute Gründe; wir haben sie dargelegt. Daß aber der König nicht schlug, sondern sein gutes und tapferes Heer in Marschen und Mauern versteckte, lag allein in seiner Muthlosigkeit. Er hatte einmal gegen Tilly gefochten, und zwar unglücklich; alle Lust war ihm vergangen. Und doch gebot ihm seine Lage dringend einen erneuerten Versuch; selbst eine zweite Niederlage konnte ihm kaum größeren Schaden bringen, als dies nutzlose Nichtsthun.

Er empfand das auch; er wußte sich in einer verkehrten Stellung; die Provinz wie die ganze protestantische Welt sah ungeduldig einer entscheidenden Schlacht entgegen. Aber so weit konnte der König sich selbst nicht bringen.

Um den Schein der Beschäftigung anzunehmen, reisete er persönlich zu dem Mansfeld-Weimarschen Heere ab. Er ließ so lange den Oberbefehl dem General Norpraht und gab ihm einen beständigen Kriegsrath in Stade zur Seite. Er sollte die Provinz halten, aber nichts Entscheidendes wagen. Ein großer Fehler.

Tilly konnte die Dänen nicht aus ihrer Lage hervorlocken und wandte sich mit seiner Hauptmacht gegen Braunschweig. Eine Abtheilung von etwa 8000 Mann unter dem Grafen von Anhalt ließ er zur Beobachtung des dänischen Heeres zurück. Norprahts führte des Königs Befehle aus; er befestigte Ottersberg und die Päſſe von Langwedel und Achim. Dann ging er gegen Anhalt vor. Auch mit großer Vorsicht, während jetzt der ungestümste Angriff geboten schien. Er ging über die Weser, nahm Thedinghausen ein und warf einige Werke bei Syke auf. Die Kaiserlichen wurden dadurch genöthigt, sich noch weiter zurück zu ziehen.

Im Mai kam der König zurück und besichtigte die Vertheidigungswerke Norpraht's. Aber die Kaiserlichen dachten nicht daran, ihn hier anzugreifen. Nach der Niederlage des schlesischen Heeres drangen sie in das schwach vertheidigte Holstein ein. So war der Kriegsschauplatz verlegt.

Eilig gab der König den Befehl, daß Norpraht nur die Päſſe besetzt halten und mit allen geregelten Truppen sich ihm zu Hülfe über die Elbe ziehen sollte. Die Provinz sollte durch ein allgemeines Aufgebot der Einwohner vertheidigt werden.

Dazu waren die Einwohner weder geneigt, noch im Stande. Die Soldaten verlangten mit Ungestüm den lange rückständigen Sold; eher wollten sie die Provinz nicht verlassen.

Graf Thurn wurde nach Stade geschickt, um diese Sachen zu ordnen. Er fand das Land in vollster Verwirrung, die Soldateska ohne alle Disciplin. Traurig schrieb er dem Könige: „Ich bin wohl unter wilden Kriegsvölkern gewesen und habe seit meiner Jugend im Kriege gelebt, allein solche Unordnung und Wildheit ist mir bis dahin nicht vorgekommen. Alle Dörfer, alle Quartiere, das ganze Land wird ausgeplündert; die Geplünderten jagt man mit Weib und Kindern fort, sie nehmen dann ihre Zuflucht zum Feinde, und, während es uns an Wegweisern und Arbeitern fehlt, hat der Feind Rath und That von ihnen. Selbst des General Morgan's Wagen wurde in diesen Tagen von Norpraht's Reitern geplündert."

Eine Anleihe, welche der Kriegscommissair Ferentz in Bremen machte, und Thurn's Anwesenheit halfen doch etwas. Er bekam allmälig die Truppen wieder in seine Hand und zog sie an der Weser zusammen.

Aber sie wurden nicht gebraucht, wie es nöthig war. Statt sie zusammen zu halten und dem Feinde dreist entgegen zu rücken,

wurden sie in Schanzen und Festungen zersplittert. Da hatten die Kaiserlichen ein leichtes Spiel.

Der Graf Anhalt rückte wieder vor und vertrieb mit 5000 Mann den Grafen Ortlenburg von Langwedel. Dieser zog sich nach Ritterhude durch das Moor zurück und brannte die Kanalbrücke hinter sich ab. Morgan wurde aus Achim vertrieben (September 19.), büßte fünf Kanonen ein und zog sich nach Lesum. Anhalt folgte ihm; Morgan wurde wegen seiner Rückzugslinie auf Stade besorgt und begab sich nach Bremervörde.

Nun kam Tilly selbst mit seinem Heere heran. Es war nur schwach, aber den zersplitterten Dänen reichlich gewachsen. Ottersberg ging sogleich verloren (October 4.), Horneburg ward ohne Schwierigkeit genommen (October 11.), das Alteland von Kaiserlichen überschwemmt. Burtehude wurde durch Verrath der Bürgerschaft überliefert; die Einwohner hatten von der dänischen Besatzung Unleidliches erfahren. Schlimmeres konnten ihnen die Kaiserlichen nicht bringen. Die Dänen wurden entwaffnet und verhöhnt aus der Stadt geworfen.

In Stade wollten die Dänen sich halten. Um dem Feinde die Mittel des Unterhalts zu rauben, schickte Norpraht den Oberstlieutenant Barleben ab und ließ alle Dörfer um Zeven anzünden. Eine grausame und dabei nutzlose Verwüstung. Der Graf Ortlenburg mußte von Ritterhude fortziehen, bei Kranenburg einen Brückenpaß an der Oste besetzen und selbst eine feste Stellung bei Basdahl einnehmen. Hier wurde er (November 12.) bei dunklem Nebelwetter überfallen und zurückgeworfen.

Auch der Brückenpaß bei Kranenburg ging verloren. Der Erzbischof, jetzt auf kaiserlicher Seite thätig, hatte dem Grafen Anhalt Wegweiser verschafft, welche ihn mit 2000 Musketieren und einiger Reiterei glücklich durch das Moor brachten. Mit Faschinen und Strohsäcken halfen sie sich über die schwierigsten Stellen hinweg. Die Brückenwache ward angegriffen und nach Bremervörde getrieben.

Ein Theil von Ortlenburg's Truppen, 6 Compagnien, blieben in Bremervörde; ein anderer, 3 Compagnien, zog nach Kehdingen; er selbst ging nach Glückstadt. Die dänische Reiterei war aus Stade gezogen, um die Flüchtigen aufzunehmen; sie wurde von Anhalt angegriffen und in die Stadt zurückgeworfen.

Sie konnte hier nicht bleiben. Für die Vertheidigung war sie unnütz; für den Unterhalt der Pferde war auch keine Vorkehrung

getroffen. Morgan wollte seinen Mundvorrath mit der Reiterei nicht theilen; er untersagte es auch den Bürgern, die Reiter aufzunehmen. Diese mußten nach Kehdingen entweichen; Barleben versuchte es, sie von Freiburg aus nach Glückstadt überzusetzen; es gelang aber nur zum Theil; Anhalt störte durch seine Annäherung die Einschiffung.

Norpraht selbst ging mit einem großen Theile des Fußvolks nach Holstein, aber hier trennten sich seine Truppen bald.

In Stade blieb Morgan mit 22 Compagnien. Er wurde vom Grafen Fürstenberg mit 3 Regimentern Fußvolk und einem Regimente Reiterei eingeschlossen. Den ganzen Winter (1627) hindurch hielt ihn Fürstenberg fest; aber zu ernstlichen Angriffen kam es nicht.

Im März 1628 rückte Tilly mit 11,333 Mann vor Stade und betrieb nun mit Eifer die Belagerung. Die Laufgraben wurden geöffnet. Am Ausfluß der Schwinge erhoben sich Schanzen und Batterien, um die Schiffe der Dänen abzuwehren.

Morgan hielt sich wacker und machte mehre Ausfälle, um die Werke der Kaiserlichen zu zerstören. Aber die Laufgraben rückten immer näher. Tilly's Soldaten litten bei dieser Belagerung unsäglich viel. Die Marschdörfer bei Stade, in denen sie weilen mußten, sind klein; die Häuser derselben liegen nicht zusammen, sondern auf einzelnen zerstreuten Höfen. Die Folge war, daß die Soldaten nicht genügend unter Obdach kommen konnten, sondern meistens in Zelten, Hütten, selbst im freien Felde lagern mußten. Der Winter war gelinde, unter diesen Umständen ein Unglück mehr; viel Regen und Sturm; der Erdboden ward ein Morast. Die Einwohner waren daran gewöhnt, sie konnten auf ihren am Knie befestigten Stelzen, welche damals Jedermann trug, trockenen Fußes sich allenthalben bewegen*). Das verstanden

*) Der allgemeine Gebrauch der Stelzen war eine Eigenthümlichkeit der Altländer, welche sie unzweifelhaft noch aus Flandern, ihrer alten Heimath, mitgebracht hatten. Dort sind sie noch gebräuchlich. In unseren anderen Marschen trug sie Niemand. Erst in unserem Jahrhundert hat sich der Gebrauch verloren, als die Fußpfade durch Besandung und Steinpflaster zu jeder Jahreszeit gangbar gemacht wurden. Ich habe selbst noch wohl einmal eine Schuljugend auf Stelzen über den Deich laufen sehen, ein wunderlicher Anblick. Die Stelzen waren kurz, etwa zwei Fuß lang, und wurden durch Riemen befestigt. Die Kinder waren in ihrem Gebrauch sehr gewandt, hatten keine Stütze in der Hand, sondern hielten sich gut im Gleichgewicht. Die

Tilly's Soldaten nicht. Dabei war ihre Kleidung mangelhaft; die Schuhe und Mäntel verdarben rasch. In Nässe und Kälte, in Schmutz und Sumpf erstarrten die Glieder. Dazu war die Verpflegung mangelhaft. Was an Vorräthen in den Dörfern war, hatten die dänischen Soldaten aufgezehrt. Wenn des Tages Arbeit und Noth vorüber war, so gab es höchstens trockenes Brot zur Erquickung. Tilly's Soldaten kannten anstrengende Märsche, große Entbehrungen und harte Nachtwachen, aber diese Belagerung überstieg alle bisherigen Strapazen. Sie mußten zum Theil in den Außendeichen der Schwinge weilen und hier kamen andere Widerwärtigkeiten, von denen sie keine Ahnung gehabt hatten, der Nordweststurm und die stete Fluthbewegung. Tilly mußte selbst kommen, um den Muth seiner Veteranen aufrecht zu erhalten. Sie klagten ihm ihr Leid. Auf festem Boden hätten sie manchen wackeren Streit durchgekämpft, aber hier sei ein anderer Feind, das ewige Wasser, bei Tag und Nacht plötzlich steigend und alle Wege vernichtend. Der Seewind komme mit scharfem Regen, durch ihre Kleidung gehe er wie durch Spinngewebe, eine Marter den Hungrigen und Entblößten. Sie flehten den Feldherrn an, „er wolle sie als ehrliche Soldaten, die er als seine aufrichtigen und redlichen Bürgen in so mancher Gefahr erprobt, nicht stecken lassen in solcher Noth, nicht sie vollends um ihre Stärke und Gesundheit bringen." Tilly tröstete sie so gut er vermochte. Er schrieb auch für sie an seinen Churfürsten, „es sind ehrliche, in aller Noth durchwetterte Soldaten, die durch ihren Schweiß und ihr Blut, durch ihre beständigen Dienste und tapferen Thaten das gemeine Wesen bisher erhalten. Darum bitte ich hochfleißig, daß diesen alten wohlverdienten Kriegern der vier Regimenter in ihrer Noth durch einige Monatsolde geholfen werde."

Die Noth der Soldaten war groß, hunderte verkamen in Kälte und Krankheit, aber sie hielten aus.

Die Laufgräben waren vollendet, es ward eine Bresche geschossen und ein allgemeiner Sturm stand bevor. Morgan erkannte, daß er mit seiner geringen und ermüdeten Truppenzahl

---

alten Schullehrer des Landes klagten sehr über diese Einrichtung. Denn die Kinder hatten die Gewohnheit, die Stelzen vor der Schulstube auf einen Haufen zu werfen und nach Beendigung des Unterrichts mit vielem Lärm und Streiten ihr Eigenthum wieder an sich zu nehmen.

einem Gewaltangriff nicht gewachsen sei. Rechtzeitig erbot sich der Rath von Bremen zur Vermittlung und Tilly nahm dieselbe an. Morgan erhielt eine sehr ehrenvolle Capitulation. Er zog mit 2500 Mann am 7. Mai 1628 aus der Stadt. Tilly hielt mit seinem Stabe auf einem kleinen Hügel vor derselben; die Ausziehenden marschirten an ihn heran und begrüßten ihn mit Senkung der Fahnen. Freundlich trat er ihnen entgegen und redete wohlwollende Worte.

Der Stadt war in der Capitulation Sicherheit versprochen. Tilly hielt sein Wort auf das Strengste. Er ließ nur 1200 Mann in die Stadt rücken. Um jede Ausschreitung zu vermeiden, durften sie am ersten Tage keine Quartiere nehmen, sondern wurden auf die Hauptwachen verlegt. Die Stadt hatte durch die Einlagerung sehr gelitten. Straßen und Häuser waren voll Schmutz. Tilly ließ Alles reinigen und betrat erst am dritten Tage die Stadt. Am 15. Mai ließ er in der Kirche des Marienklosters die erste Messe lesen.

Tilly war nun Herr der Provinz. Alle Dänen waren fort. Sie hatten durch mangelnden Oberbefehl, durch Uneinigkeit der Generale und stete Zersplitterung ihrer Kräfte das Land verloren. Wenn sie eine Hauptschlacht wagten, so siegten sie möglicher Weise; jedenfalls endeten sie mit Ehren die Sache. Aber sie wollten jede kleine Burg, jeden geringen Paß halten und dadurch verloren sie zuletzt Alles.

Zwei Jahre lang hat Tilly mit dem größten Theile seines Heeres in der Provinz geweilt. Sein Hauptquartier war in Stade, bisweilen auch längere Zeit in Burtehude.

Ueber Tilly's Wesen und Wirken gehen die Ansichten der Geschichtschreiber weit auseinander. Man hat ihn unmäßig getadelt und als den heillosesten, blutdürstigsten Menschen geschildert; man hat ihn wiederum als einen wackeren mitleidsvollen Krieger dargestellt, als den Streiter für Deutschlands Selbstständigkeit gegen fremde List und Uebermacht.

Es kann unsere Aufgabe nicht sein, in diesem Streite Partei zu nehmen. Wir haben hier nur zu beurtheilen, wie er sich in unserer Provinz betragen hat. Er zeigt sich von zwei ganz verschiedenen Seiten, als militairischer Verwalter des Landes und als katholischer Ausführer des Restitutionsedicts.

In ersterer Hinsicht müssen wir ihm nachsagen, daß er in ausgezeichneter Weise und zu allseitiger Zufriedenheit seine Aufgabe

gelöset hat. Unsere Provinz hat verhältnißmäßig wenig im dreißigjährigen Kriege gelitten. Während die Umgebungen, Lüneburg, Verden und die überelbischen Nachbaren, unerhört von Kriegsdrangsalen heimgesucht wurden, blieb sie fast unangetastet. Sie ist freilich nicht gänzlich verschont worden, einige Durchzüge und Verwüstungen haben stattgefunden, aber die furchtbaren Leiden anderer Gegenden, die endlosen Erpressungen, die Verringerung der Menschenzahl auf den dritten Theil und die Entvölkerung ganzer Ortschaften ist hier nicht eingetreten. Die finanzielle Kraft des Landes hat wenig gelitten; die Schulden des Erzstifts am Ende des Krieges sind nur unbedeutend größer, als im Anfange desselben.

Dies glückliche Ergebniß verdankt die Provinz mittelbar und auch geradezu allein Tilly. Wie würde es hier ausgesehen haben, wenn jemals der Mansfelder, dieser gräfliche Bastard, gekommen wäre, das verwachsene Scheusal, das seinen Harem ausgesuchter Schönheiten mit sich herumschleppte, und nie ein Land verließ, so lange noch ein Stückchen Brot und Silber darin zu finden war. Wie wäre es gewesen, wenn jemals Christian von Halberstadt, der entartete Braunschweiger, hier gehauset hätte, dessen verwüstende Spuren mehre Menschenalter noch anschauen mußten. Oder wenn Wallenstein hier war, der den entsetzlichen Grundsatz durchführte, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse, diesen Grundsatz, welcher Deutschland um hundert Jahre in Bildung und Wohlstand zurückwarf.

Vor diesem unsäglichen Elend hat uns Tilly mittelbar geschützt. Seine Stellung war so, daß keiner der obigen drei Länderverderber hierher kommen konnte.

Tilly erschien selbst mit seinem Heere. Aber wie ganz anders trat er auf, als jene wüsten Parteigänger. Diese forderten Sold, unmäßige Geschenke und Contributionen ohne Aufhören, sie nahmen mit Gewalt, sie brannten aus Lust die Dörfer nieder, wo es nichts mehr zu rauben gab. Tilly bezahlte seine Soldaten zur Hälfte aus der Kriegskasse der Ligua. Die erste Contribution, welche er einforderte, betrug nicht mehr als 10,000 Thaler und Monate lang wartete er geduldig auf die Einzahlung. Nie durfte man ihm ein Geschenk anbieten, es wäre eine persönliche Kränkung gewesen. Er hat im niedersächsischen Kreise keine Gabe jemals angenommen, als einen Korb schöner Aepfel, welchen ihm

einmal die Stadt Hannover verehrte. So wenig begehrte er für sich.

Er vertheilte seine Soldaten in die einzelnen Theile unserer Provinz, aber nicht willkührlich, sondern er setzte sich immer mit den betreffenden Beamten in Verbindung und ließ Abänderungen zu, so weit es nur irgend die militairische Rücksicht gestattete. Daher kommt es, daß noch jetzt in so vielen Orts-Archiven bei uns Briefe von Tilly zu finden sind. Genaue Verpflegungslisten auf großen Druckbogen wurden vorausgesandt; die Einhebung des Geldes und die Herbeischaffung der Vorräthe überließ er gänzlich den einheimischen Behörden. So lange diese ihrer Aufgabe genügten, litt er nicht, daß einer seiner Befehlshaber sich Eingriffe gestattete. Wenn diese Ausschreitungen begingen, ward es ihnen am Solde gekürzt.

Er sorgte dafür, daß die Vögte und Geistlichen mit aller Einquartierung verschont blieben. Auch die Mühlen, für welche er besondere Aufmerksamkeit hatte.

Die Truppen wurden weit aus einander gelegt, um die Last möglichst zu vertheilen. Die Disciplin war streng. Was kein Anderer gestattete, Tilly ließ den Ortsbehörden obrigkeitliche Gewalt über seine eigenen Soldaten. Der Fall trat ein. In einem Dorfe von Osterstade hatten sich zwei kaiserliche Soldaten vergangen und der Amtmann von Hagen zog sie vor sein Gericht und strafte sie, ohne daß Tilly oder einer seiner Generale dagegen einschritt.

Durch diese vortrefflichen Einrichtungen wurde der Druck, welchen sein Heer mit sich brachte, ungemein gemildert. Wir haben keinen klagenden Bericht aus der Zeit seiner Anwesenheit finden können. Auch später nicht. Während über die dänische Besitznahme und deren Druck noch Jahre lang geklagt wird, ist von Tilly nie die Rede. Wir haben ein gewisses Augenmerk darauf gerichtet, aber nicht die geringste Beschwerde gefunden.

Tilly forderte auch Contributionen ein, er bedurfte ihrer zum Solde seiner Truppen, aber sie waren genau nach dem Bedürfniß gemessen. Er hätte, wenn er Anderer Beispiel folgen wollte, viele Tonnen Goldes aus der Provinz pressen können, aber er hat nichts für sich genommen und duldete nicht, daß seine Obersten für sich nahmen.

Dies Benehmen in einer eroberten Provinz ist alles Preises und Lobes würdig; es soll ihm nie vergessen werden.

Seine Stellvertreter und Nachfolger habe genau in derselben Weise gehandelt. Wir haben dafür ein auffallendes Beispiel. Im Juli 1631 lagen bei Helgoland vierzig Transportschiffe, welche 6000 englische und schottische Abenteurer trugen. Sie sollten an der Elbe oder Weser landen; der Erzbischof und die Schweden hatten sie herbeigerufen; Geld und Vorräthe für sie lagen in den Hansestädten bereit.

Der Oberst Reinach, welcher in Tilly's Abwesenheit commandirte, rief die bremischen Landstände nach Basdahl. Der Erzbischof untersagte die Versammlung, aber die Stände kamen doch. Nur das Domkapitel fehlte. Reinach fragte, ob sich Jemand über die Truppen zu beschweren habe, ob er nicht jeder Zeit Mitleiden bewiesen habe, daß der arme Hausmann wieder zu Kräften kommen könne. Diese Frage zeigt schon, daß er ein gutes Gewissen hatte. Dann ermahnte er die Stände, sie sollten sich weder mit Schweden, noch Engländern einlassen, sonst werde es ihr eigener Schaden sein.

Die Stände erwiederten, sie würden in der Treue gegen Kaiser und Reich beharren und Reinach mit Rath und That unterstützen. Sie sagen, die Contributionen seien zwar schwer, aber sie würden dieselben willig fortzahlen. Dagegen möge er sie mit Kriegsdiensten zu Roß und Fuß verschonen. Es geht aus diesen Worten hervor, daß Reinach sie zur eigenen Vertheidigung des Landes aufgefordert hat. Und nun fügen sie eine merkwürdige Bitte hinzu. Reinach habe die Truppen in die Städte und auf das gesundere Hochland gelegt; sie ersuchten ihn dieselben in die Marschen abgehen zu lassen, um die Küste zu schützen. Es ist der stärkste Beweis für die strenge Disciplin der Truppen und ihr gutes Vernehmen mit den Einwohnern, daß die Marschen um Einquartierung kaiserlicher Völker bitten. Das ist während dieses Krieges gewiß selten vorgekommen und nur bei den Truppen Tilly's war ein solcher Wunsch denkbar.

Die Gefahr ging indeß vorüber. Ein Sturm warf die englischen Schiffe von Helgoland fort und trieb sie in die Ostsee. Hier landeten sie in der Oder. Die Truppen stiegen aus. Nach wenigen Monaten sind sie verdorben und gestorben. Es war fast lauter Gesindel, in den britischen Städten zusammen gerafft.

Man sollte denken, daß Tilly bei seiner großen Sorgfalt für das Wohl der Provinz auch gern gesehen und geliebt wäre. Solch einen Mann mußte das Land ja auf den Händen tragen.

Aber gerade das Gegentheil. Man erkannte seine guten Eigenschaften an, aber man verwünschte ihn dabei. Wie war das möglich?

Tilly war Katholik und zwar ein eifriger, von den Jesuiten erzogener Katholik. Das Restitutionsedict, wodurch alle Bisthümer und Klöster wiederhergestellt werden sollten, war ihm eine Erquickung, die Ausführung desselben ein Genuß. Hier verließ den streng gesetzlichen Mann sein Sinn für höhere Gerechtigkeit. Er ging über die Befehle des Edicts weit hinaus; die Provinz sollte katholisirt werden. Damit aber tastete er die empfindlichste Seite des menschlichen Herzens an. In den Augen der Einwohner verschwanden seine unbestreitbaren Wohlthaten gegen diese Vergewaltigung der Gewissen.

Diese Seite seines Verhaltens beansprucht eine Darlegung, welcher wir einen besonderen Abschnitt widmen müssen.

2. Die katholischen Reunionsversuche.

Die Provinz Bremen war lutherisch geworden, aber vier Klöster hatten sich der neuen Lehre nicht angeschlossen, Altkloster, Neukloster, Harsefeld und Zeven, alle Benedictinerordens. Hundert Jahre lang bekümmerte sich die katholische Welt um diese vereinzelten Stiftungen gar nicht; sie standen mit der höheren Ordensleitung durchaus in keiner Verbindung, sondern gänzlich auf eigenen Füßen.

Im Jahre 1617 geschah der erste Versuch, das katholische Wesen, welches in ihnen dem Verfall zueilte, wieder zu stärken.

Ein Pater Mart. Stricker, Schüler der Propaganda in Rom, ein unruhiger eifriger Mann, pilgerte auf eigene Hand, wie es scheint, in Norddeutschland umher und unterrichtete sich über den Zustand der Katholiken. Eine Zeitlang war er Beichtvater der Nonnen in Altkloster. Er sah ein, daß die Klöster der Provinz dem katholischen Wesen immer mehr entfremdet und früh oder spät dem Untergange anheim fallen müßten. Als einzelner Geistlicher konnte er nichts dagegen thun. Daher sammelte er Erfahrungen, brachte sie zu Papier und ging damit an den kaiserlichen Hof zu Prag. Hier fand er geneigte Ohren.

Der Kaiser ernannte zwei katholische Visitatoren, die Aebte von Helmstedt und Hildesheim. Sie sollten die vier Klöster untersuchen und das Erforderliche anordnen.

Die Visitatoren meldeten ihre Ankunft dem Erzbischof und Domkapitel, warteten deren Antworten nicht ab, sondern kamen mit großem Gefolge, Kutschen und Reisigen in der Provinz an.

In Prag unterhielt der Erzbischof, wie fast alle deutschen Fürsten, einen besonderen Agenten, den Dr. Wakebusch, welcher seine Interessen wahrnehmen und ihn mit Berichten auf dem Laufenden erhalten mußte. Dieser meldete flugs, was im Werke war; das katholische Wesen in der Provinz sollte erneuert werden, Stricker sei der Treiber, Commissarien wären ernannt und „wie lieblich mich nun dieses alles in meinen ohren geklungen, habenn Ew. Fürstl. Gn. leichsambt zu ermeßen.“ Er gab den Rath, die Visitation zu hindern, und als Grund zu gebrauchen, daß die bremischen Klöster immer unter erzbischöflicher Jurisdiction und nie eremt gewesen wären.

Ein eifriger Briefwechsel erhob sich nun zwischen dem Erzbischof, dem Domkapitel, dem Kaiser und den Commissarien. Letztere waren in Zeven angekommen und hatten die Visitation begonnen. Die Priorin war darüber sehr erfreut gewesen, denn sie hatte gerade eine evangelische Nonne einkleiden sollen, was nun verhindert wurde. Von da waren sie nach Harsefeld gereiset, aber hier trafen sie die Räthe des Erzbischofs, welche nach manchen Verhandlungen ihnen schließlich jede Visitation untersagten. Zur großen Freude der dortigen Mönche. Da die Commissarien ihren Zweck nicht erreichen konnten, reiseten sie unverrichteter Sache wieder ab (1618, Januar 11.).

Sie beklagten sich in Prag. Aber die Stimmen im kaiserlichen Hofrath waren schon früher über die Sache getheilt gewesen, wie Wakebusch meldete, und so gab man ihr keine Folge. Die ganze Angelegenheit blieb liegen.

Jetzt ordnete der Erzbischof selbst eine umfassende Visitation der vier Klöster durch den Dr. Gronau an. In Alt- und Neukloster hatte er dazu kein eigentliches Recht, denn diese beiden Anstalten standen gesetzlich unter der Diöcesangewalt des Bischofs von Verden. Es waren schon früher (1579—84) sehr weitläuftige Verhandlungen zwischen den beiden geistlichen Nachbaren darüber gewesen. Der Bischof von Verden hatte schließlich nachgegeben, vielleicht ganz zufrieden, einer unpassenden Aufsichtspflicht entledigt zu sein. In den Nonnenklöstern wurde die Visitation ausgeführt, aber nicht in Harsefeld. Die Mönche wichen jeder

Untersuchung aus. Eine Menge von Unzuträglichkeiten kam zu Tage, aber die Sache endigte auch ohne Ergebniß.

Im Jahre 1624 drohte eine neue kaiserliche Commission; sie bestand aus den Aebten von St. Michael und St. Godehardi in Hildesheim. Jetzt war die allgemeine politische Lage nicht mehr der Art, daß sie ohne Weiteres zurückgewiesen werden konnte. Der Erzbischof brachte die Sache an die Landstände. Diese zeigten sich gleichgültig, ließen sich aber doch bewegen, einige Mitglieder zu bezeichnen, welche den Verhandlungen beiwohnen sollten. Das Domkapitel ernannte auch mehre Abgeordnete. Diese mit den erzbischöflichen Räthen vereint trafen die Commissarien in Harsefeld (August 28.). Sie kündigten den letzteren an, daß sie mit ihnen gemeinsam die Visitation vornehmen wollten. Das war den Aebten nicht genehm, es entstanden mündliche und schriftliche Unterredungen, aber die bremischen Abgeordneten wichen nicht von ihrer Seite. So konnten die Commissarien ihren Zweck nicht erreichen, wie sie wollten, und wurden sehr verdrießlich. Der Abt von St. Godehardi, früher selbst Pater in Zeven, äußerte, die evangelischen Jungfrauen daselbst sollten hinweggeschafft werden. In Harsefeld kam es zu keiner Visitation und die ganze Gesellschaft zog nach Zeven. Hier war ein gutes Mahl zu Abend angerichtet und es wurde stark von Allen gebechert. „Aber beim trunk hat der eine Alß gewesener Pater zu Zevenn ziemblich auß dem Kobenn gebrochen, daß man woll vermerken können, daß er und der jezige Pater daselbsten das werk angesponnen.“

Die Commissarien reiseten ab, ohne etwas ausgerichtet zu haben, und sprachen die Drohung aus, sie wollten an den Kaiser berichten.

Im folgenden Jahre ließ der Erzbischof visitiren, aber es trat keine Veränderung ein.

Als Tilly sich den Grenzen der Provinz näherte und der Kaiser den katholischen Bestrebungen mit dem Schwerte Nachdruck gab, da ward die Sache anders. Im Jahre 1628 meldete sich eine neue Commission bei dem Erzbischof, um den Zustand der bremischen Klöster zu untersuchen. Sie bestand aus dem Abt Herm. Meyer und J. F. Davensberg, beide aus dem Kloster Marienmünster in Westphalen. Der Erzbischof setzte sich mit dem Domkapitel in Verbindung; sie wollten beiderseits wieder einige Räthe der Commission beigeben. Aber als die Commissarien

wirklich erschienen, da wagten sie es nicht mehr. So groß war der Druck, welchen Tilly's Nähe und die allenthalben siegreiche katholische Reaction ausübte.

Die beiden Commissarien kamen nach Stade (1628, Juni 4.). Sie nahmen eine Untersuchung des Marienklosters vor. Ein Abt war da, auch eine Anzahl von Conventualen, aber alle protestantisch. In der Klosterkirche predigte der lutherische Pastor von St. Cosmä, wofür er jährlich 10 Thaler bekam; ein Schulgeselle Johannes, auch lutherisch, unterrichtete in der Klosterschule; der Kaplan von St. Wilhadi hielt im Sommer die Katechismuspredigten.

Diesem Zustande machten die Commissarien rasch ein Ende. Sie forderten den Abt und die Conventualen vor sich, nöthigten sie zu dem Bekenntniß, daß sie als Lutheraner kein Recht an die katholischen Kirchengüter hätten, und bewogen sie zurückzutreten. Dabei verfuhren sie aber milde. Allen wurde reichlicher Unterhalt für Lebenszeit zugesagt; der abtretende Abt erhielt die Einkünfte des Dorfes Mittelstenahe. Von Neuem sollte das Kloster mit katholischen Mönchen besetzt werden; zum Abt ernannten die Commissarien den Vater von Neukloster, Emmerich Fonckler.

Der Hergang wurde dem Erzbischof angezeigt, ohne irgend eine Bitte um Genehmigung. Der Erzbischof schwieg, auch der Rath von Stade; sie wagten nicht einmal einen Vorbehalt auszusprechen.

In dieser Zeit starb der Abt von Harsefeld. Das kam den Commissarien gelegen. Weil in Harsefeld eine ansteckende Krankheit war, gingen sie selbst nicht dahin, sondern ließen die Mönche nach Neukloster kommen. Hier wurden sie gefragt, ob sie sich reformiren wollten, Mönchskleider wiederum anlegen und ordnungsmäßiges Klosterleben beginnen. Wer sich dazu entschlösse, könne im Kloster bleiben; wer es nicht wolle, möge austreten, aber er werde reichlichen Lebensunterhalt aus den Einkünften behalten. Drei Mönche zogen das Letztere vor; die übrigen erklärten sich zum Bleiben und strenger Klosterordnung bereit. Die Letzteren wurden nun aufgefordert, der Regel gemäß einen neuen Abt zu wählen. Einstimmig fiel ihre Wahl auf den einen der Visitatoren, Davensberg.

Dieser zeigte alsbald seine Ernennung dem Erzbischof an, welcher in Lübeck war, und bat um die Bestätigung der weltlichen

Gerechtsame seines Amtes, nicht um die geistliche Genehmigung, welche er, wie es sich herausstellte, in Rom erwirken wollte. Es entstand darüber ein vertraulicher und dabei ängstlicher Briefwechsel zwischen dem Erzbischof und dem Domkapitel. Ersterer wich der Bestätigung noch etwas aus, aber er ließ die Dinge geschehen.

Die Commissarien hatten die Absicht, auch die Klöster Zeven, Osterholz und Neuenwalde zu besuchen, und würden unzweifelhaft daselbst auch Alles wieder auf katholischen Fuß gesetzt haben. Aber die Abteiwürde, welche Davensberg erhielt, brachte Aufschub in das Geschäft. Er scheint mit der Annahme seiner neuen Würde und den Anordnungen in Harsefeld so viel Arbeit gehabt zu haben, daß die weitere Visitation verzögert wurde.

Davensberg blieb Abt in Harsefeld bis zum Jahre 1635. Da trat die lutherische Reaction ein und er mußte flüchten. Er ging nach Westphalen zurück und nahm das ganze Klosterarchiv von Harsefeld mit. Dies ist in geschichtlicher Hinsicht sehr zu bedauern, denn nun fehlen uns die Urkunden von Harsefeld gänzlich, besonders das Necrolog, welches unzweifelhaft wichtige Aufschlüsse über die Grafen von Stade enthielt, deren ursprünglicher Wohnsitz in Harsefeld war. Vielleicht stecken indeß die Schriften noch irgendwo in Westphalen und werden einmal wieder aufgefunden*). Eine zweifelhafte Nachricht sagt, daß Davensberg in Armuth in Westphalen gestorben sei.

Bislang erstreckten sich die katholischen Bestrebungen thatsächlich nur auf die vier bremischen Klöster. Aber bald kamen umfassendere Versuche.

Am 6. März 1629 erließ der Kaiser das Restitutions-Edict. Der Inhalt desselben war, daß alle Stiftungen, alles Land und aller Besitz, welcher im Jahre 1552 protestantisch gewesen war, so bleiben könne, daß aber alles dem Katholicismus später entrissene Eigenthum zurückgegeben werden müsse. Das ließ sich nicht anders, als mit offener Gewalt erreichen, und dazu waren die katholischen Fürsten entschlossen.

Die Zeit war günstig. Der protestantische Widerstand war gebrochen. Die Feldherren Oesterreichs und der Ligue geboten im

*) Wir haben uns in dieser Angelegenheit brieflich an den Vorstand des hist. Vereins für Westphalen und an die Verwaltung des Regierungsarchivs in Münster gewandt, aber von beiden Seiten die Antwort bekommen, daß nichts von den betreffenden Urkunden zu finden sei.

ganzen Vaterlande, von Curhafen bis Roveredo. Es konnte also keine oder nur geringe Schwierigkeiten haben, das Restitutions-Edict in Ausführung zu bringen.

Wäre dies streng nach dem Wortlaut des Gesetzes geschehen, so war im bremischen Lande die Summe des Landbesitzes sehr unbedeutend, welcher der katholischen Kirche zurückgestellt werden mußte, denn die Reformation hatte sich hier schon früher vollzogen. Die paar Klostergüter, welche etwa hergestellt werden mußten, hätten die eine Kirche nicht reich und die andere nicht arm gemacht. Aber Jedermann wußte es und die Katholiken machten kein Hehl daraus, daß das Edict nur die Handhabe sein sollte, um Alles wieder der alten Kirche in den Schooß zu werfen, Land und Leute. Denn die größten Gewaltthaten mögen des gesetzlichen Scheins nicht entbehren, wäre der Schleier auch noch so dünn und durchsichtig.

So kam die Restitution hier in das Land. Der regierende Fürst war 1552 katholisch gewesen und darauf konnte sie fußen. Sie that es nicht, sie forderte scheinbar nur etwas Klosterland, ein paar verfallene Gebäude und einigen Grundbesitz der geistlichen Kapitel zurück. Wäre damit die Ruhe zu erkaufen gewesen, so hätte man nicht viele Umstände gemacht, aber der letzte Zweck war die Katholisirung des ganzen Landes und die Beauftragten gaben sich auch nicht einmal die Mühe, dies zu verhehlen.

Der Kaiser ernannte zur Ausführung des Edicts im niedersächsischen Kreise eine Commission von drei Männern. Der erste war Franz Wilhelm, Bischof von Osnabrück, der zweite Hans Caspar, Administrator des Hochmeisterthums Preußen, der letzte der Reichshofrath Johann von Hyen. Da der zweite wegen anderer wichtiger Geschäfte den Auftrag ablehnen mußte, so bestand die Commission vorerst nur aus zwei Beauftragten.

Der Reichshofrath war ein ruhiger Geschäftsmann, ein tüchtiger Rechtsgelehrter und dabei, wie es scheint, eine gutmüthige Persönlichkeit. Von einer Begeisterung für die katholische Sache bemerkt man an ihm keine Spur; er übernahm den Auftrag, wie vielleicht hundert andere Aufträge; es war für ihn keine Herzenssache, sondern ein Geschäft; er wollte es ausführen, ganz und vollständig, aber auch nichts mehr. Als geschulter Jurist konnte er die administrativen Uebergriffe durchaus nicht leiden und widersetzte sich denselben, so weit es nur irgend seine Stellung und

die Rücksicht auf seine Oberen gestatteten. Mancherlei Verzögerungen in dem Handel, Rechtsdarlegungen, Rücksichten auf gegnerische Einwürfe und der ganze Apparat des damaligen schwerfälligen Processes ist auf seine Rechnung zu setzen. Kam es auf durchgreifende kecke Maßregeln der Gewalt an, so war mit ihm schwer fertig zu werden; man konnte ihn nicht aus der Stelle bringen.

Ein ganz anderer Mann war der Bischof Franz Wilhelm. Er war der Sohn des Herzogs Ferdinand von Baiern und der schönen Rentmeisterstochter Maria Pettenbeck, welche derselbe zur linken Hand geheirathet hatte. Schon in der Wiege ward der Sprößling dieser Ehe zum Grafen von Wartenberg und Herrn zu Wald ernannt und mit großer Sorgfalt erzogen. Die Verhältnisse bestimmten ihn zu hohen geistlichen Würden und seine ganze Unterweisung wurde darauf angelegt. Vor Allem mußte er ein eifriger Katholik werden, mit allem Hasse gegen den Protestantismus erfüllt und nebenbei ein tüchtiger Geschäftsmann, da er Land und Leute regieren sollte. Beides gelang in hohem Grade. Ein Schwärmer für seine Kirche, war er nüchtern und besonnen in weltlichen Dingen und wußte eine geschäftliche Sache mit Umsicht und Geduld auszuführen. In streng sittlicher Haltung, persönlich achtungswerth, ein gesunder stattlicher Mann, vornehmen und gelassenen Wesens. Er war klug, aber frei von jesuitischer Falschheit; seine Kirche wollte er emporhelfen, wenn es sein mußte mit offener Gewalt, aber niedrige Tücke war ihm zuwider. Auf sein Wort konnte man bauen. Dabei übereilte er nichts; es kam ihm gar nicht auf ein paar Monate an, aber sein Ziel verlor er nicht aus den Augen.

Geistliche Würden hatte er in Menge empfangen; er war Domprobst zu Regensburg, Bischof zu Osnabrück, zu Minden und, was für unser Land wichtig wurde, auch zu Verden. Große Geldmittel standen ihm zur Verfügung, die kaiserlichen Generale suchten ihm in jeder Weise gefällig zu sein, der Papst unterstützte ihn, wo er konnte.

Im October 1629 kamen die beiden Commissarien an. Es war vor Allem auf die Provinz Bremen abgesehen.

Man vergegenwärtige sich nun die Lage dieses Landes. Es gab darin, abgesehen von den vier Klöstern, nicht einen einzigen katholischen Geistlichen mehr, auch nicht, soviel wir wissen, eine einzige katholische Familie. Seit etwa hundert Jahren herrschte der

Protestantismus und kaum mochte noch Jemand zu finden sein, der in der katholischen Kirche geboren war.

Es gehörte in der That ein großer Muth dazu, ein solches Land katholisch machen zu wollen. Dazu stand es noch in voller Frische des neuen Glaubens; die lutherischen Prediger stellten fortwährend den Katholicismus als ein Schreckbild dar. Der Papst war ihnen ein Greuel, seine Boten Funken aus dem höllischen Pfuhle und Schuppen des Satans. Das sind gewöhnliche Worte in den Predigten jener Zeit. Und Niemand verläßt seine Kirche leicht, wenn sie bedroht oder in Noth ist.

Bremen war die Hauptstadt des Landes, dies stolze Bremen, das den kaiserlichen Heeren siegreich widerstanden hatte, eine sehr feste Stadt, deren Belagerung weder Tilly noch Wallenstein unternehmen wollten, reich, glaubensstark und mit kräftigen politischen Verbindungen ausgerüstet.

Nur äußere Gewalt konnte ein solches Land zur katholischen Kirche zurückzwingen. Aber diese war zur Stelle. Die ganze Provinz mit Ausnahme der Stadt Bremen war in der Gewalt der Kaiserlichen; Tilly hatte in Stade sein Hauptquartier; die festen Schlösser waren von seinen Generalen besetzt.

Die Commissarien begaben sich zuerst nach Verden. Hier wollte Franz Wilhelm seine Huldigung als Bischof und Landesfürst entgegen nehmen. Er ließ sich das Schloß Rotenburg übergeben und hielt in Verden seinen feierlichen Einzug.

Alle Domherren war hier lutherisch; nur zwei katholische gab es unter ihnen, einen Herrn von Mandelsloh und von Fulle. Letztere waren es allein, welche den neuen Bischof feierlich empfingen, die anderen hielten sich unschlüssig und erwartungsvoll zurück.

Franz Wilhelm kam, leistete den beiden katholischen Domherren den gewöhnlichen bischöflichen Eid und nahm die Kathedrale mit hergebrachter Förmlichkeit in Besitz. Darauf erfolgte die Huldigung der Stände und allgemeine Zusicherungen landesherrlicher Gnade. Des günstigen Eindrucks wegen setzte der neue Bischof die wöchentliche Contribution auf die Hälfte herab. Seine erste Verordnung im katholischen Sinne war ziemlich unverfänglich; er befahl die Einführung des gregorianischen Kalenders, der auch ohne Widerstand angenommen wurde.

Sobald der Bischof seinen festen Sitz in Verden genommen hatte, kamen allmälig die geistlichen Hülfstruppen herbei, Schwärme

von Jesuiten, Franziscanern, Barfüßern, Observanten und anderen Mönchsorden. Ihre Zahl wurde mit jedem Tage stärker. Durch einen Befehl wurde der lutherische Gottesdienst in drei Kirchen aufgehoben und nur die kleinste Stadtkirche, St. Nicolai, sämmtlichen protestantischen Predigern zur gemeinschaftlichen Benutzung vorläufig noch gelassen. Die Jesuiten setzten sich in der Andreaskirche fest, die Barfüßer nahmen die Johanniskirche nebst einem verfallenen Kloster in Besitz, welches Mariengarten hieß und in der Ritterstraße lag.

Die lutherischen Domherren sahen ihr Schicksal voraus, sie wußten, daß sie nicht länger im Amte bleiben würden. Ihre Stellen waren einträglich gewesen, ihr Amt mühelos, sie hatten ein stilles behagliches Leben mit Frau und Kind geführt. Meistens jüngere Söhne bremischer Adelsfamilien und ohne Vermögen sahen sie einer traurigen Zukunft entgegen; mit einem Schlage waren sie arm gemacht. Aber still und ergeben fügten sie sich der Gewalt; sie wollten lieber sterben, als katholisch werden; sie waren bereit, wie man damals sagte, „auszuweichen und das Elend zu bauen."

Nur Einer unter ihnen, der Domherr Georg von Marschalk, erklärte sich zum Uebertritt bereit. Ob Ueberzeugung und irre geleitetes Gewissen ihn trieb, oder ob schwache Finanzen und die Ueberschuldung seines Gutes Laumühlen ihm die Domherrneinnahme nicht entbehren ließen — wir wissen es nicht. Es ist aber schmerzlich, daß ein Mann aus einer Familie, welche vielfache Verdienste um das Land hat, zuerst diesen bedenklichen Schritt that. Er ist in der neuen Lehre geblieben und katholisch gestorben, aber er hat auch nach dem Uebertritt auf manche Weise seinem Vaterlande Gutes gethan.

Franz Wilhelm, der Bischof, war aber nicht der Mann, ihm den Schritt zu erleichtern. Er wollte keinen stillen und geheimen Uebertritt; geraden und offenen Wesens, wie er war, verlangte er auch bei Anderen offenes Verfahren. Wenn der Domherr überging, so sollte der Schritt öffentlich und ganz geschehen. So schwer es Marschalk werden mochte, er mußte sich dazu verstehen. Sämmtliche Prediger des Bisthums wurden im Dom versammelt; Alles, was geistlich hieß, sei es katholisch oder protestantisch, hatte der Bischof herbeigerufen. Es wurde erst ein langer feierlicher Synodal-Gottesdienst im Dome gehalten; darauf mußte Marschalk vor den Altar treten und das Glaubensbekenntniß als Katholik

ablegen. Da mochte seine Stimme wohl zittern und sein Gaumen trocken werden; er mußte erkennen, es war doch etwas, den Glauben zu verläugnen, der seiner Väter Trost war; es mochte ihm zu Muthe sein, als wenn die Geister seines alten ehrenwerthen Geschlechts vor seinem Auge vorüberzogen und ihn verwarfen.

Als er das Bekenntniß abgelegt hatte, trat der Bischof selbst auf und bestätigte die Handlung mit den Worten: „Wer anders glaubt, sei verflucht; wer anders lehrt, sei verflucht — dies ist der einzig wahre katholische Glaube, außer welchem kein Heil zu finden ist; diesen allein wollen wir mit allem Fleiße lehren, mit allen Kräften vertheidigen und bis an den letzten Lebenshauch bewahren.“ Sämmtliche Katholiken bekräftigten diese Worte mit einem lauten Amen; die Protestanten schwiegen und gingen traurig davon.

Am folgenden Tage mußten alle lutherische Geistliche des Bisthums Verden vor einem Bevollmächtigten des neuen Herrschers erscheinen und eine eidliche Aussage über ihre Pfarren, Güter, Geräthe und Einkünfte ablegen. Als das Geschäft vollendet war, kam der Befehl, daß sämmtliche protestantische Prediger in Stadt und Land binnen drei Tagen ihr Amt niederlegen und binnen acht Tagen das Bisthum räumen müßten. Sie konnten keinen Widerstand leisten; voll stiller Trauer wanderten sie mit Frau und Kind in die Fremde,

Als die lutherische Geistlichkeit fort war, richteten sich die Bekehrungsversuche auf die Bevölkerung selbst. Der neue Bischof erklärte, er werde niemandes Gewissen drängen und die Bürgerschaft möchte nur einmal eine Predigt im Dom anhören. Mit großer Festigkeit erklärten sich Alle dagegen; freiwillig würden sie nie kommen und im Falle des Zwanges wären sie bereit auszuwandern. Noch einmal sprach der Bischof den Wunsch aus und erhielt dieselbe Antwort. Jetzt kamen Befehle, Strafen und Drohungen — alles war vergeblich. Die Contributionen wurden erhöht, die Steuern verdoppelt, die Soldateska im Bisthum durfte sich jede Bedrückung der Eingesessenen erlauben — aber kein Lutheraner betrat die Kirche. Diese Quälereien dauerten 1¾ Jahr, aber der Zweck derselben wurde nicht erreicht. Außer Georg von Marschalk trat nur noch ein Franz von der Lieth über, der ein leichtfertiger gottvergessener Vogel genannt wird, ein Mann mit zerrütteten Finanzen, ohne Character und ohne

Zukunft. Der wäre nach Umständen selbst ein Muhamedaner geworden. Diese beiden waren die einzigen Abtrünnigen, — Bekehrte von zweifelhaftem Werthe für die katholische Kirche.

Im Stift Verden war dem neuen Bischof sein Plan bis zu einem gewissen Grade gelungen. Er wurde als Landesherr anerkannt, er hatte alle lutherischen Geistlichen entfernt und alle Pfarren mit katholischen Predigern besetzt. Das einzige Kloster, welches überhaupt im Bisthum Verden gewesen war, ging durch ihn einer Erneuerung entgegen; nach allen Seiten hin machte er Anstalt, die früheren Einkünfte wieder herbeizuziehen.

So kam die Reihe an unsere Provinz. Hier war die Sache viel schwieriger. Franz Wilhelm war hier weder Erzbischof noch Landesfürst; er war nichts als kaiserlicher Commissarius. Die Domherren waren alle lutherisch, wohnten in Bremen und boten ihm keine Handhabe ernstlichen Eingriffs. Am Liebsten hätte er, wie in Verden, offene Gewalt angewandt, es war seinem Sinne gemäß; aber er fand unerwarteten Widerstand auf zwei Seiten, bei seinem Collegen, dem Reichshofrath, und bei Tilly selbst. Was der Bischof in Verden that, hatte der erste ruhig geschehen lassen; da war Franz Wilhelm Landesfürst und mochte sein Recht üben, aber im Erzstift Bremen konnte er es ihm nicht gestatten, sein juristisches Gewissen gab es nicht zu. Wollte der Erzbischof in gewohnter Weise mit Energie vorgehen, so trat ihm sein hier gleichberechtigter College entgegen und sagte, das käme nur dem Landesfürsten zu. Er bestand darauf, weiter nichts zu thun, als das Restitutions-Edict auszuführen, also nur die geistlichen Güter einzuziehen, welche nach dem Jahre 1552 in protestantische Hände gerathen waren. Gegen einen so zähen und gewandten Juristen wie der Reichshofrath war, konnte man wenig ausrichten.

Aber auch der Oberfeldherr Tilly, in dessen militairischem Besitz die Provinz war, mußte Widerstand leisten, wenn der Bischof rücksichtslos einschreiten wollte. Tilly's politische Anschauungen waren klar und nüchtern; er erkannte besser als Andere die staatliche Lage der Dinge. Man sieht dies namentlich bei einer anderen Gelegenheit, bei der Landung Gustav Adolf's in Deutschland. Er schrieb darüber an den Hofkriegsrath in Wien und dieser Brief ist ein Meisterstück politischer Uebersicht und deutlicher Auffassung. Er erkannte auch bei dem Vorgehen Franz Wilhelm's, welch unermeßliche Gefahr man herauf beschwor, wenn man einen Cabinetskrieg zu einem Volkskriege machte und zwar

zu einem religiösen. So weit an ihm war, wollte er Alles vermeiden, was dahin führen konnte. Ein Volksaufstand in der Provinz, der sich an die beiden reichen und starken Hansestädte anlehnte und möglicher Weise von den Seemächten begünstigt wurde, konnte für ihn eine große Verlegenheit werden und in seinen Folgen unerwarteten Umfang annehmen. Denn was ein Volksaufstand sagen will, der die Glaubensfreiheit zur Grundlage hat, hatte sich in den Niederlanden gezeigt. Das war eine bittere Erfahrung, welche den Katholiken noch in allen Gliedern lag.

Der Bischof mußte aus diesen Gründen wider seine Neigung einen langen und mühevollen Weg einschlagen, wenn er in der Provinz Bremen seinen Bekehrungsversuch ausführen wollte. Er verstand sich dazu. Von der kaiserlichen Commission wurden Citationen an alle Städte, Prälaten, Capitel und Klöster erlassen, in denen die Inhaber geistlicher Güter nach Verden eingeladen wurden, um den Bescheid der Herren zu vernehmen. Die Antworten fielen sehr verschieden aus. Die Stadt Bremen, fest im Glauben und hochfahrend in der Politik, versagte von Haus aus allen Gehorsam und erklärte einfach nicht Folge leisten zu wollen. Die bremischen Domherren waren etwas höflicher, sie hatten Grundbesitz in der Provinz und nahmen Rücksichten; sie entschuldigten ihr Ausbleiben mit freilich sehr schwachen Gründen. Die verschiedenen Klöster suchten Vorwände, der Citation auszuweichen. Alle erhielten Antwort, die je nach ihrer Weigerung hart oder mild ausfiel, und die Citation ward wiederholt.

Nur die Stadt Stade leistete augenblicklich Folge. Sie war nicht in der Lage, widerstehen zu können. Seit länger als einem halben Jahre ward sie von Tilly besetzt gehalten, der daselbst sein Hauptquartier genommen hatte. Die Stadt war von Tilly den Umständen nach gut behandelt; er legte ihr nicht mehr Last auf, als mit jeder feindlichen Besitznahme unvermeidlich ist. Die Kriegszucht war streng, die Requisitionen mäßig, jeder soldatische Uebergriff gehemmt.

Der Rath von Stade benahm sich gegen die Anforderungen der Commission mit vieler Gewandtheit und suchte zu retten, was möglich war. Für die geistlichen Bedürfnisse der Stadt war in alter Zeit sehr viel gethan. Sie war damals schwerlich so bevölkert, als jetzt, und doch gab es in ihr vier Pfarrkirchen, drei Kapellen und drei bedeutende Klöster. Durch die Reformation waren die vier Stadtkirchen in den Gebrauch des lutherischen

Gottesdienstes genommen und blieben in gutem Zustande, die Kapellen und Klöster waren aber baulich zerfallen, ihre Güter zerstreut und zum Theil in Privathände gekommen. Als Tilly im Namen der Commission die Erstattung alles geistlichen Besitzes forderte, mußte der Rath guten Willen zeigen und gab sogleich das St. Georgskloster und was von dessen Grundbesitz übrig war, zurück. Der Bürgermeister Hintze und der Stadtsecretair Koch begaben sich persönlich nach Verden, erhielten bei dem Bischof Audienz, beglückwünschten ihn und erklärten die Bereitwilligkeit der Stadt, dem Restitutions-Edict gehorsam zu sein. Sie hätten, sagten sie, die Abtei St. Georg nebst deren Güter alsbald zurückgegeben; daß sonst noch etwas da sei, wüßten sie nicht. Der Bischof nahm diese Erklärung mit Artigkeit an, und antwortete, daß er das Kloster den Prämonstratensern geben und das Weitere veranlassen würde. Der Rath möge binnen acht Tagen ein specificirtes Verzeichniß aller geistlichen Güter einreichen.

Kaum waren die Prämonstratenser nominell im Besitz des Klosters, so zeigten sie auch schon, wie weit ihre Hoffnungen gingen. Ohne Weiteres behaupteten sie, das Kloster St. Georg habe das Patronatrecht über sämmtliche Stadtkirchen und wollten sie daher an sich nehmen. Dieser Anspruch war nicht ganz aus der Luft gegriffen, aber in dem Normaljahre 1552 waren alle Stadtkirchen schon lutherisch gewesen, wenn auch die Klöster vielleicht noch katholisch geblieben waren. Der Rath verneinte alle Berechtigung des Klosters, aber als die Commission selbst nach Stade kam, mußte er die Schlüssel sämmtlicher Kirchen ausliefern. Er weigerte sich nicht und für diesen Beweis des Gehorsams wurde ihm die Nicolaikirche zum lutherischen Gebrauche wieder eingeräumt, jedoch nur bis auf Weiteres.

Nun kamen die Schaaren katholischer Mönche nach Stade, Prämonstratenser, Franziscaner und Jesuiten, und nahmen die geistlichen Gebäude, welche noch da waren, widerstandslos in Besitz. Da die Klosterräume zum großen Theil in Trümmern lagen, ward dem Rathe befohlen, sie wieder herzustellen, und zugleich alle Ländereien derselben herbeizuschaffen. Das wäre selbst bei gutem Willen schwer gewesen; den hatte der Rath nicht und legte daher der Sache eine Schwierigkeit über die andere in den Weg. Er gab nicht eher nach, bis er mußte, verzögerte die Herausgabe der nöthigen Urkunden, war schwerfällig in allen Unterhandlungen und vertheidigte den lutherischen Besitz bis auf den

äußersten Zollbreit der Möglichkeit. So kamen Termine über Termine, Fristgesuche, Rechtsmittel, Drohungen und Executionen. Der Rath bewies viel Geschick, die Dinge in die Länge zu ziehen. Es lag ihm Alles daran, Zeit zu gewinnen, denn er wußte, daß Schweden rüstete und daß Tilly mit seinem Heere bald anderswo nöthig werden mußte. Ohne Militairmacht konnte der Katholicismus aber hier auf die Dauer nichts ausrichten.

Dem General Tilly waren diese Verhandlungen sehr langweilig. Er erkannte die Erfolglosigkeit derselben und wollte vor Allem, daß die lutherischen Prediger entfernt werden sollten. So lange die blieben, war an einen Uebertritt der Bevölkerung im Großen nicht zu denken. Tilly sah ein, daß an der Besitznahme einiger alter Gebäude und einiger Ländereien wenig gelegen sei, wenn die Einwohner sich nicht der alten Lehre wieder zuwandten. Dazu aber zeigte sich noch gar keine Aussicht. Die Messen wurden in allen Kirchen gehalten, aber Niemand besuchte sie als Tilly's Soldaten. Die einzige Nicolaikirche war am Sonntage überfüllt von der protestantischen Bevölkerung; in den anderen Gotteshäusern ließ sich keiner sehen, auch nicht einmal aus Neugier. Zum Uebertritt meldete sich nicht ein einziger. So bat Tilly die Commission, welche wieder in Verden war, um die Erlaubniß, die lutherischen Prediger verbannen zu dürfen. Das wollte aber der Reichshofrath von Hyen durchaus nicht gestatten, weil es ein unverantwortlicher Eingriff in das Recht des künftigen Landesherrn sei. Tilly konnte keine amtliche Erlaubniß der Commission dazu erhalten; aber es geht aus dem Ganzen hervor, daß er sie sich selbst nahm oder von dem Bischof im Stillen und einseitig empfing. Er vertrieb sämmtliche lutherische Prediger. Mit Frau und Kind, mit Thränen und Klagen, unter Begleitung der Einwohnerschaft gingen sie nach Brunshausen und bestiegen die Schiffe. Einer blieb zurück, der Pastor Helt von St. Nicolai. So viel hatte der Widerspruch des Reichshofraths doch gewirkt; Tilly wagte es nicht, die Dinge ganz zu thun.

Während der Rath von Stade sich mit Prämonstratensern und Jesuiten herumzankte, suchte die kaiserliche Restitutions-Commission an anderen Punkten der Provinz festen Fuß zu fassen.

Sie hatte schon bei ihrer Ankunft in Verden, wie an Andere, so auch an den Rath von Buxtehude Befehl gesandt, Deputirte und die Verzeichnisse der geistlichen Güter einzuschicken. Der Bürgermeister und Syndicus waren gekommen, persönlich bei

den Commissarien gewesen und mit der Gewährung einer Frist von vierzehn Tagen zur Herbeischaffung der nöthigen Papiere entlassen.

Diese Zeit war noch nicht verstrichen, als die Commissarien schon persönlich in Burtehude (November 17.) erschienen.

Sie befahlen dem Rath und den Bürgerworthaltern, am anderen Tage vor ihnen zu erscheinen und die geistlichen Verzeichnisse nebst den Kirchenschlüsseln mitzubringen. Es geschah. Die Burtehuder stellten vor, daß bei ihnen von einer Restitution keine Rede sein könne, da nachweislich ihre Stadt vor dem Jahre 1552 schon lutherisch gewesen sei.

Die Commission ließ sich darauf nicht ein, sondern verlangte die Einräumung der großen Petrikirche für den katholischen Gottesdienst, während die kleine Kapelle zum heil. Geist den Lutheranern verbleiben sollte. Gründe wurden nicht angegeben. Die Burtehuder schickten sich in das Unvermeidliche und lieferten die Kirchenschlüssel aus. Sie wollten sich schon entfernen, als sie wieder zurückgerufen und noch einmal vor die Commission gefordert wurden. Ganz unerwartet empfingen sie nun von dem Osnabrückschen Rath Mensing den Bescheid, daß die Commission ihre Folgeleistung gern gesehen und beschlossen habe, ihnen den Gottesdienst in der Petrikirche nicht ganz zu entziehen. Es solle eine Simultankirche werden; zu gewissen Stunden sollten die Katholiken, zu anderen die Lutheraner sie zu ihrem Gebrauch benutzen.

Diese Nachgiebigkeit muß unzweifelhaft auf Rechnung des Reichshofraths gesetzt werden, denn es wurde ausdrücklich dabei gesagt, daß Alles geschehe, ohne dem künftigen Erzbischof vorzugreifen. Das war der Grund, auf welchen der Reichshofrath sich immer zurückzog.

Am Mittag fuhren die Commissarien nach Altkloster und blieben dort zu Tisch. Am Nachmittag kamen sie zurück und vervollständigten ihre Befehle durch die Verfügung, daß der Chor und Altar in der Petrikirche zum alleinigen Gebrauch der Katholiken dienen solle. Auch müßten dem katholischen Pastor und Küster Wohnhäuser eingeräumt werden.

Alle Vorstellungen der Burtehuder gegen diese Befehle wurden zurückgewiesen.

Nun kamen einige katholische Geistliche und richteten ihren Gottesdienst ein. Aber es ging, wie in Stade, Niemand kam

zur Messe, als die katholischen Soldaten. Tilly hätte die lutherischen Geistlichen auch vertreiben können, aber er that es nicht. Er ließ nur ein Mandat an die Kirchenthür (1630, Juni 6.) heften, daß alle Bürger, welche katholisch werden wollten, von jeder Kriegscontribution befreit sein sollten. Dies Erbieten war erfolglos; eine alte Frau soll katholisch geworden sein, das war der ganze Gewinn.

Alle Bemühungen der Commission zur Zurückführung der Einwohner in die katholischen Kirchen waren vergeblich. Man gebrauchte Lockungen und Drohungen, man plagte die Magistrate, man verjagte hie und da die Geistlichen — es war Alles umsonst. Etwa zwei Jahr dauerten diese Quälereien ohne nennenswerthe Wirkung.

Wenn wir auf die Männer sehen, von welchen diese Bestrebungen ausgingen, so müssen wir sagen, daß es achtungswerthe und redliche Charactere waren. Dennoch wurden sie zu den größten Härten und Ungerechtigkeiten verleitet; das war nicht die Schuld ihrer Persönlichkeit, sondern die Schuld ihrer Kirche. Diese Kirche ist auch jetzt keine andere geworden.

3. Die Rettung.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolf in Deutschland. Dadurch veränderte sich plötzlich die Lage der Dinge. Die protestantische Sache, welche aller Orten unterlegen war, richtete sich mit neuem Muthe auf.

Tilly mußte mit seinem Heere unsere Provinz verlassen, um dem König von Schweden entgegen zu ziehen. Aber er räumte das Land nicht völlig. Alle festen Plätze hielt er besetzt; in Stade blieb eine starke Garnison. Der Oberst Reinach, später Comorgo, erhielten den Oberbefehl in der Provinz Bremen.

Um den Erzbischof, welcher anfänglich in Lübeck, dann in Bremervörde, zuletzt in Bremen sich aufhielt, kümmerte während mehrer Jahre sich Niemand. Die Dänen hatten ihn als abgesetzt angesehen; Tilly hatte keine Veranlassung gehabt, sich seiner anzunehmen; die kaiserlichen Commissarien noch weniger.

Er mußte erkennen, daß sein Uebertritt zu der katholischen Partei ein politischer Fehler gewesen sei. Anfänglich hatte er sich manche Vortheile davon versprochen; er suchte bei dem Kaiser darum nach, mit den verwirkten deutschen Besitzungen des dänischen Königs belehnt zu werden; er betrieb die Nachfolge seines Neffen

Adolf, welcher in kaiserlichen Diensten stand. Diese Wünsche konnten am Hofe in Wien nicht berücksichtigt werden; der jesuitischen Partei daselbst lag daran, einen katholischen Erzbischof für das bremische Land zu haben, welcher das angefangene Werk der Katholisirung zu Ende brächte.

Der Erzbischof war in einer sehr unangenehmen Lage. Tilly hinderte seinen Aufenthalt in der Provinz nicht, aber er gestattete ihm auch nicht die Ausübung seiner Regierungsbefugnisse.

Unerwartet schien sich ihm eine Aussicht zu eröffnen, seine unerquickliche Lage zum Besseren verändern zu können.

Im April 1628 wandte sich der kaiserliche Commissarius R. von Walmerode an den Amtmann von Eutin, G. von Hagen, mit einem Vorschlage, welchen dieser ungesäumt dem Erzbischof mittheilte. Er sollte den Sohn des Kaisers, Leopold Wilhelm, als seinen Coadjutor und Amtsnachfolger annehmen.

Die Sache hatte große Bedenken; es war schon ein Coadjutor da, Friedrich, der Sohn des dänischen Königs. Letzterer hatte 1621 durch großartige Bestechungen die Annahme seines Sohnes bewirkt. Sie war in aller Form vor sich gegangen und rechtlich unanfechtbar.

Auch Franz Wilhelm, der Bischof von Osnabrück, hatte durch Tilly Schritte gethan, das Coadjutoramt zu erlangen. Diese Versuche waren freilich über die ersten Anfänge noch nicht hinausgegangen. Aber manche versprechende Worte waren gefallen.

Es ist sonderbar, daß der Erzbischof auf die Absichten des kaiserlichen Prinzen nicht nur mit Leichtigkeit, sondern mit Eifer einging. Er bedachte gar nicht, in welche heillose Verwirrung die Provinz gerathen mußte, wenn der Plan zur Ausführung kam. Denn bei dem Kaiser galt auf das Strengste der unselige Grundsatz, Cujus regio, ejus religio, d. h. der Landesfürst hatte das gesetzliche Recht, die Eingesessenen zu seinem eigenen Religionsbekenntniß oder zur Auswanderung zu zwingen. Wenn der kaiserliche Prinz hier Erzbischof wurde, so durfte auch kein protestantischer Geistlicher bleiben, und auf eine Milderung oder Nachsicht war bei der Geisteslage des Kaisers durchaus nicht zu rechnen. Die Einwohnerschaft mußte katholisch werden, oder auswandern, oder sich empören, — das Alles konnte Johann Friedrich voraussehen. Ueber alle Schwierigkeiten, eingegangene Verträge und dänischen Unwillen setzte er sich unbedenklich hinweg. Ohne Weiteres stellte er an das bremische Domkapitel die Zumuthung,

die Nachfolge des Prinzen Friedrich zu beseitigen und den Sohn des Kaisers als Coadjutor zu bestätigen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel fiel dieser Vorschlag in das Domkapitel. Es versammelte sich rasch (1628, Mai 7.) in Bremen, und im ersten Augenblick meinten Alle nachgeben zu müssen. Sie waren über alle Maßen bestürzt, sprachen sich gegenseitig ihre Angst aus, wenn etwa der König von Dänemark „wieder auf die Beine“ käme, aber sie sahen doch kein Mittel, der Forderung zu entgehen. Sie erklärten ihre Bereitwilligkeit und der erzbischöfliche Gesandte reisete mit den besten Hoffnungen zu seinem Herrn zurück.

Allmählig kamen sie aber auf andere Gedanken. Sie faßten den Entschluß, die Sache bis auf das äußerste Maß zu verzögern. Man muß es ihnen nachsagen, daß sie diesen Plan mit meisterhafter Gewandtheit ausführten. Der Erzbischof drängte, der kaiserliche Commissarius schrieb Briefe über Briefe, aber sie hatten immer neue Gründe des Aufschubs. Und man konnte doch nicht sagen, daß diese aus der Luft gegriffen waren.

Zuerst hatte der Kaiser das Versehen gemacht, bei dem Domkapitel nicht amtlich für seinen Sohn einzukommen. Das wollte er nicht, weil die Körperschaft lutherisch war und in einer offenen Bewerbung von kaiserlicher Seite zugleich die rechtliche Anerkennung eines lutherischen Domkapitels gelegen hätte. Das glaubte der Kaiser vermeiden zu müssen; das Domkapitel sollte scheinbar freiwillig und aus eigenem Wunsche um seinen Sohn als Coadjutor bitten. Dazu waren die Herren schwer zu bewegen; viel Papier wurde beschrieben und viel Zeit verdorben, ehe man sie soweit bringen konnte.

Als nun einmal die Angelegenheit in lange Fahrt gekommen war, traten immer neue Anstände hervor. Der Erzbischof mühte sich unsäglich ab mit Briefen und persönlichen Besprechungen; mindestens funfzig Schreiben hat er in der Sache verfaßt, Walmerode desgleichen. Die Erwiederungen des Domkapitels sind wunderlich zu lesen, immer scheinbar der beste Wille, Liebe zum Erzbischof, Begeisterung für den Kaiser und doch kein offener Entschluß.

Funfzehn Monate hielten die Domherren die Angelegenheit hin. Sie wäre gewiß noch in mehren Jahren nicht beendigt worden, wenn nicht der Kaiser plötzlich durchgegriffen hätte. Die Sache des Kaisers hatte sich jetzt so günstig gestellt, daß er meinte

keine Rücksichten mehr nöthig zu haben. Während die Coadjutorsache noch in voller Arbeit war, stellte er plötzlich (August 1629) an den Erzbischof das Ansinnen, von seinem Amte zurückzutreten.

Das war ein harter und ganz unerwarteter Schlag für den Erzbischof. Flehend bewarb er sich um die Fürsprache befreundeter Fürsten; Johann Georg von Sachsen schrieb mehre Mal für ihn an den Kaiser. Es war vergeblich.

Seine Amtsentsetzung schien unvermeidlich; auch das Domkapitel sah für sich dasselbe Schicksal voraus. Die Mitglieder erstreckten ihre Bitten jetzt schon nicht weiter, als daß man ihnen die Einkünfte doch auf Lebenszeit lassen möchte.

Alles sah auf das Bedrohlichste aus.

Da landete Gustav Adolf in Deutschland. Man kann sich nicht wundern, daß der Erzbischof sich demselben eiligst und mit dem besten Willen zuwandte. Er warf alle Zurückhaltung ab und ging erst im Stillen, dann offen zu seiner Partei über. Das hat ihm auch keinen Schaden gebracht.

Von Bremen aus setzte sich der Erzbischof mit seinen Beamten in eine lebhaftere Verbindung, obgleich dieselbe wohl nie ganz unterbrochen war. Er sah sich nach Kriegsmännern um und redete mit Werbehauptleuten. Hier kam ihm seine gute Finanzwirthschaft zu Hülfe; an Geld hat es ihm nie gefehlt, so lange er lebte.

Diese Bestrebungen konnten dem kaiserlichen Obersten Reinach, welcher auch zugleich Statthalter der Provinz war, nicht entgehen. Er merkte, daß der Boden unter seinen Füßen schwankend wurde. Die Wurster wurden zuerst unruhig; Reinach mußte Kriegsleute senden, um die Freiheitsversuche nieder zu halten. Aber er erkannte, wenn wirklich Aufstand in der Provinz ausbrach, daß er mit seiner kleinen Heeresmacht sich schwerlich dagegen halten könnte. Er mußte andere Mittel gebrauchen. Am 13. Juli 1631 rief er in Basdahl einen Landtag zusammen. Nach langer Unterbrechung sahen sich die Landstände einmal wieder vereint. Sie wurden von Reinach ernstlich ermahnt, sich in keine Verbindung gegen den Kaiser einzulassen. Er empfing schöne Reden, Klagen und ausweichende Antworten.

Dem Erzbischof war von diesem Landtag keine amtliche Anzeige gemacht. Er verbarg darüber seinen Unwillen nicht. Er war schon in der Lage, dergleichen übel nehmen zu können.

Tilly, obgleich nicht am Platze, sah sich noch immer als das Oberhaupt der Provinz an und schrieb seit langen Jahren wieder

zuerst an den Erzbischof. Er beklagte sich über die geheimen Umtriebe der Beamten, über die stillen Rüstungen, über die Unruhe der Bevölkerung.

Der Erzbischof antwortete (1631, Juli 13.) und beschwerte sich über Reinach's eigenmächtiges Vorgehen rücksichtlich des Landtags. Seine eigenen Bestrebungen läugnete er. Er wolle lieber Alles über sich ergehen lassen, als vom Gehorsam gegen den Kaiser abweichen. Man möge ihm die schuldigen Beamten namhaft machen, dann werde er gegen sie einschreiten. Er schrieb als Landesfürst, so weit war er schon wieder.

Als Gustav Adolf bei Leipzig gesiegt hatte, warf der Erzbischof alle Masken ab. Er bekannte öffentlich seine Verbindung mit den Schweden, welche schon lange eingeleitet war. Es erhoben sich plötzlich Kriegsvölker in der Provinz, von deren Dasein Niemand gewußt hatte; es waren seine eigenen Truppen.

Sie warfen sich zuerst gegen die Kaiserlichen in und bei Verden (November 1631). Die katholische Geistlichkeit ward vertrieben; sie flüchtete nach dem festen Rotenburg. Sie begehrte Unterhandlung, aber die Antwort lautete, alle Pfaffen und Liguisten sollten sich aus dem Lande scheeren.

Reinach suchte die erzbischöflichen Haufen zu zerstreuen. Er schickte 800 Mann Fußvolk und 200 Reiter gegen sie. Aber die Bremer verweigerten den Durchzug. Nach einigen Plünderungen auf dem Lande mußte er seine Schaar zurückziehen.

Die Wurster ergriffen nun auch die Waffen, immer gern die Ersten, wenn der Freiheitsruf ertönte. Sie machten einen Angriff auf die Franzenburg, wo eine kleine kaiserliche Besatzung lag. Reinach schickte einen Kriegshaufen gegen Wursten. Als derselbe ankam, hatten die Wurster ihre Schleusen gehemmt und das Land stand unter Wasser. Da gingen die Kaiserlichen zurück.

Der schwedische General Achatius Tott kam nun dem Erzbischof zu Hülfe. Er sollte dem Vertrage nach 3000 Mann mitbringen, aber er brachte mehr.

Nun konnte Reinach das Land nicht mehr halten. Am 3. December zog er ab. Ottersberg und Langwedel wurden von den Schweden genommen, eben so die wichtige Brücke bei Lesum.

Die Bremer traten auch in Thätigkeit. Sie schlossen mit Schweden ein Bündniß, versprachen Geld und Lebensmittel zu liefern und ihre Stadt gegen die Feinde des Königs zu vertheidigen. Im Fall der Noth sollte das schwedische Heer durch ihre

Stadt und Besitzungen ziehen, sie wollten es auch bei etwaigem Andrang des Feindes unter ihre Kanonen nehmen und demselben alle Hülfe zuführen. Sie machten Ernst mit der Sache, nahmen die kaiserlichen Befestigungen bei Burg und zerstörten sie.

Reinach hatte sich durch 3000 Mann verstärkt, welche Gronsfeld und Pappenheim ihm von Hoya zuführten, und rückte wieder vor.

Nun erhob sich in der ganzen Provinz der Krieg. Allenthalben ward gefochten. Aber die Kaiserlichen machten große Fehler. Sie wollten jeden Paß, jede unbedeutende Festung halten und zersplitterten ihre Kräfte. Dagegen hielten sich ihre Gegner fest zusammen, hatten dadurch an jedem Punkte die Uebermacht und obendrein die Bevölkerung auf ihrer Seite.

Bremervörde wurde durch eine Kriegslist genommen. Der schwedische Oberst Mainius ließ einzelne der Seinigen bei der Festung umherstreifen und lockte dadurch die Besatzung von 200 Mann heraus. Sie fiel in einen Hinterhalt, der Rückweg wurde ihr abgeschnitten und so kam die Burg ohne viele Mühe in die Gewalt der Schweden.

Der General Tott rückte dann vor Burtehude. Hier lagen 500 Kaiserliche mit einem Troß von mehr als siebenhundert Weibern und Kindern. Nach zwei Tagen capitulirte der Commandant, wie man sagt, von seiner Gemahlin überredet. Er erhielt gute Bedingungen. Mit Gepäck und Waffen, fliegenden Fahnen, angezündeten Lunten und Kugeln im Munde durfte die Besatzung nach Stade abziehen.

In Freiburg lagen dänische Truppen. Sie hatten einem geheimen Vertrage gemäß es auf sich genommen, den Ort zu Gunsten der Kaiserlichen zu halten. Aber der erzbischöfliche Oberst Kigler vertrieb sie mit Hülfe von Wurster Hülfstruppen.

Nach und nach hatte sich Alles, was von Kaiserlichen noch in der Provinz war, in Stade vereinigt. Die Gegner umlagerten sie und sperrten alle Zufuhr auch auf der Schwinge. An der Mündung derselben lag eine Schanze, welche den Kaiserlichen wichtig war. Am 16. März wurde sie von den Schweden erstürmt, aber am folgenden Tage durch die Kaiserlichen wieder genommen.

Um die Belagerten sah es bedenklich aus; lange konnten sie sich in Stade nicht halten. Aber Pappenheim brachte ihnen Hülfe. Alle kaiserlichen Abtheilungen, welche in und um Westphalen standen, zog er an sich und rückte vor. Er nahm Rethem und

Verden und legte Besatzung hinein, um seine Rückzugslinie zu decken. Die erzbischöflichen Reiter, welche ihm in den Weg traten, warf er zurück, eben so mehre kleine schwedische Abtheilungen.

Der General Tott ging ihm entgegen, aber konnte ihn nicht aufhalten. Ehe er alle seine Regimenter bei einander hatte, war Pappenheim schon im Lande. Ohne ernstlichen Widerstand drang er bis Stade vor. Hier vereinigte er sich mit den Belagerten (April 30.). In Kehdingen und im Altenlande lagen die Schweden.

Es fielen mehre sehr heftige Gefechte vor, in welchen die Schweden mit Nachtheil kämpften. Einmal verloren sie 400 Mann. Pappenheim rückte bis Hadeln vor, wurde aber mit Hülfe der Einwohner zurückgedrängt. Bei dieser Gelegenheit trugen die Kaiserlichen den Kirchthurm zu Osten ab und pflanzten auf dem stehenbleibenden Theile Kanonen auf. Der Prediger des Orts, Ad. Weber, zeichnete sich durch kriegerische Thätigkeit aus. Er ließ seine Pfarrkinder sich bewaffnen, stellte sich an ihre Spitze und hielt tapfer die Kriegszüge der streifenden Parteien ab. Man zeigte noch lange in Altendorf auf dem adligen Hofe seinen Degen, worauf die Inschrift geätzt war: „Adolf Weber bin ich genannt, mein Sieg steht in Gottes Hand."

Pappenheim hatte weitaus die Uebermacht. Aber nun kam den Schweden Hülfe von allen Seiten. Mecklenburgische Regimenter setzten über die Elbe; die Lüneburgischen Herzöge schickten bedeutende Abtheilungen; Franz Karl von Lauenburg führte beträchtliche Schaaren herbei. Immer enger zog sich das Netz um Pappenheim zusammen.

Er suchte sich seiner Gegner zu erwehren. Erst warf er sich auf den Obersten Lohusen in Horneburg, aber dieser hatte sich durch Schanzen gut gedeckt. Dann wollte er den General Tott überfallen; diesem war jedoch rechtzeitige Kunde zugegangen; er ging Pappenheim entgegen und traf ihn so heftig, daß er wieder nach Stade weichen mußte.

Hier war großer Mangel an allen Dingen. Die Zufuhr gehemmt und nirgends Hoffnung des Ersatzes. Pappenheim erkannte, daß er sich durchaus nicht halten konnte.

Ungern wollte er das Land den Schweden überlassen. Er bot es dem König von Dänemark an, welcher damals in Rendsburg eine Ständeversammlung hielt. Dieser hatte Lust zu der Sache und hoffte durch Unterhandlungen den Kaiserlichen Luft machen zu können. Der Amtmann Pentz in Glückstadt mußte sich mit dem

schwedischen Rath Salvius in Verbindung setzen, aber er erkannte bald, daß seine Bemühungen erfolglos waren. Salvius wollte keine Abschlüsse auf sich nehmen und verwies Alles an höhere Entscheidung.

Der König von Dänemark antwortete den Kaiserlichen, mit Güte könne er nichts ausrichten und mit Kriegsgewalt dürfe er nicht in diese Verhältnisse eintreten.

So war Pappenheim in seinen Hoffnungen getäuscht. Er beschloß fortzuziehen. Mit Umsicht ordnete er den Aufbruch seiner Truppen. Als Alles fertig war, übergab er die Schlüssel der Stadtthore dem Rathe und erließ den Bürgern die Bezahlung einiger tausend Thaler, welche sie für seinen Abzug hatten geben sollen. Mehre hundert kranke Soldaten, die er zurücklassen mußte, empfahl er der Sorge der Bevölkerung. Am 5. Mai zog er mit dem ganzen Heere aus der Stadt und nahm alle katholischen Prediger und Ordensleute mit sich. Die kleinen Kanonen, welche der Stadt gehörten, führte er mit hinweg, die großen machte er unbrauchbar. Das Geschütz auf der Schwinger Schanze hatte er in's Wasser werfen lassen.

Die Gegner störten seinen Rückzug nicht. Da der Weg über Horneburg gesperrt war, mußte er auf Bremervörde ziehen. Er versuchte es die Festung durch einen Handstreich zu nehmen. Man sieht nicht recht ein, wozu er den Angriff unternahm, da er doch einmal beschlossen hatte wegzugehen. Der Versuch mißglückte; mit bedeutendem Verluste ward er abgeschlagen.

In Stade rückten alsbald die Schweden ein. Mit 600 Mann wurde die Stadt besetzt und dem Oberst Krichtan übergeben.

Nun war der Erzbischof wieder Herr in seinem Lande.

Die Feinde waren völlig vertrieben. Auch sämmtliche papistische Geistliche. Es gab jetzt keine Katholiken mehr in der Provinz, außer in den vier Klöstern. Von diesen fiel Harsefeld sogleich aus, die ganze Stiftung wurde aufgehoben. Die drei Nonnenklöster blieben, aber ihnen wurden evangelische Prediger gesetzt. Sie beschwerten sich darüber bei dem Kaiser. Dieser suchte zu vermitteln, richtete aber bei Johann Friedrich nichts aus. Aber dessen Nachfolger war nachgiebiger. Der Kaiser verlangte von ihm (1636, Juli 21.), man solle diejenigen Klöster in voller Uebung lassen, welche am 12. November 1627 noch katholisch gewesen wären. Diesem Begehren muß gewillfahrt sein, denn wir finden von der Zeit an wieder katholische Beichtväter in den drei Klöstern.

Es kamen mehre ruhige Jahre, in denen das Land sich wieder erholen konnte.

Mit den Schweden hatte der Erzbischof schon vor längerer Zeit eine Vereinigung geschlossen. Es reichte aber nicht aus, daß er persönlich auf ihrer Seite stand; der Bund mußte durch die Landstände bestätigt werden.

Sie kamen zu diesem Zweck in Basdahl zusammen (1633, Mai 20.—28.). Der schwedische Rath Salvius war selbst zugegen.

Dieser war Bestechungen zugänglich. Das Domkapitel hatte es bald gemerkt. Um die Gunst dieses vielvermögenden Mannes dauernd zu erhalten, schenkten die Stände ihm sehr reiche Güter im Altenlande, das frühere Eigenthum der Klöster Harsefeld und St. Maria in Stade. Sie müssen bedeutend gewesen sein, denn die Stände redeten davon, als einige Jahre später eine dänische Occupation eintrat, dem Salvius die Zinsen von 20,000 Thalern zu zahlen, so lange ihm die Einkünfte der Güter gehemmt wären.

Diese Verbindung mit Salvius ist der Provinz von großem und dauerndem Nutzen gewesen. Salvius sah sich selbst als Eingesessenen des Landes an, redete gern davon und that sein Mögliches, die Provinz vor Unheil zu schützen. Die Landgüter hätten ihm auch nie wieder genommen werden können, aber er verlor sie durch seine Habsucht. Von der Königin Christine ließ er sich das ganze Klostergut Harsefeld schenken, wodurch sein erster Besitz doch nur um ein Geringes wuchs. Als aber die bekannte Reduction der schwedischen Krondomänen eintrat, wurde Alles seiner Familie genommen, auch die Güter, welche die Provinz ihm geschenkt hatte. Das wäre sonst nicht möglich gewesen.

In Basdahl kam ohne besondere Schwierigkeiten „eine unauflösliche Alliance“ mit Schweden zu Stande. Es wurde eine monatliche Contribution von 7000 Thaler beschlossen und von derselben sollte Niemand frei sein, nicht einmal die Meier auf des Erzbischofs Tafelgütern. Von dieser Aufbringung bekamen die Schweden 5000 Thaler, der Erzbischof 2000 Thaler. Letzterer sollte davon die Garnisonen in Bremervörde, Ottersberg und Langwedel unterhalten. Weil dies aber nicht ausreichte, so verlangte der Erzbischof die Einziehung sämmtlicher Klöster. Die Stände sahen die Nothwendigkeit größerer Einkünfte ein und bewilligten ihm die Klöster, aber nur bis zu Ende des Krieges. Sie fürchteten sehr, er möchte sie für immer behalten, wenn er sie erst einmal im Besitz habe. Es schien Weitläuftigkeiten zu

machen, aber Salvius schnitt die Sache kurz ab; er versicherte, der Erzbischof habe gesagt, „der Teufel sollte ihn mit Seele und Leib holen, wenn seine Intention wäre, die Klöster zu behalten.“ Aber wo wollte man mit den Frauenzimmern bleiben? Die Stände machten kurzen Proceß; die katholischen und evangelischen Jungfrauen sollten etwa in Zeven oder anderswo zusammen vereint werden; sie müßten sich vertragen, so gut es gehen wolle.

Das Land muß trotz des Krieges noch sehr steuerfähig gewesen sein, denn es wurde beschlossen, die Contribution vom 1. October an zu verdoppeln, um die Stiftsschulden abzutragen. Man kann daraus die Ertragskraft der Provinz erkennen; eine monatliche Steuer von 14,000 Thaler war für jene Zeit sehr erheblich.

Zum Schluß ward eine allgemeine Amnestie verkündigt und der Landtag endete zu allgemeiner Befriedigung.

Bei diesem Landtage treten zum ersten Mal die Absichten Schwedens rücksichtlich der späteren Besitznahme des Erzstifts Bremen deutlich hervor. Was erst 15 Jahr später im Osnabrücker Friedensschluß bestimmt wurde, war jetzt schon vorbereitet. Der Kanzler Oxenstierna, welcher in politischen Dingen nie den zweiten Schritt that, ehe er den dritten überlegt hatte, ließ durch Salvius von den bremischen Ständen die Erklärung fordern, daß keiner von ihnen vor dem Tode des Erzbischofs über Coadjutorei und Nachfolger mit Fremden sich einlassen solle. Die Sache schien unverfänglich, die Forderung ward mit klaren staatlichen Gründen unterstützt und die Stände gaben die Erklärung ohne Bedenken.

Das Domkapitel merkte bald, wohin Schwedens Absichten gingen. Als im folgenden Jahre ein Convent der evangelischen Stände in Frankfurt angezeigt wurde, ließ es sich von einem seiner Mitglieder ein politisches Gutachten aufsetzen, welches den etwaigen Gesandten zur Richtschnur dienen sollte. Es setzt die Lage der Dinge mit großer Offenheit und richtigem Verständniß auseinander. Es sagt, der König von Dänemark habe im lübecker Frieden auf die bremische Coadjutorei seines Sohnes verzichten müssen. Dadurch sei für die Nachfolge eines österreichischen Prinzen Raum geworden, auch Einleitungen dazu getroffen. Aber diese Bestrebungen fürchtete Schweden nicht. Dagegen war eine Wiederaufnahme der dänischen Pläne gefährlich. Der dänische König suchte darum bei Schweden nach; Oxenstierna konnte sie nicht geradezu verweigern, er erklärte sich bereit, aber er verlangte, daß Dänemark in diesem Falle dasselbe leisten müsse, was

die anderen evangelischen Stände für den Krieg leisteten. Diese Bedingung konnte Dänemark wegen des lübecker Friedens nicht erfüllen. Dem Domkapitel hatte Salvius sehr ernstlich erklärt, daß es nur dann bei seinen Würden und Hebungen bleiben könne, wenn es sich auf keine Weise mit dem dänischen Prinzen einlasse. Wegen des Frankfurter Convents meint das Gutachten, er werde viel Geld kosten und wenig nützen. Aber es sei doch vielleicht rathsam, ihn zu beschicken; „die causa impulsiva ist, daß wir uns befürchten, daß die von Schweden des guten Erzstifts je länger je mehr sich anmaßen und das capitulum etwa ganz aufheben oder in juribus, reditibus et honoribus schmälern möchten. Aber diese causa muß occultirt und nicht vorbracht werden, sonsten sie mehr schaden als frommen möchte." Die Nachfolge des dänischen Prinzen sei den Schweden sehr lästig; sie hätten dieselbe in allen Verträgen beseitigt.

Die Regierung der Provinz kam wieder in einen geordneten Gang. Der Erzbischof leitete das Ganze wie in früherer Zeit. Die Schweden waren noch im Lande, aber sie mischten sich nicht in die inneren Verhältnisse. Sie hielten vertragsmäßig Stade und Burtehude mit Garnisonen besetzt. Dies war dem Erzbischof und auch den Ständen lästig, denn die Unterhaltung der Truppen lag dem Lande ob.

Es wurde aus diesem Grunde ein Deputationstag zu Basdahl gehalten (1634, Mai 2.). Gegen eine namhafte Summe hatten sich die Schweden zum Abzug verstanden. Sie thaten es gern. Bei der damaligen Sachlage nützten die Truppen in den beiden Städte nichts, aber in Mitteldeutschland konnte Schweden sie besser gebrauchen. Die Unterhandlungen hatten schnellen Fortgang, auf beiden Seiten war guter Wille. Das Geld wurde rasch aufgeliehen und bezahlt; da zogen die Schweden aus.

So wurde die Provinz von aller fremden Einquartierung wieder frei. Der Erzbischof war nun nach allen Seiten hin vollkommener Landesherr.

Er sollte dies Glück nicht lange mehr genießen. Seine Gesundheit war jetzt schwach geworden. Der Lebensgenuß in seiner Jugend und die vielfältigen Drangsale und Aufregungen der letzten Jahre trugen ihre Frucht. Er fühlte sich sehr schwach und unternahm zur Wiederherstellung seiner Kräfte eine Reise nach dem Schwalbacher Bade. Kaum war er von dort zurückgekehrt, als er im September 1634 in dem 57. Jahre seines Lebens zu Altkloster starb.

Nach Abhaltung der gebräuchlichen Feierlichkeiten des Begräbnisses, welche 4,182 Thaler kosteten, wurde sein Leichnam nach Gottorf gebracht und dort in der Familiengruft beigesetzt.

Nach dem Tode des Erzbischofs fragte es sich, wer sein Nachfolger in der Regierung sein würde. Der schon vor zwölf Jahren erwählte Coadjutor, Friedrich, Sohn Christian IV. von Dänemark, schien gänzlich beseitigt. Er hatte sowohl dem kaiserlichen Hofe gegenüber entsagt, als auch der schwedischen Regierung gelobt, seine Ansprüche an das Erzstift Bremen aufzugeben.

Wir haben dargelegt, wie der Kaiser auf der einen und die Schweden auf der anderen Seite sich um den Besitz der bremischen Provinz bemühten. Gerade dieser Streit war den schon beseitigten Ansprüchen des Prinzen Friedrich günstig. Bei dem Tode des Erzbischofs waren beide Bewerber nicht in der Lage, mit Hoffnung auf Dauer das Land besetzen zu können. Keiner gönnte es dem anderen, daher fiel es einem dritten zu.

Der Kaiser konnte sich nur mit Mühe der Schweden erwehren; er suchte ihre Kriegsgewalt abzulenken und zu theilen. Seine eigenen Bestrebungen um das Erzstift ließ er fallen und versprach dem König von Dänemark Bremen und Verden für seinen Sohn, falls er sich gegen Schweden feindlich erklären wolle.

Diesem gefährlichen Plane suchte Oxenstierna vorzubeugen. Er bot dem dänischen Könige an, seinen Sohn als bremischen Erzbischof zuzulassen, wenn dieser das Bisthum Verden aufgeben, der Coadjutorschaft in Halberstadt entsagen und schwedische Besatzungen in seinen Festungen zulassen wolle. Es entstanden Verhandlungen, welche bei gegenseitiger Nachgiebigkeit zu einem Abschluß führten. Schweden gestattete außer dem Erzstift Bremen dem Prinzen auch das Bisthum Verden und dieser nahm hier schon am 24. Februar 1635 die Huldigung an. Wegen des bremischen Erzstifts verzögerte sich die Sache noch ein wenig. Mit den Schweden begannen die Unterhandlungen am 18. Januar 1635 in Burtehude, und am 30. Mai 1636 gab der Kaiser dem dänischen Gesandten die Erklärung, daß er dem Prinzen den Besitz des Erzbisthums gestatten werde, wenn dieser sich dem Frieden von Prag fügen und zu dessen Vollziehung mitwirken wolle.

Auf diese Weise wurden alle Schwierigkeiten beseitigt und am 9. März 1637 nahm Friedrich die Huldigung an und war unbestritten und gesetzlich Erzbischof des Stifts Bremen.

Es kam nun vor allen Dingen darauf an, die Provinz außer

aller Gefährdung der streitenden Mächte zu setzen. Dabei war die genaue Verbindung mit Salvius wiederum von großem Werthe. Er bewirkte bei Schweden die Neutralität des Erzstifts während der Dauer des Krieges ohne Schwierigkeit und er setzte dieselbe auch bei dem Kaiser durch. Darüber war die Provinz so erfreut, daß der Landtag (1637, Juni 6.) beschloß, ihm durch neue Geschenke dankbar zu sein. Worin diese bestanden, ist nicht ganz klar; das Haus des Abtes von St. Marien in Stade scheint einen Theil derselben gebildet zu haben.

So war Alles wohl geordnet und, was die Hauptsache, jetzt hatte die Provinz einen Herrscher, welcher den großen Bedrängnissen gewachsen war, die auf allen Seiten sich regten. Denn Friedrich war nicht wie sein Vorgänger, schwankend und wankelmüthig und nur auf das Nächste bedacht, sondern er hatte ein Paar Augen von der Art, wie sie bei Fürsten selten gefunden werden, Augen, welche die Dinge sehen wie sie sind.

Ein tüchtiger Mann, dieser Friedrich. Der schwedische Gesandte, welcher acht Jahre an seinem Hofe gelebt hatte, nennt ihn „einen schmucken und verständigen Herrn, von Natur fromm, aber tiefsinnig, vindicatif und verschwiegen.“ Spittler (Geschichte der dänischen Revolution 1660) sagt, „es war ein edler, verständiger, nachdenklicher, aber kaltblütiger Mann; thätig, wie kaltblütige Männer es zu sein pflegen. Es mußte ihm hoch heraufkommen, wenn er nur in Worten losbrach.“ In solchen Fällen pflegte er vom Teufel zu reden und dann war sehr schwer mit ihm fertig zu werden.

Bevor er das bremische Erzbisthum antrat, hatte er sich mit Sophie Amalie verheirathet, einer braunschweigisch-lüneburgischen Prinzessin, der Schwester der drei Brüder, Georg Wilhelm von Celle, Johann Friedrich von Hannover und dem ersten Churfürsten Ernst August.

An Verstand und Muth war sie ihrem Gemahl gleich und blieb ihm in seinen schwierigen Verhältnissen mit Rath und That zur Seite. Ihrem Hauswesen stand sie umsichtig vor, die Kinder erzog sie mit Sorgfalt. Im gewöhnlichen Leben sparsam und zu Rathe haltend, aber wenn es sein mußte, freigebig, wie es Fürstinnen ziemt. Ihrem Gemahl treu und ergeben; auch gehorsam, er war der einzige, welchem sie nachgab. Sie besaß großen persönlichen Muth. Bei der Belagerung von Copenhagen ritt sie um die Wälle, trotz der schwedischen Kugeln, welche umher-

flogen, aber nicht als eitle Amazone, sondern als wackeres Weib ihres Mannes, welcher sich allen kriegerischen Gefahren aussetzte. Lieber wollte sie mit ihm sterben, als schimpflichen Frieden oder Gefangenschaft erleiden. Es ist etwas wahrhaft Großes in ihrer Liebe und Treue, aber es ist schmerzlich hinzuzusetzen, sie konnte auch hassen, wie selten eine Fürstin gehaßt hat. Sie war aus welfischem Stamme, und dies Geschlecht ist immer stark gewesen in der Liebe, aber auch eben so stark im Haß.

— Obgleich mit vieler Mühe für die bremische Provinz Neutralität erwirkt war, so blieb sie dennoch manchen Gefahren ausgesetzt, und der Erzbischof hatte genug Arbeit, sie zu schützen. Der große Krieg wogte noch auf und ab; seine Wellen schlugen aber nicht mehr in unser Land hinein, sondern brachen sich an dessen Grenzen. Das ist das Verdienst des Erzbischofs Friedrich.

Im April 1638 erschien der kaiserliche General Gallas im niedersächsischen Kreise. Er kündigte dem Erzbischof seine Absicht an, einige Regimenter in das Erzbisthum einzuquartieren.

Ein namenloser Schrecken überfiel die Provinz und nicht ohne Grund. Es waren nicht mehr die streng disciplinirten Truppen Tilly's, womit der Kaiser den Krieg führte; je länger der Kampf gedauert, desto mehr war die Soldateska entartet. Wildes räuberisches Gesindel, welches den Namen von Kriegern nicht verdiente, feige am Tage des Streits, aber unmenschlich und furchtbar gegen die wehrlosen Einwohner.

Wir können beweisen, was wir sagen. Gallas rückte vor, nahm das Stift Verden ein und bemächtigte sich auch des Kirchspiels Achim. Was die Dörfer dabei litten, zeigt uns das Beispiel der Ortschaft Quelkhorn (Kirchspiel Wilstedt), wo die Barbaren ihrer wilden Lust freien Lauf ließen. Wie sie wirthschafteten, meldete der Erzbischof, nachher in einem Briefe (Juni 4.) dem Kaiser. Darin heißt es wörtlich: „gestalt dann eben bei dero diesen Frühling in theils unseren Landen und Gebieten vorgenommener Einquartierung dergestalt mit den Unterthanen verfahren, die Kirchen erbrochen und spoliirt, die Glocken ausgehoben, zerschlagen und verkauft, adelige und andere Todtengräber eröffnet und violirt, ganze Dörfer, adelige Häuser und Wohnungen vorsätzlich in Brand gesteckt und welches das Aergste, wenn die Unterthanen, so sich in den Morästen und Wäldern verstecket, das Feuer zu löschen und ihre Häuser zu retten, herbeigelaufen, wie die Hunde niedergeschossen, tödtlich und sonsten verwundet, Manns-

und Weibspersonen wie auch Kinder in Backofen versperrt, Feuer davor gemacht, darauf bis auf den Tod um Geld gemartert, geschmaucht, theils in Rauch aufgehängt, vielen die Waden auf, ja etlichen die Riemen aus dem Leibe geschnitten; etlichen hat man die Backen aufgeschnitten, die Zunge dadurch gezogen, gleichfalls durchschnitten und einen Knebel davor gelegt, Ohren abgeschnitten u. s. w."

Das steht in einer ruhig gehaltenen Staatsschrift. Man kann also denken, wie den Einwohnern der Provinz zu Muthe ward, als sie die Kunde vernahmen, daß diese Scharen in's Land rücken wollten.

Der Erzbischof untersuchte persönlich die Grenzen. Alle Besatzungen zog er aus den Schlössern und Städten und schickte sie an die Pässe. Ein Deputationstag wurde zu Osterholz (April 14.) gehalten und man beschloß die Grenzen auf das Aeußerste zu vertheidigen. Auch die Bremer, welche eine ziemlich starke Garnison hielten, versprachen, keine Truppen durch ihr Gebiet lassen zu wollen.

Wenige Tage später (April 20.) ward zu Stade in der Klosterkirche ein neuer Tag gehalten. Die erzbischöflichen Räthe berichteten, daß die Kaiserlichen Quartier im Lande begehrten. Es sei gegen die Neutralität und gegen des Kaisers Wort. Der General-Quartiermeister Christoph von Mandelsloh dringe darauf, „par amour ou par force." Das Land solle sechs Regimenter einnehmen; er wolle indeß zwei davon zurückziehen und statt ihrer die Leibcompagnie des Herzogs von Toscana schicken. Es habe sich aber herausgestellt, daß dies nur eine scheinbare Milderung sei, da die Leibcompagnie so viel erfordere, als vier Regimenter. Die Räthe ließen gesprächsweise verlauten, der König von Dänemark habe vor drei Wochen Zeitung aus Rom bekommen, „daß allhie jetzige Comödia solle gespielt werden."

Die Räthe schlugen nun drei Mittel vor, diesen gefährlichen Dingen zu begegnen, Güte, Gewalt oder „Toleranz." Sie verhehlten nicht, daß diese Mittel alle sehr bedenklich wären und überließen den Ständen die Wahl.

Die Stände beriethen merkwürdig ruhig während einer großen Aufregung. Denn von vielen Seiten eilten schon die Einwohner mit ihrer besten Habe in die Städte, und die bedrohlichsten Gerüchte flogen allenthalben umher.

Die Stände erklärten schließlich, „sie wollten in alle Ewigkeit in die Einquartierung nicht willigen. Wenn man die Kaiserlichen

einlasse, so müsse man das Ave Maria mit ihnen beten oder davon gehen.“ Man solle sich vertheidigen, den König von Dänemark zu Hülfe rufen, den General-Quartiermeister hinhalten, nicht Ja und nicht Nein sagen und die Rückkehr der Gesandten erwarten, welche an Gallas geschickt waren. Könne man die Einquartierung mit einer Summe Geldes abkaufen, so wären sie es zufrieden; wenn nicht, so solle Gewalt mit Gewalt vertrieben werden.

Die Räthe waren bei dieser Antwort sehr bedenklich; sie hätten lieber gesehen, daß man die vorgeschlagene „Toleranz“ annähme. Aber der Erzbischof selbst war mit der Entscheidung wohl zufrieden. Sie war ganz nach seinem Sinne. Er wußte nun, daß er das Land hinter sich hatte und ergriff mit Kraft und Muth die nöthigen Maßregeln.

In eigener Person begab er sich an die Grenze. Bewaffnete Einwohner waren in Menge aufgeboten, um die Besatzungen bei den Päßen zu verstärken. Dies konnte freilich bei einem Zusammentreffen mit dem Feinde nicht viel nützen; unter den Augen des Erzbischofs eilten bei einem geringen Auflauf in Guarrenburg die Bauern davon und mußten von den Soldaten mit ihren Rappieren zurückgeholt werden. Aber es schreckte doch die kaiserlichen Söldlinge, welche in der Mehrzahl auch nicht muthiger waren. Der Erzbischof flog mit seinem Pferde von einem Posten zum anderen; er hatte nur reichlich hundert uniformirte Reiter, aber er machte mit ihnen so viel Lärm, als er irgend konnte. Er war unermüdlich, „die Defension ist S. Fürstl. Gn. bitter und blutsauer geworden.“

In unseren Zeiten wird man sich wundern, daß es überhaupt dem Erzbischof möglich war, an eine Abwehr der Feinde zu denken, da die Provinz an der betreffenden Seite für jeden Angriff offen ist. Aber damals war sie es nicht. Das Teufelsmoor, welches jetzt mit blühenden Dörfern erfüllt und allenthalben zugänglich ist, war in jener Zeit noch eine Wüstenei mit wenigen Durchgängen. Es deckte die Provinz an der mittleren Grenze. An der einen Seite lag das feste Bremen, an der anderen Burtehude und die Marschen, alle vertheidigungsfähig. Es gab noch keine Provinzialkarten, und kundige Wegweiser waren schwerlich für die Kaiserlichen zu bekommen. Ein damaliges Heer konnte mit seinem ungeheuren Wagentroß und der unbehülflichen Artillerie auch nicht aller Orten durchkommen, wie es den beweglichen Truppenzügen unserer Tage möglich ist.

Durch des Erzbischofs thätige Vertheidigungsanstalten wurde den Kaiserlichen erfolgreich gewehrt. Vielleicht wollten sie auch nicht gern offenen Krieg, der unausbleiblich war, wenn sie Gewalt gebrauchten. So standen sie an der Grenze still und versuchten durch gütliche Unterhandlungen Quartiere in der Provinz zu erhalten.

Die Generale von Mandelsloh und Montecuculi begaben sich persönlich zum Erzbischof und erhielten eine feierliche Audienz im Beisein des Kanzlers und der Räthe. Sie baten um Quartiere in der Provinz. Der Kanzler hielt ihnen die Greuel von Quelkhorn vor. Mandelsloh entschuldigte es schwach; die Thäter sollten verfolgt und bestraft werden. Dann verlangte er einen Plan zur Vertheilung der Regimenter. Die Antwort lautete, das Land könne die Last nicht tragen; nach der eigenen Verpflegungsliste von Gallas würden die Kosten sich monatlich auf 64,648 Thaler belaufen haben. Das sei unerschwinglich. Man wolle die Rückkehr der an Gallas abgeordneten Gesandten erwarten.

Mandelsloh forderte eine kategorische Antwort, ein Ja oder Nein. Er erhielt sie nicht. Zuletzt sagte er, „dann würde entweder die Armee oder das Erzstift ruinirt.“ Mit Höflichkeit entfernte er sich.

Das wagte Gallas doch nicht, den Rüstungen des Erzbischofs gegenüber Gewalt zu brauchen. Er ließ sich zu Unterhandlungen herbei; für die Zahlung von 60,000 Thalern zog er seine Truppen zurück. Beide Stifter, Bremen und Verden, sollten diese Summe aufbringen und dann von Einquartierung frei sein. Von dem Antheil, welcher auf das Erzstift Bremen fiel, nahmen die freien Stände den dritten Theil auf sich.

Gallas empfing auf der Stelle eine Abschlagszahlung. Aber ein namhafter Rest blieb, welchen er auch nie empfangen zu haben scheint. Es wurde noch mehre Jahre nachher auf Landtagen die Besorgniß laut, Gallas möchte seine Rückstände einfordern.

Der Erzbischof hatte mit Erfolg das Land vor großer Gefahr beschützt. Um das nöthige Geld anzuschaffen, waren von ihm eigenmächtig Steuern ausgeschrieben und er bedurfte dazu der nachträglichen Genehmigung der Stände. Er ließ die einzelnen Corporationen nach Stade kommen (1639, März 26.), denn einen eigentlichen Landtag wollte er nicht halten, weil er mit der Stadt Bremen im Streit war.

Die Stadt wollte sich jetzt gänzlich vom Erzstift trennen und einfach eine freie Reichsstadt werden. Thatsächlich war sie es

schon lange gewesen; was der Erzbischof in Bremen zu regieren hatte, war nicht nennenswerth. Aber jetzt sollte das ganze Verhältniß gelöset werden.

Es waren hauptsächlich finanzielle Gründe, welche die Stadt dazu veranlaßten. Der Steuerdruck in Bremen war sehr groß; es wurde seit Jahren eine sehr theure Garnison gehalten und der Handel der Stadt litt unter den Kriegsunruhen sehr empfindlich. Gerade die Theile Deutschlands, wo Bremen seine besten Handelsverbindungen hatte, waren am Meisten heimgesucht.

So lange die Verbindung mit dem Erzstift keine oder geringe Geldopfer in Anspruch nahm, war Bremen gern eine Stadt des Erzstifts gewesen. Jetzt aber fielen auf die freien Stände sehr bedeutende Lasten. In vier Jahren waren von ihnen 65,000 Thaler aufgebracht und auf Bremen war eine erhebliche Quote veranschlagt.

Früher wäre die Trennung den Bremern vielleicht bedeutend leichter gewesen. Sie trafen jetzt eine unglückliche Zeit. Der zeitige Erzbischof war nicht der Mann, welcher seine Hoheit geschmälert sehen wollte. Er schickte eine Gesandtschaft an den Senat; schriftliche Antwort wurde versprochen, aber sie kam nicht. Der Erzbischof begab sich selbst in die Stadt und ließ bei dieser Gelegenheit zuerst wieder lutherischen Gottesdienst im Dom halten (1638, September 23.).

Ein lutherischer Prediger ward feierlich im Dom eingeführt, wo seit 80 Jahren kein Gottesdienst mehr gehalten war. Dem Rath zu Bremen war es sehr unangenehm; bislang waren die lutherischen Bürger zum Gottesdienst und zur Feier des heiligen Abendmahls nach den benachbarten Dörfern gegangen; jetzt wurde für sie in der Stadt selbst ein Kirchensystem gegründet, welches, nur vom Erzbischof abhängig, ein bedenkliches Element im Staate werden konnte. Der Rath legte der Sache so viele Hindernisse in den Weg, als er konnte, aber der Erzbischof setzte seinen Willen durch. Bei der ersten gottesdienstlichen Feier stellte der Rath Soldaten auf den Domshof, um, wie er angab, möglichen Auflauf zu verhindern. Der Erzbischof beklagte sich, „daß er sich in der Kirche bestricken, mit sentinellen gleichsam verwahren und sehr verunglimpfen lassen.“

Die Bremer wandten sich klagend an Hamburg, Lübeck und Holland. Die beiden Hansestädte legten der Sache wenig Gewicht bei. Der bremische Geschäftsträger im Haag war etwas thätiger, er redete darüber mit dem Prinzen von Oranien und mehren

einflußreichen Mitgliedern der Generalstaaten. Aber er empfing nur allgemeine, ziemlich bedeutungslose Antworten.

Der König von Dänemark wollte indeß gern den Streit geschlichtet sehen, und durch seine Vermittlung kam eine Verhandlung in Stade zu Stande (1639, August 2. — October 4.). Die Generalstaaten hatten sich bewegen lassen, den Pensionaris Boreel und einige andere Gesandte zu schicken. Es ward eine Ausgleichung erreicht. Der Erzbischof erlangte in der Hauptsache seinen Zweck; der lutherische Gottesdienst wurde im Dom gehalten; in einigen Nebendingen, als Stolgebühren u. a., gab er nach. Die weit schwierigere Frage wegen der Reichsunmittelbarkeit der Stadt wurde auf diesem Vermittlungstage absichtlich nicht in Verhandlung gezogen.

Das Verhältniß blieb daher schlecht und wurde immer schlechter. Der Graf von Oldenburg strebte darnach, den Zoll auf der Weser mit Gewalt einzuführen. Den Bremern hätten die dänischen und kaiserlichen Verbindungen des Erzbischofs vom größten Nutzen sein können, den lästigen Zoll zu beseitigen, aber unter diesen Umständen verstand er sich zu keiner Fürsprache und Verwendung. Vielmehr beschwerte er sich aller Orten über die Schmälerung seines Ansehens; die Bremer, klagte er, wollten sich den Reichssteuern des Erzstifts entziehen, den uralten Zoll zu Burg allein haben und das Gericht Achim an sich bringen; alles unter dem Vorwande der Reichsunmittelbarkeit, welches doch „eine Absurdität“ wäre.

Unter solchen Umständen wollte der Erzbischof keinen eigentlichen Landtag berufen. Die Corporationen, welche er nach Stade kommen ließ, billigten seine Schritte. Sie baten nur um die Verringerung der Garnisonen, damit dieselben durch die monatliche Contribution bezahlt werden könnten. Dazu wollte der Erzbischof sich nicht gern verstehen und man überließ es schließlich seiner Einsicht.

Das waren die letzten Ereignisse, soweit sie mit dem großen deutschen Kriege in Verbindung stehen. Aber nun drohte von einer anderen Seite her Gefahr.

Im Jahre 1643 erwiesen sich die schwedischen Waffen gegen den Kaiser siegreich. Der General Torstensson zeigte großes Feldherrntalent und warf seinen Gegner in die Defensive, ohne es zu einer entscheidenden Schlacht kommen zu lassen. Das kaiserliche Heer unter Gallas mußte allenthalben weichen und Torstensson drang in das Innere Oesterreichs, bis Olmütz und Brünn, vor. Er richtete freilich nicht so viel aus, als man erwartete,

aber es war doch ein Erfolg, welcher dem Kaiser die Nothwendigkeit des Friedens näher legte.

Unter diesen Umständen beschloß die schwedische Regierung einen Krieg gegen Dänemark. Es lag dazu keine äußere Veranlassung vor; Dänemark hatte sich in den letzten Jahren streng neutral gehalten. Plötzlich wurde es ohne Kriegserklärung und wider alles Völkerrecht von Schweden überfallen.

Es wird den schwedischen Geschichtschreibern nicht leicht, diesen Friedensbruch zu rechtfertigen. Es wird gesagt (Geijer, Gesch. Schwed. 3, 332): „Dänemark war ein unsicherer Freund und bei dem ersten entscheidenden Unglück der Schweden in Deutschland ein natürlicher und gefährlicher Feind.“ Daß ein dänischer Krieg im deutschen Kriege läge und früher oder später aus diesem hervorgehen würde, sahen Gustav Adolf und Orenstierna lange vorher. Die Verhältnisse auf dieser Seite hatten sich mehr und mehr entwickelt, besonders seit der König von Dänemark im Sommer 1640 das Entweichen der verwittweten Königin von Schweden aus dem Reiche befördert hatte. Man beschloß, sich der Ueberlegenheit der schwedischen Waffen zu bedienen, um mit dem Schwert den Knoten zu zerhauen.

Es ist Wahrheit in dieser Darlegung. Aber die Schweden hatten außer diesen allgemeinen Gründen auch eine viel näher liegende Veranlassung, um sich auf Dänemark zu stürzen. Wir haben nachgewiesen, daß schon seit längeren Jahren die Augen Schwedens auf den Besitz des Erzstifts Bremen gerichtet waren. Nur aus augenblicklicher Noth hatten Orenstierna und Salvius die Besitznahme des Landes dem dänischen Königssohne gestattet. Aber sie warteten nur auf eine günstige Zeit, ihn wieder hinauszuwerfen. Der allgemeine Frieden nahte heran, davon hatte Jeder ein bestimmtes Gefühl, die Ermattung war auf allen Seiten zu groß. Bei einem Friedensschluß war es aber von großer Wichtigkeit, in dem Besitze derjenigen Landstriche zu sein, welche man zu behalten wünschte. Das war an der Ostsee der Fall; aber an der weit wichtigeren Nordsee besaß Schweden nicht einen Fußbreit Landes. Keine Provinz war dazu passender, als die bremische, und kein Anspruch erfolgreicher, als der thatsächliche Besitz durch Kriegsrecht. Diese Erwägungen müssen die schwedische Regierung geleitet haben, obwohl sie dieselben nicht aussprechen durfte und auch in der umfassenden Instruction an Torstensson nicht aussprach. Daß aber die schwedischen Staatsmänner Horizont genug

hatten, um in diese Ferne zu blicken, erkennt man deutlich an den Ereignissen. Während an anderen Orten der dänische Krieg ziemlich matt geführt wurde, warf sich die schwedische Gewalt mit Ungestüm auf die bremische Provinz, obwohl sie gesetzlich neutral und ihr Fürst nur durch Verwandtschaft mit Dänemark in Zusammenhang war. Sie stand gleichsam erst in zweiter Linie, aber sie bildete doch den wichtigsten, wo nicht den einzigen wirklichen Gegenstand des ganzen Handels.

Es war nicht schwer, die Provinz Bremen in die kriegerischen Verhältnisse hineinzuziehen. Der Erzbischof ergriff einige Maßregeln, sich in wehrhaften Stand zu setzen. Die Schweden behaupteten sogleich, es geschehe, um seinem Vater Beistand zu leisten. Sie forderten Sicherheit; der Erzbischof solle alle festen Orte übergeben, seine Truppen unter schwedischen Befehl stellen und eine Kriegscontribution von 100,000 Thalern zahlen.

Der Erzbischof weigerte sich, diesen Zumuthungen zu entsprechen, aber er ward sehr unruhig und erkannte mit großer Klarheit die gefährliche Lage der Dinge. Damals hatte sich ein Bauer in Elgen (Kirchspiel Soltau) durch seine Prophezeihungen über die kriegerischen Ereignisse in seiner Nähe bekannt gemacht. Es giebt bisweilen Leute, welche, wenn auch nicht wunderbare Gesichte, doch ein bestimmtes Vorgefühl der kommenden Begebenheiten haben. Man kann diese Erscheinung nicht immer auf Selbsttäuschung oder Betrug zurückführen; sie ist zu oft durch die Erfahrung bestätigt. Wir könnten darüber selbst aus neuerer Zeit einige überraschende Beispiele nennen. Der Erzbischof ließ diesen Bauer, Hermann von der Hude, nach Rotenburg kommen (April 1643), und besprach sich mit ihm. Was der Mann aussagte, war trübe und besorgnißvoll.

Es wurden mehre Landtage in Basdahl gehalten. Die Regierung verlangte große Summen, um sich in wehrbaren Stand zu setzen, aber sie stieß auf Schwierigkeiten. Unter den Ständen gab es viele Mitglieder, welche sich der gegnerischen Sache zuneigten; die Verbindung mit Schweden hatte bislang nur Gutes gebracht. Man kann vielleicht schon von einer schwedischen Partei unter den Ständen reden. Die Gesandten der Stadt Bremen waren ganz schwedisch gesinnt. Der Bürgermeister von Cappeln und der Syndicus Junken erklärten die Gefahr für sehr fern liegend. Es kam zwischen ihnen und den erzbischöflichen Räthen zu hohen Worten und schließlich zu einer solchen Heftigkeit, daß

der Kanzler Reimking und der Rath Graffe die Hand an den Degen legten und nur mit Mühe beruhigt wurden.

Es wurde indeß von den Ständen eine Bewilligung von 40,000 Thalern in Aussicht gestellt.

Bevor aber diese Aufbringung in's Werk gerichtet war, brach der schwedische General Hans Christoph Graf von Königsmark von Hildesheim auf und bemächtigte sich der Stadt Verden (1644, Januar 6.). Hier hielt er sich 12 Tage auf. Er hatte gar keine Fußsoldaten bei sich, sondern nur ein vollständiges Reiterregiment und eine Abtheilung Dragoner. Die Einquartierung war der verarmten Stadt sehr drückend, noch drückender die Lieferungen von Kleidern, Fußzeug, Waffen u. s. w., welche ausgeschrieben wurden. Vermögendere Bürger wurden gezwungen, Summen von 50 bis 100 Thalern an einzelne Officiere zu zahlen.

Als Königsmark seine Truppen hinreichend ausgeruht und versehen glaubte, rückte er weiter vor. Er besetzte Langwedel und zog an Rotenburg vorüber. Hier hatte der Erzbischof eine Besatzung von 130 Mann; Königsmark war ohne Artillerie und Fußvolk; er konnte keine Belagerung unternehmen. Ueber Scheessel begab er sich mit 1500 Reitern nach Horneburg.

Der Erzbischof setzte alle verfügbare Kriegsmacht in Bereitschaft. Wie Königsmark an Fußsoldaten, so litt der Erzbischof an Reitern Mangel. Aber er wich nicht. Hie und da kleine Scharmützel, welche vielfach zu dem Nachtheil der Schweden ausfielen.

Während dieser Zeit tagten die Landstände in Stade (1644, Januar 24.). Der Erzbischof hätte sie gern in kriegerische Aufregung gesetzt, ließ ihnen die Excesse der schwedischen Soldaten melden; in Deinste sei eine Frau leblos auf dem Felde gefunden, von den Reitern zum Tode gemißbraucht, hunderte von Pferden geraubt, die Officiere forderten jeder eine Contribution von wöchentlich 50 Thalern. Aber die Stände bewiesen zum großen Verdruß des Erzbischofs gar keine Lust zu kriegerischen Maßnahmen. Sie wollten unterhandeln und an Königsmark eine Gesandtschaft senden. Ungern ließ es der Erzbischof zu.

Die ständischen Abgeordneten boten Königsmark eine Summe Geldes für seinen Abzug. Er forderte erst 100,000 Thaler, dann ging er bis auf 90,000 herab.

Die Landstände waren bereit, sie ihm zu bewilligen. Aber der Erzbischof litt es durchaus nicht. Lieber kämpfen, als solche unmäßige Summen zahlen. Die Stände konnten seine Zustimmung

nicht gewinnen. Sie sahen ein, daß der Erzbischof nicht zu bewegen war. Sie gaben die Versuche dazu auf und sagten, sie wollten es Gott befehlen; jeder möge sich vertheidigen, so gut er könne.

Die Unterhandlungen gingen indeß fort, während die Soldaten noch immer kleine Kämpfe hatten. Königsmark suchte die Stände von dem Erzbischof zu trennen und drang eifrig darauf, sie sollten auf 90,000 Thaler abschließen; er wolle die Hälfte des Betrags in Naturalien annehmen.

Die Stände wollten gern eine Gesandtschaft an Torstensson und Oxenstierna abordnen, aber der Erzbischof untersagte es. Er hatte einige Gefangene gemacht, deren Herausgabe Königsmark forderte. Der Erzbischof ließ sich nicht dazu herbei. Viele Schreiben gingen hin und her, alle vergeblich.

Königsmark versuchte nun mit den einzelnen Aemtern wegen der Contribution zu verhandeln. Dies gelang besser. Die Marschen verstanden sich zu einer mäßigen Summe und leisteten auch eine erste Zahlung. Er versuchte das Gleiche mit den Aemtern der Geest.

Aber der Erzbischof störte ihn sehr. Nirgends konnte Königsmark festen Fuß fassen, der kleine Krieg war zu seinem Nachtheil. Der Erzbischof, immer thätig, manövrirte seine kleinen Truppenabtheilungen mit vieler Geschicklichkeit. Königsmark verlor immer Gefangene und gewann keinen haltbaren Platz. Der Erzbischof zog immer mehr Truppen heran; nach Bremervörde schickte er 300 dänische Soldaten.

Seine kriegerischen Maßregeln hatten ersichtlichen Erfolg. Königsmark konnte wenig ausrichten. Er sagte öffentlich, daß er von den Ständen hintergangen sei. Dies Wort zeigt, daß unter denselben eine schwedische Partei war, welche ihm gern geholfen hätte. Der Erzbischof wußte es auch. Er warf es den Ständen vor; der dänische Agent in Haag, sagte er, habe es ihm gemeldet und sich erboten, eine Liste der betreffenden Personen zu senden. Die Stände übergingen den Vorwurf, sie ließen sich auf keine Erörterung darüber ein; es mochte wohl eine ziemliche Anzahl sein, welche sich mehr oder weniger schuldig wußte.

Da des Erzbischofs Sache gut ging, so wollte er seine Truppen verstärken und 1000 Mann Fußvolk und 200 Reiter anwerben. Er forderte von den Ständen die entsprechende Bewilligung an Geld (März 9.).

Diese konnten sich nicht gut weigern, da die Erfolge des Erzbischofs vorlagen. Man wollte monatlich etwas über 1000

Thaler geben. Da wurde der Fürst sehr unwillig; gegen Königsmark hätten sie sich mit 90,000 Thalern nicht schwierig gezeigt und nun sollte er sich mit so Geringem begnügen.

Die Stände sahen sich in Verlegenheit; wie gewöhnlich in solcher Lage baten sie um einen späteren Landtag.

Aber der Erzbischof ließ sich auf nichts ein. Er griff durch; aus eigener Machtvollkommenheit schrieb er eine starke Contribution aus und erließ (März 10.) ein Interimsgesetz, welches Keinen von der Auflage verschonte. Die Stände hatten kein gutes Gewissen, protestirten nicht und ließen es geschehen.

Königsmark konnte sich in der Provinz nicht mehr halten. Er hatte, durch die Anstrengungen des Erzbischofs bedrängt, in wenigen Wochen allmählig etwa 600 Mann an Todten und Gefangenen eingebüßt und mußte seinen Rückzug bewerkstelligen. Schon früher (Februar 24.) hatte er die Stadt Bremen um freien Durchzug für seine Truppen gebeten. Das Begehren ward verweigert, aber die abschlägige Antwort mit einem Geschenk köstlichen Weins begleitet. Er ging in das Lüneburgische, dann persönlich nach Sachsen.

Als die Schweden weggezogen waren, setzte der Erzbischof das Vertheidigungswerk eifrig fort. Neue Truppen wurden gemustert, allenthalben die Festungswerke ausgebessert und das nöthige Geld ohne Umstände eingehoben.

In Langwedel und Hagen waren schwedische Besatzungen zurückgeblieben. Beiden ging es übel. Langwedel wurde von dem General Bauer zur Uebergabe genöthigt. Auch das Schloß Hagen fiel, 200 Schweden ergaben sich.

Königsmark hatte die bremische Provinz indeß nicht aus den Augen verloren. Bei dem Fall der festen Häuser kehrte er eilig dahin zurück (Juni 1644) und nahm sein Hauptquartier in Verden. Er eroberte Langwedel wieder und ließ die Festungswerke abtragen. Sie sind nicht wieder aufgebaut. Seitdem sind die Brückenköpfe und Außenschanzen verschwunden, nur der Festungshügel steht noch, auf welchen eine friedliche Mühle gebaut wurde. Mauertrümmer und Kellerreste sind noch zu sehen. Länger als 400 Jahre hatte dies Bollwerk des Landes gestanden, eine wichtige Zollstätte und starke Deckung der Provinz an der südlichen Grenze.

Weiter drang Königsmark zu dieser Zeit nicht in das Land ein. Er mußte Torstensson jenseit der Elbe unterstützen und ging durch das Lüneburgische im August über den Fluß. Auch

der Erzbischof verließ die Provinz, um in Dänemark die eingebrochenen Schweden zu bekämpfen.

Während dieser Zeit hielten die Stände einen ziemlich rathlosen Landtag in Bremen (September 5.). Man war sehr unzufrieden mit dem Erzbischof, der auf eigene Hand Contributionen eingehoben hatte. Aber man wußte nicht, was dagegen zu machen sei. In dieser Unschlüssigkeit rief man die Bevollmächtigten der Stadt herbei, welche sich zurückgehalten hatten. Sie kamen, aber brachten nichts als bittere Worte und Vorwürfe. Die Stände hätten die Stadt bei dem Zerwürfniß mit dem Erzbischof im Stich gelassen, den Proceß mit den Marschländern unverantwortlich verzögert; jetzt, wo sie sich nicht zu helfen wüßten, riefen sie die Stadt zu Hülfe. Die Bevollmächtigten entfernten sich. Es wurde noch lange berathen, aber die Ritter erklärten schließlich nüchtern, es könne Alles nichts helfen, die Ereignisse wären stärker, als sie.

Mit dem Anfang des Jahres 1645 wandte sich Königsmark wieder nach unserer Provinz. Die Stände hatten beschlossen, in den ersten Tagen des Februar einen Landtag in Stade zu halten, und glaubten, es könne wegen der Kriegsgefahr aus der Zusammenkunft nichts werden. Aber ganz unerwartet schickte Königsmark allen Landtagsmitgliedern freies Geleit zu, ohne amtlich darum angegangen zu sein. Niemand wußte, wodurch er zu dieser Artigkeit bewogen würde; man meinte, es könnten sich einflußreiche Personen an ihn gewandt haben. Andere glaubten, die Sache ginge von ihm selbst aus. Es blieb unaufgeklärt.

Die Stände kamen in Stade zusammen (Februar 5.). Königsmark hatte noch von der ersten Occupation her einen Contributionsrest von 1400 Thaler von Kehdingen und dem Altenlande zu fordern. Die Stände beschlossen, ihm unaufgefordert das Geld zu senden, und hofften, er werde dann keinen Vorwand mehr haben, die Provinz zu überziehen. Auch ein namhaftes Geldgeschenk sollte ihm gemacht werden, um die Ueberziehung abzuwenden.

Aber es war zu spät; Königsmark befand sich schon auf dem linken Ufer der Elbe. Durch eine Kriegslist bemächtigte er sich des Altenlandes. Während er einen Scheinangriff zu Lande machte und die erzbischöflichen Truppen nebst den bewaffneten Einwohnern die Deiche verließen, landete er unerwartet auf Boitzenburger Schiffen und nahm den genannten Bezirk ein.

Die Landtagsversammlung in Stade gerieth in große Verlegenheit. Sie empfand die Nothwendigkeit, mit Königsmark in

Unterhandlung zu treten, aber wollte ohne Erlaubniß des Erzbischofs, welcher in Glückstadt war, keine Schritte in dieser Richtung thun. Man beschloß also zuvörderst Abgeordnete an den Erzbischof zu senden, um seine Erlaubniß oder wenigstens seine Connivenz einzuholen. Niemand wollte gern zu ihm, aber es mußte doch geschehen. Einige Mitglieder des Domkapitels ließen sich dazu mit Mühe bewegen.

Sie reiseten nach Glückstadt (Februar 6.) und bekamen sogleich Audienz. Der Erzbischof war verständig genug, die Schwierigkeit der Lage zu ermessen. Nach freundschaftlicher Unterredung gab er „connivendo et dissimulando" die Erlaubniß, sich mit Königsmark erforderlichen Falls in Verbindung zu setzen.

Am 8. Februar waren die Abgesandten wieder in Stade. Aber Königsmark war auch schon in der Nähe. Die Landstände kamen eilig auf dem Rathhause zusammen und konnten schwer zu einem Entschluß gelangen. Eine Gesandtschaft müsse an Königsmark abgehen, keine Frage, aber Niemand wollte sich zu diesem mißlichen Geschäfte gebrauchen lassen.

Die Nachrichten wurden immer bedrohlicher. Die Stadt Burtehude ward beschossen, Horneburg war eingenommen, Königsmark ging auf einer Schiffbrücke über die Schwinge.

Die Landstände wußten keinen festen Entschluß zu fassen. Ihr ganzes Benehmen macht keinen guten Eindruck. Sie beschlossen, Königsmark ein Geschenk von 10,000 Thaler anzubieten und eine Contribution von 80,000 Thaler auf sich zu nehmen. Diese Leute, die gegen ihren wackeren Landesfürsten so knauserig waren, wenn er zum Besten der Provinz sie um eine Bewilligung ansprach.

Die Befehlshaber der erzbischöflichen Besatzung in Stade waren muthiger, Wilstorf und von Wersabe. Sie wollten von Unterhandlungen nichts wissen und begehrten vom Stader Magistrat die Schlüssel zu den Thoren, um Ausfälle machen zu können; der Feind dürfe nicht näher heranrücken.

Die Verwirrung unter den Ständen dauerte fort; die Bürgerschaft von Stade wurde auch unruhig. Da schickte Königsmark einen Trompeter nach der Stadt (Februar 10.), er wäre in Brunshausen und erbötig, den Ständen Audienz zu ertheilen.

Diese sandten Abgeordnete nach Brunshausen. Königsmark war anfänglich unzufrieden, daß sie nicht völlig instruirt und nur mangelhaft bevollmächtigt waren. Er gab ihnen seine Forderungen

mit; sie waren zum Theil hart. Er verlangte eine von den beiden Städten, Stade oder Burtehude, erstere lieber; dann die rückständige Contribution und die Freilassung der schwedischen Gefangenen; wegen der späteren Contribution werde sich das Weitere finden. Wenn die Stände diese Bedingungen verweigerten, so würde er Kriegsgewalt anwenden.

Die Mitglieder des Landtags konnten sich nicht schnell entschließen; sie beriethen lange, ohne zu einer Entscheidung zu kommen. Die Adligen schlugen vor, man solle Königsmark die Stadt Burtehude einräumen. Die Abgeordneten der letzteren widersprachen nicht; sie waren mit der Besitznahme einverstanden, wagten aber nicht, es offen zu erklären. Die Berathungen sollten am anderen Tage fortgesetzt werden.

Die Mitglieder des Domkapitels wären dieser Dinge gern überhoben gewesen; sie standen gleichsam zwischen Thür und Angel. Sie hatten Pflichten gegen das Land, denn in Abwesenheit des Erzbischofs waren sie gesetzlich die höchste Obrigkeit. Sie fürchteten die Verantwortung, wenn der Erzbischof wiederkehrte. Zum Theil waren sie schwedisch gesinnt, zum Theil bestochen. Eine üble Lage.

Zufällig war ein brandenburgischer Gesandter, W. Rhode von Rhodenhausen, auf der Durchreise in Stade. Durch diesen verschafften sie sich einen Geleitsbrief von Königsmark und rüsteten sich zu eiliger Abreise. Die übrigen Landtagsmitglieder baten sie fast flehentlich, in dieser Noth bei ihnen zu bleiben. Sie erwiederten, daß sie nicht hinreichend instruirt wären. Der Rath von Stade kam amtlich zu ihnen mit derselben Bitte. Sie erwiederten, „der gnädige Gott werde wohl Mittel haben, das Erzstift zu conserviren.“ Unaufhaltsam eilten sie fort.

Es war eine große Untreue gegen das Land, daß sie in dieser Bedrängniß die Stände im Stich ließen. Aber Untreue straft sich selbst; das sollten die Domherren in Kurzem erfahren.

Die Landstände waren nun ohne Haupt und Leitung; sie scheinen die Verhandlungen mit Königsmark auch gar nicht wieder aufgenommen zu haben. Dieser rückte näher; er überrumpelte zur Nachtzeit die Vorstadt Harschenfleth und stand nun an dem Hauptgraben der Festung. Von weiterer Vertheidigung konnte keine Rede sein, nur von einer möglichst günstigen Capitulation. Der Hauptmann von Wersabe setzte einen ehrenvollen Abzug mit

seiner Truppenabtheilung durch; die übrigen Soldaten wurden kriegsgefangen und unter die Schweden gesteckt (Februar 15.).

Durch die Flucht der Domherren war alle Unterhandlung mit Königsmark verhindert und dieser konnte nun selbst seine Bedingungen dem eroberten Bezirke auflegen. Diese waren hart; Stade wurde zu 20,000 Thaler angesetzt, das Altelaud und Kehdingen zu 32,000 Thaler; letztere sollten den Unterhalt von drei Regimentern Fußvolk auf sich nehmen. Diese großen Summen beweisen, wie wenig bislang die Provinz von den Kriegsunruhen gelitten hatte.

In Stade fand Königsmark 10 halbe Cartaunen und 30 andere Kriegsgeschütze; des Erzbischofs Kanzlei, Archiv und 26 schöne Pferde. Der Landdrost Marschalk und der Kanzler Reinking geriethen in Gefangenschaft; Letzterer mußte öffentlich die harten Worte widerrufen, welche er sich in öffentlicher Schrift gegen die Schweden erlaubt hatte.

Nach dem Fall von Stade hatte Königsmark wenig Umstände von den übrigen festen Plätzen des Landes. In Burtehude lag eine kleine dänische Besatzung; sie wurde von der Bürgerschaft selbst zur Uebergabe gezwungen (Februar 18.). In Bremervörde stellte sich der Befehlshaber, als wolle er die Festung auf das Aeußerste vertheidigen. Er ließ den ganzen Flecken schleifen; eine kurze Belagerung fand statt (März 6.—17.), dann ergab er sich und nahm selbst schwedische Dienste. Ottersberg und Rotenburg fielen auf ähnliche Weise.

Königsmark hatte nun das ganze Land in seiner Gewalt. Alle Aemter wurden mit schwedischen Beamten versehen (März 19.). Bei Bremervörde musterte Königsmark sein kleines Heer; es bestand nur aus 6500 Mann. Damit brach er gegen Hessen auf, ohne sich weiter um den dänischen Krieg zu kümmern.

Bei den Anordnungen, welche Königsmark hinsichtlich der Verwaltung des Landes traf, hatte er auf die Rechte des Erzbischofs gar keine Rücksicht genommen; dies war natürlich, er betrachtete die Provinz als eine eroberte. Aber zu ihrem Erstaunen erfuhren nun auch die Domherren, daß ihre Rechte zu Ende gingen. Königsmark ließ alle ihre Einkünfte plötzlich hemmen. Das war ein sehr empfindlicher Schlag, welcher ihnen an das Leben ging. Eilig versammelten sich alle Prälaten im tiefsten Geheimniß zu Bremen (1645, Mai 12.). Sie verschonten sich gegenseitig mit Vorwürfen, zu denen reichlich Grund vorlag, und

beriethen nur, wie sie in ihrem Besitz bleiben könnten. Sie beschlossen, Königsmark zu bestechen; einige hatten sich deshalb mit seinem Secretair in Verbindung gesetzt. Aber die Sache hatte große Schwierigkeiten. Baares Geld aus eigener Tasche wollte Keiner aufwenden; Credit im Namen des Landes hätten sie nirgends gefunden. Sie dachten an Schenkung von Landgütern, aber sie mußten sich sagen, daß schwerlich Jemand sich mit Sachen bestechen läßt, welche er schon im Besitz hat. Sie trennten sich ohne Ergebniß und Entschließung. Die Geschichte war zu Ende; thatsächlich gab es kein Domkapitel mehr. Die Mitglieder suchten nach dem endlichen Friedensschluß ihre Körperschaft am Leben zu erhalten und ordneten deshalb eine besondere Gesandtschaft nach Stockholm ab. Aber sie erreichten nur die Vergünstigung, lebenslänglich in Genuß ihrer Pfründen bleiben zu dürfen. Ihre staatlichen Rechte mußten sie gänzlich aufgeben, auch ihre Diensthäuser in Bremen. Wenige Jahre nach dem Friedensschluß starben sie sämmtlich aus. Seitdem ist kein bremischer Edelmann ein Geistlicher geworden. Als die reiche Einnahme und mühelose Ehre wegfiel, hatte das geistliche Amt keine Reize mehr für den Adel.

Der Erzbischof erkannte, daß er hätte bleiben müssen, wenn er sein Land gegen schwedische Kriegsgewalt schützen wollte. Er wäre der Mann darnach gewesen; weder Domherren, noch Räthe konnten ihn ersetzen. Seine Reise nach Dänemark war ein Fehler und in der Politik bleibt nie ein Fehler straflos.

Die Friedensunterhandlungen zwischen Schweden und Dänemark waren schon angeknüpft und wurden täglich lebhafter. Ersteres hatte seinen nächsten Zweck erreicht und die bremische Provinz im Besitz. Dänemark hatte viel gelitten und mußte Frieden machen. Aber Schweden gab auf keinen Fall das bremische Erzstift gutwillig heraus, das erkannte der Erzbischof. Wenn er wieder zu Land und Leuten kommen wollte, so konnte er es nur durch eigene Anstrengung. Er machte auch einen Versuch, die festen Plätze der Provinz wieder zu gewinnen, und der Anfang glückte.

Mit Gewalt war von seiner Seite keine Eroberung möglich; er versuchte die List.

Zwölf Dänen verkleideten sich als Bauern und begaben sich nach Bremervörde. Sie gaben vor, den Befehlshaber der Festung wegen der Contributionen sprechen zu wollen. Als sie vorgelassen

wurden, fielen sie über ihn her und erstachen ihn. Es entstand Verwirrung und Geschrei; andere Dänen, welche sich in den Gärten des Fleckens versteckt hatten, eilten hervor, drangen ein und die Festung kam schnell in ihre Gewalt (August 1645.). So hatte der Erzbischof wieder einen Stützpunkt. Er versah Bremervörde mit Proviant, hinreichender Besatzung und einem verläßlichen Befehlshaber, dem Obersten Eggerich. Von hier aus bemächtigte er sich der wichtigen Moorschanze und hinderte die Stader Garnison an der Einhebung der Contributionen.

Der Oberst Arendson ward von schwedischer Seite beauftragt, Bremervörde wieder zu nehmen, aber er konnte seinen Zweck nicht erreichen.

Dennoch war die Unternehmung des Erzbischofs verspätet und schließlich nutzlos. Nur bei Dänemark konnte er auf thatsächliche und dauernde Hülfe rechnen und Dänemark schloß Frieden mit Schweden zu Bromsebroe (1645, August 13.). Hiebei war die Sache des Erzstifts ganz außer dem Spiele gelassen; es wurde nicht in den Frieden eingeschlossen, sondern sein Schicksal von den Unterhandlungen abhängig gemacht, welche der Erzbischof mit den Schweden über seine Wiedereinsetzung anknüpfen würde.

Es war ein harter Schlag für den Erzbischof. Dennoch gab er die Sache nicht auf. Sein Befehlshaber Eggerich mußte sich in Bremervörde halten. Der schwedische Oberst Oettinger kam mit Truppen vor die Festung (März 1646), bald darauf Königsmark mit vielem Belagerungsgeschütz. Der Commandant Eggerich vertheidigte sich eine Zeitlang; er hoffte auf Entsatz durch kaiserliche Völker. Dieses schlug fehl, ebenso die Unterhandlungen, welche der Erzbischof mit den Schweden direct anknüpfte. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht und Alles zu einem Gewaltangriff bereit sah, übergab er Bremervörde (April 5.) unter ehrenvollen Bedingungen.

Das waren die letzten kriegerischen Ereignisse, welche in unserer Provinz während des dreißigjährigen Krieges vorfielen. Sie blieb von nun an in der Gewalt der Schweden, denen sie im Friedensschluß von Osnabrück und Münster als weltliches Herzogthum endgültig zugesprochen wurde.



